Der Völkerkrieg

Meiner

Zu Weihnachten 1915 von Else

Der Völkerkrieg

Phot. E. Bieber, Berlin

Generalfeldmarschall Paul von Beneckendorf
und von Hindenburg

HMod
V8738

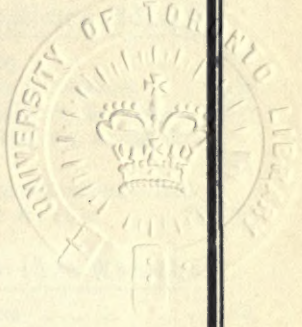
Der Völkerkrieg

Eine Chronik der Ereignisse seit dem 1. Juli 1914

Herausgegeben von

C. H. Baer

Zweiter Band



565257
2. 7. 53

Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart

American copyright 1914 by Julius Hoffmann, Stuttgart
Druck der Hoffmannschen Buchdruckerei, Felix Krais, Stuttgart

Inhalts-Uebersicht des zweiten Bandes

Der Ansturm der russischen Heeresmassen gegen Oesterreich

Seite

Gesamtüberblick über die Kämpfe . . . 1—5
Die österreichisch-ungarischen Heerführer . 3
Die ersten Operationen der Armee Dankl 5—9
Die russische Offensive und die österreich-ungarische Gegenoffensive 5
Die Schlacht bei Krasnik 5
Die Riesenschlachten in Russisch-Polen und Galizien . . . . . 9—19
Die letzten Grenzgefechte 9
Die Schlacht von Zamosc und Komarow . 10
Das weitere Vordringen der Armee Dankl 13
Die erste Schlacht in Ostgalizien . . . 14
Die Räumung Lembergs 15
Die zweite Schlacht in Ostgalizien . . . 17
Das russische Spionagesystem 19
Der österreichische Rückmarsch 20
Episoden aus den österreichisch-ungarischen Kämpfen gegen Rußland . . . . . 21—32
Drei Helden 22
Rückblicke. Von Roda Roda 24
Kleine Bilder aus dem großen Krieg. Von Ludwig Bauer 25

Der Einbruch der Russen in Nordostdeutschland

Der russische Feind. Von Graf A. von Monts . . . . . 33—35
Gesamtüberblick über die Kämpfe . . 36—41
Die amtlichen deutschen Meldungen . . . 36
Amtliche russische Meldungen 39
Die deutschen und russischen Führer in den ostpreußischen Kämpfen 40
Die Russen in Ostpreußen . . . . . 42—50
Der russische Einmarsch 42
Die Russen in den ostpreußischen Städten 44
Die Russengreuel in den ostpreußischen Dörfern 48
Die Schlacht bei Tannenberg . . . . 50—53
Niederlage und Flucht der russischen Wilnaarmee . . . . . 53—60
Die Schlacht von Allenburg—Nordenburg—Angerburg 53
Die Schlacht bei Lyck 55
Die Flucht der Russen aus Ostpreußen . 56
Die Befreiung von Tilsit 58
Nach den Schlachten 59
Russische Kriegführung . . . . . 61—63
Die geschändete Heimat. Von Fritz Reck-Malleczewen 63
Episoden aus den deutsch-russischen Kämpfen . . . . . 65—69

Rußland in der Zeit der ostpreußischen und galizischen Kämpfe

Besetzung russischer Grenzbezirke durch die Deutschen . . . . . 70—72
Die Deutschen in Russisch-Polen 70
Die deutsche Verwaltung im Gouvernement Suwalki 71
Rußlands innere Verhältnisse . . . 72—79
Hof und Regierung 72
Die öffentliche Meinung 73
Die Lage der Deutschen in Rußland . . 76
Die Gärung in den russischen Provinzen . 77
Die wirtschaftlichen Folgen des Kriegs für Rußland 78
Der Widerspruch des Panslawismus. Von Dr. Max Hildebert Boehm . . 79—80

Serbische und montenegrinische Vorstöße und ihre Abwehr

Gesamtüberblicke über die Kämpfe . . 81—86
Die Vernichtung der serbischen Timokdivision bei Mitrowitza 87
Die weiteren Einbruchsversuche der Serben 88
Der österreichisch-ungarische Vorstoß über Drina und Save 90
Der montegrinisch-serbische Einfall im östlichen Bosnien 92
Die Kämpfe um Cattaro 93
Serbische und montenegrinische Kriegsführung 95
Serbiens innere Lage . . . . . 97—98
Hof und Regierung 97
Die Beschaffung der Kriegsmittel . . . 97
Die Presse. / Die Aufstandsbewegung in Neuserbien 98

Die Entwicklung der Schlachtlinie im Westen bis zum Kanal

Gesamtüberblick über die Kämpfe . 99—106
Generalstabsmeldung 99
Personalveränderungen in den Armeekomandostellen 105
Die Schlachten an Marne und Aisne bis zur Beziehung der festen Stellungen 106—120
Die Marneschlacht 106
Der Kampf an der Aisnelinie 111

	Seite
Die befestigten Stellungen	114
Die Beschießung der Kathedrale von Reims	115
Das Rätsel des Deutschen Rückzugs	118
Die Operationen der Armee des Kronprinzen Rupprecht von Bayern	120—131
Die Kämpfe der Armee bis zum Rückzug von der Meurthe	120
Der Angriff auf die Sperrfortlinie	124
Die Folgen des Falls vom Camp des Romains	128
Bei den schweren Geschützen vor der Sperrfortlinie	129
Die Kämpfe der Armee des deutschen Kronprinzen	132—133
In den Vogesen und im Sundgau	133—137
Die Gefechte in den Vogesen	133
Die Kämpfe im Sundgau	134
Die Ausdehnung der Schlachtfront nach Norden	137—142
Die französischen Umgehungsversuche	137
Die Kämpfe um Arras	139
Die Einnahme von Lille und die Beziehung fester Stellungen	140
Episoden vom franz. Kriegsschauplatz	142—149
Der Kommandant von Les Ayvelles. Von Paul Schweder	142
Von der Marne. Aus Feldpostbriefen	144
Bayernstückchen	146
Extratouren	147
Das Echo von Antwerpen im Schützengraben	149
Die Belagerung von Antwerpen	149
Die vorbereitenden Operationen	149
Die Beschießung der Außenforts	152
Die Kämpfe auf der Westseite	154
Der Kampf um den Nethe-Abschnitt	155
Hinter der Front der deutschen Belagerungsarmee. Von Walter Oertel	157
Die Beschießung der Stadt und des inneren Fortgürtels	160
In Antwerpen während der Belagerung und Beschießung	161—164
Die Einnahme von Antwerpen	164—169
Die Uebergabe der Stadt und der Einzug der deutschen Truppen	164
Im eroberten Antwerpen. Nach Berichten von Augenzeugen	167
Die Flüchtlinge	169—173
Der Zusammenbruch der belgisch-englischen Armee	173—179
Die Flucht aus Antwerpen und die Entwaffnung belgischer und englischer Truppen in Holland	173
Die Besetzung von Ostende	174
Ostende. Zwei Tagebuchblätter von Luigi Barzini, deutsch von Henriette Zeis	176
Die Vereinigung der beiden westlichen Kriegsschauplätze	178
Deutsche Fürsten beim Westheer	179
Vom Großen Hauptquartier	180
Der Luftkrieg	182
Belgien unter deutscher Verwaltung	183—192
Die belgische Regierung in Le Havre	183
Die Haltung der Bevölkerung	184
Die ersten Aufgaben der deutschen Verwaltung	187
Kleine Meldungen	191

Das Ringen im Osten bis zur Neugruppierung der verbündeten Heere

Gesamtüberblick über die Kämpfe	193—203
Generalstabsmeldungen	193
Personalien	201
Die russischen Befestigungen in den deutsch-russischen Grenzgebieten	203
Die Kämpfe an der ostpreußischen Grenze	204—211
Die Reorganisation der russischen Armee	204
Die neue russische Offensive	205
Eine russische Kolonne in Lyck	208
Vom deutschen Grenzschutz im Nordosten	209
Das Vorgehen der deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen gegen Russisch-Polen	211—223
Die taktische Bedeutung des deutsch-österreichischen Vorgehens	211
Der erste Vormarsch auf Warschau	213
Warschau in Erwartung der Deutschen	214
Das Ringen um Warschau	217
Die Kämpfe vor Iwangorod	219
Der Rückzug der Verbündeten	220
Die Lage in den besetzten Teilen von Russisch-Polen	222
Die Festung Przemysl	223
Der west- und mittelgalizische Kriegsschauplatz	225—232
Die erste Belagerung von Przemysl	225
Kämpfe nach dem Entsatz von Przemysl	229
Die Russen als „Befreier" Galiziens	232—234
Die Kosaken in Galizien	232
Lemberg unter russischer Verwaltung	234
Die Russen in den Karpathen und in der Bukowina	235—241
Die österr.-ung. Gebirgsverteidigung	235
Der Einbruch der Russen in Ungarn	235
Die Russen in der Bukowina	239
Vom österreichisch-ungarischen Heer	242—246
Die innere Geschlossenheit der Armee	242
Die polnischen Legionen	244
Die Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz seit Mitte September 1914	246

Der Seekrieg bis Anfang November 1914

	Seite
Die Kämpfe in der Nordsee	249
Die Kämpfe in der Ostsee	257
Die Minen in Nord- und Ostsee	259—261
Amtliche Verkündigungen	259
Im Mittelmeer und in der Adria	262
Unsere Kreuzer in den überseeischen Gewässern	262—280
S. M. kleiner Kreuzer „Königsberg"	262
Die Streifzüge des kleinen Kreuzers „Emden"	264
Das Ende der „Emden"	267
Die deutschen Kreuzer „Scharnhorst", „Gneisenau", „Nürnberg" und „Leipzig" im Großen Ozean	270
Die Seeschlacht bei Santa Maria	273
S. M. kleiner Kreuzer „Karlsruhe"	278
Die deutschen Hilfskreuzer	280

Der Krieg im fernen Osten

Japan und der Krieg	281—284
Die Teilnahme Japans am Weltkrieg	281
Die Kriegssitzung des japanischen Parlaments	282
Der Kampf um Tsingtau	284—294
Vorbereitungen für die Belagerung	284
Die Eröffnung der Feindseligkeiten	268
Englischer Gesamtbericht über die Belagerung	287
Ein deutscher Bericht über die Belagerung von Tsingtau	289
In einem Tsingtauer Infanteriewerk	291
Die Seekämpfe vor Tsingtau	292
Die Uebergabe von Tsingtau	293

Der Krieg in den deutschen Schutzgebieten bis Anfang November 1914

Deutsch-Ostafrika	295—301
Amtliche Meldungen und private Mitteilungen	296
Deutsch-Südwestafrika. Amtliche Meldungen und private Mitteilungen	301—305
Kamerun und Kongogebiet. Amtliche Meldungen und private Mitteilungen	305—313
Togo	314—316
In der Südsee	317—320
Deutsch-Neuguinea	317
Inselgebiet	318
Samoa	320

Karten

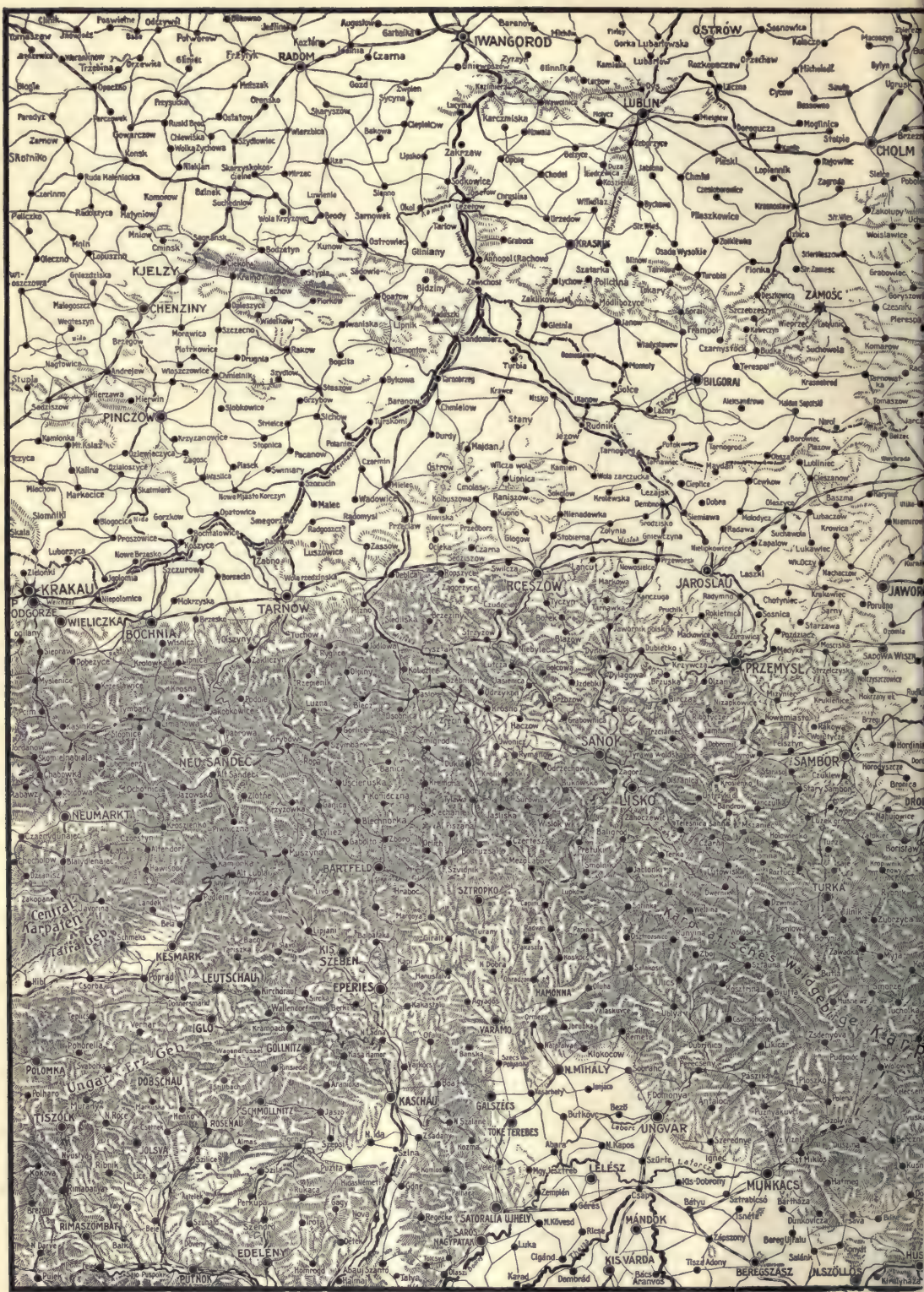
Übersichtskarte zu den Schlachten in Russisch-Polen und Galizien	1
Übersichtskarte für die deutsch-russischen Kämpfe an der Nordostgrenze	32
Übersichtskarte über West-Serbien und Montenegro	83
Übersichtskarte der Befestigungslinie Verdun-Toul-Epinal	123
Übersichtskarte von Belgien und Nordfrankreich	136
Übersichtskarte der Festung Antwerpen	151
Übersichtskarte der Festung Przemysl	224
Übersichtskarte der Karpathen für die ersten Einfälle der Russen	237
Skizze über den Verlauf der Seeschlacht bei Santa Maria	275
Das deutsche Pachtgebiet von Kiautschou	287
Übersichtskarte von Deutsch-Ostafrika	297
Übersichtskarte von Deutsch-Südwestafrika	303
Übersichtskarte von Kamerun	307
Übersichtskarte von Togo	314

Abbildungen

Generaloberst v. Beneckendorff und v. Hindenburg	Titelbild
General v. Auffenberg	4
General v. Dankl	4
Eroberte russische Feldgeschütze in Wien	4
Fahnenweihe des Honved-Regiments in Budapest	5
Österr.-ung. Dragoner-Patrouille in Galizien	5
Abschied von Honved-Truppen	12
Rückkehr leichtverwundeter Honved-Truppen	12
Österr.-ung. Dragoner färben Schimmel	13
Gefangene Spione auf dem Transport	13
Erzherzog Friedrich von Oesterreich	16
Generalmajor Ludendorff	36

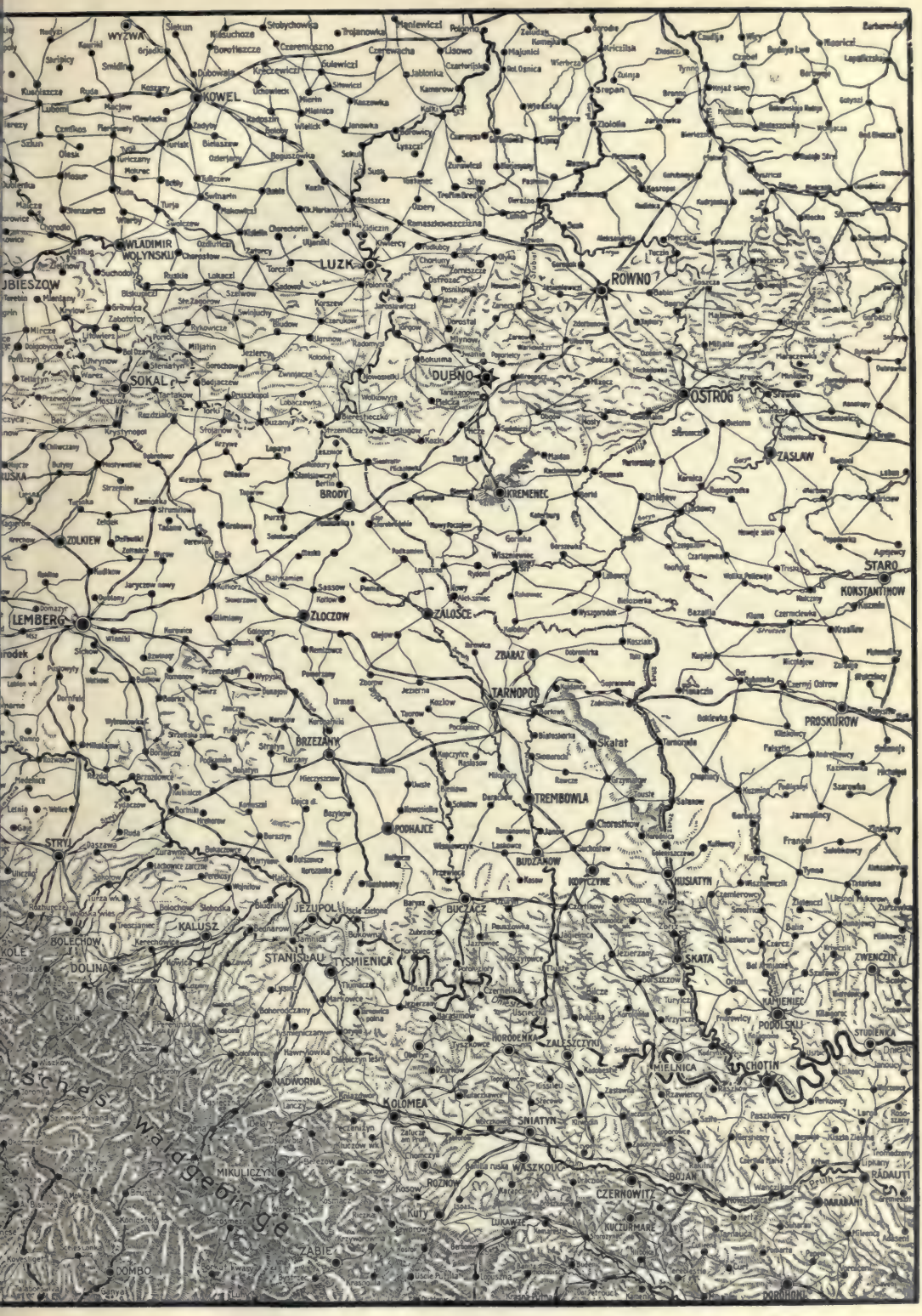
	Seite
General v. Mackensen	36
Russische Gefangene aus der Schlacht bei Hohenstein	36
Straße aus dem von den Russen zerstörten Hohenstein	37
Der Mispelsee bei Hohenstein	37
Aus dem zerstörten Soldau	44
Blick auf die masurischen Seen	44
Erbeutete russische Feldküche	45
Ostpreußische Landbevölkerung auf der Flucht	45
Russische Artillerieoffiziere im Feldlager	64
Wachkommando deutscher Landsturmleute in Strohmieten	64
Aus einem deutschen Kriegslager an der russischen Grenze	65
Aufräumungsarbeiten in der evangelischen Kirche zu Soldau	65
Ein Fesselballon meldet dem Generalkommando in Ostpreußen	68
Beschießung eines feindlichen Flugzeuges	68
Erbeutete russische Maschinengewehre	69
Eine erbeutete russische Feldküche	69
Großfürst Nikolai Nikolajewitsch	76
Paul v. Rennenkampf, Kommandeur der Wilnaarmee	77
Sasonoff, Russischer Minister des Aeußeren	77
Grigorowitsch, Russischer Marineminister	77
Suchomlinoff, Russischer Kriegsminister	77
Die 25 Kommandanten der serbischen Armee	80
Kronprinz Alexander von Serbien	80
Eine serbische Batterie in Feuerstellung	81
Serbische Landwehr	81
Generalleutnant v. Stein	100
Generalmajor Werner v. Voigts-Rhetz	100
General Karl v. Einem	100
Aus dem zerstörten Hattonville	101
Munitionskolonne in dem zerstörten Domêvre	101
Prinz Leopold von Bayern besucht das 3. bayrische Armeekorps	108
Der deutsche Kronprinz begrüßt bayrische Offiziere	108
Feldlager deutscher Truppen in Frankreich	109
Feldschmiede und Pferdeschuppen bei Chaillon	109
Zerstörter Panzerturm der Festung Maubeuge	112
Schwere österr.-ung. Motor-Mörserbatterie	112
Deutsche Artillerie fährt durch Charpentry	113
Zerstörtes Franktireurdorf an der Meurthe	113
Feldküche in einem Park bei St. Mihiel	128
Schweres deutsches Geschütz bei St. Mihiel	128
Schwadron bayerischer Chevauxlegers	129
Schwere Lokomobile zum Transport der großen Mörser	129
Vorposten französischer Marinesoldaten	148
Englische Infanterie vor Antwerpen mit Maschinengewehr	148
Belgische Munitionswagen mit Hundebespannung	149
Belgische Sanitätstruppen mit Sanitätshunden	149
General v. Beseler	152
Belgische Kavalleristen auf Vorposten	156
Deutsche Feldwache vor Antwerpen	156
Belgische Artillerie vor Antwerpen	157
Belgische Infanterie bei der gesprengten Brücke von Hamme	157
Der Brand der Petroleumlager Antwerpens	160
Blick auf einen Teil von Antwerpen	160
Forts von Antwerpen nach der Beschießung	161
Fort de Ertbrand von Antwerpen	161
Belgische Kanonen werden nach Deutschland gebracht	164
Einmarsch der deutschen Marine-Division in Antwerpen	164
Deutsche Maschinengewehre auf einem Dach	165
Deutsche Soldaten schießen aus einem Automobil	165
Die Bevölkerung von Antwerpen auf der Flucht	172
Belgische Flüchtlinge in Holland	172
Belgische Gefangene aus Antwerpen	173
Ausrüstungsstücke von flüchtenden Soldaten	173
Deutsche Truppen besetzen Blankenberghe	176
Blick auf den Hafen von Ostende	176
Automobilkolonne in Lüttich	177
Wiederherstellung eines gesprengten Eisenbahntunnels	177
Generalleutnant v. Morgen	200
General v. François	200
General v. Woyrsch	200
Auf der Flucht vor den Russen verunglückt	201
Österreichischer Landsturm im Schützengraben	201
Aufstieg eines Fesselballons in Polen	208
Aufrichten eines Fontanamastes in Polen	208
Deutsche Trainkolonne auf dem Marsch	209
Deutsche Proviantkolonne auf dem Marsch	209
Feldmarschalleutnant v. Kusmanek	224
General Svetozar v. Boroevic v. Bojna	224
Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Josef in Przemysl	224
Abtransport gefangener Russen	225
Beerdigung gefallener Soldaten	225
Österr.-ung. Truppen bei Hermanovice	232
Reservelager des 11. österr.-ung. Korps	232
Von den österr.-ung. Truppen gefangene Russen	233
Vergraben von Pferdekadavern in Galizien	233
Lager österr.-ung. Infanterie	240
Erdhöhlen der Tiroler Landesschützen in Galizien	240
Österr.-ung. Ulanenvorhut während einer Rast	241
Österr.-ung. Infanterie hinter einer Deckung	241
Polnische Legionäre in Schützengräben	244
Offiziere der Polnischen Legion	244
Österr.-ung. Infanterie	245

	Seite
Freiwillige polnische Jungschützen	245
Kapitän zur See Meyer-Waldeck	248
Kapitänleutnant Otto Weddigen	248
Fregattenkapitän Karl v. Müller	248
Der englische Panzerkreuzer „Aboukir“	249
Das deutsche Unterseeboot „U 9“	249
S. M. großer Kreuzer „York“	256
Das englische Unterseeboot „D 5“	256
Der englische Überdreadnought „Audacious“	257
Der englische Panzerkreuzer „Good Hope“	257
Vizeadmiral Graf v. Spee	264
Englische Torpedobootszerstörer-Flotille	265
S. M. kleiner Kreuzer „Emden“	265
S. M. großer Kreuzer „Scharnhorst“	272
S. M. großer Kreuzer „Gneisenau“	272
S. M. kleiner Kreuzer „Nürnberg“	273
S. M. kleiner Kreuzer „Leipzig“	273
Fregattenkapitän Erich Köhler	280
S. M. kleiner Kreuzer „Karlsruhe“	280
Deutsche Soldaten auf den Befestigungen von Tsingtau	281
Deutsche berittene Marinetruppen in Tsingtau	281
Japanische Infanterie im Schützengraben	288
Japanische Infanterie beim Gewehrreinigen	288
Eine Batterie Feldgeschütze in Kamerun	289
Japanische Maschinengewehre beim Feuern	289
„Lindi“ in Deutsch-Ostafrika	296
Daressalam, die Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika	296
Tanga in Deutsch-Ostafrika	296
Die Königin-Mutter von Bamum in Kamerun	297
Geschütz in Deutsch-Südwestafrika	297
Swakopmund in Deutsch-Südwestafrika	304
Magazine in Windhuk	304
Windhuk in Deutsch-Südwestafrika	304
Patrouille im Swakop-Revier	304
Pferde auf Weide in Johann-Albrechtshöhe	304
Tränken der Pferde in Kaisis	305
Lager einer Batterie in Seeis	305
Lastkamele der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika	305
Das Kamelreiterkorps in Deutsch-Südwestafrika	305
Soldat der deutschen Schutztruppe zu Pferde	312
Deutsche Schutztruppe im Gefecht	312
Im Kasernenhof zu Daressalam	313
Eingeborene auf der Otavi-Bahn	313



„Der Völkerkrieg“

n Russisch-Polen und Galizien



60 70 80 90 Kilometer

Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart

Der Ansturm der russischen Heeresmassen gegen Oesterreich

Gesamtüberblick über die Kämpfe

Amtliche Meldungen und Mitteilungen aus dem k. u. k. Kriegspressequartier

22. August.

In Tomaszow wurde eine feindliche Truppendivision überfallen: zwei Kosakenregimenter und eines ihrer Ulanenregimenter mußten flüchten. Der Angriff einer russischen Kavalleriedivision ist zusammengebrochen. Eine ihrer Brigaden wurde bei Turynka vernichtet, die andere bei Kamionka-Strumilowa sehr stark mitgenommen.

Unsere Flieger erzielten in außerordentlich kühnen Leistungen, die sie tief in russisches Gebiet hineinführten, vorzügliche Aufklärungsresultate. Sie riefen durch Abwerfen von Bomben große Verwirrung in feindlichen Lagern und Trains hervor.

25. August.

Unsere Truppen dringen beiderseits der Weichsel unaufhaltsam vor. Westlich des Flusses überschritten unsere Kräfte im Anschluß an die deutschen Verbündeten unter kleinen Kämpfen bei Lysagora und erreichten am 24. August den Abschnitt des Kamiennaflusses zwischen Kielze und Radom. Oestlich der Weichsel warfen unsere siegreich vordringenden Kräfte am 23. August bei Krasnik auf dem Wege nach Lublin eine starke Gruppe von zwei russischen Korps zurück. Ueber tausend Russen, darunter viele Offiziere, fielen unverwundet in unsere Hände. Eine Anzahl Fahnen, Maschinengewehre und Geschütze wurden erbeutet.

Ein Vorstoß von 20 000 Russen gegen die Grenze der Bukowina wurde bei Nowosielitza vollständig zurückgeschlagen. Den Feinden wurden mehrere hundert Gefangene abgenommen. In überstürztem Rückzug ließen sie auf dem Kampfplatz viele Kriegsgeräte zurück.

26. August.

Die dreitägige Schlacht bei Krasnik endete mit einem völligen Sieg unserer Truppen. Die Russen wurden auf der ganzen, etwa 70 km breiten Front geworfen und haben fluchtartig den Rückzug gegen Lublin angetreten. Nach den neuesten Nachrichten haben unsere Truppen in den Kämpfen um Krasnik über 6000 Gefangene gemacht und drei Fahnen, 28 Geschütze und viele Maschinengewehre erbeutet. Gefangen genommene russische Offiziere, die den Feldzug gegen Japan mitgemacht haben, sagten übereinstimmend aus, daß die Angriffe unserer Streitkräfte viel stürmischer seien als diejenigen der Japaner.

In Lemberg traf gestern der erste größere Transport Russen, die in den Grenzgefechten gefangen worden waren, unter dem Jubel der Bevölkerung ein, der sich noch steigerte, als im Zuge mehrere Maschinengewehre sichtbar wurden. Aus allen Meldungen geht übereinstimmend hervor, daß die Russen in ihrer barbarischen Kriegsweise auf eigenem und fremdem Gebiet alles verwüsteten, Dörfer und Gehöfte schonungslos in Brand steckten und mit diesem Verfahren allen völkerrechtlichen Vereinbarungen geradezu hohnsprachen. Diese Methode vermag unser Vorrücken nicht aufzuhalten, bewirkt aber allenthalben, daß uns die bedrängte Bevölkerung nicht nur in rein polnischen Gebieten als Befreier aus barbarischer Willkür begrüßt.

Als die Nachricht von dem großen Erfolge unserer Waffen bei Krasnik im stationierten Kriegspressequartier bekannt wurde, bemächtigte sich aller eine freudige Begeisterung.

Man zog in dichten Scharen vor den Kommandositz und verlangte stürmisch die Offiziere zu sehen. Der Kommandant gab den Inhalt der Siegesbotschaft in einer Ansprache bekannt, die mit Jubelrufen und der Volkshymne aufgenommen wurde.

Der Armeekommandant, General der Kavallerie v. Dankl, hat an seine Truppen folgenden Armeebefehl erlassen: „Die Armee hat am 23. und 24. August in der Schlacht von Krasnik, Polichna und Goray ihre Feuertaufe glänzend bestanden. Alle Korps haben dank dem todesmutigen Verhalten der Truppen den Feind zu einem fluchtartigen Rückzug gezwungen. Aus ganzem Herzen danke ich allen Angehörigen der Armee für die unserem Allerhöchsten heißgeliebten obersten Kriegsherrn und dem Vaterlande geleisteten Dienste. Aber auch Wehmut erfüllt unser Herz: viele Kameraden haben den Tod auf dem Felde der Ehre gefunden. Ihrer gedenken wir in dieser erhabenen Stunde. Noch stehen uns schwere Kämpfe und Mühen bevor. Die brave Armee — ich bin dessen sicher — wird sie alle überwinden."

27. August.

Seit dem 26. August haben sich zwischen den österreichisch-ungarischen und den russischen Truppen Kämpfe entwickelt, die augenblicklich auf dem ganzen Raum zwischen der Weichsel und dem Dnjestr stattfinden.

30. August.

Die Schlachten auf dem russischen Kriegsschauplatze dauern mit ungeminderter Heftigkeit fort. Oestlich der trotz mehrfach befestigter Stellung des Feindes unaufhaltsam gegen Lublin vordringenden Armee Dankl haben die zwischen Bug und Wieprz vorgeführten eigenen Kräfte am 26. August den Angriff auf die aus dem Raume von Cholm entgegengerückte starke russische Armee begonnen. Hieraus entwickelten sich nach der Schlacht bei Krasnik weitere hartnäckige, für unsere angriffsfreudigen Truppen siegreiche Kämpfe bei Zamosc sowie nördlich und östlich von Tomaszow, in die am 28. August aus dem Raume von Belz eine nun gleichfalls auf russischem Boden vordringende eigene Gruppe erfolgreich eingriff. In diesen Kämpfen wurden ebenso wie in den Schlachten von Krasnik Tausende von Gefangenen gemacht.

In Ostgalizien behaupten sich unsere Truppen mit hervorragender Bravour und Zähigkeit gegen sehr starke, überlegene feindliche Kräfte.

Der stellv. Generalstabschef: v. Höfer, Generalmajor.

1. September.

Die einwöchige erbitterte Schlacht im Rahmen Zamosc-Tyszowce führte zum vollständigen Siege der Armee Auffenberg. Scharen von Gefangenen und bisher 160 Geschütze wurden erbeutet. Die Russen befinden sich im Rückzuge über den Bug. Auch bei der Armee Dankl, die nun Lublin angreift, sind ununterbrochen Erfolge zu verzeichnen. Im Osten Galiziens ist Lemberg noch in unserem Besitz. Gleichwohl ist dort die Lage gegenüber dem überlegenen russischen Vorstoß sehr schwierig. v. Höfer.

2. September.

Die Zahl der Gefangenen, die die österreichisch-ungarischen Truppen in der großen Schlacht gemacht haben, beläuft sich auf 50 000, die der erbeuteten Geschütze auf 200.

6. September.

Am 3. September beschossen die Russen die in weitem Umkreis um Lemberg errichteten Erdwerke. Unsere Truppen waren jedoch bereits abgezogen, um die offene Stadt vor einer Beschießung zu bewahren, und weil auch Offensivrücksichten dafür sprachen, Lemberg dem Feinde ohne Kampf zu überlassen. Das Bombardement hat sich sonach nur gegen unverteidigte Stellungen gerichtet.

Die Armee Dankl ist neuerdings in heftigem Kampfe. Der Feind führte gegen sie namhafte Verstärkungen mit der Bahn heran. In diesen Gefechten zeichnete sich be-

sonders die Truppe des Feldmarschalleutnants Kestranek aus, die einen starken Angriff der Russen blutig abwies und hierbei weitere 600 Gefangene einbrachte. Sonst herrscht auf dem Kriegsschauplatz, soweit bekannt, verhältnismäßig Ruhe.

8. September.

Im Raum von Lemberg hat eine neue Schlacht begonnen.

10. September.

Kaiser Franz Joseph verlieh dem General der Infanterie Moritz Ritter v. Auffenberg und dem General der Kavallerie Viktor Dankl, die ihre heldenmütigen Truppen bei Komarow und Krasnik zum Siege führten, das Großkreuz des Leopoldsordens mit der Kriegsdekoration.

12. September.

In der Schlacht bei Lemberg gelang es unsern an und südlich der Grodeker Chaussee angesetzten Streitkräften, den Feind nach fünftägigem hartem Ringen zurückzudrängen, an 10 000 Gefangene zu machen und zahlreiche Geschütze zu erbeuten.

Dieser Erfolg konnte jedoch nicht voll ausgenützt werden, da unser Nordflügel bei Rawaruska von großer Uebermacht bedroht ist und überdies neue russische Kräfte sowohl gegen die Armee Dankl als auch in den Raum zwischen dieser Armee und dem Schlachtfelde von Lemberg vordrangen.

Angesichts der sehr bedeutenden Ueberlegenheit des Feindes war es geboten, unsere schon seit drei Wochen fast ununterbrochen heldenmütig kämpfenden Armeen in einem guten Abschnitt zu versammeln und für weitere Operationen bereitzustellen. v. Höfer.

14. September.

Der Armeekommandant Dankl hat folgenden Armeebefehl erlassen: „Die brave Armee hat eine außerordentlich schwierige Operation glänzend erledigt. Bei Krasnik und vor Lublin habt Ihr die Russen entscheidend geschlagen, dann kämpftet Ihr zwei Wochen hindurch Tag und Nacht mit dem in festungsähnlichen Stellungen stehenden Feind und habt seine ungezählten Angriffe stets erfolgreich abgewiesen. Nachdem die Russen sich täglich verstärkt hatten und schließlich mindestens doppelt so stark als wir waren, haben wir unsere Angriffe freiwillig zurückgestellt, um Schulter an Schulter mit unsern übrigen Armeen, die sich uns anschließen, weiterzukämpfen. Auch der Marsch durch Sümpfe und Wälder hat ungeheure Anforderungen an Euch gestellt. Aber auch diese Sache ist, dank Eurer Ausdauer und Zähigkeit gelungen. Die Russen haben kaum gewagt, Eure Märsche zu stören und so steht denn die unbesiegte erste Armee heute in dem ihr anbefohlenen Raum. Ich danke allen Angehörigen meiner heldenmütigen ersten Armee für das, was sie bisher in jeder Richtung Hervorragendes geleistet hat. Der Krieg stellte bisher große Anforderungen. Sie werden auch in Zukunft nicht kleiner werden. Aber Ihr Soldaten der ersten Armee, Ihr werdet sie alle standhaft und erfolgreich überwinden, zum Wohle des Vaterlandes und zum Ruhme Seiner Majestät unseres erhabenen Kaisers und Königs."

Die österreichisch-ungarischen Heerführer gegen Rußland

Der Armeeoberkommandant ist wie auf dem serbisch-montenegrinischen Kriegsschauplatz auch gegen Rußland Erzherzog Friedrich; die Führung der einzelnen Armeen war dem General der Infanterie Moritz Ritter von Auffenberg und dem General der Kavallerie Viktor von Dankl anvertraut worden. Von den übrigen Heerführern werden in den amtlichen Meldungen und in den Schlachtberichten auch Erzherzog Josef Ferdinand und General der Infanterie Svetozar von Boroevic mit Anerkennung genannt.

General d. Inf. Moritz Ritter v. Auffenberg, einer der Vertrauten des ermordeten

Erzherzogs Franz Ferdinand, wurde 1852 zu Troppau geboren, 1871 aus der Theresianischen Militärakademie als Leutnant in das 28. Infanterieregiment eingestellt und 1877 nach Absolvierung der Kriegsschule als Oberleutnant dem Generalstab zugeteilt. Er machte 1878 den Okkupationsfeldzug in Bosnien mit, stand später bei den Generalkommandos in Pest und Lemberg, war tätig beim militärgeographischen Institut und im Eisenbahnbureau, wurde 1890 Generalstabsoffizier der 28. Truppendivision in Laibach, 1892 Oberst und Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 96, 1900 Brigadekommandeur in Raab, 1905 Feldmarschalleutnant und Divisionskommandeur in Agram, von wo er ins Kriegsministerium berufen wurde. 1909 wurde Ritter v. Auffenberg zum kommandierenden General des 15. Armeekorps in Serajewo ernannt, wo er zum General der Infanterie aufrückte und den Titel Wirkl. Geheimrat erhielt. Seinem Ruf als Organisator und Verwalter, seiner umfassenden Bildung und seiner bedeutenden Rednergabe verdankte er es, daß er im September 1911 zum österreichisch-ungarischen Kriegsminister ernannt worden ist. Während seiner Amtstätigkeit als Kriegsminister hat Auffenberg namentlich die Feldartillerie wesentlich vermehrt und die schweren Haubitzdivisionen geschaffen, die sich jetzt vor Namur so vorzüglich bewährt haben; auch die technischen Truppen wurden neu eingerichtet. Das Kriegsflugwesen, als dessen Begründer in der österreichisch-ungarischen Armee Auffenberg gelten kann, hat er besonders gefördert. Nach seinem Rücktritt vom Kriegsministerium im Dezember 1912 war er wieder als Korpskommandeur tätig; beim Ausbruch des Krieges wurde er an die Spitze einer der österreichischen Armeen gestellt, die gegen Rußland operieren sollten.

General der Kavallerie Viktor v. Dankl, der die in das Gouvernement Lublin eingedrungene österreichische Armee befehligt, war bis vor kurzem Kommandant des 14. Korps und Landesverteidigungskommandant von Tirol und Vorarlberg. Geboren 1854, wurde Dankl 1874 aus der Wiener-Neustädter Militärakademie als Leutnant zum 3. Dragonerregiment ausgemustert und nach Absolvierung der Kriegsschule dem Generalstabe zugeteilt; er war später Stabschef einer Kavalleriedivision und Generalstabschef des 13. Korps und fungierte von 1899 bis 1903 als Chef des Direktionsbureaus des Generalstabs. In der Generalcharge wirkte Dankl als Kommandant der 66. und später der 16. Infanteriebrigade und wurde zu Beginn des Jahres 1912 als Kommandant der 36. Infanteriedivision in Agram zum Korpskommandanten und kommandierenden General in Innsbruck ernannt. Als Führer der 36. Infanteriedivision hat er sich bei den großen Armeemanövern, die 1908 bei Veszprim stattfanden, durch besondere Initiative hervorgetan; er faßte in schwieriger Lage einen der Disposition seines Armeekommandanten entgegengesetzten, jedoch sehr zweckentsprechenden Entschluß, der für die weiteren Ereignisse von günstigstem Einflusse war.

Erzherzog Josef Ferdinand, der durch sein energisches Eingreifen zum siegreichen Ausgang der Schlachten in Galizien wesentlich beigetragen hat, ist ein Sohn des verstorbenen Großherzogs Ferdinand von Toskana, wurde 1872 in Salzburg geboren und genoß eine sorgfältige militärische Ausbildung. Nachdem er zuerst den Feldzeugmeister Freiherrn von Teuffenbach zum Erzieher gehabt, besuchte er die Militäroberrealschule und dann die Wiener-Neustädter Militärakademie. Von da als Leutnant zum Tiroler Kaiserjägerregiment ausgemustert, wurde er im Dezember 1893 in gleicher Eigenschaft zum 93. Infanterieregiment versetzt und 1894 zum Oberleutnant befördert. Später besuchte er die Kriegsschule. 1897 wurde er Hauptmann im 17. Infanterieregiment. Sieben Jahre später finden wir ihn als Obersten und Inhaber des 45. Infanterieregiments. 1908 wurde er Generalmajor und Kommandant der 5. Infanteriebrigade in Linz und 1911 Feldmarschalleutnant und Kommandant der 3. Infanteriedivision, gleichfalls in Linz. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges war er zum Nachfolger des mit einem Armeekommando bekleideten Generals Dankl zum Kommandanten des 14. Korps und Landesverteidigungskommandanten in Tirol ernannt worden, von wo er dann auf den Kriegsschauplatz berufen wurde.

Der Erzherzog ist auch als kühner Luftschiffer bekannt. Im April 1913 errang er mit dem Ballon „Hohensalzburg" bei der vom Oesterreichischen Aeroklub veranstalteten Fuchsballonfahrt den ersten Preis.

Neben Erzherzog Josef Ferdinand hat sich in der Armee Auffenberg der General d. Inf. Svetozar v. Boroevic v. Bojna besondere Verdienste erworben. Im Jahre 1856 zu

General d. Infanterie Moritz Ritter von Auffenberg

General d. Kavallerie Victor von Dankl

Phot. Eugen Schöfer, Wien

Phot. Phototek, Berlin

Von den österreichisch-ungarischen Truppen eroberte russische Feldgeschütze in Wien

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Fahnenweihe des ersten Honved-Infanterie-Regiments in Budapest

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Österreichisch-ungarische Dragoner-Patrouille in Galizien während der Rast

Umekic in Kroatien geboren, wurde er im Günser Obererziehungshause ausgebildet, diente dann zunächst im 52. Infanterieregiment und erwarb sich im bosnischen Okkupationsfeldzuge 1878 das Militärverdienstkreuz. Nachdem er die Kriegsschule absolviert hatte, wurde er dem Generalstab zugeteilt. Vier Jahre, 1887 bis 1891, wirkte Boroevic als Lehrer der Taktik und Heeresorganisation an der Wiener-Neustädter Militärakademie. 1892 avancierte er zum Major und Generalstabschef einer Infanteriedivision, 1895 zum Oberstleutnant, 1897 zum Obersten. In den Jahren 1898 bis 1904 fungierte er als Generalstabschef beim 8. Korps in Prag. Am 1. Mai 1904 wurde er Generalmajor und Kommandant der 14. Infanteriebrigade in Peterwardein, 1907 Kommandant des Agramer Landwehrdistrikts Nr. 7, 1908 Feldmarschalleutnant, 1912 kommandierender General des 6. Korps in Kaschau, 1913 Geheimer Rat und General der Infanterie, im Dezember 1913 Inhaber des 51. Infanterieregiments.

Die ersten Operationen der Armee Dankl

Die russische Offensive und die österreichisch-ungarische Gegenoffensive

Deutschland war gezwungen, in den ersten Wochen des Kriegs seine volle Aufmerksamkeit nach Westen zu richten, wo ihm sofort ein ebenbürtiger Gegner gegenüberstand; die österreichisch-ungarische Wehrmacht aber blieb an Stärke weit hinter den gegen sie aufgestellten russischen Truppen zurück. So mußte Rußland auf allen Kriegsschauplätzen die Offensive überlassen werden.

Daß der russische Angriff so rasch und mit voller Wucht erfolgen konnte, läßt sich nur dadurch erklären, daß Rußland mindestens schon seit dem Mai des Jahres begonnen haben muß, sein Heer kriegsbereit zu machen. Dafür spricht auch das Auftauchen von Truppen aus Asien, sogar aus Ostsibirien, mit denen die Oesterreicher gleich zu Anfang ins Gefecht gekommen sind. Da Präsident Poincaré in einem Handschreiben an den Zaren um eine energische russische Offensive gebeten hatte, ließ diese nicht lange auf sich warten. Sie erfolgte etwa gleichzeitig in Ostpreußen und in Polen-Galizien.

Der Hauptstoß wurde gegen Oesterreich-Ungarn geführt. In mehreren Kolonnen drangen die Russen vor, während sich in ihrem Rücken etwa zwanzig Armeekorps erster Linie und dreizehn Reservekorps sammelten. An der Stelle jedoch, wo der feindliche Angriff am gefährlichsten werden konnte, nämlich in der Richtung auf Krakau und weiter gegen Schlesien, ergriffen die österreichisch-ungarischen Truppen unter General Dankl eine kräftige Gegenoffensive und drangen siegreich in russisches Gebiet ein.

Die Schlacht bei Krasnik

Der erste Zusammenstoß der beiden feindlichen Heere hat mit dem Sieg der österreichisch-ungarischen Waffen geendet: in der dreitägigen Schlacht bei Krasnik vom 23. bis 25. August wurde eine ganze russische Armeegruppe in der Stärke von mindestens fünf Armeekorps, also ungefähr 250 000 Mann, von der Danklschen Armee geschlagen. Die Schlachtfront hatte eine Ausdehnung von über 70 Kilometern und reichte von Josefow an der Weichsel über Krasnik bis Turobin.

Wertvollen Aufklärungsdienst leistete der österreichisch-ungarischen Armee das Luftschiff Schütte-Lanz, das kurz vor der Schlacht bei Krasnik einen längeren Erkundigungsflug unternommen hatte. Der Korrespondent der Wiener „Neuen Freien Presse" berichtet über diese Fahrt interessante Einzelheiten: „Das Militärluftschiff „Schütte-Lanz", von Ingenieur Schütte entworfen und in der Lanzschen Fabrik zu Mannheim erbaut, stieg am 22. August aus seiner schlesischen Station auf und absolvierte eine Fahrt von nahezu tausend Kilometern über feindliches Gebiet. Der Flug führte über Czenstochau und Kielce nach Osten südlich der Festung Iwangorod und südlich von Lublin, weiter bis in das österreichisch-ungarische Hauptquartier.

Dreimal kam das Luftſchiff in feindliches Feuer, ohne Schaden zu nehmen. Es war um 6 Uhr morgens aufgeſtiegen und hatte 13 Stunden in der Luft verbracht, meiſt in einer Höhe von 2000 Metern, um dem Infanteriefeuer zu entgehen. In der Gegend von Iwangorod geriet der Ballon in wahre Garben von Gewehrgeſchoſſen. Südöſtlich von Lublin erhielt er Infanterie- und Artilleriefeuer aus beiden Flanken gleichzeitig. 25 Gewehrgeſchoſſe durchbohrten die hinteren Gaszellen; auch von den vorderen Teilen und an der Gondel prallten Geſchoſſe ab. Die ruſſiſchen Schrapnells hingegen verfehlten glücklicherweiſe ihr Ziel und explodierten ſämtlich weit weg vom Ballon. Trotzdem flog ein Sprengſtück in die Gondel, ohne jedoch Schaden anzurichten. Die Verletzungen der Ballonhülle wurden während der Fahrt ausgebeſſert; ſo erreichte der Ballon mit einigem Gasverluſt glücklich ſein Ziel, das öſterreichiſch-ungariſche Hauptquartier, wo der Kommandant zahlreiche wichtige Beobachtungen melden konnte.

Die Beſatzung war unverletzt geblieben. Sie fand im Hauptquartier enthuſiaſtiſche Aufnahme. Dort lag der hellgraue Ballon bis zum 23. Auguſt abends. Er iſt kleiner als die Zeppelinballons, aber ebenfalls ſtarren Syſtems. Er ergänzte ſeine Gasfüllung und trat dann die Rückfahrt an. Es hat ſich gezeigt, daß Infanteriegeſchoſſe den Ballon noch in einer Höhe von 2000 Metern erreichen können, doch vermögen ſie den Blechboden der Gondel dann nicht mehr zu durchſchlagen.

Auch aus dieſer außerordentlichen Höhe konnte der Ballonführer dank dem herrlich klaren Wetter alle wiſſenswerten Details der Kommunikationen und der Truppenverteilung erſpähen."

Im Vormarſch hatte die öſterreichiſch-ungariſche Armee teilweiſe noch im eigenen Lande zunächſt das verſumpfte Gebiet des unteren San und des bei Ulanow in den San mündenden Grenzfluſſes Tanew zu paſſieren. Nördlich davon erſtreckt ſich auf ruſſiſchem Gebiet eine etwa hundert Kilometer breite und in der Marſchrichtung bis zu zwanzig Kilometer tiefe Waldzone. In ſeiner ganzen Ausdehnung iſt dieſer Wald von Moräſten ſowie verſumpften Waſſeradern durchzogen, und wegen der geringen Anzahl von Verbindungswegen für größere Truppenkolonnen mit Artillerie und Trains nicht leicht paſſierbar. Das Gelände weiſt zwar nur mäßige Erhebungen auf, iſt aber dafür von ſteil abſtürzenden und ſchwer überſchreitbaren Bergflüſſen durchzogen, deren Schluchten und Verſchneidungen feindliche Ueberfälle begünſtigen. Nur in der Richtung Tarnogrod-Bielgorai-Frampol und weiter öſtlich bietet die Waldzone günſtigere Vorrückungsmöglichkeiten. Die den mittleren und weſtlichen Teil der Waldzone bei Janow-Modliborzyce-Zaklikow durchlaufenden Marſchſtraßen vereinigen ſich bei Krasnik, woraus ſich die Bedeutung dieſes Punktes ergibt. Am Nordrand der Waldzone bei Krasnik beginnt das Lubliner Bergland, das von Annapol an der Weichſel bis über Wieprz reicht und eine günſtige Verteidigungsſtellung gegen einen aus der Waldzone vorbrechenden Gegner bietet.

In dieſer vorbereiteten Verteidigungsſtellung hatte die ruſſiſche Armee die Oeſterreicher erwartet. Ein Wiener Mitarbeiter der „Täglichen Rundſchau" ſchildert den Hergang der Schlachten folgendermaßen: „Die ruſſiſche Armeegruppe, die den rechten Flügel der gegen Galizien aufmarſchierenden ruſſiſchen Heere bildete, beſtand allem Anſchein nach aus dem Gros der Truppen des Militärbezirks Warſchau mit den in Warſchau, Lublin und Breſt-Litowsk ſtehenden 14., 15., 19. und 23. ruſſiſchen Armeekorps, ſowie anſcheinend mit noch einem weiteren Armeekorps, deſſen Nummer bisher noch nicht bekannt wurde. Zwei Armeekorps hatten die Ruſſen an den Ausgang der Waldzone nach Krasnik und Bielgorai vorgeſchoben. Dieſe beiden vorgeſchobenen ruſſiſchen Korps wurden am Sonntag, den 23. Auguſt, von der offenbar überraſchend aus der Waldzone hervorbrechenden öſterreichiſch-ungariſchen Armee iſoliert angegriffen und in großer Auflöſung zurückgeworfen. Die beiden ruſſiſchen Korps verloren dabei 3000 Gefangene,

drei Fahnen, 20 Geschütze und sieben bespannte Maschinengewehre. Die geschlagenen zwei russischen Korps gingen auf ihre weiter rückwärts stehende Hauptmacht zurück, und die verfolgende österreichisch-ungarische Armee stieß nun auf diese. Es kam zu einer neuen Schlacht am 24. und 25. August, die mit einer vollständigen Niederlage der russischen Armee endete, die fluchtartig in der Richtung auf Lublin zurückging."

Aus der Schlacht von Krasnik erzählten die in den Krakauer Krankenhäusern untergebrachten Verwundeten folgende Einzelheiten: „Es war ein langer und hitziger Kampf. Unsere Soldaten nahmen im Sturm die Positionen und gingen oft, ohne ein Kommando abzuwarten, mit unbeschreiblicher Bravour vor. Die Soldaten des 56. Infanterieregiments eroberten zwei russische Fahnen, und zwar die des 5. und des 7. russischen Jägerregiments, nahmen 350 Soldaten und mehrere Offiziere gefangen und eroberten acht Maschinengewehre. Unter den Gefangenen befand sich der Oberst des 5. Jägerregiments, der sich später dann selbst entleibte. Er gratulierte nach seiner Gefangennahme den österreichischen Offizieren, daß sie so tapfere Soldaten hätten, und sagte: „Wenn ich solche Soldaten gehabt hätte wie ihr, wäre keiner von euch mit dem Leben davongekommen; das kann ich euch versichern." Die österreichisch-ungarischen Offiziere kämpften mit unvergleichlicher Tapferkeit, anders als die russischen, die sich immer hinter die Soldaten verstecken und nie in der Front sind. Die bei Krasnik gefangene russische Mannschaft berichtete von großer Unzufriedenheit im Heer. Die Muschiks küßten den österreichisch-ungarischen Offizieren die Hände zum Dank für die menschliche Behandlung."

Ein Beispiel kühner Entschlossenheit und hohen persönlichen Mutes hat in der Schlacht bei Krasnik Erzherzog Karl Albrecht gegeben. Als der Kommandant seiner Batterie gefallen war, übernahm er das Kommando und befehligte die Batterie, stundenlang in heftigem feindlichem Feuer stehend. Kaiser Franz Josef verlieh ihm das Militärverdienstkreuz mit der Kriegsdekoration.

Besondere Anerkennung verdient auch die Heldentat des 72. Regiments, das die russische, durch Schanzendeckungen geschützte Front trotz der Uebermacht nahm, wobei zwei russische Generalstabsoffiziere, sechs Offiziere und 470 Soldaten gefangen genommen wurden.

Ein österreichischer Oberst gibt von dem Eingreifen seines Regiments in seinem Tagebuch folgende anschauliche Schilderung: „Wie ein Bluthund sich an die Fersen des Verfolgten heftet, so folgte das feindliche Artilleriefeuer unseren vorrückenden Linien. Bald waren es Granaten, bald Schrapnells in angenehmer Abwechslung. Dagegen gibt es keinen Schutz als weiteres Vorgehen. Wirft man sich nieder, so wird man von dem eingeschossenen präzisen Feuer direkt festgenagelt; benützt man für Minuten natürliche Deckungen, wie Terrainwellen, Gräben usw., so nützt das auch nichts, denn der „Segen kommt von oben". Es ist wie ein entsetzliches Ungewitter. Man muß dabei gewesen sein, um sich eine Vorstellung davon machen zu können. Das allerbeste Mittel ist eigenes überlegenes Artilleriefeuer, das die feindliche Artillerie niederkämpft. Von dieser Seite kam auch die Befreiung von den feuerspeienden Ungetümen. Das Regiment hatte nicht gewankt und nicht gezuckt in dieser Zone des artilleristischen Schreckens. Bewundernd blickte ich auf alle die Braven, auf alle diese Helden. Mir fiel ein: „Was sind die vereinzelten Heldennamen des Altertums gegen diese Tausende von namenlosen Helden von heute?

Nun passierten die vordersten Reihen den Waldstreifen und nahmen, untermischt mit den schon kämpfenden eigenen Truppen, am jenseitigen Waldrande das Feuergefecht auf. Gegenüber auf etwa 800 Schritt die feindliche Linie: ein Meierhof, der wie eine Festung hergerichtet worden war, von hier Erddeckungen bis zur Schmalseite eines Längenortes und noch weiter darüber hinaus. Ich bemühe mich, mit dem Feldstecher die russische Infanterie ausfindig zu machen. Ich sah nichts als hie und da eine russische Teller-

mütze, die auftauchte und verschwand. Aber man spürte sie, noch mehr ihr Maschinengewehrfeuer. Nun, unser Feuer ließ seiner auch nicht spotten, wie ganze Berge von russischen Leichen und Verwundeten bewiesen, die wir nachher hinter den Deckungen vorfanden. Unsere Maschinengewehre ratterten erbarmungslos.

Inzwischen hatte die Regimentsreserve, die rechts rückwärts in Staffel gefolgt war, die Kuppen rechts und vorwärts des Waldes erreicht; sie wirkte zunächst durch enfilierendes Feuer und schritt nun energisch zum entscheidenden Angriffe vor. Wunderschön war es anzusehen, ein militärischer Hochgenuß. Das war der Sieg! Die Entscheidung auf dieser Stelle des Gefechtsfeldes war gefallen. Die Russen zogen sich fluchtartig zurück. Was nicht fliehen konnte, ergab sich, indem es die Hände hoch hielt. Erwähnt sei, daß während des vorgeschilderten Kampfes mitunter Verrätereien vorkamen. Manche russische Abteilung hißte die weiße Fahne, worauf von den Unseren angenommen wurde, daß sich der Feind ergeben wolle. Das war eine Täuschung, denn als unsererseits das Feuer eingestellt worden war und die Unseren sich näherten, wurde ein höllisches Maschinengewehrfeuer auf sie losgelassen. Gegen solche verräterische Brut gab es keinen Pardon mehr. Nun schritt der Sieg mit vernichtenden Schritten vorwärts und eine blutig rote Fackel wies ihm den Weg. Der früher erwähnte Ort brannte lichterloh, die Flammengarben, die schwälende ungeheure Rauchwolken trugen, sprangen von Haus zu Haus; dazu das fortdauernde Kampfgetöse, das Einbringen ganzer Trupps und Kolonnen von Gefangenen, das Vorwärtsstürmen unserer Soldaten — all das gab ein Bild, das unverlöschlich ist.

Ich befand mich hierbei auf der Höhe bei der Regimentsreserve und überblickte das Gefechtsfeld in einer Breite und Tiefe von etwa 3000 Schritt. Was rechts und links geschah, wußte ich nicht. Es war ein Ausschnitt aus der großen Schlacht. Das Gewehrfeuer macht durchaus kein besonderes Getöse, es nimmt bald ab, bald zu und unterscheidet sich fast gar nicht von dem Gefechtslärm einer feldmäßigen Friedensübung. Nur das Maschinengewehrfeuer dringt lebhaft ins Gehör, dann auch die Zugsalven der Russen, die häufig angewendet wurden. Die Grundgewalt des Basses besorgte die Artillerie.

Gar manchen guten Freund und Kameraden verlor ich an diesem Tage. Einfache Holzkreuze bezeichnen die letzte Ruhestätte.

Die Dämmerung trat ein und machte dem Kampfe ein Ende. Nur hie und da noch grollte ferner Geschützdonner. Unaufhörlich wurde eine Unzahl von Gefangenen zugeführt. Einer Episode, die des humoristischen Beigeschmacks nicht entbehrt, möchte ich noch Erwähnung tun. In einem Trupp von Gefangenen befand sich ein junger Offizier, der in deutscher, fast berlinerischer Sprache ärgerlich fragte: „Ja, gibt's denn hier niemand, der Deutsch spricht?" Ich erwiderte: „Aber genug gibt es solche, wir Offiziere sprechen alle Deutsch." Darauf er: „Nu, Gott sei Dank, daß ich 'mal wieder vernünftig sprechen kann. Na, wir haben heute ordentliche Dresche gekriegt." Es war ein als Reserveoffizier eingerückter Kurländer. Wir amüsierten uns nicht wenig über den deutschen Russen oder russischen Deutschen.

Die Schlacht war zu Ende. Wenn mich auch die Verluste des Regiments mit Wehmut und Schmerz erfüllten, so belebte mich trotzdem das erhebende Gefühl, daß das Regiment seine Schuldigkeit getan und in diesem Teilgefecht die siegreiche Entscheidung herbeigeführt hat. Mit Stolz darf es die Blicke zu seinem erhabenen obersten Kriegsherrn erheben. Am nächsten Tage erhielten wir aus dem Armeekommandobefehl Kunde von dem glänzenden Siege auf der ganzen Linie. Viel später erfuhren wir den Namen der Schlacht. Er lautet: Krasnik."

Ueber die Bedeutung des Sieges bei Krasnik schreibt die Wiener „Neue Freie Presse": „Die Schlacht bei Krasnik ist als großer Einleitungskampf in dem Feld-

zug gegen Rußland von einer, wie wir wohl sagen dürfen, symptomatischen Bedeutung. Sie läßt vor allem erkennen, daß der Aufmarsch unserer Streitkräfte nach einem gut überlegten, glänzend durchdachten Plan erfolgte, und daß die einleitende Offensive, für die schon im Frieden grundlegende Bestimmungen ausgearbeitet worden waren, durch eine in die Augen springende geistige Ueberlegenheit unserer Führung gekennzeichnet wird. Bei uns der Angriff in breiter Front mit möglichst vielen Kolonnen, die den Gegner an zahlreichen Punkten anpacken können; auf der russischen Seite die traditionelle Gliederung in hintereinander stehende Gruppen, das System der Aufstellungen in Positionen, das in der Mandschurei wiederholt Schiffbruch gelitten hat. Bei uns der kraftvolle, alle Führer, vom höchsten bis zum niedersten, durchdringende offensive Gedanke und das immer und überall zutage tretende Bestreben, sich gegenseitig zu unterstützen. Auf der russischen Seite die Sucht, den Feind in Positionen zu erwarten, und der mangelnde Einklang in den Aktionen der einzelnen größeren Heereskörper."

Die Riesenschlachten in Russisch-Polen und Galizien

Die letzten Grenzgefechte

Die Zusammenstöße mit dem russischen Grenzschutz (vgl. I, S. 102) setzten sich an der galizischen Grenze auch in den Tagen nach dem 20. August noch fort.

Eine hervorragende Waffentat einer Honveddivision (ungarische Landwehr) ist durch eine nachträgliche amtliche Meldung bekannt geworden. Die Division hatte am 16. August die schwierige Aufgabe, die russische Grenzsicherung am Zbruz zu durchbrechen, um festzustellen, ob sich dahinter stärkere Kräfte befänden. Bei Satanow gelang die Erzwingung des Uebergangs und der Einbruch in russisches Gebiet. Die Honvedkavallerie stieß südwestlich von Kuzmin auf überlegene feindliche Kavallerie, die von Infanterie unterstützt war. Der Feind wurde trotzdem von den Ungarn in die Flucht getrieben. Die Verfolgung stand erst am nächsten Abschnitt des Smotrizbaches still, wo sich russische Verstärkungen festgesetzt hatten. Obwohl der Angriff nicht Sache der Reiterei war, griffen die Honveds den Feind in seiner befestigten Stellung an, wobei sie größere Verluste erlitten. Der Kampf bewies, daß in dieser Gegend größere russische Kräfte standen. Nach Lösung ihrer Aufgabe quartierte sich die Honveddivision bei Satanow ein. Nachts überfielen Ortsbewohner, vermutlich verstärkt durch versteckt gehaltene Soldaten, die schlafenden Honveds, von denen sie eine Anzahl töteten. Daraufhin wurde der Ort strafweise niedergebrannt. Nach diesem Vorfall sammelte sich die Honveddivision wieder vollkommen schlagfertig.

Am 21. August fanden Kämpfe bei Tomaszov und Kamionka-Strumilowa statt. Der Beginn des Gefechtes bei Kamionka-Strumilowa erfolgte durch den Angriff eines Kosakenregiments auf eine Trainkolonne von Verwundeten. Er ist von einem Hauptmann und seiner Begleitmannschaft sechs Stunden lang abgewehrt worden. Als Verstärkungen herankamen, wurde schließlich ein Sieg über eine Kosaken- und eine Dragonerbrigade erfochten. Dabei fielen zwei russische Generäle, von denen einer der General Wannovski war, ein Sohn des früheren russischen Kriegsministers. Die allgemeine Haltung der österreichisch-ungarischen Kavallerie war tollkühn. Sie attackierte sogar Schützengräben mit vollem Erfolg.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß es den Russen nicht gelungen ist, den aus geographischen Gründen überaus schwierigen Aufmarsch der österreichisch-ungarischen

Truppen in Galizien zu stören, obwohl sie für diesen Zweck schon im Frieden dicht an der Grenze Kavalleriemassen bereitgestellt hatten, die allein etwa die Stärke der gesamten österreichisch-ungarischen Kavallerie besaßen und durch zahlreiche Schützenregimenter, die eine Eliteinfanterie sein sollten, festen Rückhalt bekamen. Die Oesterreicher hatten den russischen Angriff darum in den ersten Mobilmachungstagen erwartet. Aber nur schwächere Kavallerie- und Infanterieabteilungen versuchten Ueberfälle auf die vordersten kleinen österreichischen Grenzposten, die aus Gendarmen, Landsturmmännern und Finanzwächtern der allernächsten Umgebung gebildet waren. Fast zwei Wochen verstrichen, bis endlich der allgemeine Vorstoß der russischen Kavalleriedivision und Schützenbrigaden, durch Artillerie verstärkt, deutlich in die Erscheinung trat. Aber auch diese Versuche mißlangen kläglich, obwohl sie nur an solchen Stellen unternommen wurden, wo sie auf weit geringere Kräfte stießen.

In den Grenzgefechten hat sich der galizische Landsturm ganz besonders bewährt. Zahlreiche Dekorationen wurden ihm verliehen.

Die Schlacht von Zamosc und Komarow

Bis in die dritte Augustwoche war es also gelungen, die russischen Angriffe auf Galizien abzuweisen. Inzwischen hatten aber die Russen ihre ganze Macht versammelt und gingen nun auf ihrem linken Flügel gegen Lemberg vor. Da die österreichisch-ungarische Armee gleichfalls mit ihrem linken Flügel vorstieß, entwickelte sich eine Schlachtlinie, die sich — wenn man die gegen Lublin eingesetzte, in unausgesetzten Kämpfen vorwärts dringende Danklsche Heeresgruppe hinzunimmt — von der Weichsel bis an den Dnjester in einer von Nordwesten nach Südosten gehenden, 400 Kilometer langen Front erstreckte. Am Ende des wochenlangen Ringens hatte sich diese Linie in eine ausgesprochen nord-südliche verwandelt.

Der Riesenkampf begann auf dem westlichen Flügel, auf dem die Oesterreicher die Offensive ergriffen hatten. Ueber die Entwicklung der ersten Schlachten berichtet ein amtlicher Bericht des stellvertretenden Generalstabschefs v. Höfer:

„Oestlich der bei Krasnik nach dreitägiger Schlacht siegreichen Armee Dankl begann am 25. August die zwischen Huczwa und Wieprz dirigierte Armee Auffenberg den Angriff auf die aus dem Raume von Cholm gegen Süden vorgerückten feindlichen Kräfte. Hieraus entwickelte sich die Schlacht von Zamosc und Komarow.

Am 28. August wurde das Eingreifen der über Belz und Uhnow heranbefohlenen Gruppe des Erzherzogs Josef Ferdinand fühlbar. Da an der Chaussee Zamosc-Krasnostaw verhältnismäßig nur schwächere Kräfte gegenüberstanden, konnten erhebliche Armeeteile am 29. August aus dem Raume von Zamosc gegen Osten einschwenken und bis Czesniki vordringen. Demgegenüber richtete der überall mit größter Tapferkeit und Hartnäckigkeit kämpfende Feind seine heftigsten Anstrengungen gegen den Raum von Komarow, wohl in der Absicht, hier durchzustoßen. Abends stand die Armee in der Linie Przewodow, Grodek, Czesniki, Wieliczka, wobei Grodek und Czesniki etwa die Brechpunkte der Front bildeten. Russischerseits hatten neue, von Krylow und Grubieszow herangeführte Kräfte in den Kampf eingegriffen.

Am folgenden Tage setzte die Armee Auffenberg die angebahnte Umfassung, der Feind seine Durchbruchsversuche fort, die schließlich die eigene Front bis Labunie-Tarnawatka zurückbogen. Indessen vermochte sich die Gruppe des Erzherzogs im allgemeinen bis an den Fahrweg Telatyn-Rachanie vorzuarbeiten.

Am 31. August schritt die Einkreisung des Feindes unter heftigsten Kämpfen fort, da auch von Norden her gegen Komarow eingeschwenkt wurde. Bei Komarow bereits äußerst gefährdet, begannen die Russen den Rückzug gegen Krylow und Grubieszow,

erwehrten sich jedoch der drohenden Umklammerung durch Offensivvorstöße nach allen Richtungen, namentlich gegen die Gruppe des Erzherzogs.

Endlich, in den Nachmittagsstunden des 1. September, wurde es sicher, daß die Armee Auffenberg, in der auch die Wiener Truppen und eine vom General der Infanterie Boroevic geführte Gruppe mit außerordentlicher Zähigkeit und Bravour kämpften, endgültig gesiegt habe.

Komarow und die Höhen südlich Tyszowce wurden genommen, der Erzherzog drang gegen Staroje Sielo vor; Scharen von Gefangenen, zahlloses Kriegsmaterial, darunter 200 Geschütze und viele Maschinengewehre, fielen in unsere Hände."

Die schlichten Daten dieses Generalstabsberichts werden von dem Wiener Mitarbeiter der „Leipziger Neuesten Nachrichten" ausführlich erläutert. Er schreibt: „Zu einer der größten Schlachten, die bisher in diesem Weltkriege geschlagen worden sind, gehört unzweifelhaft die neuntägige blutige Schlacht bei Zamosc-Tyszowce, die mit dem glänzenden Siege des Generals Auffenberg über die Russen geendet hat. Genauere Mitteilungen über die Riesenschlacht geben ein annäherndes Bild von der Größe dieses gewaltigen Kampfes. Auf russischer Seite standen hier die Armee von Wilna, sowie offenbar ein Teil der bei Krasnik geschlagenen Armee von Warschau im Kampf. Die Russen erhielten jedoch im Laufe der Schlacht noch weitere Verstärkungen. Am fünften Gefechtstage stieß zu den Russen eine neue Kraftgruppe, die anscheinend kurz vorher in Wladimir-Wolnyskij ausgeladen worden war und deren Stärke wohl mit einem Armeekorps bemessen werden kann. Diese Verstärkungsgruppe stieß über Grubieszow nach Ueberschreitung des Flüßchens Huczwa gegen den linken österreichischen Flügel vor. Ferner meldet aber auch der österreichische Generalstabsbericht das am 29. August erfolgte Eingreifen russischer Verstärkungen aus der Richtung von Krylow am Bug. Es waren anscheinend Kräfte, die als Reserve des russischen Oberkommandos im Raume Rowno-Luck standen, vielleicht auch Truppen, die einem Militärbezirk des inneren Rußland angehörten und sich erst im Antransport auf den Kriegsschauplatz befanden.

Der Brennpunkt der Schlacht war der Ort Komarow, etwa in der Mitte zwischen Zamosc und Tyszowce. Der russische Armeekommandant, es soll der General Plehwe gewesen sein, hatte die Absicht, das Zentrum der österreichischen Stellung bei Komarow zu durchstoßen. Hier standen deutschböhmische und tschechische Regimenter brüderlich Schulter an Schulter und hielten heldenmütig den wütendsten Angriffen stark überlegener russischer Kräfte stand. Nach tagelangem Ringen um Komarow gelang es der russischen Uebermacht, das österreichische Zentrum bis Labunie und Tarnawatka zurückzudrücken. Aber gerade durch diesen Vorstoß im Zentrum gerieten die Russen in eine verhängnisvolle Sackgasse. In geradezu genialer Weise hatte es General v. Auffenberg auf eine Einkreisung der russischen Armee abgesehen. Das 2. Armeekorps hatte auf dem linken Flügel im Nordwesten zum Sturme auf Zamosc angesetzt. Mährische Regimenter und niederösterreichische Landwehr gingen hier mit unerschütterlicher Ruhe, wie auf dem Exerzierplatz vor und nahmen die stark befestigten Stellungen des Feindes. Die österreichische Landwehr, obwohl eine Truppe erster Linie, führt bekanntlich keine Fahnen. Bei Zamosc hat sie sich russische Fahnen geholt. Nach der Einnahme von Zamosc setzte der linke österreichische Flügel die Umgehung nördlich über Czesniki fort. Aber es war ein überaus schwieriges Gelände, in dem Moräste mit tiefem Sandboden abwechseln. Vollendet wurde der Sieg jedoch im Süden. Beiderseits des Flüßchens Huczwa rückten neue österreichische Kräfte heran, westlich der Huczwa das 6. Kaschauer Korps unter General Boroevic, östlich die Armeegruppe des Erzherzogs Josef Ferdinand mit dem 14. (Tiroler) und dem 5. (Preßburger) Korps. In breiter Front rückten die Tiroler, Salzburger, Oesterreicher und Ungarn vor und bedrohten die Rückzugslinie des

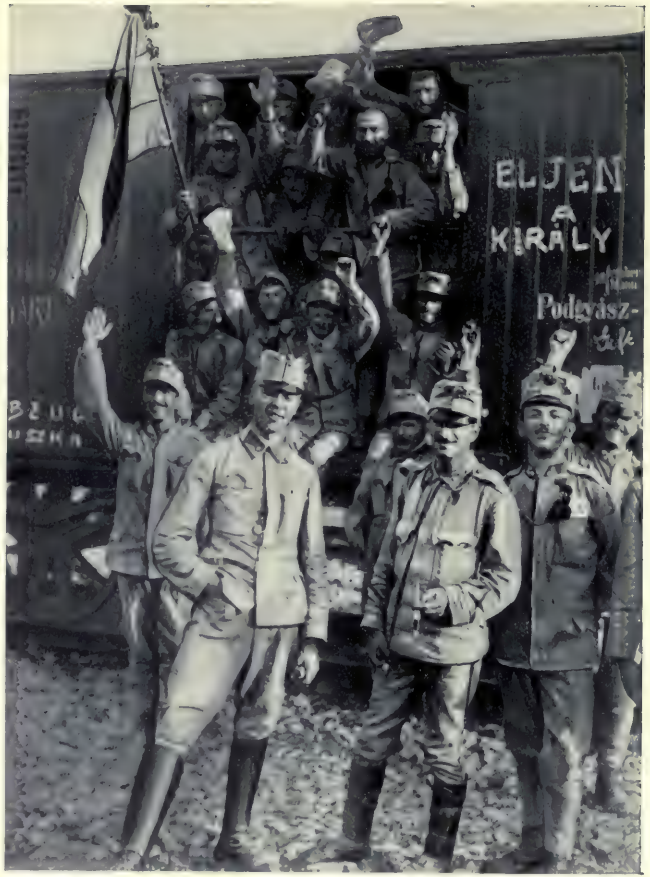
Feindes. Die Erstürmung von Tyszowce auf dem linken russischen Flügel durch die Truppen des Erzherzogs Josef Ferdinand entschied die Schlacht. Nur der schleunige Rückzug konnte die russische Armee vor dem Abgeschnittenwerden retten. Das südlich Komarow vorgestoßene russische Zentrum konnte allerdings der Katastrophe nicht mehr entgehen. Von links und rechts umklammert, erlitt es die schwersten Verluste, verlor den größten Teil seiner Artillerie, und der Rest wurde nach der Wiedererstürmung von Komarow durch die Oesterreicher in wilder Flucht gegen den Bug geworfen. Die Trophäen des schwer errungenen Sieges waren glänzende: 20 000 Gefangene, 200 Geschütze, zahlreiche Maschinengewehre, mehrere Fahnen, sowie die Geheimakten des 19. russischen Armeekorps. Die sofort eingeleitete Verfolgung der Russen gegen den Bug wurde „bis zum letzten Hauch von Mann und Roß" durchgeführt und hat den Erfolg des Sieges noch erheblich vergrößert."

Die Armee Auffenberg hatte es bei Komarow mit einem geradezu verzweifelten Widerstand der Russen zu tun. Das Gelände mit seinem teils sumpfigen, teils tief versandeten Boden bereitete dem Angreifer große Schwierigkeiten. Ueberall von Abschnitt zu Abschnitt hatten die Russen schon lange vorher überaus starke Deckungen angelegt und verteidigten sie, obwohl sie ständig dezimiert wurden, durch immer neue Reserven. Die Oesterreicher sahen den schon besiegten Feind von Stunde zu Stunde gleichsam neu aus dem Boden wachsen. Das erklärt die lange Dauer dieser Kämpfe.

Den Sturm auf Zamosc schildert ein Teilnehmer folgendermaßen: „Am 29. kam es zum Sturm auf Zamosc und mit unserer braven Musikkapelle an der Spitze, waren Sturm und Einmarsch in die nunmehr eroberte Stadt ein zusammenhängendes Ganzes. Mit klingendem Spiel zog die Musik voran und wir, als ob es zur Burgwachablösung ginge, hinterdrein. Zwei Tage blieben wir in Zamosc, dann ging's weiter."

Einen anderen Sturmangriff schildert ein Offizier des Infanterieregiments Freiherr v. Heß Nr. 49, das sich überhaupt in dieser Schlacht besondere Lorbeeren verdient hat. Er schreibt: „Das von dem Kompagniekommandanten avisierte „Vorwärts, Hesser!" übertrug sich der Truppe förmlich in Fleisch und Blut, und trotz des heftigsten feindlichen Infanterie- und Artilleriefeuers konnten wir in einem Anlauf die Höhen gewinnen. Die Russen hatten sich am Waldrand in der Tiefe verschanzt, und vor dieser Aufstellung lag noch eine stark versumpfte Wiese. Doch alle Hindernisse waren umsonst! Rechts und links brannten die Dörfer, und hinter dem Walde schlugen die Flammen aus dem Schlosse Michalow empor und färbten den Abendhimmel blutig rot. Bei dieser schaurig-magischen Beleuchtung, die unsere tüchtige Artillerie verursacht hatte, gingen wir von einer Feuerstellung in die andere, und um halb neun Uhr stürmten wir die feindliche Stellung mit einem solchen Elan, daß der Feind fluchtartig vertrieben wurde. Leider hatten wir auch bedeutende Verluste, namentlich an Offizieren, erlitten. Nach diesem heldenmütigen Kampfe sammelte sich das Regiment in der eroberten Stellung, und unvergeßlich wird es jedem bleiben, der an diesem Ehrentage teilgenommen, als auf dem blutigen Schlachtfelde, von uns Hessern in stolzer und rührender Weise gesungen, unsre Volkshymne erklang."

In den Kämpfen unter Erzherzog Josef Ferdinand haben sich besonders die Tiroler hervorgetan. Ein verwundeter Fähnrich eines Tiroler Kaiserjägerregiments erzählt: „Sie sollten einmal die Tiroler im Felde sehen! Wenn's zum Sturme geht, der Trompeter das Signal bläst und das Hurra über das Feld gellt, dann setzen sie als Zugabe noch mit ihren Juchzern ein, daß einem vor Freude das Wasser in die Augen kommt, und dann geht's ohne Erbarmen an den Feind, der solchem Ansturm nicht standhalten kann. Liegt der Tiroler in der Feuerlinie, so raucht er mit allem Behagen seine Pfeife und schießt ruhig drauf los, als wär's am heimischen Scheibenstand.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Abschied von Honved-Truppen vor der Fahrt
nach Galizien

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Rückkehr leicht verwundeter Honved-Truppen
nach den Kämpfen bei Lemberg

Phot. Kilophot, Wien

Österreichisch-ungarische Dragoner färben Schimmel für den Kriegsgebrauch

Phot. Kilophot, Wien

Gefangene Spione auf dem Transport zum Kriegsgericht

Gibt es dann einmal einige Stunden Rast, so dauert es nicht lange, und es ist ganz im Scherz eine kleine Rauferei im Gange: irgendwie muß sich doch die Kampfbegierde der Bergsöhne Luft machen. Ihre Kampfesfreude ist nicht zu schildern. Ich habe es oft erlebt, daß Tiroler Kaiserjäger direkt vom Verbandsplatze mit Schußwunden in Beinen und Armen wieder zur Truppe zurückkamen und meinten, sie seien verbunden, nun gehe es schon wieder.

Unsere Artillerie leistete Großartiges. Wenn uns die Artillerie deckte und unsere Maschinengewehre ihr Feuer in die Feinde warfen, fühlten wir uns so sicher wie auf dem Exerzierplatz, zumal die Russen zu hoch schossen und ihr Feuer uns wenig anhatte. Auch unsere Kavallerie bewährte sich sehr gut. Ein russischer General, der schwer verwundet gefangen genommen wurde, äußerte: „Wir haben die österreichische Kavallerie unterschätzt; sie hat Großartiges geleistet." Die Russen nehmen keine Attacke an; sie schießen gewöhnlich nur aus dem Hinterhalt. Auch die russische Infanterie hält einem Sturm nicht stand.

Die Nächte waren schauerlichschön. Wenn der rotglühende Sonnenball zur Rüste gegangen war, wenn dann aus hunderten von Schlünden Feuer aufblitzten, der Feuerschein brennender Dörfer die Nacht erhellte, die Schrapnells gleich kleinen Leuchtkugeln in den Lüften kreisten, so war das ein schauerlichschöner Stimmungseffekt. Als ich nach einem dreißigstündigen Schlaf in einem Lazarett erwachte, war mir die Ruhe etwas so Ungewohntes, daß ich mich nach dem Stimmungsreiz des Schlachtfeldes zurücksehnte."

Auf die Frage, ob denn den Truppen im Felde auch von den Vorgängen auf den anderen Kriegsschauplätzen Mitteilung gemacht werde, erwiderte der junge Fähnrich: „O ja und sogar auf ganz originelle Weise. So hieß es einmal im Befehl: „Die 3. Kompagnie stellt die Feldwachen aus. — Der Papst ist gestorben. — Sieg der Deutschen in Nordfrankreich. — Sieg der Oesterreicher an der Save. — Morgen Brot- und Munitionsfassung. — Morgen große Sonnenfinsternis." Sie sehen daraus, daß auch wir nicht ganz ohne Nachricht aus der Welt draußen waren, wenn sie uns auch etwas kunterbunt serviert wurde."

Das weitere Vordringen der Armee Dankl

Nach der Schlacht bei Krasnik räumten die Russen das Gebiet westlich der Weichsel und ließen nur schwache Kräfte, meist Kavallerie, zurück, die unter dem Druck der österreichisch-ungarischen Vorhuten nach kurzen Gefechten zurückwichen, wobei sie hinter sich Brücken, Dörfer und Gehöfte zerstörten. Das trockene Wetter der vorhergehenden Wochen hatte aber die sonst abgrundlosen Wege fahrbar, die uferlosen Flüsse durchwatbar gemacht. Das Vordringen der Danklschen Armeen stand also unter einem verhältnismäßig günstigen Stern.

In einer zweiten Schlacht vom 27. August, die durch die heldenmütige Erstürmung einer stark befestigten Stellung auf den Höhen von Niedrzwicaduza gekrönt war, gelang es, die zurückgeworfenen russischen Kräfte und herangeführte Verstärkungen, im ganzen etwa zehn Divisionen von sechs verschiedenen Korps, nochmals zu schlagen. Ein österreichisch-ungarisches Korps nahm in dieser zweiten Schlacht einen General, einen Oberst, drei sonstige Stabspersonen, 40 Offiziere und etwa 2000 Mann gefangen und erbeutete wieder sehr viel Kriegsmaterial.

In den folgenden Tagen drang die ganze Heeresgruppe umfassend bis nahe an Lublin heran.

Wie die Verwundeten in den Krakauer Lazaretten übereinstimmend erzählen, hatten die Russen in der Gegend von Lublin schon wenige Tage nach den Ereignissen in Serajewo mit fieberhafter Hast, die schon seit langer Zeit errichteten Betonschützen-

gräben inſtand geſetzt, wobei ſie die Ortsbevölkerung zur Mitarbeit anhielten. Gleichzeitig wurden die Schützengräben vermehrt. Die Beſchaffung von Lebensmitteln ging ununterbrochen vor ſich, ſogar in den Schützengräben wurden Depots angelegt. Das ruſſiſche Spähſyſtem war überall großartig organiſiert; ſelbſt die Ortsbewohner waren eigens hiefür geſchult worden.

Ungeheure Schwierigkeiten hatten Artillerie und Train der öſterreichiſch-ungariſchen Armeen zu überwinden. Infolge des Mangels an Straßen mußte über weite Sandflächen und Ackerland gefahren werden, ſo daß das Vorwärtskommen nur ſehr langſam möglich war. In den ungeheuren Waldkomplexen kannten die Ruſſen natürlich jeden Weg und ihre Stellungen waren hier ſo ſtark, daß ſie nur unter großen Opfern daraus vertrieben werden konnten.

Auffallend war, daß die Bauern die Dörfer im Kampfgelände verlaſſen hatten und in den Waldungen in Erdhöhlen hauſten. Das Vieh wurde ausnahmslos von den Koſaken weggetrieben. Viele Dörfer waren von den Ruſſen völlig eingeäſchert worden. Nicht beſſer erging es den Gehöften der Großgrundbeſitzer, die faſt ausnahmslos von den Koſaken ausgeplündert und dann niedergebrannt worden waren.

Die erſte Schlacht in Oſtgalizien

Der erſten großen Schlacht in Oſtgalizien, die etwa gleichzeitig mit den Schlachten vor Lublin und bei Zamosc und Komarow tobte, gingen verſchiedene kleinere Gefechte voraus, unter denen eines bei Czernowitz vom 24. Auguſt Erwähnung verdient. Gegen öſterreichiſch-ungariſchen Landſturm ſtand auf ruſſiſcher Seite die ganze podoliſche Diviſion im Kampfe, voran die Komiencer und Iſchinewer Regimenter. Als die öſterreichiſchen Kräfte anrückten, zog ſich der Feind öſtlich von Czernowitz zurück. Er erlitt auf der Flucht große Verluſte. Die Beute betrug 800 Gefangene, darunter einige Stabsoffiziere, 500 Gewehre, vier Maſchinengewehre und viel Munition.

Die erſte Schlacht bei Lemberg begann, als die ruſſiſche Heeresleitung durch zahlloſe freiwillige und bezahlte Kundſchafter die Stellung und Kräfteverteilung der öſterreichiſch-ungariſchen Armeen erkundet hatte, mit einem allgemeinen Anſturm in der Front. Während noch die öſterreichiſch-ungariſchen Reſervekorps nach ihrem Beſtimmungsraum unterwegs waren, wurde die verhältnismäßig ſchwache in der Front ſtehende Armee zwiſchen Rawaruska und Zloczow und ſüdlich davon mit doppelter Uebermacht angegriffen.

Ueber den Hergang der Kämpfe berichtet ein amtliches Communiqué des ſtellvertretenden Generalſtabschefs v. Höfer:

„Am 27. Auguſt ſtießen die zur Abwehr des weitaus überlegenen feindlichen Einbruchs in Oſtgalizien beſtimmten Kräfte in der Linie Dunajow-Busk auf den Gegner. Trotz des Erfolges der von Dunajew her die Höhen weſtlich Pomorzany gewinnenden Kolonnen konnten die beiderſeits der Zloczower Chauſſee vorgehenden Armeeteile gegen den namentlich auch an Artillerie weit überlegenen Feind nicht durchdringen.

Am 28. Auguſt ſetzten die Ruſſen den Angriff — auch auf die öſtlich von Lemberg kämpfenden Armeeteile — fort. Nachmittags war das Zurücknehmen hinter die Gnila Lipa und in den engeren Raum öſtlich und nördlich Lemberg nicht mehr zu umgehen, zumal auch unſere ſüdliche Flanke aus der Richtung Brzezany bedroht wurde. Die rückgängige Bewegung vollzog ſich in voller Ordnung, ohne daß der offenbar gleichfalls ſtark mitgenommene Feind weſentlich nachdrängte.

Am 29. Auguſt griffen die Ruſſen an der ganzen Front erneut an und verſchoben Kräfte aus dem Raum nordöſtlich Lemberg gegen Süden.

Tags darauf ſteigerte ſich dieſer Angriff zu größter Heftigkeit. Insbeſondere von Przemyslany und Firlejow her vermochte der Feind immer neue Kräfte einzuſetzen,

denen gegenüber unſere Truppen nach vergeblichen Verſuchen, ſie durch Offenſivſtöße neuer, im Raume weſtlich Rohaczyn verſammelter Armeeteile zu entlaſten, gegen Lemberg und Mikolajow weichen mußten.

In allen dieſen Kämpfen erlitten unſere braven Truppen, hauptſächlich durch die an Zahl weit überlegene, auch aus modernen ſchweren Geſchützen feuernde feindliche Artillerie große Verluſte."

Der Kriegskorreſpondent der „Neuen Freien Preſſe", Roda Roda, berichtet ſeinem Blatt über die erſte Lemberger Schlacht: „Welche Strapazen unſeren wackeren Infanteriſten dort jenſeits von Lemberg zugemutet werden mußten, davon macht ſich niemand eine Vorſtellung, der die Dinge nicht miterlebt oder von Teilnehmern geſchildert gehört hat. Es ſind beiſpielloſe Anſpannungen des Körpers und des Geiſtes, wie ſie nur im Krieg allein, im Frieden aber nicht einmal unter den ausgeſucht ſchwierigſten Verhältniſſen verlangt und ertragen werden können.

Seit zehn Tagen liegen unſere Infanteriſten im Kampf, ſtecken ſeit zehn Tagen in ihren Kleidern, ebenſo viel Nächte ſchlafen ſie auf bloßer Erde — ſtehen Stunde um Stunde auf dem Quivive, unter Gottes freiem Himmel, unter einem Wolkenbruch von Geſchoſſen im Angeſicht des Feindes und des Todes.

Zehn Tage tragen ſie in Marſchausrüſtung Torniſter mit Feldgeräten. Sie zu verpflegen, iſt bei Tageslicht ſicherlich nicht möglich. Wenn es angeht, fährt, ſobald es dunkel wird, die Feldküche zu den Reſerven vor. Den Reſerven obliegt dann die Menſchenpflicht, die Kameraden in der Schwarmlinie mit Nahrung zu verſehen und vielleicht abzulöſen. Da und dort mag einer die Konſervenbüchſe ſeiner eiſernen Ration aufgebrochen, das kalte Fleiſch gierig verſchlungen haben.

Kein Schlaf für die Müdeſten. Ein großer Teil der kämpfenden Regimenter wird auch bei Nacht auf Gefechtsvorpoſten liegen, in der Schwarmlinie mit dem Gewehr in der Hand, ewig aufgeſcheucht durch Trugbilder, in ſteter Erwartung feindlicher Ueberfälle. Hinten, ein-, zwei-, dreitauſend Schritt weit hält die Artillerie. Die Geſchütze ſind für den Nachtſchuß eingerichtet.

Daß ſolche zehntägige Schlachten in Europa möglich ſind, iſt ein Wunder, ſo unbegreiflich, wie die Fähigkeit des Körpers, ſich auch dieſen Ueberſpannungen noch anzupaſſen. Der kräftigſte Muskel müßte da den Dienſt verſagen, wenn die Seele nicht erfüllt wäre von Soldatentugend. Wir werden von dem Leiden, dem Heldenmut unſerer oſtgaliziſchen Armeen erſt nach dem Feldzuge hören und dann erſchauern vor der Größe der Erlebniſſe. Welches ihr Schickſal immer werden mag, ob ihnen Erfolge erblühen oder nicht, unſere Soldaten der Lemberger Front ſind Heroen, jeder einzelne ein Leonidas und Mucius Scävola zugleich."

Die Räumung Lembergs

Am 3. September räumten die öſterreichiſch-ungariſchen Truppen Lemberg, um die offene Stadt vor einer Beſchießung zu bewahren, und weil ihnen für die bald darauf beginnende neue Offenſive ſtrategiſch wertvollere Stellungen angewieſen worden waren. In einer halbamtlichen Erklärung, die die „Wiener Allgemeine Zeitung" veröffentlicht, heißt es: „Die Räumung erfolgte methodiſch ohne jegliche Ueberſtürzung als dringend gebotene und einzig richtige ſtrategiſche Maßregel, deren weiteres Hinausſchieben ſchwere Nachteile ſowohl für die Armee wie für die Bevölkerung der Stadt hätte nach ſich ziehen können. Wichtige militäriſche operative Rückſichten erheiſchten die Räumung der Stadt. Vom rein menſchlichen Standpunkte und vom Geſichtspunkte der Oportunität hätte es nicht den geringſten Sinn gehabt, die offene Stadt den Gefahren einer Beſchießung auszuſetzen."

Daß es sich nicht, wie die Russen natürlich behaupteten, um eine Eroberung der Stadt durch ihre Truppen, sondern um eine freiwillige Räumung gehandelt hat, beweisen zahlreiche Berichte von Lemberger Bürgern. Ein nach Budapest geflüchteter Lemberger erzählt: „Mehrere Tage vor der Räumung der Stadt kündete die Militärbehörde dem Bürgermeister an, daß Lemberg aus strategischen Gründen aufgegeben werde. Der General, der dies dem Bürgermeister mitteilte, sagte: „Beruhigen Sie die Bevölkerung, sie hat eine Woche Zeit, ihr Vermögen in Sicherheit zu bringen."

Der Bürgermeister verkündete sofort, daß die Räumung bevorstehe. Es wurde angeordnet, daß die Banken bis Mitternacht offen bleiben und den Geldverkehr abwickeln sollten. Jeder konnte sein Geld bekommen. Der Bürgermeister traf Verfügungen, damit die wertvollen Mobilien ohne Störung weggebracht werden. Außer den Wertgegenständen konnten die Leute auch Kunstgegenstände, teure Gemälde, wertvolle Möbelstücke, Wäsche und Instrumente mitnehmen.

Sogleich begann eine große Wanderung. Jedermann erledigte seine schwebenden Angelegenheiten und fing an zu packen. Tag und Nacht war alles auf den Beinen. Die Züge verkehrten fortwährend; ganze Wagenscharen fuhren hin und her. Alles in größter Ordnung. Niemand klagte über die Maßregel. Die Bessergestellten reisten nach Ungarn, der ärmeren Bevölkerung wurden Aufenthaltsorte in den ungarisch-galizischen Grenzorten angewiesen. Das Zusammenhalten der Bevölkerung und die Zuvorkommenheit des Militärs waren ergreifend. Alles half."

Dennoch hoffte die Einwohnerschaft bis zum letzten Augenblick, ein Sieg der draußen kämpfenden österreichisch-ungarischen Truppen werde das Unheil noch abwenden. Erst als das bei Winniki, unmittelbar vor Lemberg kämpfende Militär auf dem Rückzug die Straßen der Stadt durchzog und von dem Heranrücken der Russen berichtete, entschlossen sich die meisten der bemittelteren Bürger zur Abreise. „Man eilte zu Fuß nach dem entfernten Bahnhof," schreibt ein Augenzeuge, „da es keine Droschken mehr gab. Um abreisen zu können, sollte sich jeder mit einem Paß der Kommandantur versehen. Der Andrang vor der Kommandantur war jedoch so groß, daß nur ein geringer Teil der Reiselustigen abgefertigt werden konnte. Die Reisenden glaubten Hab und Gut der Plünderung preisgegeben zu haben. Glücklicherweise lag es jedoch in der Absicht der Russen, Lemberg zu schonen. Um Plünderungen vorzubeugen, wurden sofort nach dem Einmarsch der Russen vor allen größeren Geschäftslokalen Wachposten aufgestellt. Die Lokalbehörden hatten keine Zeit gehabt, durch Anschlag die Bevölkerung von dem bevorstehenden Einzug der Russen zu benachrichtigen. Der Bürgermeister Neumann, einer der Schöpfer der polnischen Legionen, hatte ebenfalls die Stadt schleunigst verlassen, da die Russen auf seine Gefangennahme einen hohen Preis ausgesetzt hatten. Ebenso haben sich die autonomen Landesbehörden aus der Hauptstadt entfernt und ihren Sitz vorläufig in den Karpathenkurort Krynica verlegt. Von den nach Lemberg geflohenen Einwohnern der kleineren, durch die Russen bereits eingenommenen Städte wurde übereinstimmend berichtet, daß das Vordringen der Russen durch die Spionage und den Verrat russophiler Ruthenen begünstigt worden sei. Kurz vor der Räumung Lembergs fanden denn auch daselbst noch zahlreiche Exekutionen ruthenischer Hochverräter statt."

Der Einzug der Russen in Lemberg wird in den Krakauer Blättern folgendermaßen geschildert: „Donnerstag, den 3. September, um 3 Uhr nachmittags zogen die Russen in Lemberg ein. Zum Stadtkommandanten wurde General Rudzki ernannt. Der General stattete den Erzbischöfen aller drei Riten seinen Besuch ab: dem römisch-katholischen Erzbischof Bilczewski, dem griechisch-katholischen (unierten) Erzbischof Graf Szeptycki und dem armenischen Erzbischof Teodorowicz, wie auch dem durch seinen Patriotismus bekannten römisch-katholischen Bischof Bandurski. Als Vertreter der Stadtver-

Phot. C. Pietzner, Wien

Feldmarschall Erzherzog Friedrich von Österreich
der Oberbefehlshaber der österreichisch-ungarischen Armeen

waltung fand General Rudzki die drei Vizepräsidenten, Dr. Rutowski, Dr. Stahl und Schleicher vor. Er vereidete Dr. Stahl und machte ihn für eine geordnete Verwaltung sowie für die Ruhe der Stadt verantwortlich. Der General erklärte, daß die Bevölkerung nichts zu befürchten habe, wenn sie sich ruhig verhalten würde. In Lemberg wurde nur ein russisches Bataillon zur Aufrechterhaltung der Ordnung zurückgelassen. Die Russen sollen alles bar bezahlen und sich keine Uebergriffe zuschulden kommen lassen. Sie hindern auch die hinter der russischen Armee herziehenden ruthenischen Bauern an Raub und Plünderung. Die wichtigeren Gebäude werden bewacht. Vorläufig droht der Stadt keine Gefahr. Man fürchtet nur, daß sie gelegentlich eines späteren Entsatzkampfes stark leiden könnte, da die Russen sich in der Stadt selbst verteidigen wollen."

Die zweite Schlacht in Ostgalizien

Nach drei Tagen des Ausruhens begann die galizische Riesenschlacht von neuem. Die vor Lemberg stehende österreichisch-ungarische Armee griff im Verein mit der von Nordwesten her einwirkenden Auffenberg-Armee den überlegenen Feind in raschem Zupacken an, als er sich eben von den in neuntägigem blutigem Ringen erhaltenen schweren Schlägen erholen, Verstärkungen heranziehen und neue Operationen durch Truppenverschiebungen vorbereiten wollte. Nur in diesem geschickt gewählten Zeitpunkt konnte die neue Offensive einer numerisch schwächeren Armee Aussicht auf nennenswerten Erfolg haben. Der Kriegskorrespondent der „Neuen Zürcher Zeitung" schreibt: „Welches glänzende Zeugnis für den Geist, die materielle Verfassung und die vorzügliche Versorgung einer Armee, wenn ihre Leitung drei Tage nach einem Ereignis, wie es der unentschiedene Abbruch einer Millionenschlacht ist, mit verstärkter Energie einen neuen Angriff befehlen kann, der dem numerisch überlegenen Gegner den Willen des Schwächeren aufzwingt! Die russische Riesenarmee wälzte ihre Kolonnen heran, um die österreichisch-ungarische Armee niederzutreten. Mit ungeheuren, blutigen Opfern haben die tapferen österreichischen Truppen den Schlag pariert, die russischen Armeen nur Schritt für Schritt und mit schweren Verlusten vorgehen lassen und sich zwischen Weichsel und Dnjestr in einem vierhundert Kilometer langen und fünfzig Kilometer tiefen Raum gestellt. Als die galizische Landeshauptstadt freiwillig geräumt wurde, wollte die russische Heerführung selbst nicht an diesen Erfolg glauben. Lemberg blieb unbesetzt und die russischen Armeen zögerten, vorzugehen, obwohl die österreichisch-ungarischen Vorposten im Zentrum bis Grodek zurückverlegt worden waren. Mehr oder minder verläßliche Nachrichten aus dem russischen Heereslager besagten bald, daß ein Gros der russischen Armeen sich in der Richtung Rawaruska zwischen das österreichische Zentrum westlich Lembergs und die aus Russisch-Polen heranrückende Auffenberg-Armee schieben oder wenigstens eine neue Front nach Nordwesten bilden wolle, sowie daß namhafte russische Kräfte über Stryj und Drohobycz den Dnjestr forcieren und die österreichisch-ungarischen Stellungen bei Sambor umgehen sollten. Wenn diese Nachrichten zutreffen, so muß noch während der Truppenverschiebungen der Angriff der österreichisch-ungarischen Truppen erfolgt sein."

In der kurzen Pause zwischen den Schlachten war mit fieberhafter Anspannung gearbeitet worden; man hatte sich durch rasche Versorgung der zahlreichen Verwundeten, durch die Heranholung neuer Vorräte von Lebensmitteln, Munition und Verbandzeug in die vordersten Linien, und nicht zuletzt durch verdoppelte Aufklärung zum neuen Schlage gerüstet. Tausende verwundeter und unverwundeter russischer Gefangener wurden in Pflege genommen, Tausende der einheimischen Bevölkerung auf ihrer Abwanderung nach Westgalizien und Oberungarn durch die Ueberlassung von Fahrgelegenheiten und Nahrungsmitteln tatkräftig unterstützt.

Bei der Wiederaufnahme der nach neun Tagen abgebrochenen Lemberger Schlacht stieß die österreichische Hauptarmee auf der Grodeker Chaussee und südlich davon in der Richtung auf Lemberg gegen die russische Hauptarmee vor. Dieselben Kräfte, die an der ersten Lemberger Schlacht beteiligt waren, ergriffen trotz der dort erlittenen großen Verluste und Strapazen mit ungeschwächter Energie bei Grodek die Offensive. In fünf Tagen und fünf Nächten arbeiteten sich die aus alpenländischen und ungarischen Elitetruppen bestehenden Zentrumsgruppen von Jaworow, Grodek und Komarow aus täglich einige Kilometer vor, so daß am 11. September abends der Südflügel bereits Dornfeld, 20 Kilometer südlich Lemberg, erreicht hatte.

Ueber den Verlauf der Schlachten berichtet ein ausführliches amtliches Communiqué des Kriegspressequartiers:

„Der Sieg der Armee Auffenberg bei Zamosc und Komarow hatte eine Kriegslage geschaffen, die es ermöglichte, zu einem Angriff gegen die in Ostgalizien eingebrochenen, sehr starken russischen Kräfte vorzugehen. In Erkenntnis der Notwendigkeit, unsere nach den Gefechten östlich Lemberg zurückgegangene Armee zu unterstützen, erhielt die in der Schlacht bei Komarow siegreich gewesene Armee den Befehl, gegen den geschlagenen Feind nach kurzer Verfolgung nur untergeordnete Kräfte zurückzulassen, ihr Gros aber im Raume Narol-Uhnow zum Vorrücken in der ihrer bisherigen Angriffsrichtung fast entgegengesetzten Richtung Lemberg zu gruppieren, was schon am 4. September durchgeführt war.

Die Russen schienen nach ihrem Einzug in die ihnen kampflos überlassene Hauptstadt Galiziens einen Flankenstoß in der Richtung Lublin vorzuhaben, wobei sie unsere hinter die Grodeker Teichlinie zurückgeführte Armee wohl vernachlässigen zu können glaubten. Indessen stand diese Armee bereit, in die zu erwartende Schlacht unserer nun vom Norden gegen Lemberg anrückenden Armee einzugreifen. Am 5. September war diese Heeresgruppe bereits über die Bahnstrecke Rawaruska—Horyniec hinausgelangt. Weiterhin mit dem linken Flügel den Raum von Rawaruska behauptend, schwenkte sie mit dem rechten am 6. September bis Kurniki ein und trat am 7. September in ernsten Kampf gegen starke nordwärts verschobene feindliche Kräfte.

Mit Tagesanbruch des 8. September begann auf der 70 Kilometer breiten Front Komarow-Rawaruska unser allgemeiner Angriff, der bis zum 11. durchaus erfolgreich war, und namentlich am südlichen Flügel, nahe an Lemberg herangetragen wurde.

Trotz dieser Erfolge wurde es notwendig, eine neue Gruppierung unseres Heeres anzuordnen, weil sein Nordflügel bei Rawaruska bedroht war und frische, weit überlegene russische Kräfte sowohl gegen die vorwärts Krasnik kämpfende Armee, als auch im Raume zwischen dieser und dem Schlachtfelde von Lemberg vorgingen.

In den schweren Kämpfen östlich von Grodek am 10. September waren Ihre k. u. k. Hoheiten der Armeeoberkommandant Erzherzog Friedrich und Erzherzog Karl Franz Josef bei der dort angreifenden Division.

Wie in allen bisherigen Schlachten und Gefechten haben unsere braven, nun schon seit drei Wochen ununterbrochen kämpfenden Truppen auch vor Lemberg ihr Bestes geleistet und ihre Bravour und Tüchtigkeit abermals erwiesen. In der fünftägigen Schlacht hatten beide Teile schwere Verluste. Namentlich bei Rawaruska wurden mehrere Nachtangriffe der Russen blutig abgewiesen."

Die zweite Schlacht bei Lemberg hat den Oesterreichern 10 000 Gefangene, darunter viele Offiziere, gebracht. Auch eine Menge Geschütze wurde erbeutet.

Daß trotz alledem der Erfolg nicht ausgenutzt werden konnte, lag einzig und allein an der ungeheuren numerischen Ueberlegenheit der Russen, die mindestens 17 Divisionen, das sind etwa 370 000 Mann, mehr hatten. Russischerseits kamen zudem fort-

während frische Nachschübe, während die österreichisch-ungarischen Truppen drei Wochen lang in ständigen verlustreichen Kämpfen, mit anstrengenden Märschen dazwischen, tagsüber fochten und nachts beunruhigt wurden. Die österreichischen Verluste waren sehr erheblich, aber die der Russen noch bedeutend größer.

* * *

Wenn man die Riesenschlacht in Galizien als ein Ganzes, als eine einheitliche kriegerische Operation betrachtet, — und die Weltgeschichte wird das sicher tun — ist diese Schlacht die langwierigste und ausgedehnteste, zudem mit der größten Zahl von Kämpfern seit Menschengedenken. Die Schlacht von Roßbach war in zwei Stunden zu Ende, die Schlacht von Liegnitz dauerte drei Stunden. Unter den Napoleonischen Schlachten waren die längsten die von Aspern und Leipzig, von denen die erste 21 Stunden, die letztere drei Tage währte. Die dritte Schlacht von Plewna schlug diesen Rekord mit sechsmal vierundzwanzig Stunden. Die Schlacht von Mukden dauerte vom 27. Februar bis zum 13. März auf einer Front von 120 Kilometern mit einer Streiterzahl von 600 000 Mann. Bei Königgrätz waren es rund 450 000, bei Leipzig 475 000.

Nach englischen Meldungen sind auf dem galizischen Schlachtfeld im ganzen 100 000 Russen gefallen.

Das russische Spionagesystem

In den verschiedensten Schlachtberichten ist die Rede von dem Spionagenetz, mit dem die Russen ganz Polen und Galizien überzogen hatten. Der Rubel rollte, zahllose Spione haben den russischen Truppen den Weg bereitet. Rußland hat es sich ungezählte Millionen kosten lassen, um sich unter den armen ukrainischen Bauern Spione und Helfershelfer zu sichern. Schon seit Jahren hat es seine Leute in die verschiedenen Bezirke einzuschmuggeln gewußt und dann mit Geld fleißig nachgeholfen, also die Taktik verfolgt, die es schon vor 150 Jahren übte, als es Polen unterwühlte, um es zu zerstören. Die russische Uebermacht scheut kein Mittel, obwohl ihr so vieles in diesem Kampf mit einem Schwächeren günstig ist: die unerschöpflich scheinenden Mannschaftsreserven, die Kriegserfahrung des Offizierkorps, die Reorganisation eines wesentlichen Teils der Feldartillerie, und vor allem die Politik, der es gelang, für Mobilisierung und Anhäufung von Vorräten aller Art dem Gegner einen mindestens zweimonatlichen Vorsprung abzugewinnen.

Wie die Spione zu Werke gingen, zeigt der Brief eines verwundeten Offiziers eines österreichischen Jägerbataillons. Er erzählt: „Auf unserem Vormarsch hatte sich eines Tages ein Bauer an unsere Mannschaft herangedrängt und bot sich als Führer an. Wir wiesen ihn fort, worauf er gegen ein Gehölz lief, in das er etwas uns Unverständliches rief, wobei er mit der Hand auf uns deutete. Wir hatten genug gesehen, und zwei wohlgezielte Schüsse verhinderten, daß er jemals wieder den Russen einen derartigen „Fingerzeig" gebe. Wie berechtigt diese rasche Justiz war, konnten wir bei unserem Näherkommen entdecken. Ein vorsichtiges Absuchen des Gehölzes ergab, daß darin Russen verborgen waren, die uns, wenn wir sie nicht entdeckt und von dort vertrieben hätten, in den Rücken gefallen wären."

In der Wahl ihrer Mittel bewiesen diese russenfreundlichen Bauern eine erstaunliche Erfindungsgabe und Verschlagenheit. Sie verrieten der russischen Artillerie die österreichisch-ungarischen Stellungen durch vereinbarte Rauchfeuer, durch Spiegel- und andere Signale, die sie zum Teil von den Bäumen aus abgaben, durch Vortreiben von Kühen in die Schwarmlinie und zahlreiche andere, den Unerfahrenen harmlos erscheinende Veranstaltungen. Vielfach benutzten sie Telephone, deren Leitungen im Boden vergraben waren.

Der öſterreichiſche Rückmarſch

Wie aus dem Generalſtabsbericht über die zweite Schlacht bei Lemberg hervorgeht, hatte ſich unterdeſſen die Lage auf dem Nordflügel ungünſtig verſchoben. Ein Hauptteil der ruſſiſchen Armee hatte die urſprüngliche Anmarſchlinie geändert und war gegen die aus dem Gebiet von Zamosc herangerückte Armee Auffenberg vorgegangen, die ſich nach anfänglichen Teilerfolgen bald durch den weit ſtärkeren Gegner bedroht ſah. Ebenſo ſtieß die bisher ſiegreich vorgedrungene Armee des Generals Dankl vor Lublin auf immer ſtärker werdende neue ruſſiſche Kräfte, deren Ueberlegenheit, namentlich an Artillerie, offenſichtlich war. Deshalb mußte die Armee Dankl zurück, um ſo mehr als Teilkräfte des Gegners ſich in den Raum Rawaruska—Jaroslaw einzuſchieben ſuchten, um den Wiederanſchluß der Armee Dankl an das übrige öſterreichiſche Heer abzuſchneiden. Trotz den bei Lemberg mit übermenſchlicher Anſtrengung errungenen Vorteilen mußte ſich das Oberkommando entſchließen, die Geſamtoffenſive einzuſtellen und die Armeen möglichſt raſch in einem Raum zu verſammeln, deſſen günſtige Stellungsmöglichkeiten die Gewähr boten, daß der ruſſiſche Vormarſch nachdrücklich zum Stehen gebracht werden konnte. Die Ablöſung vom Feind ging überall glatt von ſtatten, am früheſten bei der Armee Dankl, am beſten bei den erfolgreichen Lemberg-Armeen und am ſchwierigſten bei der Armee Auffenberg, die auch den ſchwerſten Weg zurückzulegen hatte.

Ueber den Rückmarſch der Armee Dankl ſchreibt ein Augenzeuge: „Wer nach dreitägigem Regenwetter auf einer Landſtraße in Ruſſiſch-Polen gefahren iſt, der wird ſich die ungeheuren Schwierigkeiten, die Napoleon mit ſeinen 600 000 Mann überwinden mußte, leicht vorſtellen können. Wer heute Gelegenheit hatte, auf denſelben, gewiß beſſeren Straßen als 1813 eine Infanterietruppendiviſion mit ihren Trains vorbeimarſchieren zu ſehen, wird ſich über die ungeheuren Verluſte der Napoleoniſchen Heere nicht wundern, beſonders, wenn er ſich gleichzeitig der Mühe unterzieht, ein Dorf im Weichſelgebiet zu durchwandern und die Bauernhütten anzuſehen. Man begreift es kaum, wovon hier der Bauer während eines langen Winters, wovon das ganze Land lebt. Eins, zwei Fäſſer mit Korn gefüllt, eine, zwei magere Kühe und ebenſoviel Schweine iſt alles, was man in einer ſolchen Holzhütte vorfindet. Ein Zündholz — und in fünf Minuten bleibt von dem ganzen dürftigen Bauwerk nichts als ein Haufen glühender Aſche. Die Ueberwinterung eines größeren Heeres erſcheint faſt unmöglich. Und es müßten keineswegs ſolche Maſſen in Betracht kommen, wie ſie heute nördlich der Karpathen verſammelt ſind. Wenn auch die Mundvorräte durch äußerſte Anſpannung der vorhandenen Transportmittel aus dem Herzen der Monarchie herangeſchafft werden könnten, ſo iſt kein genügendes Obdach für Mann und Roß vorhanden.

Dieſe für das Land traurigen Tatſachen dürften neben der gewaltigen Uebermacht des Feindes mit ein Grund geweſen ſein, warum der anfänglich erfolgreiche Offenſivſtoß der öſterreichiſch-ungariſchen Armeen zu dem Manöver eines Rückzuges umgewandelt wurde. Dafür ſpricht ſchon die ganze Verfaſſung der weichenden Truppen, die wohl wenig Günſtiges zu erzählen wiſſen, wenn ſie über ihren Aufenthalt in Rußland befragt werden, in militäriſcher Hinſicht jedoch den Eindruck machen, als hätten ſie zwar längere Märſche hinter ſich, aber keineswegs Gefechte, bei denen es um Sein und Nichtſein gegangen ſei; ganze Bataillone bringen ihre Munition unberührt zurück. Das verleiht dieſem angeblich erzwungenen Rückzug einen ganz anderen Charakter. Und noch mehr! Es wurde erzählt, daß ungariſche Honvedſoldaten die Verwegenheit hatten, mitten in der Schlacht, in der Schwarmlinie 600 Schritte vom Feinde entfernt, kleine Feuer zu unterhalten und Kartoffeln zu braten. Vorkommniſſe beweiſen, wie richtig die

Berichte der ersten Verwundeten waren, daß sich die österreichisch-ungarischen Soldaten aus der russischen Infanterie gar nichts machen, und daß Positionen, an denen die Russen keine Artillerie zur Stelle hatten, von unsern Mannschaften wie auf dem Exerzierplatz gestürmt wurden. Das beste Leumundszeugnis einer operationsfähigen Armee sind aber ihre Trains. Nach den Kämpfen bei Lublin konnte man tagelang gewaltige Trainkolonnen aller Gattungen, Feldbäckereien, Munitions- und Rote Kreuzkolonnen in der Richtung vom Kriegsschauplatz und zurück fahren sehen; alles stets in der besten Ordnung, ob man sie im Lager als nächtigende Truppe oder unterwegs antraf. Für den scharfen Beobachter ein Zeichen, daß der Rückzug kein Debâcle war. Wenn man bedenkt, daß die in Galizien requirierten Fuhrwerke keineswegs erster Qualität sein können, und daß auch das Pferdematerial im Lande sehr schlecht ist, so muß man staunen, daß nirgends verlassene Fuhrwerke zu sehen sind und ein Pferdekadaver äußerst selten, gewissermaßen nur als notwendige Illustration des Krieges zum Vorschein kommt. Und als sich nach Tagen das erste im Feuer gewesene Regiment zeigte, wurde es im Vorbeimarschieren von den in Galizien stehenden Reservetruppen mit Jubel begrüßt, und es hat sich von diesen nur dadurch unterschieden, daß die Soldaten unrasiert und ungebürstet ausgesehen haben. Nicht einmal von Erschöpfung konnte man reden, denn alles lachte und war frohgemut. Man hätte glauben können, die Heeresleitung ließe die Truppen nach Galizien zurückmarschieren, damit sie sich dort wieder waschen, baden und rasieren könnten."

Der Kriegsberichterstatter des „Pester Lloyd" bestätigt diese Wahrnehmungen. Er schreibt: „In der Armee Auffenbergs mußte zweimal der Befehl zum Rückzuge gegeben werden; an den ersten Befehl wollten die Truppen gar nicht glauben, weil sie die Ursache des Rückzugs nicht einsehen konnten! Dieses Zögern ist ergreifend und auch verständlich und charakterisiert unsere ganze Situation. Die seit Wochen im Kampfe stehenden Soldaten sahen nur immer, daß sie ständig siegreich vordrangen, Gefangene machten, Kanonen erbeuteten und die Russen unter großen Verlusten zurückwarfen. Sie konnten also nicht begreifen, wie die strategische Lage sie zum Rückzuge zwang. Unsere Truppen sind bis auf den heutigen Tag ungeschlagen. Nur infolge der ungeheuren Uebermacht ergab sich eine Lage, die eine rückwärtige Neugruppierung der Kräfte notwendig erscheinen ließ."

Nachdem die österreichisch-ungarische Hauptarmee und die beiden Seitengruppen Auffenberg und Dankl die Ablösung vom Gegner glücklich vollzogen hatten, marschierten sie in voller Ordnung unter Mitnahme von 10 000 Gefangenen und 80 erbeuteten Geschützen ab. Der äußerst mitgenommene und geschlagene Gegner war außerstande, die Abziehenden nennenswert zu beunruhigen.

Episoden aus den österreichisch-ungarischen Kämpfen gegen Rußland

Vorbemerkung

Es liegt in der Eigenart der österreichisch-ungarischen Berichterstattung, daß in ihren Schlachtberichten auf Episoden und Taten einzelner größeres Gewicht gelegt wird, als in der deutschen Presse, die den Blick mehr auf das Ganze gerichtet hält. Die österreichische Darstellungsweise wird so sicherlich manchem Helden besser gerecht, dessen Andenken bei uns in der Bewunderung vor dem allgemeinen Heldentum untergehen würde. Da sich in diesen Geschichten und Einzelbildern zahlreiche charakteristische und typische Momente finden und sich in ihnen besonders der

zähe Kampfesmut der öſterreichiſchen und ungariſchen Truppen gegenüber der furchtbaren feindlichen Uebermacht leuchtend widerſpiegelt, ſoll ihnen auch in unſerer Chronik ein etwas breiterer Raum gewährt werden.

Drei Helden

Der Hauptmann des Generalſtabskorps Oskar Rosman hat am Morgen des 29. Auguſt in den Kämpfen bei Zamosc und Komarow durch einen Sturz mit dem Flugapparat den Heldentod erlitten. Mit welch kühner Begeiſterung er ſeine Pflicht erfüllte, bezeugt ſein letzter Brief, in dem er eine ſeiner Fahrten ſchildert. „Ich hielt es," ſchreibt er, „nachdem ich ſchon viele Flüge auf weite Diſtanzen hatte machen laſſen, für notwendig, einmal auch ſelbſt einen Flug über die Köpfe der Ruſſen zu unternehmen, weil ich der Anſicht bin, daß, wer von andern verlangt, daß ſie täglich den Kopf in den Rachen des Löwen legen, wenigſtens einmal die Bereitwilligkeit zeigen muß, es auch zu tun. Ich ſetzte es durch, daß man mich ziehen ließ. Nun ich flog! Gut ausgerüſtet mit Piſtole und Mundvorrat und Schlafſack für den Fall, daß ich irgendwo niedergehen mußte, wo ich nicht beabſichtigt hätte. Schön war's, herrliches Wetter; ich voller Freude und Zuverſicht. Da, ſo zirka 80 km weit weg von meinen Freunden, fand ich ſie endlich — die Ruſſen! Wie die Ameiſen krochen ſie unten, wohl mehr als einige Tauſend. Mehrmals ſah ich, daß ſie Salven abgaben; in dicken Schwaden ſah ich den Rauch aufſteigen trotz der großen Höhe, aber wir lachten nur und winkten ihnen zu, da wir uns in unſerer Höhe von 1200 Metern ſicher fühlten, vor den in ſolcher Höhe ſchon recht matten Kugeln; zwei Drittel der Kugeln ſahen wir durchrutſchen durch die Tragflächen. Da — Krach! Eine Kugel ins Benzinreſervoir, gerade unter meinem Sitz! Die untere Wand durchſchlug ſie, an der oberen Wand machte ſie nur mehr eine Dulle, und ich ſpürte ſie am Oberſchenkel gerade wie einen Naſenſtüber. Nicht viel ärger. Aber was ſchlimm war — nun rann das Benzin in einem zierlichen Strahl herunter, ein dünner Faden, mit dem die Hoffnung von dannen ging, heimwärts zu gelangen. Brr! Alſo ſchnurſtracks: Kehrt Euch, linea recta heimwärts! Wird es noch halten bis dorthin? Kritiſche Situation, und gerade da fing's an, zu beuteln, ſo daß ich ſchon fürchtete, mein Pilot ſei verwundet und beherrſche den Apparat nicht mehr.

Ich drehe mich um und ſehe ein ruhiges Geſicht aus der Fliegerhaube herausgucken und lache ihm zu. Dort, weit hinein, erſcheint auch ſchon in nebelhafter Ferne der Ort, wo ein paar eigene Truppen ſein ſollten — dorthin, aber wirds Benzin halten? Da — noch immer 15 km von dort: blem, blem, ſch—ſch ... Der Motor iſt aus! Hinunter im Gleitflug, noch über ein Dorf weg, und jenſeits auf ziemlich geneigtem holperigem Sturzacker, ſteht der Vogel, der vorher noch ſo brummte, ſtill und ſtumm, und wir zwei drin, allein auf ruſſiſchem Boden! Heraus mit den Piſtolen! Wie wird die Bevölkerung ſein, die nun auch ſchon in hellen Scharen aus dem Dorfe herbeiſtrömte? Die Offizierskappe verſteckt! Den berühmten Sturzhelm auf dem Kopf, Lederwerk über der Bluſe, ging ich den Leuten degagiert entgegen, beſtimmte zwei mit ein paar böhmiſchen Brocken, die ich von meinem früheren Diener gelernt hatte, als Wächter für den Apparat, unterſtützte das Ganze durch meine Ballonführerlegitimation, die auch ruſſiſch ausgeſtellt war, kurz, die Leute parierten, brachten mir dann einen Wagen, mit dem ich und mein Pilot, wie wenn das ſo ſein müßte, unſern Truppen zu über eine Stunde fuhr — ein Bröckerl Oeſterreich im weiten Ruſſenland! Von dort ſofort ein Zug Huſaren, dann ſo zwanzig Infanteriſten auf Wagen hinaus zum Apparat, wo der brave Mann für den vermeintlichen Ruſſen oder Franzoſen noch Wache hielt; ein Faß Benzin und ein Spengler waren auch dabei, der das Loch geſchwind verſtopfte; Benzin wird nachgefüllt und trotz böigſter Luft zieht der Vogel wieder heimwärts zu meinen Leuten! Die Kugel habe ich mir her-

ausnehmen lassen aus dem Benzinreservoir, wo sie stecken geblieben war, und trage sie als Uhranhängsel! . . . ."

* * *

Vom siebenbürgischen Infanterieregiment Nr. 51 stand am 29. August früh eine Kompagnie unter Hauptmann Hugo Kosch innerhalb einer langen Verteidigungsfront südöstlich von Lemberg. Sie hatte eine für die Verteidigung wichtige Höhe inne und daher den Auftrag des Divisionskommandos, hier unbedingt auszuharren. Der Kampf währte erbittert bis zum Abend, und unsere Front wurde schließlich in unmittelbarer Nähe der Kompagnie von starker russischer Uebermacht durchbrochen. Die Nachbartruppen erhielten daher den Befehl zum Rückzug; ihnen schlossen sich in der Dunkelheit irrtümlich Teile der erwähnten Kompagnie an. Hauptmann Kosch bemerkte dies nicht sogleich und sah sich plötzlich nur noch mit einem Zug, also einem Viertel seiner Leute, auf seinem Stützpunkt allein. Getreu seinem Befehl verteidigte er diesen mit seinen fünfzig Infanteristen bis sechs Uhr morgens die ganze Nacht hindurch. Um diese Zeit verstärkte der Gegner seinen Angriff derart, daß schließlich drei russische Bataillone, also dreitausend Mann, gegen diesen einen Zug standen. Der Hauptmann nahm daher seine Leute eine kurze Strecke bis zu einer nahen Ortslisière zurück, sammelte dort noch etwa fünfzig Mann versprengter Truppen und leistete neuerdings hartnäckigen Widerstand, bis die mittlerweile auf vier Bataillone angewachsenen Russen die kleine Abteilung fast völlig umzingelt hatten. Es gelang Kosch, sich noch glücklich durchzuschlagen und der Gefangennahme zu entgehen. Der Kaiser verlieh ihm das Militärverdienstkreuz.

* * *

In der ganzen österreichisch-ungarischen Armee wird von den Heldentaten eines einfachen Infanteristen gesprochen, die fast beispiellos sind. Der Infanterist Julius Reif des deutsch-polnisch-schlesischen Landwehrinfanterieregiments Nr. 31 zeichnete sich am 24. August im Gefecht bei Suchodol (nördlicher Kriegsschauplatz) dadurch aus, daß er die Mannschaft der dritten Kompagnie, der er angehörte, zunächst durch Worte, dann durch sein Beispiel anfeuerte. Ganz allein sprang er im feindlichen Feuer vor und riß wie im Fluge die von den Russen eingeschlagenen Distanzpflöcke heraus, die das Einschießen des Gegners erleichtern sollten. An der Spitze seiner nacheilenden Kameraden stürmte er dann die feindliche Stellung, die von der russischen Uebermacht mit schweren Verlusten an Toten, Verwundeten und Gefangenen fluchtartig geräumt wurde. Reif wurde hierauf sofort zum Korporal ernannt. Drei Tage später harrte der neue Korporal mit seinen zwölf Mann, trotz heftigen Artillerie- und Gewehrfeuer, in einer gegen das feindliche Feuer vollständig ungedeckten Stellung aus, während die übrige Mannschaft derselben Kompagnie, fünfmal vorgeführt, unter dem Geschoßhagel jedesmal zurückflutete. Am 28. August, führt der Bericht des Regimentskommandos weiter aus, brachte der mit einem Zugskommando betraute Korporal Reif seinen Zug, etwa fünfzig Mann, taktisch richtig mit unvergleichlichem Elan gegen die feindliche Stellung vor und trug auf diese Weise wesentlich zur Zurückdrängung des Feindes bei. Im Verlaufe des Gefechtes bemerkte er an einer Waldblöße einen Trupp Russen, der mit Reserven etwa hundert Mann stark war und sich anschickte, unsere vorrückenden Truppen von der Flanke anzugreifen. Reif brachte seinen Zug auf etwa siebzig Mann und stürmte auf den etwa dreihundert Schritte entfernten Gegner los. Er selbst stach den feindlichen Kommandanten mit dem Bajonett nieder. Als die Russen die Aufforderung zur Uebergabe mit Feuern beantworteten, erwiderte die Abteilung Reifs in gleicher Weise. Die Hälfte des Feindes fiel, der Rest entfloh. Bald darauf bemerkte Korporal Reif auf einer nahen Anhöhe vier feindliche Maschinengewehrabteilungen, die unsere Truppen beschossen. Reif ließ die Bedeckung von etwa vierzig Russen durch sieben Mann aus der

Flanke beschießen und stürmte mit seiner übrigen Mannschaft geradeaus die Höhe, erbeutete die Maschinengewehre und nahm die ganze Bedeckungsmannschaft gefangen. Er wurde dafür sofort zum Feldwebel befördert und wird sowohl die silberne als auch die goldene Tapferkeitsmedaille erhalten.

Rückblicke

von Roda Roda

Am 23. August kämpfte das Wadowicer Regiment Nr. 56 beim Meierhof Jozefin (fünfzehn Kilometer östlich von Krasnik). Der Infanterist Suway war Gefechtspatrouille im Wald. Durch verborgene Schützen wurde er an der rechten Hand schwer verletzt. Er ließ sich's nicht verdrießen, die Gegner, die nun seine persönlichen Feinde geworden waren, im dichten Gestrüpp zu suchen, und fand zwei Kosaken auf den Bäumen. Mit dem heilen linken Arm legte er das Gewehr an und schoß die Kosaken herunter. Der Hornist Saniecznk machte es Suway nach. Er nahm das Gewehr eines Gefallenen und ging den Kosaken zu Leib. Sie alle, die da in den Baumkronen saßen, mußten daran glauben. Als aber russische Verstärkungen herankamen, blies der Hornist unaufhörlich Sturm, bis der Feind geworfen war.

* * *

Den Urtyp der Gleichgültigkeit und Ruhe stellte ein schlichter Trainsoldat auf. Er war von der Verpflegungsstaffel mit dem Befehl weggeschickt worden, einem Bataillon die Brotration nachzubringen. Als er mit seinem Fuhrwerk am Bestimmungsort eintraf, war das Bataillon nicht da, es war als Reserve vorwärts abgegangen. Der Trainsoldat mußte wohl wissen, wie weh der Hunger tut und daß die Kameraden in der Front verteufelt wenig nach den Fleischkonserven fragen, wenn sie nicht auch das Brot dazu bekommen. Er fuhr denn eigenmächtig, ohne Auftrag dem Bataillon nach und fragte sich glücklich durch bis zu den Reserven. Dort war das Bataillon aber wieder nicht. Man hatte es in die Schwarmlinie eingesetzt. Ruhig, im Schritt, im heftigsten Schrapnellfeuer querfeldein fuhr der Trainkutscher dahin, ein Ziel für sämtliche russischen Geschosse. Doch wie unlängst das Torpedoboot „Ulan" Hunderten von Kanonen der französischen Schlachtflotte entging, so muß auch ein Schutzengel den wackeren Trainer begleitet haben. Er lieferte sein Brot ab und kam unverletzt zurück.

* * *

In den langwierigen Raufereien bei Mukden und vor Port Arthur geschah es oft genug, daß Infanteristen in der Schwarmlinie, mit dem Gewehr in der Hand, stundenlang schliefen und erquickt erwachten. Mir ist ein interessanter Fall dieser Art gestern von einem Mitkämpfer erzählt worden: Es war nach dem Gefecht bei Czernowitz, 24. August: am Abend baten die Russen, völlig ermattet, um einen Waffenstillstand bis zum Morgen. Der befehligende Feldmarschalleutnant unserer Truppen bewilligte ihn nicht. Und was geschah? Die verfolgten Russen schliefen an Ort und Stelle ein — genau wie ihre Verfolger. Die Parteien lagen einander gegenüber auf ein paar hundert Schritte, kaum durch Gefechtsvorposten gesichert. Und das Schlachtfeld war totenstill die ganze liebe Nacht.

* * *

In der Schlacht bei Waterloo, im dichtesten Kugelregen, pflügte ein Bauer ruhig seinen Acker. Dieser Mann hat nun ein Gegenstück gefunden. Im Zentrum der Lemberger Schlacht, kaum zwei Kilometer hinter der Schwarmlinie, für Artilleriegeschosse leicht erreichbar, bestellte ein Bauer mit seinen Gäulen friedlich sein Feld und rauchte die Pfeife dazu. Verwundete, die eben zurückkehrten, haben es gesehen und bezeugt.

Kleine Bilder aus dem großen Krieg

von Ludwig Bauer

Galizien und der erste Sieg

Endlich sind wir in Galizien und hier spüren wir gleich: dies ist eine andere Welt, und wir sind dem Feind näher; es ist, als ob wir den dicken, bösen Atem Rußlands schon riechen könnten. Die Leute hier sind ja die Nachbarn, und was wir bloß in Zeitungsblättern gelesen, das haben ihre nächsten Angehörigen und Volksgenossen am eigenen Leibe erlitten. Wenn man sie fragt, so flüstern sie kaum, so schrecklich sind die Greuel, die sie zu berichten haben. Und es ist rührend, zu sehen, mit welcher Inbrunst sie den Soldaten und Offizieren nachblicken; die sind ja nunmehr ihre einzige, freilich starke Bürgschaft, daß die Kosaken nicht einbrechen, ihre Dörfer und Städte nicht in Flammen aufgehen, ihre armseligen, dürftig genährten Weiber nicht von tierischer Grausamkeit zerrissen werden. Je näher wir Rußland kommen, desto ärmer, gedrückter das Volk. Ein trüber Ausdruck von dumpfem Schmerz auf den polnischen Gesichtern, das Leid und der Druck von vielen Jahrhunderten Schmach und Unterdrückung in den traurigen Gestalten der Ghettojuden. Sie spähen in unsern Mienen, ob sie wenigstens ihres bißchens Armut sicher sind, ob Mord und Brand nicht über sie herfallen werden.

Im Grafenschloß. Die weiten Plätze des vornehmen Parkes von einer bunten Menge von Offizieren und Berichterstattern erfüllt. Die Journalisten interessieren wenig; es ist der Krieg, nicht die Korrespondenten, den man sucht. Automobile mit Kurieren knattern staubüberdeckt herbei. Und draußen vor dem Portale stehen die polnischen Juden in ihren langen Kaftans, die bleichen Gesichter von ungeschornen Bärten überwachsen. Auch die kleinen Jungen tragen schon die Schläfchenlöckchen geringelt, gehen in denselben düsteren langen schwarzen Röcken wie die Alten, und sie scheinen auch kaum jung, sie haben in ihren Mienen den gleichen traurigen Ernst wie ihre Väter, große, sprühende, fragende Augen, die von sehr viel ererbtem Leid wissen. Schwermütig, wie benommen, fast erschreckend still, so starren sie auf uns, möchten so gerne fragen und wagen es nicht. Aus dieser kleinen galizischen Judenstadt sollen allein achtzig Menschen unter den Fahnen stehen. Aber nicht dies allein bewegt sie; hier sind ja alle unter der Gefahr des Feuers, wenn das riesige, böse Tier jenseits der Grenze nicht gezähmt und gebändigt wird. Alle hoffen, aber sie sind so arm, daß sie sich nicht einmal recht zu hoffen trauen. So starren sie her auf das Schloß, zu uns, wohin die Nachrichten kommen, der Telegraph, die Kuriere Botschaft sagen. Aber noch wissen sie, wissen wir nichts. Noch liegt das Schweigen schwer auf allen wie ein dunkler Mantel.

Da läuft ein Offizier durch die Bäume zu einer Gruppe von Journalisten. Noch bevor er den Mund öffnet, weiß man, er bringt gute Botschaft. Man sieht den Mann zum erstenmal, aber die Anspannung des Wartens war so groß, daß man ihn mit dem Blicke schon verschlingt, ehe er zu uns kommt, und man fühlt, daß man ihn nie vergessen wird, denn er bringt irgendeine Kunde, die uns froher und freier macht, unsere Zuversicht bestärkt. Er ist da, und er bestätigt unsere Erwartung: ein Sieg. Nein, eigentlich sogar zwei Siege! Vormarsch über die Lyssagura. Schon haben die Oesterreicher den halben Weg zwischen Krakau und Iwangorod durchschritten. Dann: zwei russische Armeekorps geschlagen, über dreitausend unverwundete Gefangene, Geschütze, Maschinengewehre. Eigentlich sagt er das alles noch nicht, er erzählt nur von einer guten Nachricht, die bereits da ist, uns in einer Stunde amtlich verkündigt werden soll. Aber wie unerträglich lang ist eine Stunde! Und man sieht, wie die Worte dem Boten auf der Zunge brennen. Da kommt auch schon ein anderer Offizier, und nun sickert die Nachricht durch, nein, richtiger, sie durchbricht den Boden wie ein übermächtiger

Quell. Und — da erfährt man auch schon von dem Rückschlag des russischen Kavallerieangriffes gegen Nowosilicza. Zwanzigtausend Mann geworfen. Die Augen glänzen. Wohl wissen alle hier, dies ist natürlich noch nicht die Entscheidung. Aber nach manchen herrlichen Scharmützeln war dies da wie dort der erste große Kampf, und er bewies uns, was wir alle wußten und doch mit stürmischem Zweifel bestätigt hören wollten.

Plötzlich aber dringt von draußen ein unbegreifliches Geheul, das niemand vergessen kann, der es je vernahm. Es schwingt über den riesigen Park, es erfüllt den glänzenden Sommernachmittag. Vor dem Portale staut sich die ganze kleine Judenstadt, es ist nicht etwa ein Haufe von Menschen, es ist alles, was hier nur kriechen kann, Alte, Kinder, Weiber. Irgendwie haben sie die Nachricht vom ersten großen österreichischen Sieg über die Russen erfahren, sie sprang über die Gitter des Grafenschlosses zu ihnen, und nun ist es wie Tollheit, ein rührender, lächerlicher und großartiger Rausch. Diese Menschen wissen noch nicht, wie man jubelt, ihr klägliches Leben hat es sie ja nie gelehrt. Jenes Geheul war ihr Jubel, ihr erster Jubel. Sie pressen und drängen sich vor dem Portal, phantastische, fremdartige Gestalten. Nun erscheinen die Offiziere vor ihnen, kommen eilends aus dem Schlosse und Parke herbei, und sie heben die Hände zu ihnen auf, die Kaftanjuden, wie zu helfenden Göttern. Rufe in jenem heiseren, gurgelnden „Jiddisch", das bis weit über Warschau hinaus ihre Sprache ist, begrüßen die Retter. Und ein Augenblick ist nun angebrochen, da jene Geduckten und Getretenen auferstehen und ihre Seele offenbaren. Der tiefe, glühende Sklavenhaß gegen die russischen Peiniger lodert auf. Ein Haufen von Jüngeln zieht hinter der schwarzgelben Fahne, und die Alten beginnen einen ... Freudentanz. Wie wohl vor Jahrtausenden das Volk des Königs David, wenn ihr Feind geschlagen ward. Uralte Tempelgesänge, die sich Jahrtausende erhielten, werden laut. Und sie klingen als Huldigung zu den österreichischen Offizieren. Jehovahs großer Zahltag kam; ihr üppiger, stolzer Feind, der sie anspie und zertrat, ward besiegt. Der ohnmächtige Haß, den sie niederwürgen mußten, er steht auf all den armen Gesichtern. Sie singen, sie tanzen, eine Volksleiche, die zu neuem Leben erwachte. Ihre Brüder und Schwestern werden frei sein, Menschen werden können.

So feierte die kleine galizische Judenstadt Oesterreichs ersten großen Sieg über die Russen.

Der tote Russe

Zwei Stunden sind die Kaiserjäger heute schon marschiert, ohne daß ein Schuß gefallen ist. Das ärgert sie, aber sie trösten sich mit dem Gedanken, daß heute unbedingt „etwas los sein wird". Richtig, da pfeift es auf einmal hoch in der Luft, oder eigentlich ist es kein richtiges Pfeifen, mehr das boshafte Summen einer Riesenmücke: ein Schrapnell. Es fliegt weit über ihre Häupter, und alle drehen sich um, wobei sie unwillkürlich sich bücken, und sehen ihm nach, wo es explodieren wird. Es ist ziemlich weit — ein kleines, tückisches gelbes Flämmchen und dann schüttet es sich wütend auf den leeren zertretenen Boden aus. „Wie wenn es sich giften würde!", meint ein Tiroler. Aber sie gehen noch rascher vorwärts, um an den Wald zu kommen; wenn sie ordentlich ausholen, dauert es noch eine halbe Stunde. Wenn die Russen bis dahin sich nicht zu gut auf die Distanz einschießen! Die Soldaten verändern die gerade Richtung, gehen im Zickzack wie Betrunkene. Der Hauptmann setzt ein besorgtes Gesicht auf. Eine halbe Stunde ist lang. Er hat die Wut der Infanteristen gegen diese nichtswürdigen Bomben, Granaten, Schrapnells, die von irgendwoher aus einer Weite kommen, die er selbst nicht angreifen kann. Er spricht mit den anderen Offizieren, sie alle warten sehnsüchtig auf unsere Artillerie. Sie muß sich beeilen, um den Feind zum Schweigen zu bringen. Im Gehen sieht der Hauptmann mit rückwärtsgewendetem Kopf sich um, wo sie steckt, erkennt mit dem Feldstecher, wie die Batterien hinter die Deckung eines Hügelchens

fahren. Es geht so rasch als möglich; ihm freilich kommt es langsam vor. „Das kann noch zehn Minuten dauern," meint er ungeduldig, und sieht nervös auf die Uhr. Da kommt auch schon die zweite Salve. Gottlob, noch immer hinter ihnen ins Leere spritzend, aber doch schon viel näher. Keine dreihundert Meter mehr hinter unseren letzten Soldaten, schätzt er und gibt Befehl, sich noch weiter zu zerstreuen.

Die Tiroler unterhalten sich indes miteinander im Marsch. Man muß laut sprechen in solchem Lärm, und sonderbar klingt's, wie sie in ihrem harten, bedächtigen Dialekte sich zuschreien. Dies ärgert sie am meisten, daß noch kein Russe zu sehen ist, nicht einmal so groß wie ein Stecknadelkopf. Und daß es heute gewiß keinen Morgenkaffee geben wird. Und dann schimpften sie auf dieses verdammte Land, in dem es gar keine Berge gibt. Das wäre so hübsch da oben zu stehen, zu zielen, zu sehen, wer mit dem Gewehr die meisten Treffer macht. Und sie erinnern sich an ihre Scheibenschießen und ihre Preise. Aber da kommt schon die neue Salve. Diesmal ist sie in der Distanz schon ganz richtig bemessen, nur ein wenig nach rechts, weil sie die letzten zwei Minuten die Richtung nicht mehr wechselten, sondern geradeaus gegangen sind. „Die erwischen uns doch," meint einer. Und die anderen schütteln bedächtig zustimmend die Köpfe und sehen auf den Hauptmann. Die Situation ist ungemütlich, ja sie sieht sogar verzweifelt aus. Deckung gibt es nirgends bis zu dem Walde, und es kommt ihnen vor, als wäre er verhext und wäre nun weiter als vorher. Alle blicken auf die Offiziere und den Hauptmann. Dieser fühlt schwere Beklemmung, nicht gerade Angst, aber er hat Weib und Kinder und hinter ihm gehen 250 Männer, für die er verantwortlich ist. Dabei spürt er, daß er seine Sorgen, seine schwere Stimmung den Leuten auch nicht mit einer Gebärde verraten darf. So greift er mit einer Bewegung in die Tasche, holt eine zerknitterte, zerbrochene Zigarre hervor. Die Leute sind sehr befriedigt. Sie denken nicht weiter darüber nach, aber in ihrem Unterbewußtsein ist's: „Es kann nicht gar so arg sein, wenn der Hauptmann eine Zigarre anzündet" ... Doch der Hauptmann zündet sie nicht an. Denn auf einmal ist er nicht mehr da. Diesmal trafen die Schrapnells gut. Man sieht nichts mehr von ihm, nicht von den anderen, die in seiner Nähe marschieren. Ein Leutnant schreit, sie möchten sich ganz verteilen, dem Walde zulaufen. Und der Leutnant setzt unbewußt den letzten unausgesprochenen Gedanken des Hauptmanns fort: „Wenn nur schon endlich unsere Artillerie anfangen würde! Dann würden die Feinde sofort versuchen, sich auf sie einzustellen, und bis dahin wären wir in der Deckung!"

Die Soldaten laufen jetzt vorwärts zu zweit oder dritt. Wie hüpfende kleine Punkte. Es geht nicht gut, weit zu laufen, wenn man mehr als 40 Kilo auf dem Rücken trägt. Und dann läuft der Tiroler nicht gern. Nicht einmal vorwärts; er geht am liebsten seinen geroden, schweren Schritt. Die Schrapnells fallen jetzt nicht mehr als einzelne Tropfen, sondern ein Wolkenbruch ist's. Da fängt auf einmal in ihrem Rücken ein Gedröhne an; wie Himmelsglocken klingt es ihnen: das ist unsere Artillerie! Endlich!

Schon längst sehen sie nicht mehr; die einen liegen, die anderen gehen, aber ein jeder ist allein. Keiner denkt jetzt etwas, keiner kann auch nur beim Höllenlärm etwas denken. Aber da hören die Schrapnells zu surren auf, und der Zillerthaler, der nun keine zweihundert Schritt mehr vom Walde ist, beginnt in seinen brummenden Schädel Ordnung zu bringen. Na, so haben unsere Kanoniere sie doch endlich erwischt und den Hauptmann gerächt! Aber wenn sie ein paar Minuten früher gekommen wären! Schade, daß es nicht gegangen ist! Wo sind denn die anderen? Er sieht sich nicht um, er möchte gern der erste im Walde sein und beeilt sich. Da bemerkt er zu seinem Erstaunen gerade vor sich einen Russen breit hingefallen, das Gesicht zur Erde. Das Gewehr liegt neben ihm. Für sein Leben gern möchte der Zillerthaler es als Beute nach Haus bringen; aber er hat sich vorgenommen, es nur einem Feinde wegzunehmen, den er selbst erschossen hat.

Einem Toten — niemals! Er bedauert außerordentlich, daß der Ruſſe, der erſte, den er je geſehen hat, ſchon tot iſt — aber da läßt ſich eben nichts machen! Pech! Auf einmal pfeift etwas neben ſeinem Fuße, ſtreift ihn, gerade ſo, als wollte es ihn an der Zehe kitzeln. Das iſt eine Gewehrkugel, eine rechtſchaffene Kugel, wie der Zillerthaler ſie kennt und gern hat. Blitzſchnell wendet er ſich um — ſteht da keine dreißig Schritte hinter ihm der tote Ruſſe auf und hat geſchoſſen! Auf ſo nahe nicht getroffen! Eine rieſige Verachtung erfaßt den Tiroler. Der andere legt gerade noch einmal an — der Zillerthaler hat ſchon ſein Gewehr im Anſchlag, ein raſcher, ſcharfer Blick, und ſchon hat er geſchoſſen, und da liegt der Ruſſe wieder. Der Zillerthaler möchte ja ſo gern als Erſter im Walde ſein, aber er möchte doch auch wiſſen, ob er ihn getroffen hat, vielleicht ſtellt der Kerl ſich nur ſo, der feige Hund, und dann . . . das Gewehr, das ruſſiſche Gewehr! Und er kehrt ſich um und läuft zum Ruſſen! Es kann zwar wieder ein Schrapnell kommen, aber er iſt zu neugierig nach ſeinem Schuſſe, zu gelüſtig nach ſeiner Beute. Und da ſteht er ſchon neben dem Ruſſen, ſieht ihn mit Kennerblick an: Bruſtſchuß! Dann faßt er das erbeutete Gewehr und geht vorwärts zum Walde. Zu Hauſe wird man ihn beneiden beim Schießſtand! Da ſteht er nun ſchon im Walde — noch keiner von den anderen iſt da! Na, die laſſen ſich Zeit! Er macht ſich's bequem, legt den Torniſter ab, wartet. Und betrachtet zärtlich ſein ruſſiſches Gewehr! Wie gut, daß der Ruſſe ſo ein Lump war und noch gelebt und geſchoſſen hat! Er hat Glück . . . Da ſitzt er im Walde, und die anderen kommen nicht.

Nacht des Grauens

Der kleine ruſſiſche Leutnant hatte ſeit einer Woche ſchon keine Zigarette geraucht, und dies traf ihn noch härter als ſeine Gefangenſchaft. Als ich ihm eine Zigarette anbot, ſtrahlte ſein derbes, gutmütig dummes Kindergeſicht, und er erzählte immerzu. Er war ſo glücklich, ſprechen zu können. Aber auf einmal wurde ſein Geſicht lang, ernſthaft, anders. Das war, als er mir von jener Panik in den Kämpfen von Chodorow berichtete, von der in den Zeitungen nichts zu leſen war. Er ſagte: Wir waren den ganzen Tag im Feuer der Oeſterreicher geſtanden. Zuerſt fielen die Kugeln zu weit, und da ſahen wir uns an und lachten. Aber gleich hatten ſich die Feinde eingeſchoſſen, ſchon die nächſte Salve kam näher, da lachten wir nicht mehr, denn nichts iſt unheimlicher als zu ſehen, wenn die Kugeln uns gleichſam ſuchen, und ſchon gefunden zu haben ſcheinen: Ah, da ſeid ihr ja! Wie ſo eine Salve kam, krochen wir nachher um, ſchauten auf, ob noch jemand lebe. Wir waren ſo hoffnungslos geworden, daß wir an Flucht nicht einmal dachten. Da hätten wir ja aufſtehen, die Deckungen verlaſſen, uns erheben müſſen, und das wäre offenbar Selbſtmord geweſen. Schließlich war wohl jeder zweite Mann von uns gefallen. Da war es dunkel geworden, das Feuer ließ nach, und wir konnten uns zurückziehen. Die Knie ſchmerzten uns, und es war ganz ungewohnt, wieder aufrecht zu ſtehen, gehen zu ſollen. Benommen und betäubt vom Lärm, von der Aufregung, dem entſetzlichen Anblick der fallenden Kameraden, krochen wir noch Stunden lang, mehr als wir gingen. Dann hieß es, daß wir Nachtlager nehmen dürften, und wir fielen auf den Boden, zu träge, um auch nur eine Decke loszuſchnallen. Unſere Erſchöpfung war derartig groß, daß wir eigentlich gar nicht ſchliefen, ſondern nur lautlos ausgeſtreckt lagen. In unſeren unklaren Vorſtellungen dauerte der Kampf noch fort, als ſich die Oeſterreicher auf uns einſchoſſen und ihre ſchreckliche „Gabel" uns faßte. Man hielt es für möglich, daß ſie uns verfolgen könnten und alſo waren alle Lichter ausgelöſcht. Die Nacht aber hing böſe und ſchwarz über dem Lager, ſtumm, denn die Leute waren zu müde, um zu ſtöhnen oder zu ſchnarchen. Da geſchah es, daß ein Schuß knallte, ein einziger Schuß im Dunkel über die Tauſende hin, und er

zerriß die falsche Ruhe; er packte uns alle bei den entsetzlichen Erinnerungen, die in einem jeden trotz des Schlummerns wach waren, und alle sprangen auf, der Schrei des Ueberfallenen dröhnte, wir griffen nach unseren Waffen und sahen nichts. Zweifellos war der Feind schon eingedrungen, faßte uns an der Gurgel, und so schoß alles besinnungslos durcheinander, packte sich an, rang, stach, fluchte. Aber die Flüche der Sterbenden klangen seltsam russisch, und in einem winzigen Lichte sahen wir plötzlich — uns selbst, uns allein, keinen Feind. Erschreckt und beschämt wie Menschen nach einem Wahnsinnsanfall, wenn sie wieder zur Besinnung kommen, starrten wir uns an. Hatte es denn nicht geschossen? Ein Posten meldete sich: Ein Pferd hatte sich losgerissen, drohte die anderen scheu zu machen, und so hatte er auf den Ausreißer geschossen. Indes stöhnten die Verwundeten, und wir sammelten die Toten: Vierzehn lagen da, die wir gemordet hatten: Brüder. Der Anblick war so schrecklich, daß der Hauptmann, der das Anpflöcken der Pferde hätte beaufsichtigen sollen, in seiner Müdigkeit aber sich zu rasch hingelegt hatte, seinen Revolver hob und sich vor uns erschoß. Wir fühlten uns alle wie Verbrecher oder Narren, von einem bösen Geiste verführt.

Mit unserer Widerstandskraft war es vorbei; diese Nacht nach diesem Tage noch zu ertragen und gute Soldaten zu bleiben, ginge über Menschenkraft. Am nächsten Tage geriet denn auch ich mit dem größten Teile des Regiments in Gefangenschaft.

Offiziersmesse nach der Schlacht

Die Stimmung ist herrlich. Acht Tage lang hat man gekämpft; nun ist der Kampf gut entschieden. Denn: Es gibt endlich wirkliches Essen, und man sitzt. Vor einem zerschossenen, rauchgeschwärzten galizischen Dorfwirtshaus. Lieber draußen im Freien als drinnen. Zum ersten Male fast seit Kriegsbeginn hat man Zeit; es kann zwar im nächsten Augenblick Alarm geblasen werden, aber jetzt haben sie Zeit, und sie geben sich schwelgerisch dem köstlichen Augenblick hin. Einige verwilderte Hühner werden entdeckt, man beeilt sich, sie zu schlachten, zu rupfen und zu braten. Und nebenan riecht es aus der Feldküche göttlicher als aus der feinsten Restaurantsküche. Einige wacklige Bänke hat man auch requiriert, der Luxus wird geradezu schon sündhaft. Die Sonne strahlt gutmütig, alle Gemüter sind befreit und losgebunden, ein jeder hat zu erzählen, hört zugleich zu, wie die anderen erzählen, es ist ja so viel zu erzählen. Und man fragt nach den Kameraden, und wie man hört, daß einer gefallen sei, gibt es zwei Sekunden Pause; dann sagt der eine: „Ein braver Kerl!" Der andere „Schade!" Ein Augenblick, in dem sie Abschied nehmen und ihr Gefühl ihm nachwerfen wie die Erdscholle ins Grab. Dann sprechen sie weiter.

Dann schätzen sie ab, wie lange der Krieg dauern kann. Nicht als ob sie schon müde wären, worauf sie gutes Recht hätten. Aber es stellt sich heraus, daß ein jeder aus irgend einem Grund gerade zu einem bestimmten Tag gern zu Haus wäre. Weihnachten geben sie alle preis — es ist zwar sehr schade, aber so früh wird es sich leider nicht machen lassen. Der Hauptmann hat im Februar silberne Hochzeit, der Oberleutnant erklärt geheimnisvoll, am 16. März müsse er Urlaub haben, und an diesem Tag habe also der Weltkrieg beendigt zu sein. Die Entspannung von der entsetzlichen Mühsal hat alle in Fröhlichkeit getaucht, töricht harmlose Scherze fliegen umher. Der Regimentsarzt, der geradewegs aus einer viel praktizierenden Reserve kommt, erklärt mit unerschütterlicher Ruhe: „Ich bewillige den Weltkrieg bis Mai, nicht länger." Man fragt ihn: „Warum?" Und er versichert: „Im Mai bade ich jedes Jahr." Gelächter. All diese Männer haben den Schmutz und Staub der umstrittenen und blutbefleckten galizischen Erde auf sich, in ihren Kleidern, ihren verwilderten Haaren, und bei einem jeden muß man sein gewöhnliches, sein Friedensgesicht, erst herausfuchen. Wie das Wort „Bad" fällt, werden sie leidenschaftlich. Es zeigt sich,

daß ärger als Gefahr, Hunger und Ermüdung ihre Unſauberkeit ſie peinigt. Mit Schmerz und Ekel ſehen ſie die notgedrungene Verwahrloſung ihres Körpers und ihrer Kleidung; ſehr wahrſcheinlich unterſcheidet dies die Helden von 1914 von jenen früherer Jahrhunderte. Reine Wäſche ... warmes Waſſer ... Seife ... ſie ſchwelgen in den Worten, in der Vorſtellung. Für einige Minuten ſind alle Erinnerungen des Heroismus, der übermenſchlichen Anſtrengungen hinuntergetaucht, alle denken: Ein Bad! Und ein langer ungariſcher Major zieht feierlich aus ſeiner Kartentaſche einige dünne zerblätternde Scheiben hervor: Seife in Blattform. Neidiſch ſehen die Kameraden ihn an.

Die Hühner kamen. Es ſind zwar noch Federreſte an ihnen, aber ſie ſchmecken köſtlich. Kaffee duftet, dampft. Man ſchreibt eilige Karten, ſammelt Unterſchriften; erſte Grüße nach der Schlacht. Als man die Karte vor der Schlacht ſchrieb, dachte ein jeder: Vielleicht ſind es die letzten Grüße. Wie ein Geſchenk iſt alles: dieſer Tag, dieſe Sonne, dieſe Möglichkeit, wieder Abſchied nehmen zu dürfen, die Hoffnung. Ein Oberleutnant fragt: „Haſt Du Breſtany geſehen?“ „Ja,“ ruft ein anderer: „Vorgeſtern bei Grodek. Er hat famos gehalten, ſein Regiment war das erſte, das“ ... Der Major hört zufällig zu: „Breſtany? Den haben wir heute früh begraben. Er ſah ſchrecklich aus.“

Das Signal zum Aufbruch. Alle ſchwingen ſich auf die Pferde. Drei Minuten ſpäter iſt ihre Munterkeit, Hoffnung, der aufgewachte Frohſinn dieſer aufatmenden Stunde verſchwunden, und nichts bleibt außer gebrochenen elenden Bänken vor einer leeren rauchgeſchwärzten Dorfſchenke, Verlaſſenheit und einer vergeſſenen Kuh, die verzweifelt brüllt.

Der Gefangene

Bei Sonnenuntergang bekam der Feldwebel den Befehl, mit einigen Mann beim nahen Wäldchen Poſten zu beziehen, dort, wo es in Geſtrüpp überging. Weit und breit war kein Feind zu ſehen; man war ihm ſchon ſeit Tagen nicht begegnet, und die Sache hatte alſo keine andere Unannehmlichkeit, als daß die Leute um ihre Nachtruhe kamen. Die Nacht war wohl dunkel, doch mild, die Luft angenehm, warm, von friedlichſter Sanftheit. Die paar Soldaten ſchritten in gemächlichem Marſche dahin, der Feldwebel ziemlich weit voran. Während die Mannſchaft noch an fünfzig Schritt hinter ihm über ein kleines Holzbrückchen ging, war er ſchon am Beſtimmungsorte angelangt. Mit einem mißtrauiſchen Blicke muſterte er das Wäldchen; nichts regte ſich. Als er ſich wieder zu ſeinen Leuten umdrehte, ſah er ganz unmittelbar vor ſich zwei andere Soldaten, ſo nahe, daß er ſie greifen konnte. Er hielt ſie für irgend eine andere Patrouille, die heimkehrte, und wollte ſie mit einem gut öſterreichiſchen „Servus“ begrüßen. Da kamen ihm ihre Uniformen fremdartig vor, und im ſelben Augenblick begriff er, daß es Ruſſen waren, die genau den gleichen Auftrag hatten wie er: die Oeffnung vor dem Wäldchen zu bewachen. Er hatte jedoch keine Zeit, weiter über dieſen ſonderbaren Zufall nachzudenken, denn der eine Ruſſe griff ſchon nach ſeinem Bajonett. Indes der Feldwebel war raſcher geweſen und hatte die Waffe dem Feinde mit einer kurzen, überraſchenden Bewegung entriſſen. Der Mann ſelbſt aber war ihm entwiſcht und wollte in den Wald laufen wie ſein Kamerad, der einen Schritt weiter geſtanden war als er. Der Feldwebel ſchrie ihm zu, ſtehen zu bleiben, ſonſt werde er ſchießen. Und wenn der Ruſſe auch ſicher die Worte nicht verſtand, ſo muß er ihren Sinn doch wohl begriffen haben. Denn mit einer wie automatiſchen Bewegung hob er beide Arme hoch und ſtand unbeweglich. Der Oeſterreicher näherte ſich ihm bedächtig, packte ihn, ſchob ihn mit einer beinahe gemütlichen Geſte derart vor ſich hin, daß der Ruſſe ihm den Rücken zukehrte, und gehorſam ſchritt nun der Gefangene der Brücke zu, über die gerade die anderen Oeſterreicher marſchierten, die von dem ganzen Zwiſchenfall nichts bemerkt hatten. Aber ſie waren nun alle außerhalb des Waldſchattens, und auf einmal kamen aus dem Walde

Kugeln über sie. Nicht eben viele; der andere Russe, der entwischt war, wollte damit wohl nur seine Freude kundgeben. Blitzschnell war der Feldwebel unter die Böschung gesprungen, über welche die Brücke ging, der Gefangene ihm nach, obwohl er ihn gar nicht hielt. Aber nun waren die Russen, die ja ihn ebensogut treffen konnten, auch seine Feinde; gehorsam folgte er jeder Bewegung des Feldwebels. Als sein früherer Genosse wie zum Abschied noch einmal schoß, da fluchte er auf gut russisch, genau so wie der Feldwebel auf gut alpenländisch. Und im Eifer suchte der Russe sein Gewehr, um auch zu schießen, und erinnerte sich erst jetzt, daß sein neuer Freund, der neben ihm im dunklen Graben lag, es ihm doch gerade erst weggenommen hatte.

Die Schießerei hatte aufgehört, und nun kamen alle zusammen. Die Oesterreicher wachten, und der Russe, der früher die gleiche Aufgabe gehabt hatte, fand, daß die Oesterreicher das ausgezeichnet besorgten und er also diese Nacht wohl schlafen könne. Man plauschte zuerst ein wenig und verstand sich ausgezeichnet, dann warf der Feldwebel ihm seinen Mantel als Decke zu. Der Russe brummte zufrieden wie ein Mops, der es behaglich hat, rollte sich, gähnte, schlief ein und wachte am Morgen auf, sehr zufrieden, die Nacht so unvorhergesehen gut verbracht zu haben.

Der Kurier

Mitternacht. Eine kleine Stadt, unweit der Feuerlinie. Truppen stehen dort, liegen jetzt, schlafen den dicken, schweren Schlaf der Uebermüdeten. Ein Automobil knattert in die unheimliche Ruhe hinein. Sonst war hier ein gefährliches Schweigen, über dem der Kanonendonner gerade nur wie die Ahnung eines fernen Hauches zitterte. Jetzt faucht der Motor, zerreißt aufgeregt die Stille. Ein Mann springt heraus, der im Dunkel gar nicht zu unterscheiden ist; er kann alt oder jung sein, Offizier oder Soldat — niemand vermöchte es zu wissen. Der wachhabende Kommandant spricht einige Worte mit ihm, Dann poltern sie die schlafende Wirtschaft auf. Hartnäckig, unbarmherzig. Die Schläfer wehren sie zuerst, aber es hilft nichts, die Stimmen klingen zu gebieterisch. Der Mann aus dem Automobil läuft die Treppe hinauf, mit einer erzwungenen Hastigkeit, die zusammenbrechen würde, wenn sie sich dazu Zeit ließe. Dann wird eine elende, stinkende Oellampe entzündet, und der Automobilist wickelt sich aus seinen Hüllen. Ist ein hübscher, schlanker Oberleutnant mit einem blassen, nervösen Gesicht. Ein Kurier, der unbedingt morgen Nacht in Wien sein muß. Augenblicklich ist etwas an der Maschine zu ergänzen. Und dadurch hat er eine halbe Stunde notgedrungen Muße. Die Kameraden, vom Tumult aufgescheucht, sammeln sich um ihn. Bieten ihm zu essen an. Er blinzelt mit seinen gewaltsam aufgerissenen Augen: Essen? Ach ja, das ist eine ausgezeichnete Idee! Wann hat er denn das letzte Mal gegessen? Vorgestern oder war das erst gestern? Er weiß es nicht. Auch nicht, wo er gegessen hat. Ein Unteroffizier stürzt hinaus, die Leute zu wecken. Aber bevor die Wirtsleute sich entschließen aufzustehen, vergeht zu viel Zeit. Und also kocht der Unteroffizier rasch selbst einen Tee, und ein Offizier läuft in sein Quartier, um ein Stückchen Wurst oder eine Dose Sardinen dort zu holen.

Der Kurier-Offizier schnuppert indes die dumpfe, stinkende Wärme der elenden Stube ein und sagt ganz ernsthaft: „Gut habt ihr es hier!" Ist ein eleganter junger Kavalier, der sich eben aus einer goldenen Zigarettendose eine Zigarette nimmt, und findet es dennoch hier herrlich. Schlürft den Tee langsam, Löffel für Löffel, wie man sich eines unverhofften Gewinnes erfreut. Er muß zum Sprechen gleichsam einen Anlauf nehmen. Man fragt ihn dies, das; er war ja zuerst Flieger im Süden, dann ist er mit Botschaft auf seinem Auto immerzu im Hauptquartier, auch in der Schlacht gewesen, hätte so viel zu erzählen. Aber auf die meisten Fragen hat er nur die Entschuldigung: „Verzeiht, ich weiß es jetzt nicht. Ich fahre nunmehr fast ununterbrochen eine Woche. Es ist mir

ganz unmöglich, über etwas nachzudenken ..." Er hat ſeit einer Woche in keinem Bette gelegen, immerzu Nachrichten bringend, er kennt den Schlaf nicht, und auch jetzt ſäße er nicht hier, wenn nicht die Maſchine für einen Augenblick ermattet wäre; die Maſchine ſeines Körpers ermattet nicht.

Aber da wird ihm auch ſchon die Behebung des Hinderniſſes gemeldet, und ſofort ſpringt er auf. Der Kamerad mit der Wurſt und den Sardinen iſt noch nicht da. In der nächſten Minute muß er kommen. Der Kurier lächelt bloß bei dem Gedanken zu warten, ſchnallt ſich den Säbel um. Einen zweiten trägt er wie einen Spazierſtock: einen ruſſiſchen. Kriegsbeute. Man fragt ihn ... Doch er winkt nur grüßend und ſtürzt weiter in die unendliche Nacht.

Kuhhandel

Es galt, für die Feldküche unbedingt Vieh zu requirieren. Dabei traf die Kuh des Menaſſe Fiſchbein das Mißgeſchick, vor die Augen unſerer Patrouille zu kommen. Sie hätte es lieber unterlaſſen ſollen. Es war keine Kuh, deren Anblick erfreute; die Knochen ſtanden ihr wie Meſſer aus dem Leibe; das Euter war faltig und verdrückt, und ſie ſah aus wie die ſieben mageren Jahre. Immerhin aber: ſie war eine Kuh, und eine andere in der Eile nicht aufzutreiben. Eile aber tat Not; denn erſtens benötigten die öſterreichiſchen Soldaten Fleiſch, und zweitens war der Feind nicht weit. Alſo griffen die Soldaten die Kuh, und führten ſie mit ſich. Sie fragten nach Menaſſe Fiſchbein; aber er hatte ſich irgendwo verkrochen; ſie wollten ſeiner Frau Geld dalaſſen, jedoch ſie weigerte ſich, es anzunehmen, weil es beſtimmt weniger ſei, als ſie für dieſe Kuh zu erwarten berechtigt ſeien. Kaum waren indes die Soldaten mit der Kuh abmarſchiert, als auch ſchon ein kleines Männchen hinter ihnen einhertrippelte: Menaſſe. Er jammerte zuerſt, und dann, als er aufgefordert wurde, doch endlich ſeinen Preis zu nennen, verlangte er dreihundert Rubel für die Kuh.

Die Soldaten waren empört über dieſe Unverſchämtheit, lachten ihn aus und verſicherten, ſie würden höchſtens vierzig Gulden ihm anweiſen. Fiſchbein fuhr ſich aufgeregt in den rötlichen Haarwald, verfluchte den Tag ſeiner Geburt, und begann nun zu handeln. Die Soldaten waren unterdeſſen im Biwak angekommen, und ſchickten ſich ſofort an, die Kuh zu ſchlachten. Fiſchbein ſchrie und gebärdete ſich dabei viel aufgeregter als die Kuh ſelbſt. Während ſie abgehäutet wurde, lief er von einem zum anderen, verſuchte in ſeinem Jargon, ihn von der Gerechtigkeit ſeiner Forderung zu überzeugen. Die Soldaten hörten ihm zu, ohne ihn recht zu verſtehen, lachten und ſchickten ihn zu einer anderen Kompagnie. Er lief faſt das ganze Lager ab, war ein dutzendmal in Spionageverdacht, aber immer wieder wurde er als der Mann entdeckt, dem die Kuh noch zu bezahlen war. Das ſprach ſich blitzſchnell herum, in einer Stunde war er geradezu populär. Man ſuchte ihn auf, handelte zum Spaß mit ihm, und er wurde immer leidenſchaftlicher. Als ihm ſtatt der vierzig Gulden achtzig Kronen angeboten wurden, da fing er erſt an, recht lebhaft zu werden. Plötzlich kam der Feind in Sicht, die Truppen nahmen Stellung, und inmitten von ihnen lief Fiſchbein, der ſich noch immer nicht auskannte, und erklärte, er wäre ſchon mit zweihundert Rubel zufrieden. Schüſſe fielen; er handelte weiter, er fürchtete ſich nicht, er dachte gar nicht daran, ſich zu fürchten, er machte das ganze Gefecht mit und hätte ſo gut wie die anderen die Tapferkeitsmedaille verdient. Doch er bekam ſie nicht, ſondern nur zweihundert Kronen — einen Rippenſtoß nicht angerechnet, weil er die müden Sieger nicht ſchlafen ließ. Als jedoch am nächſten Tage die Oeſterreicher wieder durch den Ort zogen, grüßte Menaſſe Fiſchbein ſie zutraulich wie alte Bekannte, und flüſterte den Soldaten zu:

„Braucht ihr nicht wieder eine Kuh, ich habe noch eine!"

„Der Völkerkrieg“

chen Kämpfe an der Nordostgrenze

Shorany
Lukniki
Kurtowjany
Janopol
Schawkjany
Wornje
Twer
Waigow
Lawkow
Kroshe
Kelmy
Zytowjany
Schidlowo
Wasilischki
Chweidany
Koltynjany
Schileli
Girdischki
Nemokschty
Zwingi
Batoki
ROSSIENY
Betigola
Mazany
Erzwilki
Girtokol
Eiragola
Zigaicy
Gawri
Wotschgiry
Pojurze
Staki
Bandzany
Jurborg
Skerstymo
Willkischken
Ragnit
Wischwill
Schmalleningken
Wileny
SCHAKI
Galbrasten
Lasdehnen
Syntowty
Schillehnen
Lengwethen
Raudonatschen
Schirwindt
Kraupischken
Barzdy
Pillkallen
WLADYSLAWOW
Bilderweitschen
Eydtkuhnen
Kattenau
Kibarty
WILKOWISZKI
STALLUPÖHNEN
Wirballen
ERBURG
GUMBINNEN
Walterkehmen
Tollmingkehmen
Grazyszki
WIZAINY
Kleszowen
Rominten
Szittkehmen
GOLDAP
Bodschwingken
Pogorzellen
Jemielistie
Schareyken
SUWALKI
Bakalarzewo
Czychen
Lipowen
OLETZKO
Marggrabowa
Duneiken
Widminnen
Wiletzken
Stradaunen
Kallinowen
Neuhof
Borzymen
LYCK
Claussen
Neuendorf
Bargtow
Drygallen
Grajewo
Sawadden
Kuligi
Ruda
SZCZUCZYN
Bialla
St. Dolistowo
Truszki
Wasosz
OSSOWIEC
Stawiski
RADZILOW
Treciany
Mt. Plock
Brzostowo
Jedwabno
Kisielnica
Narew
TYKOCIN
LOMZA
WIZNA
Podgorze
Jezewo
Mezenin
Sniadowo
Sokoly
ZAMBROW
MAZOWIECK
Gumowo
Osowiec
Mt. Paproc
Kutianka
Czyzew
Szuby
Koscielna
Jabolna
Zalesie
Maleszi
Grodek
BRJANSK
Dl. Malkin
Nur
Puchały sk.
CIECHANOWIEC
Bocki
Suchowolcy
Orlja
Nw. Bierezowo
BIELSK
Raisk
Klenniki
Fujpy
Woiski
Suraz
Pomygacz
ZABLUDOW
Bagna
Krasno
Bukszte
Jastrzebna
Bogaciery
Rygalowka
Szfabin
Dabrowo
Nw. Dwor
Karolin
Kuligi
Makowliany
SUCHA WOLA
Kuznica
Janow
Koriszczyn
Ddielsko
SOKOLKA
Prokopowicze
Pohost
Nw. Wola
Lalowka
Swislocz
Grodek
WASILKOW
BIELOSTOK
Zednja
Choroszcz
Jenki
Mostowljany
Bobrownika
Mstibowo
Wierdomicze
Izabelin
Podorosk
Menzinjecze
Waszkie
Wiczi
Ruzany
Porozowo
Grynki
Bojary
Siemienowka
Narew
Mł.
Narewka
Masiewa
Rudnia
Nw. Dwor
Guta
Kosowo
Smolenicy
Uchosielcy
Kolediczi
Sielec
Krynica
Szereszowo
Pryzany
Lyskowo
Zielwa
WOLKOWISK
Wk. Bieristowica
Zaluki
Supras
Obrubniko
Tykocin
Kobylinka
Gurany
Krynki
Alekszicy
Malafiewicy
Ross
Knemjanica
Golynka
Wolpa
Pieski
Koczin
Wk. Wolja
Riemuc
Lunno
Dubno
Mosty
Szczara
Gorodniki
Njemen
Lojki
Goza
Ozierki
Ruda Nw.
Nw. Dwor
Wasiliszki
Lebieda
Ozery
Ostrino
Lukaszewicze
Porjeczje
Miszczolno
Zeludok
Orle
Rozanka
Kamenka
Skidiel
Gorodnica
Zidemlja
Dembrowo
Szczuczin
Bondary
Kazimirowka
GRODNO
Rotnica
Porjeczje
Sobakency
Jewsiewicze
Myto
Jakubowicze
Kopieniszki
Zablocje
Pielesa
Zirmuny
Soltaniszki
Liszkowo
Marcinkanow
Rudna
Radun
Sakowicze
Soleniki
Miericz
Nowopljanta
Niedzingi
Orany
Bortowty
Mackiszki
Bortieli
Nimonajee
Szwabaluwka
Olkieniki
Niewoniancy
Kowali
Olita
Wiezaricy
Butrymancy
Ganuszyszki
Czarne Kowale
Rudniki
Jurgieljany
Laszuny
Skorbucjany
Stokliszki
Drabuzinki
Bieikany
Nw. Troki
Diersuniszki
Nieluncie
Rykonty
WILNA
Shishmory
Jewje
Werki
Rumschischki
Jegushin
Tschabischki
Podberesje
Koschedary
Njemenschin
Meischagola
Godlewo
Wilimi
Grischkabuda
Jurgeniszki
Bartniki
Wk. Zoriszki
PRENY
Pilwiszki
Jesjotraki
Szumsk
Szakaliszki
Wirbalen
Gize
MARIAMPOL
Zurany
Puni
Chiermaniszki
Gieistoryszki
Enzuhnen
Simno
KALWARIA
Kirsna Wk.
Mieriele
SIERIEIE
Lubowo
Nowiniki
Burbiszki
Gubiniszki
Dubeningken
LOZDIE
Kuciuny
Linowiek
SIEINY
Durdyniszki
Giby
Wieisieie
Kociowo
Budwiec
Toboiowo
Nowniki
SOPOCKINIE
Czarnybrod
AUGUSTOW
Kolnica
Jastrzebna
Bogaciery
Lojki
Goza
Ozierki
Ruda Nw.
Nw. Dwor
Wasiliszki
Lebieda
Ozery
Ostrino
Lukaszewicze
Porjeczje
Miszczolno
Zeludok
Orle
Rozanka
Kamenka
Skidiel
Gorodnica
Zidemlja
Dembrowo
Szczuczin
Bondary
Kazimirowka
GRODNO
Rotnica
Porjeczje
Sobakency
Jewsiewicze
Myto
Jakubowicze
Kopieniszki
Zablocje
Pielesa
Zirmuny
Soltaniszki
Liszkowo
Marcinkanow
Rudna
Radun
Sakowicze
Soleniki
Miericz
Nowopljanta
Niedzingi
Orany
Bortowty
Mackiszki
Bortieli
Nimonajee
Szwabaluwka
Olkieniki
Niewoniancy
Kowali
Olita
Wiezaricy
Butrymancy
Ganuszyszki
Czarne Kowale
Rudniki
Jurgieljany
Laszuny
Skorbucjany
Stokliszki
Drabuzinki
Bieikany
Nw. Troki
Diersuniszki
Nieluncie
Rykonty
WILNA
Shishmory
Jewje
Werki
Rumschischki
Jegushin
Tschabischki
Podberesje
Koschedary
Njemenschin
Meischagola
Godlewo
Wilimi
Grischkabuda
Jurgeniszki
Bartniki
Wk. Zoriszki
PRENY
Pilwiszki
Jesjotraki
Szumsk
Szakaliszki
Wirball

Der Einbruch der Ruſſen in Nordoſtdeutſchland

Der ruſſiſche Feind

Von Graf A. v. Monts

Wenn aus dem ruſſiſchen Nachbar ſozuſagen über Nacht ein ruſſiſcher Todfeind wurde, ſo iſt Deutſchland hieran abſolut unſchuldig. Engländer und Franzoſen mögen vielleicht mit einem Schein des Rechts behaupten, daß unſere Politik mitunter unklar geweſen, aber Rußland gegenüber war Deutſchland beſtändig der nachgebende, der hilfsbereite und der in ſchweren Stunden unbedingt zuverläſſige Freund, zum Beiſpiel während der japaniſchen Kriſe, und als nachher bedrohliche innere Wirren das Zarenreich erſchütterten. Der Wunſch, mit dem großen Nachbar in Frieden zu leben, ließ uns die ſeit dem Berliner Kongreß immer offenkundiger werdende Abneigung einflußreichſter Regierungs- und weiter Volkskreiſe überſehen. Die ſich immer intimer geſtaltenden ruſſiſch-franzöſiſchen Beziehungen fanden vielfach die Auslegung, daß Rußland, von altersher durch ſo viel Bande mit Preußen-Deutſchland verknüpft, mäßigend und beruhigend auf ſeinen Genoſſen einwirken würde. In ähnlichem Sinne glaubten wir auf unſern Alliierten an der Donau Einfluß nehmen zu müſſen, ja wir gingen im Eintreten für ruſſiſche Prätenſionen oft ſo weit, daß bei manchem Politiker der uns befreundeten Doppelmonarchie Erſtaunen und Befremden hervorgerufen wurde. Die offizielle k. u. k. Politik freilich begegnete ſich fort und fort mit der unſeren in dem Beſtreben, auch mit Opfern den Frieden zu erhalten. Man ſtand nicht an, 1912 die Türkei dem frivolſten, von Rußland organiſierten Ueberfall auszuliefern, und ließ es ruhig geſchehen, daß an Stelle eines wohlgeſinnten, inaggreſſiven Nachbars höchſt verdächtige, zum Teil ſich offen als Feinde bekennende Staatsgebilde traten. Aber alles war fruchtlos. Immerhin haben die beiden alliierten Kaiſerreiche den Beweis friedlichſter, vielfach direkt als Schwäche ausgelegter Geſinnung erbracht und nichts unverſucht gelaſſen, um den Weltbrand zu verhindern.

Es erübrigt ſich auszuführen, daß ſeit längerem eine auf den Krieg gerichtete europäiſche Verſchwörung beſtand. Ein von der franzöſiſchen Nation leichtfertigerweiſe mit der höchſten Würde bekleideter eitler Advokat, umgeben von ehrgeizigen Strebern, revanchelüſternen Generalen und den von Rußland gekauften Boulevardpreßpiraten, eine kleine, dem chauviniſtiſchen Pariſer Konzern wahlverwandte Clique verbohrter, aber energiſcher, engliſcher Staatsmänner, der verblendete König und die franzöſierte Oberſchicht eines mühſam ſein Leben friſtenden Mittelſtaats, das waren die Elemente, die Rußland an ſeinen Wagen ſpannte. Einer verließ ſich auf den andern, und alle begegneten ſich in der Ueberſchätzung der eigenen, der Unterſchätzung der Macht Zentraleuropas. Als Haupttrumpf aber erſchien die ungeheure ruſſiſche Armee. Indes wird auch die gewaltige moskowitiſche Uebermacht einer im wahren Sinne pro aris et focis kämpfenden Minderheit von Mitteleuropäern nicht ſtandhalten. Deutſche und öſterreichiſche Tapferkeit müſſen Europa und ſeine Ziviliſation vor dem Einfall der modernen Hunnen ſchützen. Ja, ſo paradox dies auch klingen mag, die heute mit uns im Kampfe ſtehenden Weſteuropäer, oder doch ſicher ihre Söhne und Enkel, können nur durch unſere Siege gegen namenloſes Unheil geſchützt werden. Darin liegt vielleicht der tragiſcheſte Zug des ſich jetzt abrollenden Völkerdramas, daß die Staatslenker des

Weſtens im blinden Haß gegen das emporſtrebende Deutſchland die Solidarität der Kulturintereſſen und die uns allen durch die ruſſiſche Barbarei drohende Gefahr verkannten. Zwiſchen dieſer und der abendländiſchen Ziviliſation klafft ein tiefer Riß und unüberbrückbar ſind die Gegenſätze. Deshalb mußte alles noch ſo redliche Bemühen der Kabinette von Berlin und Wien, die abreißenden Fäden immer neu zu knüpfen, ſchließlich vergeblich bleiben. Auch die von manchen genährte Hoffnung, daß ein Zerfall des Koloſſes oder eine Selbſtbefreiung des armen geknechteten Muſchiks Europa von dem ruſſiſchen Alp befreien würde, erſcheint bisher trügeriſch.

Peter der Große wies ſeinem Volke die verhängnisvollen Bahnen, auf denen Rußland ſeither wandelt. Die Expanſion nach allen Richtungen und Unifizierung der eroberten Länder wurde leitender Grundſatz. Es iſt erſtaunlich, welch weite Gebiete im Laufe von zwei Jahrhunderten verſchlungen wurden. Mehr wie 160 Millionen Einwohner zählt jetzt das an Landumfang das engliſche und chineſiſche Reich übertreffende Zartum, und immer neue Provinzen ſollen nach der Theorie eines allſlawiſchen Weltreiches angegliedert werden. Wo die Waffen verſagten, wurden die friedlichen Nachbarſtaaten mit den verwerflichſten Mitteln unterminiert. Schweden, Polen, das Groß-Chanat, die Türkei, Perſien erlagen weit mehr Beſtechungen und Verräterei als ruſſiſchen Siegen, und meiſterhaft wurde jede europäiſche Kriſe, jede Uneinigkeit und Eiferſucht des Okzidents zu neuen Uebergriffen und Machterweiterungen benutzt.

Mit der Türkei glaubte man jetzt ſo ziemlich fertig zu ſein, nun kam die Reihe an die ſchon lange durch unerhörte Maulwurfsarbeit in ihrem Herzen, in Prag, Agram und Lemberg bedrohte Monarchie der Habsburger. Der Hebel ſollte Serbien ſein. Dort reſidierte als ruſſiſcher Prokonſul Herr Hartwig, ohne ihn fiel keine politiſche Stecknadel in dieſem auf Mord baſierten Raubſtaat zur Erde. Eingeweihte haben daher auch nie daran gezweifelt, daß auf der ruſſiſchen Geſandtſchaft in Belgrad das entſetzliche Attentat von Serajewo ausgeheckt wurde. Nur die durch Rußland gewährte Rückendeckung ermutigte Serbiens Machthaber, die Mörder mit ärariſchen Waffen zu verſehen und durch ſtaatliche Organe über die bosniſche Grenze ſchmuggeln zu laſſen. Das weitere iſt bekannt, wie ſchließlich auch die ruſſiſche Zentralregierung die ſerbiſchen Königsmörder unter ihre Fittiche nahm, wie inzwiſchen und zwar ſchon vor dem Attentat die Mobiliſierung in Inner-Rußland eingeleitet, und wie die erſten Würdenträger des Reichs, ja, der Zar ſelbſt, unter Verpfändung des Ehrenwortes mit dreiſter Stirn die kriegeriſchen Vorbereitungen ableugneten. Daß angeſichts dieſer Argliſt die bisher ſo langmütige deutſche Regierung keinen Augenblick ſchwankte und gleich entſchloſſen wie das befreundete Oeſterreich-Ungarn den Kampf gegen die gewaltige Uebermacht mannhaft aufnahm, verdient das höchſte Lob.

Ebenſo verhängnisvoll wie nach außen erwieſen ſich Peters Staatsgrundſätze für das Innere ſeines Reichs. Auch der letzte Reſt ſtändiſcher Gliederung wurde zerſchlagen, die Erhaltung der Selbſtherrſchaft zum Staatszweck erhoben und im weſentlichen die Nation in zwei große Maſſen geteilt, den Tſchin, das herrſchende, aber ſchlecht bezahlte, durchweg unehrliche Beamtentum, und die misera contribuens plebs der Bauern. Der letzte Quell aller Geſetze und jeden menſchlichen und göttlichen Rechts wurde auch in dieſem trotz allem Firnis doch orientaliſch gebliebenen Staatsweſen der Herrſcher, nur daß der ruſſiſche Abſolutismus durch Meuchelmord gemildert erſchien. Peter der Große tötete kurzerhand ſeinen zum Altruſſentum neigenden Sohn und Thronfolger Alexis. Sein einziger Enkel, Iwan II., wurde als Kind von der den Thron uſurpierenden Eliſabeth in Schlüſſelburg interniert und dort 25 Jahre ſpäter auf Geheiß der ebenſo gewalttätigen, unrechtmäßigen Zarin Katharina erdroſſelt, nachdem ſie zuvor ſchon ihren Gemahl Peter III. hatte töten laſſen. Kaiſer Paul wurde unter Zuſtimmung

ſeines Sohnes, des „Engels“ Alexander I., von ſeinen Gardeoffizieren umgebracht. Alexander II. ſtarb durch Mörderhand, und nur wie durch ein Wunder entging Alexander III. mehrfachen nihiliſtiſchen Anſchlägen. Er ſowohl wie jetzt Nikolaus II. umgaben ſich mit Wall und Mauern und unzähligen Schutzwachen und führten mehr das Leben von Gefangenen, wie das von Selbſtherrſchern des größten Reiches der Erde. Es liegt auf der Hand, daß ſolche Zuſtände und die beſtändige Angſt vor einem gewaltſamen Ende die Zaren der mit ihrer Bewachung und mit den Staatsgeſchäften betrauten Kamerilla ſchließlich willenlos ausliefern müſſen. Hiermit gelangte das Staatsſchiff allmählich in die Hände völlig unverantwortlicher Perſönlichkeiten, die niedrigen Trieben gehorchten und im Zuſammenraffen von öffentlichen Geldern, in Befriedigung von Rachſucht oder maßloſem Ehrgeiz unter dem Schwächling Nikolaus II. die letzte Scheu abſtreiften. Wie ſo mancher Monarch glaubte dabei der geſchobene Herrſcher in ſeinem Dünkel noch immer ſelbſt zu ſchieben, während die wirklichen Zügel der Regierung ſchon längſt ſeinen Händen entglitten waren. Ebenſo wenig wie von oben ergab ſich aus der Maſſe des durch Jahrhunderte geknechteten Volkes eine Gegenwirkung. Eine böſe Rotte korrumpierter Großfürſten, fanatiſcher Politiker, ſtreberiſcher Diplomaten und geldgieriger Polizeibüttel erlaubte ſich jede Willkür und Gewalttätigkeit, ohne irgendwelche Kontrolle durch Krone oder öffentliche Meinung. Selbſt die leiſeſte Oppoſition wurde aufs grauſamſte unterdrückt. Da aber ſchließlich auch ins dunkelſte Rußland Preßerzeugniſſe gelangten, waren die Zeitungen ſtrengſtens verhalten, alle Mißſtände im Innern mit Stillſchweigen zu übergehen. In auswärtigen Dingen dagegen wurde ein gewiſſer Spielraum gelaſſen, falls die Blätter ſich zu fortdauerndem Hetzen gegen Deutſche, Finnen, Polen oder Juden verpflichteten. So wurden breite Schichten des von Hauſe aus gutmütigen Großruſſentums mit Neid und Haß namentlich gegen das Deutſchtum erfüllt. Dieſe bis zur polizeilichen Freigabe von Plünderungen ganzer Stadtviertel und Ermordungen en masse, den ſogenannten Pogromen, gehende Ablenkung entzog erfahrungsgemäß auch den Auflehnungen des ſich allmählich ſelbſt in Rußland bildenden Mittelſtandes und der Induſtriearbeiter die nachhaltige Kraft. Die große Maſſe des verhetzten Volkes, der Bauernſtand, verſagte ſich, und wenn gelegentlich auch hier bedenkliche Symptome ſich zeigten, ſo erſchien ein auswärtiger Krieg, der Ruf zur Verteidigung des heiligen Rußlands als letztes und probateſtes Ventil. In zyniſcher Weiſe erklärte einſt Väterchen Nikolaus I., als er einen Türkenkrieg vom Zaune brach, das trop plein der Armee brauche einen Aderlaß. So mögen auch die heutigen Machthaber gedacht haben, angeſichts der wachſenden inneren Gärung müſſe eine tüchtige Blutabzapfung das Volk auf andere Gedanken bringen. Im ſchlimmſten Falle würde der Kampf ein unentſchiedener ſein, denn bei der erdrückenden Uebermacht einer Friedenspräſenz von 1 800 000 Mann, hinter der ſchier unerſchöpfliche Reſerven ſtehen, wäre ein entſcheidender gegneriſcher Sieg ausgeſchloſſen.

Und doch muß dieſer Sieg errungen, muß der ſchöne Erfolg, den die braven Truppen Deutſchlands erkämpft haben, zu einem endgültigen ausgeſtaltet werden. Mit unſeren weſtlichen Nachbarn werden wir uns ſchließlich als Bewohner desſelben Hauſes, als Europäer, auseinanderſetzen. Aber mit Rußland in der Staatsform der aſiatiſchen Deſpotie iſt ein Ausgleich glatterdings unmöglich. Weder bei uns noch bei unſerem Alliierten beſteht ein Haß gegen das arme, unterjochte Volk, wir müſſen uns indes ſagen, daß allein die Millionen ſeiner Krieger die Baſis bilden für das ſchändliche Treiben der jetzigen Machthaber. Wenn die Ruſſen ſelbſt ſich nicht dieſer Volksverderber entledigen können, ſo müſſen wir das mit Blut und Tränen zuſammengekittete zariſche Regime umſtürzen, damit unſere Söhne und Nachkommen nicht ähnlich Furchtbares durchzukämpfen haben wie die jetzige Generation.

Geſamtüberblick über die Kämpfe

Die amtlichen deutſchen Meldungen

23. Auguſt.

Die Stau- und Vorflutdeiche der Elbinger Niederung ſind an verſchiedenen Stellen durchſtochen worden. Darin iſt kein Anzeichen für eine unmittelbare Bedrohung zu erblicken, ſondern nur eine längſt geplante Vorſichtsmaßregel.

24. Auguſt.

Während auf dem weſtlichen Kriegsſchauplatz die Lage des deutſchen Heeres durch Gottes Gnade eine unerwartet günſtige iſt, hat auf dem öſtlichen Kriegsſchauplatz der Feind deutſches Gebiet betreten. Starke ruſſiſche Kräfte ſind in der Richtung auf die Angerapp und nördlich der Eiſenbahn Stallupönen-Inſterburg vorgedrungen. Das 1. Armeekorps hat den Feind bei Wirrballen in ſiegreichem Gefecht aufgehalten. Es wurde zurückgezogen auf weiter rückwärts ſtehende Truppen. Die hier verſammelten Truppen haben den auf Gumbinnen ſüdlich vorgehenden Gegner angegriffen. Das 1. Armeekorps warf den gegenüberſtehenden Feind ſiegreich zurück, machte 8000 Gefangene und eroberte mehrere Batterien. Eine zu ihm gehörende Kavalleriedivision warf zwei ruſſiſche Kavalleriedivisionen und brachte 500 Gefangene heim. Die weiter ſüdlich kämpfenden Truppen ſtießen teils auf ſtarke Befeſtigungen, die ohne Vorbereitungen nicht genommen werden konnten, teils befinden ſie ſich im ſiegreichen Fortſchreiten.

Da gingen Nachrichten ein vom Vormarſch weiterer feindlicher Kräfte aus der Richtung des Narews gegen die Gegend ſüdweſtlich der Maſuriſchen Seen. Das Oberkommando glaubte hiergegen Maßnahmen treffen zu müſſen, und zog ſeine Truppen zurück. Die Ablöſung vom Feind erfolgte ohne jede Schwierigkeit. Der Feind folgte nicht.

Die auf dem öſtlichen Kriegsſchauplatz getroffenen Maßnahmen mußten zunächſt durchgeführt und in ſolche Bahnen geleitet werden, daß eine Entſcheidung geſucht werden kann. Dieſe ſteht unmittelbar bevor.

Der Feind hat die Nachricht verbreitet, er habe vier deutſche Armeekorps geſchlagen. Dieſe Nachricht iſt unwahr, kein deutſches Armeekorps iſt geſchlagen. Unſere Truppen haben das Bewußtſein des Sieges und der Ueberlegenheit mit ſich genommen.

Der Feind iſt über die Angerapp bis jetzt nur mit Kavallerie gefolgt. Längs der Eiſenbahn ſoll er Inſterburg erreicht haben. Die beklagenswerten Teile der Provinz, die dem feindlichen Einbruch ausgeſetzt ſind, bringen dieſes Opfer im Intereſſe des ganzen Vaterlandes. Daran ſoll ſich dieſes nach erfolgter Entſcheidung dankbar erinnern. Der Generalquartiermeiſter v. Stein.

29. Auguſt.

Unſere Truppen in Preußen unter der Führung des Generals v. Hindenburg haben die vom Narew vorgedrungene ruſſiſche Armee, fünf Armeekorps und drei Kavalleriedivisionen, in dreitägiger Schlacht in der Gegend von Tannenberg, Hohenſtein und Ortelsburg geſchlagen und verfolgen ſie jetzt über die Grenze. v. Stein.

30. Auguſt.

Der Kaiſer hat den ſiegreichen Streiter im Oſten, General v. Hindenburg, zum Generaloberſten ernannt und ihm das Eiſerne Kreuz erſter Klaſſe verliehen.

31. Auguſt.

Der Sieg der Armee des Generaloberſten v. Hindenburg iſt von weitaus größerer Bedeutung, als zuerſt überſehen werden konnte. Trotzdem neue feindliche Kräfte über Neidenburg eingriffen, iſt die Niederlage des Feindes vollſtändig. Drei Armee-

Phot. E. Bieber, Berlin

Generalleutnant Ludendorff

Phot. Gottheil & Sohn, Danzig

Generaloberſt Aug. v. Mackenſen

Phot. A. Kühlewindt, Königsberg

Ruſſiſche Gefangene (etwa 7000 Mann) aus der Schlacht bei Hohenſtein. Die Mannſchaften ſitzen, die Offiziere mit dem Regimentspopen ſtehen

Phot. Photothek, Berlin

Eine Straße aus dem von den Russen zerstörten Hohenstein

Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Der Mispelsee bei Hohenstein (Ostpreußen), an dessen Ufern besonders heftig gekämpft wurde

korps sind vernichtet. 60 000 Gefange, darunter zwei kommandierende Generale, viele Geschütze und Feldzeichen sind in unsere Hände gefallen. Die im nördlichen Ostpreußen stehenden russischen Truppen haben den Rückzug angetreten. v. Stein.

1. September.

Nach weiteren Mitteilungen des Hauptquartiers ist die Zahl der Gefangenen in der Schlacht bei Gilgenburg-Ortelsburg noch größer gewesen, als bisher bekannt. Sie beträgt 70 000 Mann, darunter 300 Offiziere. Das gesamte Artilleriematerial der Russen ist vernichtet. Sie wurden von den deutschen Truppen von drei Seiten gefaßt und in die Sümpfe und Seen Masurens geworfen.

2. September.

Generaloberst v. Hindenburg hat an die von ihm befehligte Armee am Jahrestage von Sedan folgenden Heeresbefehl erlassen: „Soldaten der 8. Armee! Die vieltägigen heißen Kämpfe auf den weiten Gefilden zwischen Allenstein und Neidenburg sind beendet. Ihr habt einen vernichtenden Sieg über fünf Armeekorps und drei Kavalleriedivisionen errungen. Mehr als 60 000 Gefangene und ungezählte Geschütze und Maschinengewehre, mehrere Fahnen und viel sonstige Kriegsbeute sind in unseren Händen. Die geringen, der Einschließung entgangenen Trümmer der russischen Narewarmee fliehen nach Süden über die Grenze. Die russische Wilnaarmee hat von Königsberg her den Rückzug angetreten. Nächst Gott dem Herrn ist dieser glänzende Erfolg eurer Opferfreudigkeit, euren unübertrefflichen Marschleistungen und eurer hervorragenden Tapferkeit zu danken. Ich hoffe, euch jetzt einige Tage wohlverdienter Ruhe lassen zu können. Dann aber geht es mit frischen Kräften wieder vorwärts. Mit Gott für Kaiser, König und Vaterland, bis der letzte Russe unsere teure, schwer geprüfte Heimatprovinz verlassen hat und wir unsere sieggewohnten Fahnen ins Feindesland hineingetragen haben. Es lebe Seine Majestät der Kaiser und König!"

3. September.

Die Truppen des Generaloberſten v. Hindenburg ernten weitere Früchte ihres Sieges. Die Zahl der Gefangenen wächst täglich. Sie ist bereits auf 90 000 Mann gestiegen. Wieviele Geschütze und sonstige Siegeszeichen noch in den preußischen Wäldern und Sümpfen stecken, läßt sich nicht übersehen. Anscheinend sind nicht zwei, sondern drei russische kommandierende Generale gefangen. Der russische Armeeführer ist nach russischen Nachrichten gefallen. v. Stein.

4. September.

Generaloberst v. Hindenburg meldet den Abtransport von mehr als 90 000 unverwundeten Gefangenen. Das bedeutet die Vernichtung einer ganzen Armee. v. Stein.

Auf die Meldung v. Hindenburgs antwortete der Kaiser mit folgendem Telegramm: „Ihr Telegramm hat mir eine unsagbare Freude bereitet. Eine Waffentat haben Sie vollbracht, die nahezu einzig in der Geschichte dasteht und Ihren Truppen einen für alle Zeiten unvergänglichen Ruhm sichern und so Gott will, unser teures Vaterland für immer vom Feinde befreien wird. Als Zeichen meiner dankbaren Anerkennung verleihe ich Ihnen den Orden „Pour le mérite" und ersuche Sie den braven, unvergleichlichen Truppen Ihrer Armee für ihre herrlichen Taten meinen kaiserlichen Dank auszusprechen. Ich bin stolz auf meine preußischen Regimenter. Wilhelm I. R."

10. September.

Generaloberst v. Hindenburg hat den linken Flügel der noch in Ostpreußen befindlichen russischen Armee geschlagen und sich dadurch den Zugang in den Rücken des Feindes geöffnet. Der Feind hat den Kampf aufgegeben und befindet sich in vollem Rückzug. Das Ostheer verfolgt ihn in nordöstlicher Richtung gegen den Njemen. v. Stein.

Prinz Joachim von Preußen iſt am 9. September durch einen Schrapnellſchuß verwundet worden. Die Kugel ging durch den rechten Oberſchenkel, ohne den Knochen zu verletzen. Der Prinz war als Ordonnanzoffizier auf dem Gefechtsfelde tätig geweſen. Er iſt in das nächſtliegende Garniſonslazarett übergeführt worden.

Prinz Joachim Franz Humbert iſt der ſechſte (jüngſte) Sohn des Kaiſers. Er wurde am 17. Dezember 1890 im Berliner Schloß geboren und hat gegenwärtig den Rang eines Oberleutnants im 1. Garderegiment zu Fuß.

10. September.

An den gegenwärtigen Kämpfen in Oſtpreußen nimmt das 17. Armeekorps unter Führung ſeines kommandierenden Generals, General der Kavallerie v. Mackenſen, hervorragenden Anteil. Mehrere Batterien ſind erbeutet worden. v. Hindenburg.

General v. Mackenſen hat an ſein Korps folgenden Tagesbefehl erlaſſen:

„Soldaten des 17. Armeekorps! Geſtern habt Ihr gegen zwei feindliche Fronten gefochten, den Feind einerſeits bei Kruglanken, andererſeits bei Poſſeſſern aus ſeinen nach allen Regeln der Kunſt befeſtigten und geſchickt verteidigten Stellungen geworfen und damit auch den Kameraden vom 1. Armeekorps Luft gemacht. Das Zuſammenwirken der Infanterie und Artillerie gegen die feindlichen Befeſtigungen war vielfach muſtergültig. Faſt jeder Truppenteil des Armeekorps hat durch beſondere Leiſtungen zum Erfolge des Tages beigetragen. Die 1. Kompagnie des Danziger Infanterieregiments 128 hat eine Batterie von acht Geſchützen im Feuer genommen, das Infanterieregiment von Borcke durch ſeinen Angriff den Kampf bei Kruglanken entſchieden. Das Armeekorps hat dank ſeiner Tapferkeit die ſchwere Aufgabe erfüllt, die ihm geſtellt war. Der 9. September wird für alle Zeiten ein Ehrentag des 17. Armeekorps und damit eines jeden Mitkämpfers bleiben. Ich danke allen Offizieren und Mannſchaften für die erneut gegebenen Beweiſe kriegeriſchen Manneswertes. Glückauf Ihr Kameraden zu neuen Taten! Die Ruſſen müſſen aus Preußen hinaus!"

11. September.

Das 22. ruſſiſche Armeekorps (Finnland) hat verſucht, über Lyck in den Kampf in Oſtpreußen einzugreifen. Es iſt bei Lyck geſchlagen worden. (Das ſogenannte finniſche Armeekorps heißt ſo nach ſeinem Standort, rekrutiert ſich aber nicht aus Finnen.)

12. September.

Die Armee des Generaloberſten v. Hindenburg hat die ruſſiſche Wilnaarmee nach mehrtägigem Kampf vollſtändig geſchlagen. Der Rückzug der Ruſſen iſt zur Flucht geworden. Generaloberſt v. Hindenburg hat in Verfolgung bereits die Grenze überſchritten und meldete bisher über zehntauſend unverwundete Gefangene und etwa achtzig Geſchütze. Außerdem wurden Maſchinengewehre, Flugzeuge und Fahrzeuge aller Art erbeutet. Die Kriegsbeute ſteigert ſich fortgeſetzt. v. Stein.

13. September.

Kaiſer Franz Joſef verlieh dem ſiegreichen Führer der deutſchen Oſtheere, Generaloberſten v. Hindenburg, das Großkreuz des St. Stephanordens und das Militärverdienſtkreuz mit der Kriegsdekoration, ferner dem Generalmajor Ludendorff den Orden der Eiſernen Krone erſter Klaſſe mit der Kriegsdekoration.

14. September.

Die Vernichtung der ruſſiſchen Wilnaarmee ſchreitet fort. Die eigenen Verluſte ſind verhältnismäßig gering. Die Armee Hindenburg iſt bereits jenſeits der Grenze.

Das Gouvernement Suwalki iſt unter deutſche Verwaltung geſtellt.

15. September.

Generaloberſt v. Hindenburg telegraphierte an den Kaiſer: „Die Wilnaarmee — 2., 3., 4. und 20. Armeekorps, 3. und 4. Reſervedivision, 5 Kavalleriedivisionen — wurde durch die (zweite) Schlacht an den maſuriſchen Seen und die ſich anſchließende

Verfolgung vollständig geschlagen. Die Grodnoer Reservearmee, — 22. Armeekorps, der Rest des 6. Armeekorps und Teile des 3. sibirischen Armeekorps — hat in besonderem Gefecht bei Lyck schwer gelitten. Der Feind hatte starke Verluste an Toten und Verwundeten. Die Zahl der Gefangenen steigert sich. Die Kriegsbeute ist außerordentlich. Bei einer Frontbreite der Armee von über 100 km und bei einer ungeheuren Marschleistung von zum Teil 150 km in vier Tagen, bei den auf dieser ganzen Front und Tiefe sich abspielenden Kämpfen kann der volle Umfang noch nicht gemeldet werden. Einige unserer Verbände sind scharf ins Gefecht gekommen. Die Verluste waren aber doch nur gering. Die Armee war siegreich auf der ganzen Linie gegen den hartnäckig kämpfenden, aber schließlich fliehenden Feind. Die Armee ist stolz darauf, daß ein kaiserlicher Prinz in ihren Reihen gekämpft und geblutet hat." Hindenburg.

An seine Truppen hat v. Hindenburg folgenden Tagesbefehl erlassen: „Soldaten der 8. Armee! Ihr habt neue Lorbeeren um eure Fahne gewunden. In zweitägiger Schlacht an den masurischen Seen und in mehrtägiger rücksichtsloser Verfolgung durch Litauen hindurch bis weit über die russische Grenze hinaus habt ihr nun auch die letzte der beiden in Ostpreußen eingedrungenen feindlichen Armeen, die aus dem 2., 3., 4., 20. und 22. Armeekorps sowie dem 3. sibirischen Armeekorps, der 1. und 5. Schützenbrigade, der 53., 54., 56., 57., 72. und 76. Reservedivision und der 1. und 2. Gardekavalleriedivision bestehende Wilnaarmee nicht nur geschlagen, sondern zerschmettert.

Bis jetzt sind mehrere Fahnen, etwa 30 000 unverwundete Gefangene, mindestens 150 Geschütze, viele Maschinengewehre, Munitionskolonnen und zahllose Kriegsfahrzeuge auf den weiten Gefechtsfeldern aufgebracht. Die Zahl der Kriegsbeute nimmt aber immer noch zu.

Eurer Kampfesfreudigkeit, euren bewunderungswürdigen Marschleistungen und eurer glänzenden Tapferkeit ist dies zu danken. Gebt Gott die Ehre, er wird auch ferner mit uns sein! Es lebe Seine Majestät der Kaiser und König!"

15. September.

Die Armee Hindenburg ordnet sich nach abgeschlossener Verfolgung.

17. September.

Der kommandierende General v. Mackensen hat das Eiserne Kreuz erster Klasse erhalten. Die zweite Klasse ist ihm bereits im Dezember 1870 verliehen worden.

Amtliche russische Meldungen

Als Proben für die Art der amtlichen russischen Berichterstattung mögen einige Meldungen über die Niederlagen in Ostpreußen folgen.

2. September.

Im südlichen Ostpreußen führten die Deutschen beträchtliche Verstärkungen auf ihrer ganzen Front heran und griffen mit erheblich überlegenen Kräften unsere beiden Armeekorps an. Diese erlitten starke Verluste durch die schwere Artillerie, die die Deutschen aus den benachbarten, an der Weichsel gelegenen Festungen herangebracht hatten. In diesem Kampfe fiel General Samsonow. Wir sind weiter in Fühlung mit dem Feind und führen neue Verstärkungen heran.

14. September.

Da die energischen russischen Operationen in Galizien eine ganz besondere Aufmerksamkeit notwendig machten, verhinderten sie Rußland vorläufig, genügende Streitkräfte nach Ostpreußen zu senden, um die glücklich begonnene Invasion fortzusetzen. Aus diesem Grunde machte die Armee des Generals Rennenkampf in den ersten Septembertagen auf der Linie Gerdauen-Labiau halt. Die Deutschen ergriffen jedoch am 7. September die allgemeine Offensive gegen dieses Heer und führten eine Bewegung in der Richtung auf

die ſüdliche Grenze aus. Infolge des unüberſichtlichen Gebietes der Maſuriſchen Seen konnte General Rennenkampf erſt am 11. September die Ueberflügelung ſeiner linken Flanke durch die Deutſchen erkennen, was ihn zum Rückzug veranlaßte. Am nächſten Tage unternahm er, um die feindliche Offenſive aufzuhalten, an gewiſſen Punkten aktive Operationen, die jedoch die Anweſenheit numeriſch ſehr überlegener deutſcher Streitkräfte feſtſtellten. An dieſer Front dauern die Kämpfe fort.

16. September.

Das ſchnelle und kräftige Vorgehen der Armee Rennenkampf nach Oſtpreußen hinein und unſere entſcheidenden Erfolge über die mehr als eine Million ſtarke öſterreichiſch-ungariſche Armee haben die Deutſchen gezwungen, einen beträchtlichen Teil ihrer Streitkräfte von der Weſtgrenze fortzuziehen. Vom 28. Auguſt bis zum 7. September haben die Deutſchen fortwährend Verſtärkungen nach ihrer Oſtfront gebracht. Sie begannen dann eine Operation zwiſchen den Maſuriſchen Seen hindurch, in einer ihnen genau bekannten Gegend, die zwiſchen Wäldern und Seen eine Menge von Engpäſſen bildet. Sie nahmen ihren rechten Flügel vor und drohten ſich mit ſtarken Kräften auf der Linie Nordenburg—Goldap—Suwalki zu entwickeln. Dieſe Operation drohte die Truppen des Generals Rennenkampf in eine gefährliche Lage zu bringen, traf aber auf den Widerſtand der Flügel unſerer Deckungstruppen, die voller Hingabe den feindlichen Stoß aufhielten. Am 14. September, nach Kämpfen, die den Feind viele Verluſte koſteten, entzogen ſich unſere ſämtlichen Truppen dieſer gefährlichen Lage und nahmen für die weitern Operationen Bereitſchaftsſtellungen ein.

Die deutſchen und ruſſiſchen Führer in den oſtpreußiſchen Kämpfen

Dem Oberbefehlshaber des deutſchen Oſtheeres, Generaloberſten v. Beneckendorff und Hindenburg ſtanden die Generäle v. Mackenſen und v. Ludendorff zur Seite. Die gegneriſche Armee befehligte zeitweilig der Oberſtkommandierende des ruſſiſchen Heeres, Großfürſt Nikolajewitſch, ſelbſt, im übrigen lag die Führung der Wilnaarmee in den Händen des Generals v. Rennenkampf, die der Narewarmee in den Händen des Generals v. Samſonow, beide vom ruſſiſch-japaniſchen Kriege her bekannt.

Paul v. Beneckendorff und v. Hindenburg wurde 1847 als älteſter Sohn eines Majors zu Poſen geboren und 1866 dem 3. Garderegiment zu Fuß als Sekondeleutnant überwieſen. Er machte kurz darauf bei dieſem Regiment den Feldzug gegen Oeſterreich mit, beſonders die Gefechte bei Soor und Königinhof, ſowie die Schlacht bei Königgrätz. Ueber ſein Verhalten in der Schlacht bei Königgrätz berichtet die Regimentsgeſchichte des 1. Garderegiments zu Fuß: „Plötzlich erhielten die Schützen des Leutnants v. Hindenburg Kartätſchfeuer. Nach kurzem Schnellfeuer warf ſich Leutnant v. Hindenburg im „Marſch! Marſch!“ auf die Geſchütze ... Von einer Kartätſchkugel am Kopf geſtreift, ſinkt Leutnant v. Hindenburg einen Augenblick betäubt zu Boden. Als er ſchnell wieder aufſpringt, ſieht er bereits drei Geſchütze in den Händen ſeiner Leute, während zwei andere Geſchütze, das eine von drei, das zweite nur von einem Pferde gezogen, in Richtung auf Wſchestar zu entkommen ſuchen. Auch dieſe beiden Geſchütze werden von der 5. Kompagnie erobert, als ſie in einem Hohlweg zwiſchen Rosberitz und Swety ſtecken bleiben.“ v. Hindenburg erhielt für ſein tapferes Verhalten den Roten Adlerorden 4. Klaſſe mit Schwertern.

Am Feldzug 1870/71 nahm v. Hindenburg als Regimentsadjutant teil, machte die Schlachten bei Gravelotte-St. Privat und Sedan, ſowie die Belagerung von Paris mit und erwarb ſich das Eiſerne Kreuz zweiter Klaſſe. Er blieb bis 1873 Bataillonsadjutant, erhielt 1872 das Premierleutnantspatent und beſuchte von 1873 bis 1876 die Kriegsakademie.

Hierauf ſeit 1877 zum Großen Generalſtab kommandiert und 1878, unter Beförderung zum Hauptmann, in den Großen Generalſtab verſetzt, kam er 1884 als Kompagniechef in das 3. poſenſche Infanterieregiment Nr. 58 in Frauſtadt. 1885 in den Großen Generalſtab zurückberufen und zum Major befördert, trat er 1888 zum Generalſtab des 3. Armeekorps in Berlin über und wurde ein Jahr darauf dem Generalſtab der Armee aggregiert und beim Großen

Generalstab zur Dienstleistung kommandiert. 1889, unter Einreihung in das Kriegsministerium, mit Wahrnehmung der Geschäfte eines Abteilungschefs in diesem beauftragt, wurde er 1890 Abteilungschef im Kriegsministerium, 1891 Oberstleutnant, 1893 Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 91 in Oldenburg, 1896 erfolgte seine Ernennung zum Chef des Generalstabs des 8. Armeekorps in Koblenz, 1897 seine Beförderung zum Generalmajor, 1900 die zum Generalleutnant und Kommandeur der 28. Division in Karlsruhe.

Der dem Armeeführer des östlichen Kriegsschauplatzes als Generalstabschef beigegebene Generalmajor Ludendorff verbrachte den größeren Teil seiner militärischen Laufbahn im Generalstab. Er wurde 1881 Leutnant, 1890 Oberleutnant, 1895 Hauptmann und 1901 Major. Nachdem er die Kriegsakademie besucht hatte, fand er zunächst Verwendung im Großen Generalstab, dann im Generalstab der 5. Armee-Inspektion und der 9. Division. 1908 erfolgte seine Beförderung zum Oberstleutnant im Großen Generalstab. Mit seiner Beförderung zum Oberst im Jahre 1911 erhielt Ludendorff das Kommando über das Niederrheinische Infanterieregiment Nr. 39, bis ihm 1914 das Kommando der 85. Infanteriebrigade, unter Beförderung zum Generalmajor übertragen wurde.

August v. Mackensen wurde am 6. Dezember 1849 als Sohn eines Rittergutsbesitzers auf Haus Leipnitz in der Provinz Sachsen geboren. Er besuchte das Gymnasium in Torgau, dann in Halle, wo er auch seine ersten Studiensemester verlebte. Den Feldzug 1870/71 machte er im 2. Leibhusarenregiment mit, in das er 1869 als Einjährig-Freiwilliger eingetreten war; er wurde zum Leutnant der Reserve befördert und erhielt das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. 1873 trat er dauernd in die Armee ein, wurde 1876 Brigadeadjutant und 1878 Oberleutnant. 1880 wurde er zum Generalstab kommandiert, in dem er auch später einen großen Teil seiner militärischen Laufbahn zubrachte. 1882 wurde er zum Hauptmann ernannt, 1887 erhielt er ein Eskadronskommando im 9. Dragonerregiment. 1888 trat er wieder in den Generalstab ein und wurde noch im selben Jahr Major beim Stab der 4. Division. 1894 wurde Mackensen Oberstleutnant und Kommandeur des 1. Leibhusarenregiments, 1897 Oberst und im folgenden Jahr diensttuender Flügeladjutant des Kaisers. 1899 erhielt er den erblichen Adel. Im Jahr darauf zum Generalmajor und General à la suite befördert, wurde er 1901 Kommandeur der Leibhusarenbrigade („Totenkopfbrigade"). Seit 1908 ist v. Mackensen General der Kavallerie und kommandierender General des 17. Armeekorps. Auch als Militärschriftsteller ist v. Mackensen hervorgetreten; er hat u. a. eine Geschichte der Leibhusaren geschrieben.

Die Siege des Generals von Hindenburg gewinnen noch an Bedeutung, wenn man Näheres über die Persönlichkeiten weiß, die die Macht der Russen führten. Paul von Rennenkampf ist vielleicht der tüchtigste Mann im russischen Heere. Im Boxerkriege und im russisch-japanischen Kriege hat er sich großen Ruhm erworben. Den „Tigergeneral" nannten ihn die Chinesen, denen er besonders zu schaffen machte. Im Kriege gegen die Japaner war Rennenkampf beinahe der einzige General, der sich bewährte. Die Japaner hatten auf seinen Kopf 200 000 Rubel gesetzt.

Sein Name sagt schon, daß Rennenkampf aus deutschem Blute stammt. Freilich ist schon eine lange Zeit verflossen, seit die Rennenkampfs Stockrussen wurden. Aber noch vor fünfzig Jahren war der Kunstschriftsteller Alexander von Rennenkampf ein Freund Alexander von Humboldts und des Berliner Bildhauers Rauch.

Paul von Rennenkampf ist im Sommer dieses Jahres sechzig Jahre alt geworden. 1870 trat er in das russische Heer ein, wurde 1873 Offizier — seine Ausbildung hatte er auf der Junkerschule in Helsingfors erhalten — und nahm dann verschiedene Stellungen im Generalstab wie im Heere ein. 1895 wurde er Oberst und Chef des 36. Dragonerregiments, 1899 Chef des Stabs der Truppen des Transbaikalgebietes. Als Generalmajor zog er in den Boxeraufstand, als General der Kavallerie in den Krieg gegen die Japaner, in dem er vielleicht größere Erfolge errungen hätte, wenn ihm die Eifersucht Kuropatkins nicht das Wirkungsfeld beschnitten hätte. Nach dem Kriege wurde Rennenkampf kommandierender General des 3. russischen Armeekorps in Wilna. 1913 ernannte ihn der Zar zum Oberbefehlshaber des ganzen Wilnaer Militärbezirks, der vier Armeekorps umfaßt.

Auch General Samsonow galt für einen der fähigsten und begabtesten russischen Heerführer. Er zeichnete sich hervorragend im russisch-japanischen Kriege aus, in dem er eine sibirische Kosakendivision befehligte. Später wurde er zum Kommandeur eines Armeekorps ernannt, und zuletzt war er zum Befehlshaber der Truppen in Turkestan befördert worden. Bis zum Ausbruch des Kriegs stand er in Taschkent. Er war sehr populär, sein Name war allen Schichten der Bevölkerung vertraut.

Die Ruſſen in Oſtpreußen

Der ruſſiſche Einmarſch

Rußland hatte gegen Oſtpreußen zwei Armeen aufgeſtellt, beſtehend aus elf erſtklaſſigen Korps des ſtehenden Heers, zwei Schützenbrigaden, ſechs Reſervedivisionen und fünf Kavalleriedivisionen, darunter die Petersburger Garde und andere Elitetruppen, insgeſamt etwa 650 000 Mann. Der Feldzug begann wie gegen Oeſterreich mit dem Einbruch ſtarker Reiterſchwärme. Sie wurden in zahlreichen kleinen Gefechten (I, S. 97 bis 99) bis um die Mitte Auguſt von den deutſchen Grenzſchutz- und Landwehrtruppen zurückgehalten, ſo daß die deutſche Mobilmachung ungehindert vor ſich gehen konnte.

Inzwiſchen hatten ſich hinter der vorgeſchobenen Kavallerie die ruſſiſchen Heere geſammelt. Die hinter dem Njemen aufmarſchierte Armee unter General v. Rennenkampf überſchritt die Grenze und drang auf der Linie Eydtkuhnen—Königsberg langſam vor, da unſere Heeresleitung noch nicht über genügend ſtarke Kräfte verfügte, um dem Feind, deſſen Stärke ſie erkundet hatte, mit ſicherer Ausſicht auf Erfolg entgegenzutreten. Die Kämpfe bei Stallupönen (I, S. 99), Wirrballen und Gumbinnen (II, 36) waren alſo Rückzugsgefechte, die trotz des Erfolgs den ſtrategiſchen Plan nicht ändern durften. Am 21. Auguſt zogen die Ruſſen in Gumbinnen, am 24. in Tilſit ein.

Die Rückzugskämpfe im nördlichen Oſtpreußen waren zum Teil ſehr heftig und blutig. Das ruſſiſche Gardekorps hat bei Gumbinnen ſchwer gelitten; unter den Gefallenen waren die ruſſiſchen Prinzen Johann und Oleg Konſtantinowitſch. Ein Oſtpreuße erzählt: „Die Kämpfe bei uns im Norden ſind ungeheuer ſchwer und erbittert geweſen und haben nicht wenig Blut gefordert. Auch auf unſerer Seite ſind große Verluſte zu beklagen, aber weit mehr hat doch der Ruſſe bluten müſſen. Bei Stallupönen kamen zeitweiſe 60 Ruſſen auf einen Deutſchen, ſo daß die Unſeren bei einer ſolchen enormen Uebermacht natürlich zurückweichen mußten. Zwiſchen Inſterburg—Stallupönen—Pillkallen und der Bahnlinie Inſterburg—Tilſit wurde tagelang ſchwer gerungen, bis dieſes Terrain den Ruſſen überlaſſen blieb, aber deren Verluſte waren dafür gewaltig. Beſonders ſchwer hat hier Rußlands Garde gelitten; auch die beiden Leibkoſakenregimenter ſind bei Kraupiſchken in einem für uns günſtigen Terrain durch Maſchinengewehre wie mit der Senſe ſchockweiſe niedergemäht worden. Beide Regimenter hatten durchweg Schimmel, die nach der Schlacht auf der Wieſe dicht wie Schnee ausgeſät lagen. Auf der Linie von Kraupiſchken nach Stallupönen—Gumbinnen, wo es ſehr, ſehr heiß zugegangen iſt, lagen die Toten nicht etwa einzeln herum, ſondern in großen Bergen. Chauſſee- und Schützengräben waren gehäuft mit Toten, ſo dicht angefüllt, daß man nicht mehr ſeinen Fuß dazwiſchen ſetzen konnte. Ja, an vielen Stellen ſtanden ſie ſogar in den Gräben eng zuſammengepfercht aufrecht, ſo daß Vorübergehende glaubten, es wären Lebende, die ihr Gewehr nur läſſig im Arm hielten. Kam man aber hinzu, dann ſah man eine ſo dichte Mauer aus Toten, daß für keinen mehr Platz umzufallen war. Ebenſo ſind auch die ruſſiſchen Gardedragoner zwiſchen dem Feuer unſerer Maſchinengewehre vollſtändig zuſammengebrochen. Wir können von Glück für uns ſagen, daß der Feind eine ſehr ſchlechte Munition für die Artillerie hatte. In den Artilleriekämpfen bei Walterkehmen haben die Ruſſen gut geſchoſſen, und ihre Granaten kamen wie Regentropfen herab, aber dennoch war die Wirkung gering, denn wenn nur zehn Prozent von ihnen krepieren, und das iſt Tatſache, kann von einem nennenswerten Erfolge keine Rede ſein.

Nach dem Rückzug formierten ſich unſere Gruppen dann hinter der Deime auf der Linie Tabiau—Labiau. Hier haben die Ruſſen ſchwere Opfer bringen müſſen, um am Ende doch nichts zu erreichen. Bei Labiau wurde die Eiſenbahnbrücke durch uns ge-

ſprengt. Nun fingen die Ruſſen mit dem Bau einer Holzbrücke an und verſuchten mehrmals, ſie zu vollenden, aber immer ergebnislos. Eingegrabene Artillerie und Maſchinengewehre haben von der gegenüberliegenden Seite aus Tag und Nacht die ruſſiſchen Kolonnen fortraſiert und ihnen enorme Verluſte beigebracht. Streckenweiſe lagen am Ufer die Toten in hohen Bergen und verſackten das Flußbett der Deime bis auf den Grund mit Leichen, die noch weit bis über den Waſſerſpiegel reichten und ſo eine Brücke aus menſchlichen Körpern abgaben. Erſt nach und nach unterſpülte das Waſſer den Leichendamm und trieb die Toten in Rudeln nach dem Haff ab."

Die deutſche Heeresleitung richtete ihr Hauptaugenmerk auf die zweite ruſſiſche Armee, die vom Narew her in die ſüdlichen Teile Oſtpreußens eindrang. Ueber die Rückzugsgefechte, die auch ihr geliefert wurden, iſt faſt nichts bekannt geworden; nur die ruſſiſchen Bulletins zeigten, daß man ſiegesgewiß immer weiter vorrückte, bis man genau die Stelle erreicht hatte, die der deutſche Generalſtab, vor allem Generaloberſt v. Hindenburg, dem inzwiſchen der Oberbefehl über die Oſtarmee übertragen worden war, zur Vernichtung des Feindes auserſehen hatte.

Die Siegeszuverſicht der Ruſſen war geradezu naiv. In der Protze eines erbeuteten ruſſiſchen Geſchützes fand man hundert Stück einer friſch geprägten Kupfermünze, die auf der einen Seite das Bild des Zaren, auf der andern Seite die Aufſchrift: „Einzug in Berlin 1914" trug. In Petersburg wurde auf Veranlaſſung des Zaren ein nationaler Flaggentag abgehalten, bei dem ruſſiſche Flaggen auf den Straßen verkauft wurden. Der Erlös betrug 50 000 Rubel. Die Summe ſoll vom Zaren demjenigen ruſſiſchen Soldaten überreicht werden, der zuerſt nach Berlin gelange. Die Londoner „Times" ſchrieb: „Wenn die Koſakenlanzen das Brandenburger Tor berühren, nicht eher wird der Friede zu dem vom Getöſe der Waffen verwirrten Europa zurückkehren. Das deutſche 1. Armeekorps und zwei Reſervearmeekorps ſind in Oſtpreußen ſchwer geſchlagen und nach Königsberg getrieben worden, wo ſie in kurzem eingeſchloſſen ſein werden. Sie mögen immer noch von der See her verſtärkt werden, und die Einnahme von Königsberg wird eine ſchwierige Aufgabe ſein, doch es iſt ſicher, daß ſie vollendet werden wird, wenn im weiteren Feldzug alles gut geht. Weiter im Weſten ſind das 20. Armeekorps und ſeine Reſervetruppen nach Oſterode zurückgedrängt worden; ſie ſind in vollem Rückzug. Bald wird Oſtpreußen in ruſſiſchen Händen ſein, und der Angriff auf die deutſchen Feſtungen an der unteren Weichſel kann beginnen."

Intereſſant iſt auch der Aufruf an die Preußen, den die Ruſſen verbreitet haben. Er lautet: „An Euch Preußen wenden wir Repräſentanten Rußlands uns, als Herolde des vereinigten großen Slawentums mit Worten der Vernunft: „Haltet ein, Ihr Unverſtändigen, bevor es zu ſpät wird!" Seht Euch um: die ganze Welt ſtarrt von Waffen gegen Euch, die Ihr den Weltfrieden ſtört! Rußland, Frankreich, England, Serbien, Montenegro, die von Euch zur Gegenwehr herausgeforderten Belgier und ſogar Japan — alle erheben die Waffen gegen Euch, wie gegen wilde Hunnen, zur Verteidigung ihrer Länder gegen Euren Ueberfall! Euer Bundesgenoſſe Italien hat ſich von Euch gewandt. Schweres Leid ſchwebt über Euren Häuptern! Die ſlawiſche Lawine von Oſten, die vereinigten Franzoſen, Engländer und Belgier von Weſten umklammern Euch mit eiſernen Feſſeln. Die deutſche Regierung, in blindem Eifer, betrügt ihr eigen Volk, das bereits voll Todesfurcht um ſich ſchaut. Welche Siege ſind Euer vor Lüttich? Wo ſind die erfochtenen Lorbeeren gegen Frankreich? Wo die ruſſiſche Revolution und die Streiks? Das alles ſind Utopien! In Weſt und Oſt verliert Ihr Kampf auf Kampf. Dieſes alles wird Euch ſtreng verheimlicht. Ganz Rußland erſtand wie ein Mann für die allgemeine ſlawiſche Frage und wird ſein Schwert nicht niederlegen, bevor dieſer Kampf bis zur Neige ausgekämpft iſt. Wir bringen Euch den Zukunftsfrieden zur

ſtillen, kulturellen und produktiven Arbeit — doch werft die Waffen zur unnützen Gegenwehr von Euch, vergießt nicht Ströme unnützen Blutes. Der Ruſſe iſt großmütig und friedensliebend; wir werden keine Rache üben für Eure barbariſchen Gemetzel in Kaliſch und Czenſtochau und Eure Unterdrückungen der friedlich arbeitenden Landesbevölkerung. Wir kämpfen gegen das deutſche Heer und nicht gegen das Volk. Die in Deutſchland lebenden Polen ſind uns ſlawiſche Anverwandte. Seid unbeſorgt! Eure Familien, Weiber und Kinder, Euer Hab und Gut ſind für uns unantaſtbar. Der friedliebenden Bevölkerung ſchlagen wir vor, ſich ruhig und friedlich zu verhalten und reichen derſelben unſere Hand. Legt Eure Waffen nieder, die Euch durch Euren Staat mit Gewalt in die Hände gedrückt worden ſind! Gebt Euch gefangen! Die Ruſſen nehmen ſich der Gefangenen freundlich an und verfahren mit ihnen milde. Ein Gefangener iſt für uns kein Feind mehr. Verwundete werden von uns nicht niedergemetzelt."

Sehen wir, wie es ſich in Wahrheit mit der ruſſiſchen Milde verhielt.

Die Ruſſen in den oſtpreußiſchen Städten

In den Städten hielten die ruſſiſchen Befehlshaber im allgemeinen auf ſtrenge Diſziplin. Hier wurden auch vorzugsweiſe Eliteregimenter einquartiert, während man das flache Land den Koſaken überließ. Natürlich kamen auch in den Städten Ausſchreitungen einzelner Soldaten vor, die aber meiſtens ſofort von den Offizieren, je nach dem Grad der Verfehlung, mit Ohrfeigen, Stockprügeln oder Peitſchenhieben beſtraft wurden. Verſchiedene derartige Fälle ſind aus Angerburg, Allenſtein und Gumbinnen bezeugt. Ein Beiſpiel für viele. Eine Offiziersköchin in Gumbinnen ſchreibt an ihre „Gnädige": „O, liebe Frau Baronin, einen Krieg kann man ſich nur vorſtellen, wenn man mitten drin geſtanden hat. Am Montag ſchlugen ruſſiſche Soldaten die Türe ein, ich hatte alle Zimmer zugeſchloſſen, nur mein Zimmer war auf. Da haben ſie mir aber auch alles aus meinem Koffer genommen; ich ſchnell raus und habe mir Offiziere geholt und gefragt, ob man ſich ſo was gefallen laſſen brauche. Ein ruſſiſcher Soldat hat mich gepackt und hinter den Müllkaſten geſchleppt und als ich ſchrie, nahm er ein Raſiermeſſer aus der Taſche und wollte mir die Kehle durchſchneiden. Da kam ein ruſſiſcher Offizier im Auto, ſprang aus ſeinem Auto und ſchoß auf den Soldaten. Dann hat er einen Zettel an die Tür geklebt, daß in dem Haus der Kommandeur der 8. Ulanen wohnt, und er hat das Haus der Ehrenhaftigkeit der Ruſſen anvertraut. Er ſagte, nun könnte ich ganz ruhig ſein; aber am anderen Tage kamen ſie wieder; ich mir wieder die Offiziere auf der Straße aufgefangen und fragte, wer nun Obrigkeit in Gumbinnen ſei; da ſagte ein Major: „Rennenkampf iſt Kommandant von Gumbinnen". Nun ſagte ich, der Herr Major möchte doch auf das Haus aufpaſſen, ich wollte hin und mich beſchweren. Alſo ſetzte ich dem Herrn Major einen Stuhl in den Garten, auch Frühſtück, dann bin ich mit dem Herrn Hauptmann zum Kaiſerhof gefahren; der Kommandant war noch nicht zu ſprechen, da hat der Herr Hauptmann mir noch Kaffee beſtellt, dann habe ich mich beim Kommandanten melden laſſen, und wurde auch angenommen. Ich ſagte, ob es ein deutſcher Offizier nötig hätte, der im Krieg wäre und ſein Eigentum nicht ſchützen könnte, von ruſſiſchen Soldaten plündern zu laſſen, und ob es die ruſſiſche Behörde erlaubte, daß mir der Hals abgeſchnitten würde. Da ſagte Herr Rennenkampf: „Nein, Sie ſollen alle Rechte haben, die Sie bei den Deutſchen hatten, wir ſind auch Menſchen. Und wenn Sie meinen, daß deutſche Offiziere ruſſiſche Frauen und ihr Eigentum ſchützen, die ruſſiſchen Offiziere ſchützen deutſche Frauen auch!" Ich habe dann zwei ruſſiſche Poſten Tag und Nacht vor unſerm Hauſe gekriegt. Ich habe die beiden ja müſſen verpflegen, aber vorne haben die beiden aufgepaßt, und hinten ich."

Phot. Photothek, Berlin

Aus dem zerstörten Soldau. Auf dem Turme hatten die Russen ein Maschinengewehr aufgestellt

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Blick auf die masurischen Seen

Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau

Eine erbeutete russische Feldküche wird zur Speisung der Truppen wie der ausgeplünderten Landbevölkerung verwendet

E. Benninghoven, Berlin-Friedenau

Ostpreußische Landbevölkerung, die auf der Flucht vor den Russen ihre Wohnungen verlassen hat

Ihre Einkäufe bezahlten Offiziere und Mannschaften in den meisten Fällen bar, wenn auch die Geschäftsinhaber beim Wechseln viel Geld einbüßten, da der Rubel einen Zwangskurs von drei Mark hatte.

Das Oberkommando der Wilnaarmee hatte sein Quartier in Insterburg aufgeschlagen. General Rennenkampf und zeitweilig auch der Oberstkommandierende der russischen Armee, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, hatten im ersten Hotel, im „Dessauer Hof", Wohnung genommen. Der Wirt hat in den 19 Tagen, in denen der russische Generalstab bei ihm wohnte, sehr interessante Erfahrungen gemacht. Kurz bevor die Russen eintrafen, hatte eine deutsche Patrouille von zwei Mann bei ihm gewohnt. Es gelang den beiden Soldaten nicht rechtzeitig, das Hotel zu verlassen und so steckte denn der Wirt den einen in einen Maurerkittel, den andern in einen Kellnerfrack. Sie entgingen auf diese Weise der Gefangenschaft. Als das Oberkommando im „Dessauer Hof" Wohnung nahm, wurde zuerst das ganze Haus nach Bomben abgesucht. Die im Keller liegenden Kohlensäureflaschen hielten die Russen für — Höllenmaschinen und ließen sie weit hinaus auf einen freien Platz bringen. Erst als ihnen später das Bier nicht mundete, und der Wirt die nötigen Erklärungen gab, wurde eine der Flaschen unter starker Bedeckung herbeigeholt und die Russen überzeugten sich von der Ungefährlichkeit der „Bomben". Natürlich haben die Russen im Hotel sehr gut gelebt, der Sekt floß in Strömen und der Adjutant des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, Oberst v. Gräwen, forderte von dem Wirt, daß er die Kellner durch Damenbedienung ersetze. Als General Rennenkampf bei seiner Rückkehr von dieser „Neuerung" erfuhr, war er nicht sonderlich davon erbaut und schrie: „Hinaus mit dem Weiberpack!" Die russischen Offiziere gaben sehr viel Geld aus. Als es schließlich dem Adjutanten des Großfürsten an Geld mangelte, blieb er die Hotelrechnung schuldig und versprach dem Wirt, für den Betrag Kolonialwaren zu schicken. Als die Waren in die Nähe von Insterburg kamen, hatte jedoch schon die russische Herrschaft ihr Ende erreicht und die Bagage fiel in die Hände der deutschen Truppen.

In der Stadt hat General Rennenkampf auf Ordnung gehalten. Sie hat denn auch nicht allzuviel Schlimmes erduldet. Das ist nach dem Zeugnis der Insterburger besonders der Energie des Stadtrats Dr. Bierfreund zu verdanken, der, weil der Oberbürgermeister geflohen war, von General Rennenkampf zum Gouverneur der Stadt gemacht wurde und sich in dieser schwierigen Situation ausgezeichnet bewährt hat. Ein Korrespondent berichtet: „Die von diesem Manne unterzeichneten Anschläge zeigen in ihrem Wortlaut eine erfreulich männliche Haltung gegenüber den Gewalthabern der Stunde. Gleich in der ersten Ankündigung stehen die Worte: „Insterburg ist von der russischen Armee besetzt. So lange diese Besetzung dauern wird . . ." Diese Andeutung auf das Vergängliche der Russenherrschaft hat dem tapferen Insterburger Stadtrat nichts geschadet; ebensowenig wie die vernünftige Vorsicht, mit der er die zuweilen seltsamen Ukase, die er als Gouverneur zeichnen mußte, immer nur als „Befehle des Generals Rennenkampf" angibt, ohne sich irgendwie mit ihrem Inhalt zu belasten. Er mahnt seine lieben Mitbürger, alle Prüfungen geduldig zu ertragen, den Soldaten höflich zu begegnen und ihnen keine hohen Preise abzuverlangen. Er weist auf einige Geschäfte hin, die „zwangsmäßig ausverkauft" wurden, durch aufgebrochene Türen und geöffnete Ladenkästen. Solche „zwangsweisen Ausverkäufe" sind an einigen Türen durch die Unterschriften des Generals Rennenkampf oder des Kommandanten Merinowsky bescheinigt.

Schlimmer wurde es, als auf einige Aeroplane vom Dach der Maschinenfabrik von Brasch in der Bahnhofstraße mit einem Revolver geschossen worden war. Den Aeroplanen war zwar nichts geschehen, aber die Fabrik wurde niedergebrannt. Sie steht als Ruine zwischen stattlichen Häusern.

Noch trüber aber ſah es aus, als bei einer Exploſion des Waſſerwerkes außer ſieben Inſterburger Bürgern auch ein ruſſiſcher Major verletzt wurde, der ein vertrauter Freund Rennenkampfs war. Die Bürger waren tot, der Ruſſe war nur verwundet; dennoch ſchwur General Rennenkampf, daß hier ein Dynamitattentat gegen die Ruſſen vorliege, ließ achtzehn Inſterburger durch ſeine Koſaken gefangen nehmen und drohte, ſie alle zu erſchießen, wenn der Major nicht mit dem Leben davon komme. In dem Anſchlag, der dieſes verkündet, vibriert ein kräftiger Unterton der Empörung in den Worten, mit denen Dr. Bierfreund die „ſieben deutſchen Toten" und den „einen verwundeten Ruſſen" ſtiliſtiſch gruppiert. Die achtzehn Geiſeln von Inſterburg ſind mit dem Leben davongekommen, denn auch der ruſſiſche Major blieb am Leben. Der Nachmittag aber, an dem die Entſcheidung über den Erfolg der ärztlichen Behandlung erwartet wurde, war nicht ſehr angenehm für die Männer, die als Gefangene im Rathaus ſaßen und warteten."

Von der Beſetzung Tilſits erzählt ein Bürger der Stadt folgende intereſſante Einzelheiten: „Auf dem Rathaus mußte die weiß-gelb-ſchwarze Fahne gehißt, die Kaſernen der verlauſten Horde übergeben und jedem Verlangen unweigerlich nachgekommen werden. Die Ruſſen erklärten frei heraus, daß wir nicht mehr Deutſche, ſondern Ruſſen wären. Stellenweiſe prangten ſchon Tafeln mit der Aufſchrift: Neu-Rußland, Gouvernement Tilſit, und die ganze Provinz Oſtpreußen, die Korn- und Pferdekammer des Deutſchen Reiches erſchien den Herren als ſicherer Beſitz. Gleich nach der Beſetzung der Stadt begann der ruſſiſche Aufmarſch, neben mehreren Artillerieregimentern und größeren Trupps Kavallerie kamen bei uns auch Infanterieregimenter und dazu Tauſende von Wagen mit Proviant und Kriegsmaterial durch. Alles war in miſerablem und loddrigem Zuſtande und nur gewiſſe Dinge wie Spaten, Hacken und Beile waren neu und wohl auch erſt in der letzten Minute beſchafft. Die Leute, die hier paſſierten, waren durchweg aus dem Inneren Rußlands und kamen von hinter Moskau und aus dem Ural. Wie die Lüge in Rußland zum Geſetz erhoben wird, beweiſt die Tatſache, daß die Mobiliſation trotz aller Friedensverſicherungen uns gegenüber ſchon im Monat März begonnen wurde. Ich ſelbſt habe Mannſchaften aus den verſchiedenſten Regimentern geſprochen und von allen ausnahmslos gehört, daß ſie im März Hals über Kopf von Hauſe haben fortmüſſen. Um eine Meuterei und ein Fortlaufen zu verhindern, wurde ihnen keine ſcharfe Munition gegeben und vorgelogen, daß es zum Kaiſermanöver ginge. Erſt in Tauroggen, in der Nähe der deutſchen Grenze, erhielten ſie ſcharfe Patronen und kriegsmäßige Ausrüſtung und da erſt hieß es, daß ſie gegen Deutſchland in den Krieg müßten. Nun gab es kein Zurück mehr.

Dieſes Prinzip wurde beibehalten, um die Unzuverläſſigkeit der Soldaten ſoweit als möglich zu verringern. So hieß es, unſere Stadt ſei von einer ſehr ſtarken Beſatzung verteidigt und dennoch ſchon nach kurzer Zeit mit großer Bravour genommen worden. Beweis dafür: Ich höre, wie ein ruſſiſcher Soldat mehrere Leute nach etwas fragt, und da ſie ihn nicht verſtehen, trete ich hinzu und höre die Frage, wo hier das große Schlachtfeld ſei. „Welches Schlachtfeld?" fragte ich und erhielt zur Antwort, Tilſit ſei doch durch eine große Schlacht genommen und 10 000 Pruſſaki ſeien tot. Dann wurde den Leuten erzählt, fünf Forts von Königsberg ſeien gefallen und ſie brauchten nur noch auf Berlin zu marſchieren. Ein anderer Soldat fragte mich, wie weit es noch bis Berlin wäre; ich ſagte ihm darauf, daß die Entfernung von hier bis Berlin nicht ſo groß wäre, wie die bis Königsberg, worauf er meinte, „dann morgen in Königsberg und übermorgen in Berlin". Den nachkommenden Regimentern mußte man neue Fortſchritte erzählen. So hörte ich wiederholt Soldaten behaupten, daß ſie ſich in Königsberg befänden und alle anderen Bezeichnungen der Stadt, vor allem auch der Name Tilſit erlogen ſeien. Das Schönſte aber war für das zuletzt ankommende Regiment aufgeſpart.

Nachdem es mit Sang und Klang bei uns eingerückt war, gingen die Soldaten truppweise an die Besichtigung der Stadt. Ich sah schon von weitem, wie ungefähr 20—25 Mann jedes Haus untersuchten und neugierig auf die Türschilder gafften. Endlich kamen sie zu mir und fragten mich, wo denn der Wilhelm wohne! Was? sagte ich, der Wilhelm? Mir war es, als ob ich eine Ohrfeige bekommen hätte. Na ja, sagten sie, wer denn sonst? Wir sind doch in Berlin und sollen den Wilhelm nach Petersburg bringen!"

Fast dieselben Vorkommnisse werden aus Allenstein berichtet; auch dort meinten die Offiziere: „In wenigen Tagen sind wir in Berlin, da können wir uns ausruhen, und nachdem wir Kaiser Wilhelm gefangen genommen haben, kehren wir nach Hause zurück!" Die Mehrzahl der Leute glaubte, es sei von Allenstein nach Berlin nur noch ein Katzensprung.

Die Städte Allenstein und Lyck hatten schwere Kriegslasten zu tragen. Allenstein mußte für die Verpflegung der Russen sorgen, obgleich es nur ein Viertel des Verlangten an Brot, Zucker, Salz, Tee, Reis, Erbsen usw. auftreiben konnte; der Stadtkasse von Lyck wurde sofort eine Kontribution von 70 000 Mark auferlegt. Dazu kamen nach und nach noch weitere Beträge von insgesamt 60 000 Mark.

Ueber die Besetzung von Lyck schreibt ein Kriegsberichterstatter: „Die Soldaten freuten sich, eine so schöne Festung — wie sie Lyck nannten — nach kurzem Kampfe genommen zu haben. Sie beehrten alle Schnaps- und Weinniederlagen mit ihrem Besuch und verschmähten es auch nicht, in eine Apotheke einzubrechen. Große Vorliebe zeigten sie für Parfümerien aller Art und für Uhren, die besonders bei den Kosaken beliebt waren. Als Bezahlung legten die russischen Soldaten das erste Mal einen halben oder einen ganzen Rubel, dann den geladenen Revolver auf den Tisch. Als sie in den ersten Tagen in der Nähe des alten Gymnasiums lagerten, führten sie in den Abendstunden ihre Nationaltänze auf oder sangen die schwermütigen Lieder ihrer Heimat. Auf den Treppen sitzend, haben sie auch oft mit ungelenkem Bleistift nach Hause geschrieben. Die russische Besatzung war zum großen Teil in den Kasernen der alten deutschen Garnison untergebracht, zum kleineren Teil lagerten sie außerhalb der Stadt. In Bürgerquartiere sind nur Offiziere gelegt worden."

Schlimmer ging es in Ortelsburg zu. Die Königsberger „Hartungsche Zeitung" gibt auf Grund von Mitteilungen zuverlässiger Zeugen von den Ortelsburger Schreckenstagen folgende Schilderungen: „Erst schien es gar nicht so schlimm werden zu sollen. Anfänglich gaben sich die Russen äußerlich ziemlich nobel und ließen sich zu keinen Gewalttätigkeiten hinreißen. Sie amüsierten sich auf ihre Weise mit den zu diesem Zweck mitgebrachten „Damen" und dem dazugehörigen Sekt. Die ersten Uebergriffe geschahen, als die Geschäfte den „Damen" die nötigen Toiletten besorgen mußten, damit bei den zusammengeschleppten Klavieren und Harmoniums ein Tänzchen veranstaltet werden könne. Dann erschien eines Tages bei einem Geschäftsmann der Divisionär, verlangte einen Pelzmantel und ließ so nebenher, als der Kaufmann erklärte, er könne einen solchen Mantel nicht auftreiben, die Bemerkung fallen, er werde wahrscheinlich genötigt sein, die männliche Bevölkerung zu erschießen. Die eigentlichen Ausschreitungen gegen die Zivilbevölkerung begannen, als sich die Russenherrschaft ihrem Ende zuneigte. Man erhob gegen mehrere Bewohner die erlogene Anklage, sie hätten auf Militär geschossen. Unter diesem Vorwande haben die Russen nicht nur Häuser in Brand gesteckt, sie haben sogar mehrere Personen bei lebendigem Leibe in den Häusern verbrannt. Eine johlende und tobende Soldateska hat dem scheußlichen Schauspiel zugeschaut, während Infanterie mit aufgepflanztem Bajonett die Türen und Fenster des Hauses bewachte, um die verzweifelten Bewohner bei einem Fluchtversuch wieder in die Flammen zurückzutreiben."

Die Ruſſengreuel in den oſtpreußiſchen Dörfern

Während die Städte noch gelinde weggekommen ſind, haben die Dörfer, beſonders im mittleren und ſüdlichen Oſtpreußen fürchterlich gelitten. Zahlloſe Schandtaten und Grauſamkeiten haben die Koſaken begangen. Aus der unendlichen Menge der darüber vorliegenden Nachrichten geben wir zunächſt eine amtliche Verkündigung wieder, in der die bis zum 5. September zuverläſſig feſtgeſtellten Fälle aufgezählt ſind. Sie lautet: „Eine Reihe von Landleuten iſt von den Ruſſen feſtgenommen und nach Rußland abgeführt worden. Der Landrat von Goldap ſoll gezwungen worden ſein, Vieh, das aus ſeinem Kreiſe von den Ruſſen zuſammengebracht worden iſt, nach Rußland zu treiben. Von vielen Gendarmen des Grenzgebiets fehlt jede Spur. Feſt ſteht, daß ein Gendarm aus dem Kreiſe Pillkallen erſtochen worden iſt. Der Gendarm aus Bilderweitſchen wurde von den Ruſſen gefangen genommen. Man hat geſehen, wie er auf einer Protze gefeſſelt durch Eydtkuhnen gebracht wurde. Dann iſt er erſtochen worden. Seine Leiche lag auf dem Marktplatz in Kibarty. Die evangeliſchen Pfarrer in Schareyken (Kreis Marggrabowa) und in Schittkehmen (Kreis Goldap) weigerten ſich, den Ruſſen Angaben über die Stellung unſerer Truppen zu machen. Sie wurden deshalb in den Mund geſchoſſen. Der eine iſt tot, der andere wurde ſchwer verwundet ohne Hoffnung auf Geneſung in das Krankenhaus nach Goldap gebracht. In einem Dorf im Kreiſe Pillkallen wurden die Frauen und Kinder zuſammen auf ein Gehöft getrieben, die Hoftore geſchloſſen und das Gehöft in Brand geſteckt. Erſt, als die Eingeſchloſſenen in höchſte Not und Bedrängnis geraten waren, wurden die Tore geöffnet, und die gequälten Leute herausgelaſſen. Auf einem Gutshof bei Schittkuhnen wurde der alte Beſitzer erſchoſſen. Die Wirtin wurde genötigt, den Ruſſen Speiſe und Trank zu bringen. Als alles aufgezehrt war, mußte ſie in einer Gaſſe, die von den ruſſiſchen Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett gebildet war, Spießruten laufen und wurde dabei ſchwer verletzt. In einem Dorfe des Kreiſes Stallupönen wurde unter der unwahren Behauptung, daß aus dem Dorfe geſchoſſen worden ſei, eine Reihe von Bewohnern, darunter Frauen und Kinder, nach vorheriger Marterung erſchoſſen. Ebenſo wurden im Dorfe Schillehnen im Kreiſe Pillkallen zehn Perſonen unter dem gleichen falſchen Vorgeben niedergemacht. Im Dorfe Radſzen haben die ruſſiſchen Soldaten faſt alle Gebäude angezündet, ſo daß im Augenblick faſt das ganze Dorf in Flammen aufging. Auf die unglücklichen Bewohner des Dorfes wurde mit Hieb- und Schußwaffen losgegangen. Getötet wurden in dieſem einen Dorfe zwei Männer und acht Frauen, drei Männer wurden verletzt. Aehnliche Vorfälle von Mord, Brand und Verwüſtung werden aus zahlreichen Grenzorten gemeldet. Bei den Mordbrennereien gingen die Ruſſen in der Weiſe vor, daß zunächſt die Domänengehöfte als königliches Eigentum mit den Vorräten niedergebrannt wurden. Dann wurden die Güter vorgenommen und dann die Dörfer. Bis zum 18. Auguſt waren aus dem Gumbinner Bezirk ſechs Domänen und aus dem Pillkaller Kreiſe allein über 15 Dörfer und Güter niedergebrannt.

Nach den vorliegenden Schilderungen ſind die Ruſſen bei dieſen Mordbrennereien ganz ſyſtematiſch vorgegangen. Den Truppen zogen mit Zündmaterial ausgerüſtete Brandkommandos voran, welche die Häuſer mit petroleumgetränkten Schwämmen und Brandraketen anzündeten. Gewöhnlich wurden die Bewohner zuerſt aufgefordert, die Häuſer zu verlaſſen. Manche Kommandanten ließen gelegentlich die Wohnhäuſer ſtehen und beſchränkten ſich auf das Abbrennen der Ställe und Scheunen. Die Verheerung der Dörfer wurde häufig unter dem Vorwande vorgenommen, daß daraus geſchoſſen worden ſei. In Wirklichkeit iſt dies wohl niemals der Fall geweſen. Die in den weſtlichen Gouvernements garniſonierenden ruſſiſchen Truppen, beſonders das Gardekorps, ſcheinen im

großen und ganzen die Grundsätze des Völkerrechts eher beobachtet zu haben. Gelegentlich warnten solche Truppenführer, die bei flüchtigen Streifereien im Lande eine ihren Wünschen entsprechende Aufnahme gefunden hatten, Pfarrer und Gutsbesitzer vor der rohen und grausamen Gesinnung ihrer eigenen später eintreffenden Kameraden."

Die Schilderungen, die Augenzeugen der russischen Greuel geben, sind so entsetzlich, daß man gern den Leser damit verschonen möchte, wenn es nicht bitter notwendig wäre, auch der Nachwelt zu zeigen, welcher Schandtaten die Russen fähig gewesen sind. Wir beschränken uns auf die Wiedergabe einiger unwiderleglicher Zeugnisse.

1. Beim Armee-Oberkommando ist folgendes Schreiben eingelaufen: „An das Armee-Oberkommando. Zwei Tage nach der Schlacht bei Zorothowo traf ich auf der Chaussee Guttstadt—Seelburg einen Trupp Rekruten, etwa 21 Mann, welche am Tage vorher von Kosaken überfallen worden waren. Man hatte den Rekruten entweder ein Bein oder eine Hand abgehackt und sie dann so an der Chaussee liegen lassen. Ein Gendarm hatte die Rekruten begleitet und lag auf der Chaussee so gefesselt, daß er knien mußte, die Hände auf dem Rücken gebunden. Ohren und Nase waren ihm abgeschnitten. Sie lebten zum größten Teil noch. Ich ließ sie durch Zivilpersonen aus Guttstadt dorthin bringen, da ich selbst keine Zeit hatte, mich weiter um sie zu kümmern. v. Tiedemann, Oberleutnant des Reserve-Kürassierregiments Nr. 5."

2. Ein Generalstabsoffizier berichtet, er selbst habe gesehen, daß ein russischer Offizier einen abgeschnittenen Frauenfinger mit einem Ring daran in der Tasche gehabt habe. Bereits seit Tagen hörte man, daß die Russen eine Frau im Schützengraben vergewaltigt, ermordet und ihr den Finger mit dem Ring abgeschnitten haben. Die Sache war also bestätigt. Den russischen Offizier hat man totschlagen lassen; eine Kugel war der Kerl nicht wert.

3. Ein weiterer Bericht an das Armee-Oberkommando lautet: „Ich habe den Auftrag erhalten von Sr. Exzellenz dem kommandierenden General des 11. Armeekorps, dem Armee-Oberkommando zu melden, daß aus Stallupönen Frauen und Kinder von den Russen fortgetrieben und auch Kindern die Hände abgehackt worden sind. De la Croix, Rittmeister der Reserve."

4. Der Wehrmann August Kurtz, 5. Kompagnie Landwehr-Infanterieregiment Nr. 19, und der Wehrmann Hermann Fanseweh, 1. Kompagnie Ersatz 152, erklären eidesstattlich, daß sie im Walde bei Grodiken, der erstere elf, der zweite neun Frauenleichen mit abgeschnittenen Brüsten und aufgeschnittenen Bäuchen gesehen haben.

5. In dem Dorf Abschwangen im Kreise Preußisch-Eylau sind am 29. August 40 Ortsbewohner von den Russen hingemordet worden. Wie der Amtsvorsteher Graap berichtet, ergriff die 550 Köpfe zählende Einwohnerschaft des Dorfes beim Heranrücken der Russen die Flucht. Sie wandte sich nach Königsberg, um über Westpreußen nach Berlin zu reisen. In Kreuzberg erreichte die Flüchtigen ein Telegramm ihres Landrats, sie möchten zurückkehren, da die Gegend von den Russen geräumt sei. Ein Teil der Einwohner kehrte darauf zurück. Drei Tage nach der Rückkehr in dem zum Teil niedergebrannten und stark verwüsteten Ort machten sich Anzeichen geltend, daß die Russen sich wieder näherten. Als sich die Einwohner zur neuen Flucht rüsteten, sprengte eine deutsche Patrouille durch das Dorf. Zwei Kürassiere saßen ab und schossen aus einer Deckung gegen ein herankommendes russisches Automobil, das, verfolgt von den Kürassieren, daraufhin Kehrt machte. Nach kurzer Zeit wurde das Dorf von einer größeren Abteilung Russen besetzt. Der russische Offizier wie die Mannschaften behaupteten nun, von den Zivilpersonen sei auf das russische Automobil geschossen worden. Trotz der Aufklärung, die der Amtsvorsteher über die deutsche Kürassierpatrouille gab, wurden die Einwohner auf die Straße getrieben. Der Lehrer, ein Vater von sechs Kindern, der

in die Kirche flüchten wollte, wurde von ſechs Kugeln niedergeſchoſſen. Dann wurden die Ortseinwohner in zwei Gruppen geteilt und nach den beiden Enden des Dorfes abgeführt. Hier mußten ſich die männlichen Bewohner über fünfzehn Jahre in Reih und Glied aufſtellen, während die Frauen und Kinder etwas abſeits aufgeſtellt wurden. Nun erklärte der ruſſiſche Offizier, der die deutſche Sprache gut beherrſchte, daß alle aufgeſtellten männlichen Perſonen ſtandrechtlich erſchoſſen werden würden, weil Zivilperſonen auf das ruſſiſche Auto geſchoſſen hätten. „Der Jammer unſerer Frauen und Kinder, die nach den Beſtimmungen der Ruſſen Augenzeugen dieſes Erſchießens ſein mußten," heißt es in dem Bericht des Amtsvorſtehers weiter, „war herzzerreißend. Noch einmal ſchwor ich dem die Exekution leitenden ruſſiſchen Offizier unter nochmaliger Abgabe meines Ehrenwortes, daß nicht von Zivilperſonen, ſondern von der deutſchen Patrouille geſchoſſen worden ſei. Gleichzeitig zeigte ich dem Offizier ein Dankſchreiben eines ruſſiſchen Oberſten, das dieſer mir ſeinerzeit für die gute Bewirtung übergeben hatte. Ob nun die Abgabe meines Ehrenwortes oder das Dankſchreiben des Oberſten den ruſſiſchen Offizier milde und nachgiebig geſtimmt hatte, konnte ich nicht ermeſſen. Genug, er ließ ſich von dem herzzerreißenden Jammer der Frauen und Kinder erweichen und nahm von einer Exekution der einen Hälfte gegenüber Abſtand. Schlimmer erging es freilich der anderen Hälfte unſerer Dorfbewohner. Hier waren alle Tränen und Bitten der Frauen vergeblich. Eine krachende Salve vom entgegengeſetzten Ende des Ortes belehrte uns, daß ein Teil unſerer Mitbewohner, etwa 40 an der Zahl, unter dem mörderiſchen Gewaltakte eines brutalen Feindes das Leben ausgehaucht. Eine junge, erſt vier Wochen verheiratet geweſene Frau, die Gattin des Beſitzers Riemann, trat im Angeſicht der blutigen, zuckenden Körper ihres Ehemannes, des Vaters und des Schwiegervaters zu den Ruſſen und bat auch ſie zu erſchießen, da ihr Leben jetzt zwecklos wäre. Doch die Ruſſen zogen ab und ließen die überlebenden Frauen und Kinder inmitten ihrer hingemordeten Väter, Gatten, Brüder und Söhne in ſtummer Verzweiflung zurück."

Die preußiſche Regierung hat ſofort nach der Räumung Oſtpreußens durch die Ruſſen in den hauptſächlich betroffenen Regierungsbezirken Königsberg, Gumbinnen und Allenſtein Unterſuchungskommiſſionen eingeſetzt.

Die rechte Antwort im Namen des deutſchen Heeres gab den Ruſſen ein deutſcher Flieger, der folgenden Brief in ruſſiſcher Sprache in die feindlichen Linien hinabwarf: „An General Rennenkampf. Eurer Exzellenz geben wir bekannt, daß durch die völkerrechtswidrige Niederbrennung unſchuldiger Ortſchaften und das Hinſchlachten ihrer Bewohner die ruſſiſche Armee jedes Anrecht auf ſchonende Behandlung verwirkt hat. Das Blut der Ermordeten komme auf ihr Haupt."

Die Schlacht bei Tannenberg

Die gewaltige Schlacht von Tannenberg, Hohenſtein und Ortelsburg oder, wie man ſie gewöhnlich nach dem Quartier des Generals v. Hindenburg kurz bezeichnet, die Schlacht bei Tannenberg*) ſtellt ſich ſtrategiſch als eines der genialſten Einkreiſungsmanöver dar, das die Kriegsgeſchichte kennt. Der Vormarſch der im ſüdlichen Oſtpreußen einmarſchierten ruſſiſchen Armee, die mit der im Nordoſten vorgedrungenen Truppenmacht Hand in Hand operieren ſollte, war von der Umgebung

*) Dieſer Name ſoll zugleich an die erſte Schlacht bei Tannenberg im Jahre 1410 erinnern, in der das verbündete Heer der Polen, Litauer, Tataren, Ruſſen und Böhmen das halb ſo ſtarke Heer der Deutſchritter ſchlug. (Vgl. die leſenswerte Broſchüre von Paul Fiſcher, Tannenberg, die Schlacht bei Tannenberg-Grünfelde 15. Juli 1410 und Oſtlands Schickſal. Graudenz 1910, Verlag von Guſtav Röthes Verlagsbuchhandlung.)

Hohensteins aus — diese Stadt selbst war von den Russen ebenfalls besetzt worden — in der Richtung auf Deutsch-Eylau und Osterode beabsichtigt. Eine gemischte deutsche Landwehrdivision, unterstützt durch schwere Artillerie, stemmte sich der feindlichen Uebermacht entgegen, während eine andere deutsche Heeressäule von Südwesten her den Feind angriff und ihn durch die Vorschiebung des rechten Flügels über Neidenburg hinaus zu umfassen suchte. Gleichzeitig wurden von Norden her stärkere deutsche Streitkräfte aus der Linie Allenstein-Wartenburg-Bischofsburg vorgeworfen, denen es gelang, ihren linken Flügel über Passenheim vorzuschieben, so daß die Russen nach erbitterten Kämpfen aus ihren Stellungen nach Südosten in die masurischen Sümpfe und Seen gedrängt wurden. Tagelang hat das Ringen gedauert. Bei der gewaltigen Ausdehnung in wechselndem Gelände, bald Wald, bald See, dazwischen Wiesen und Ackerflächen, konnte von einer zusammenhängenden Front keine Rede sein. Es ist vorgekommen, daß Teile der Russen rechtwinklig zueinander gefochten haben.

Die wichtigste Operation in der ganzen Schlacht war die Umgehung des linken russischen Flügels und seine Abdrängung von der Grenze. Diese Aufgabe fiel dem 1. Armeekorps zu, das den *rechten deutschen Flügel* bildete. Ueber seinen Anteil an der Schlacht bei Tannenberg gibt eine *amtliche Darstellung* folgende Aufschlüsse: „Das 1. Armeekorps wurde von dem Schlachtfeld von Gumbinnen abberufen, um gegen die linke Flanke und den Rücken der von Narew vorgehenden russischen Armee den entscheidenden Schlag zu führen. Unmittelbar aus den Eisenbahnwagen heraus mußten die Truppen, wie sie eben eintrafen, in Marsch gesetzt werden. Nach sehr großen Marschleistungen traf das Korps am 26. August — einem schwülen Spätsommertage — zum erstenmal auf die Vortruppen des Feindes und warf sie bis zum Abend nach Osten zurück.

Am nächsten Tage sollte unter ernsten, blutigen Kämpfen die Entscheidung in dem großen Ringen, das den Namen Tannenberg erhalten hat, heranreifen. Bei Wessolowen und Usdau (südlich Gilgenburg) sperrte das 1. russische Armeekorps, dem über Soldau immer frische Kräfte, Teile der Gardedivision Warschau, zuflossen, den Weg in den Rücken der feindlichen Armee. Der Gegner hatte sich in außerordentlich starker, mit großem Geschick angelegter Stellung eingegraben. In zähem, blutigem Waldgefecht erkämpfte sich der rechte Korpsflügel um Wessolowen schrittweise Gelände. Auf dem linken Flügel wurde der Infanterieangriff auf Usdau, die Einbruchsstelle des Armeekorps, vorgetragen. Um 11 Uhr vormittags wurde das Dorf Usdau im Sturm genommen, seine Besatzung, das alte russische Regiment Wiborg, mit dem Namenszug des Kaisers auf den Schulterklappen, nach tapferem Widerstand aufgerieben. Unter schweren Verlusten wich der Gegner im Verfolgungsfeuer der Artillerie auf Soldau aus. Damit war die Flanke der Narewarmee dem vernichtenden Vorstoße des 1. Armeekorps preisgegeben.

Am 28. August folgte der eine Teil des Armeekorps dem weichenden Gegner zunächst bis Soldau, während der Rest zu jener rücksichtslosen Verfolgung einsetzte, die der Masse der Narewarmee den Rückweg nach Polen sperrte. Unaufhaltsam schob sich das Korps trotz der verzweifelten Gegenwehr, die Teile der Russen, besonders in den Wäldern, leisteten, über Neidenburg an der großen Straße nach Willenberg vorwärts.

Am 30. August morgens — soeben war der gewaltige Ring um das 13., 15. und 23. russische Armeekorps geschlossen — traf die Meldung ein, daß neue russische Kräfte in einer 36 Kilometer langen Linie auf Neidenburg in den eigenen Rücken vormarschierten. Das 1. Armeekorps, fest entschlossen, die ungeheure Beute, die in den Wäldern seiner harrte, niemals freizugeben, machte in spannender Enge nach Norden und Süden Front. Heldenmütig deckten die Teile, die bei Neidenburg nach Süden herausgeschoben waren, den Rücken des Armeekorps, bis Nachbartruppen eingriffen.

Am 2. September stand das 1. Armeekorps, wiederum auf dem rechten, zur Ent-

ſcheidung berufenen Flügel der Armee bereit, nunmehr mit der nördlich ſtehenden Armee Rennenkampf, ihrem alten Gegner von Gumbinnen, abzurechnen."

Ein Angehöriger des 1. Armeekorps beſchreibt in einem Feldpoſtbrief den letzten Teil dieſes glänzenden Vorgehens, der den Tapferen den Lohn für alle ihre Mühen brachte. „Als wir nach Rauſchwerder weitermarſchierten," ſchreibt er, „ſahen wir links, daß die Ruſſen am Waldrande weiße Tücher ſchwenkten. Endlich kam ein Trupp mit einer großen weißen Fahne und da gingen wir mit ebenſolcher entgegen. Die Ruſſen ergaben ſich ohne Schuß, zwei Armeekorps. Der ruſſiſche Oberbefehlshaber mußte ſeine Leute auffordern, die Waffen wegzuwerfen, ſonſt ſchöſſe unſere Artillerie. Nun kamen, nachdem die Ruſſen geblaſen hatten, an dieſer Stelle 20 000 Gefangene aus dem Wald. Alles durcheinander, darunter ein kommandierender General und andere höhere Offiziere. Auch ein Feldprediger, der wie Tolſtoi ausſah. Der andere Kommandierende hatte ſich ſchon vorher ſelbſt erſchoſſen. Die Offiziere, einige Hundert, Generalſtab uſw. wurden in zwei Gehöften auf Stroh zuſammengepfercht. Die Leute lagen in großen Roßgärten, teilweiſe barfuß und hungrig, Nächte hindurch auf den feuchten Wieſen von uns bewacht. Zu Tauſenden trieben wir die noch drinſteckenden Ruſſen und Pferde heraus. Es wurde großer Pferdemarkt abgehalten, wobei ich eine Fuchsſtute erhielt, ein prächtiges Tier mit Offizierſattelzeug. Tags darauf ritten wir mit der Kompagnie in den Wald und ſchleppten auf ruſſiſchen Fahrzeugen mit ruſſiſchen Pferden, Waffen, Feldſtühle, Tiſche, Aktentaſchen, Karten, Koffer uſw. heraus. Wir fuhren viele Feldküchen, Geſchütze, Maſchinengewehre, Patronenwagen, Scheinwerfer, Telephonwagen, Kutſchwagen und vieles andere heraus, trieben noch einige hundert Pferde vor uns her und erſchoſſen die verwundeten und zum Teil bis an den Hals auf den Sumpfwieſen verſunkenen Pferde. Wie wenn man in einen Ameiſenhaufen ſtößt, ſo waren die ruſſiſchen Geſchütze und Wagen durcheinandergeraten, als ſie ſich von allen Seiten von uns umzingelt und von unſerer braven Artillerie beſchoſſen ſahen. Umgeſtürzte Wagen, acht Pferde auf einem Haufen, teilweiſe unverletzt unter den Wagen und Ruſſenleichen, ſchrecklich anzuſehen, deckten das Land, greulicher Geſtank erfüllte die Luft."

Im Zentrum bei Hohenſtein, der eigentlichen Anmarſchfront der Ruſſen, hatte eine gemiſchte Landwehrbrigade wiederholte, von ruſſiſchen Kerntruppen mit ungeheurer Wucht ausgeführte Vorſtöße nach Nordweſten auszuhalten. Die Landwehrtruppen ſchlugen ſich prächtig und warfen die Ruſſen ſchließlich in kühnem Anſturm aus Hohenſtein hinaus, in erbittertem Straßen- und Häuſerkampf Mann gegen Mann den Gegner niederringend. Ein Kriegskorreſpondent, der Hohenſtein kurz nach der Schlacht beſucht hat, ſchreibt: „Wir kommen nach Hohenſtein, einem ſonſt freundlichen Städtchen von 30 000 Einwohnern. Aber ſtatt der Freundlichkeit herrſcht hier des Krieges ganzes Grauſen. Alles liegt in Trümmern. Durch die zerſchoſſenen Häuſerfronten ſieht man ins Innere. Nichts iſt ganz geblieben. Hier ſchwelt es noch in dichten Wolken, da lodern noch die Flammen, unerträgliche Glut verbreitend. Tote Ruſſen liegen in den Straßen und totes Vieh; der Geruch iſt kaum zu ertragen. Die Ruſſen hatten hier drei Tage gehauſt, dann wurden ſie vertrieben. Unſere ſchwere Artillerie, die Hervorragendes leiſtet, heizte ihnen gehörig den Abſchied ein. Eine Scheune, in der ſich hundert Koſaken verſchanzt hatten, wurde in Brand geſchoſſen. Geſtern und auch heute noch fand man in den Kellern verſteckt und verbarrikadiert Ruſſen. Einige von ihnen erſchoſſen heimtückiſch heute zwei Landwehrmänner; die Meuchler ſchießen nicht mehr.

Unſere Landwehr erhielt von einer rechten Nebendiviſion und nördlich von einem von Allenſtein kommenden Armeekorps Unterſtützung. Nach heftigem Kampf wurden die Ruſſen geworfen und mehrere tauſend Gefangene gemacht; auch Geſchütze und Maſchinengewehre erbeutet. Die Ruſſen wurden öſtlich gegen die Seen zurückgedrängt."

Gleichzeitig mit dem im Süden über Neidenburg vorgehenden 1. Armeekorps griffen dann auch starke deutsche Kräfte von Norden her an. Schon am 26. August, zu Beginn der Schlachten bei Tannenberg, hatte bei Sauerbaum, eine Meile von Seeburg, ein Gefecht stattgefunden, in dem die deutschen Truppen, unter ihnen auch der Seeburger Landsturm, über 8000 Gefangene machten und 30 russische Geschütze mit ebensoviel Munitionswagen erbeuteten. Die deutschen Truppen rückten dann über Allenstein, Wartenberg und Bischofsburg in der Richtung auf Passenheim vor; besonders heftig entwickelte sich der Kampf auf ihrem linken Flügel, so daß sich die Russen schließlich von drei, ja beinahe vier Seiten gefaßt und in die Seen gedrängt sahen.

Das Ergebnis war die völlige Vernichtung der Narewarmee, die 150 000 Tote auf dem Schlachtfeld ließ, 93 000 unverwundete Gefangene, darunter mehrere Generäle, und mindestens 500 Geschütze dem Sieger ausliefern mußte. Nur spärliche Reste flohen über die Südgrenze Ostpreußens. Dabei hatten die Deutschen überall einer ungeheuren Uebermacht gegenübergestanden. Daß die russischen Meldungen diese Tatsache auf den Kopf stellten, ist nur zu begreiflich.

Niederlage und Flucht der russischen Wilnaarmee

Die Schlacht von Allenburg – Nordenburg – Angerburg

Die Wilnaarmee unter dem Oberbefehl des Generals v. Rennenkampf ist nur mit knapper Not dem Schicksal der Samsonowschen Narewarmee entgangen. Während diese in den eisernen Klammern Hindenburgs zermürbte, saß Rennenkampf mit seinem Korps ruhig in Insterburg — fast drei Wochen, ohne sich um Samsonow zu kümmern, ohne ihm zu Hilfe zu eilen, obwohl seine Lage immer kritischer wurde. Der Kriegsberichterstatter der „Frankfurter Zeitung", Max Theodor Behrmann, schreibt: „Was konnte Rennenkampf bewegen, die wenigen Tagemärsche zu scheuen, die seine Truppen von denen Samsonows trennten? Man meint vielfach, Rennenkampf habe die Samsonowschen Streitkräfte für genügend stark gehalten, um Hindenburg Trotz zu bieten; doch dies dürfte kaum zutreffen. Rennenkampf hätte annehmen sollen, daß eine rechtzeitige Verstärkung der Samsonowschen Truppen durch zwei oder drei Korps genügt haben würde; andererseits aber führte der Weg zur Weichsel nicht über die starke und somit jedenfalls zeitraubende Festung Königsberg, sondern über Allenstein. Es dürften aber ganz andere, weniger militärische als rein persönliche Momente den General Rennenkampf haben ruhig zusehen lassen, wie Samsonow verblutete. Diese Beweggründe kann nur derjenige recht verstehen, der Rußland und die russischen Militärverhältnisse kennt. Samsonows Lorbeeren — wenn von solchen überhaupt die Rede sein konnte — haben Rennenkampf schon im mandschurischen Feldzuge nicht schlafen lassen: Samsonow war zweifellos einer der sehr wenigen, wirklich begabten und ernstlich gebildeten russischen Heerführer, während Rennenkampf doch nur der für seine Person schneidige Reitergeneral — aber auch nicht mehr — gewesen und geblieben ist, dem für die moderne Kriegführung in großem Stil so ziemlich alles fehlt. Aber ein unbezwingbarer Ehrgeiz beherrscht diesen Mann, und so konnte es ihm keineswegs gleichgültig bleiben, ob und wie der ernste, nüchterne Samsonow auf der südlichen Linie vorwärts kommen würde. Ich bin überzeugt, daß der Befehlshaber der Wilnaer Armee mit grimmem Lächeln die Kunde von Samsonows Unglück und Ende vernommen hat." Es ist aber natürlich auch denkbar, daß Rennenkampf die Stärke der gegen Samsonow stehenden deutschen Armee wirklich unterschätzt und die ernsten Kämpfe nur als eine Fortsetzung der Rückzugsgefechte angesehen hat.

Bald darauf hätte ihn ſelbſt das Schickſal ereilt, wenn er es nicht vorgezogen hätte, nach verhältnismäßig kurzen Kämpfen der zweiten Umklammerung zu entgehen, die Generaloberſt v. Hindenburg an den maſuriſchen Seen vorbereitet hatte. Man vergegenwärtige ſich die Stellung der Armee Rennenkampf beim Beginn der Schlacht: ſein rechter Flügel ſtand in der Gegend von Allenburg, der linke lehnte ſich an den Mauerſee bei Angerburg an, während in Gerdauen in einem vorgeſchobenen ſtumpfen Winkel die größte Truppenmaſſe in ſtarker Stellung lag. Durch vorzügliche Fliegermeldungen von dieſem Aufmarſch unterrichtet, wurde auch von deutſcher Seite eine ſtarke Truppenmacht auf Gerdauen angeſetzt, während natürlich zugleich die ganze Frontlinie angegriffen wurde. Gleichzeitig war der linke feindliche Flügel durch deutſche Kavallerie und weitere Truppenmaſſen zwiſchen den Seen hindurch umgangen und hier zunächſt ein im Anmarſch befindliches ruſſiſches Korps geſchlagen worden. Dadurch wurde Rennenkampf bekannt, daß ſein linker Flügel, den er durch die Seen völlig gedeckt glaubte, in Gefahr war, umklammert zu werden. Und da inzwiſchen auch ſeine Frontſtellung erſchüttert war, beſchloß er den Rückzug auf der für ihn einzig möglichen Abmarſchlinie Inſterburg—Gumbinnen—Stallupönen.

Am 6. September hatte der Anmarſch der Armee Hindenburg gegen die ruſſiſche Wilnaarmee begonnen, und am 10. September ging die erſte deutſche Siegesmeldung in die Welt, ohne daß der tagelang anhaltende erbitterte Kampf damit eine Unterbrechung, geſchweige denn einen Abſchluß gefunden hätte.

Dem Entſcheidungskampf in der Schlacht bei Allenburg—Nordenburg—Angerburg am 10. September hat der Kriegskorreſpondent der „Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung", Rolf Brandt, als Augenzeuge beigewohnt. Er berichtet: „Die deutſche Armeeleitung hatte eine Zange gelegt, indem ſie ſtarke Truppenmaſſen über Angerburg hinaus durch die Seenkette ſeitlich gegen den ſüdlichen ruſſiſchen Flügel vorgehen ließ. Die deutſche Kavallerie war in den Rücken der Ruſſen angeſetzt. Anzunehmen war, daß auf dem rechten ruſſiſchen Flügel die völlig unwegſamen Wälder des Friſching die Operationen ſehr erſchweren würden. Das war, grob umriſſen, die allgemeine militäriſche Lage, als wir am Donnerstag früh auf der Raſtenburger Straße nach dem ſüdlichen Flügel des Schlachtfeldes fuhren, in der Richtung auf Drengfurt, von wo vermutlich das Einwirken des Flankenangriffs zu beobachten war ....

Wir halten an dem neuen Kirchhof von Drengfurt; ein paar hundert Meter vor uns ſehen wir eine ſchwere deutſche Batterie im Feuer. Ich eile nach vorn und komme noch eben recht, um zu ſehen, wie der Feuerſtrahl aus dem Eiſenrohr zuckt. Die Mannſchaften ſtehen rauchgeſchwärzt hinter den Erdwällen. Es war der letzte Schuß der Batterie aus dieſer Stellung. Im gleichen Augenblick kommt der Befehl zum Poſitionswechſel. Die ſchweren Gäule preſchen den Berg hinauf, in einem Nu ſtehen die mächtigen 15 cm-Haubitzen hinter ihren Protzen. Die ſechs Pferde ziehen an, die Peitſchen klatſchen leicht und in vollem Galopp geht es hinunter und — vorwärts. Wir rücken vor!

Ich gehe die paar Schritte weiter bis zum Hügelrande, rechts an dem dort haltenden Korpsſtabe vorbei, und ſtehe auf der Höhe des alten Friedhofes. Ungeheuer entrollt ſich vor meinen Augen das Panorama des Schlachtfeldes. In weitem Halbkreis lodern Dörfer und Gehöfte in hellen Flammen. An allen Punkten des Horizonts ziehen ſchwarze Schwaden, die der Wind breit zur Seite legt. Man ſieht deutlich trotz der Sonne, die durch den Dunſt glüht, die roten ſpringenden Feuer. Eben geht Tiergarten in Flammen auf. Es ſcheint die Folge der Arbeit unſerer Haubitzenbatterie zu ſein; Rohenſtein brennt, Prinowen brennt.

Längs der Ufer des Rehſauer Sees zu unſeren Füßen jagt deutſche Artillerie nach vorn. Sie durchquert das breite Tal, und bald ſieht man ſie nördlich des Hügels 150,

des Fuchsberges, in Stellung gehen. Deutlich erkennt man die sechs feuernden Geschütze und sieht, wie die Munitionskolonnen hinter dem Hügel in Deckung gehen. Da fliegen über dem grauen Pulvergewölk und den schwarzblauen Rauchschwaden helle, weiße kreisrunde Wölkchen. Eins, zwei, drei..., man zählt deutlich acht weiße Wolkenscheiben, die scheinbar vor unserer Artillerie fliegen. Die Wolken bekommen einen Augenblick — ein Wimperzucken dauert fast länger — einen schwarzen Rand an ihrer unteren Seite, dann sind sie verflogen. Russische Schrapnells, die vorläufig viel zu hoch und zu weit vor der deutschen Batterie explodieren. Bald sind die Russen aber eingeschossen, und scheinbar über unserer Batterie flattern die weißen Fetzen, aus denen die Eisenbusche niederrauscht. Jetzt feuern unsere Geschütze stärker. Der Himmel scheint in Brand zu stehen, der Horizont dehnt sich nach hinten, weil immer neue Dörfer aufflammen.

Durch das Fernglas sieht man schwarze Punkte weit voneinander entfernt über die Felder sich vorwärts bewegen. Es ist die weit auseinandergezogene deutsche Infanterie, die scheinbar außerordentlich schnell vorrückt. Viel zu hoch über ihren Reihen zerplatzen unaufhörlich russische Schrapnells. Man hört von Norden Kleingewehrfeuer, das bald verstummt. Um ein Uhr fünfundvierzig hat das russische Schrapnellfeuer seinen Höhepunkt erreicht. Fünf Minuten vor zwei Uhr setzt eine Pause ein, die noch einmal kurz unterbrochen wird. Um zwei Uhr fünfzehn hört das russische Feuer auf. Die Unsrigen rücken vor, und zwar ziemlich schnell. Es macht sich die Einwirkung unseres Flankenangriffs, weit hinter Lötzen herumgeführt bemerkbar. Es ist nicht möglich, den Wert des gesehenen Kampfes abzuschätzen. Mit einer unbändigen Freude, die langsam wie Flut emporsteigt und das Herz schneller schlagen läßt, stellt man nur fest, daß die Unsrigen vorrücken... Während wir durch den Kolonnenstaub, der die Sonne wie starker Nebel tatsächlich nicht durchschimmern läßt, in unser Quartier fahren, hat sich die Entscheidung, der wir zum Teil beiwohnen durften, schon vollzogen. Denn auch im Zentrum haben die Russen bei Nordenburg nachgeben müssen, sie werden in völliger Flucht auf den Njemen zurückgehen. Ostpreußen kann aufjubeln."

Die Schlacht bei Lyck.

Als in der Schlacht bei Allenburg-Nordenburg-Angerburg der rechte deutsche Flügel die entscheidende Schwenkung, die Umgehung der linken russischen Flanke, ausführte, wurde plötzlich der Anmarsch neuer russischer Kräfte gegen Lyck gemeldet. Dank der heldenmütigen Haltung der deutschen Landwehr, besonders der Division von der Goltz, die die Russen am Einfall durch die Seenenge bei Lyck zu verhindern hatte, ist das Städtchen vor dem Schicksal bewahrt geblieben, das so viele seiner ostpreußischen Schwesterstädte betroffen hat.

Die Schlacht begann am 12. September nachmittags 3 Uhr mit einem Angriff der Russen über Neuendorf gegen Sybba. Das 22. Armeekorps (Stabsquartier Helsingfors, Finnland) und Teile des 6. Armeekorps (Stabsquartier Bialystok) haben ihn ausgeführt. Wunderbarerweise warteten die Russen die Wirkung ihrer Artillerie gar nicht ab. Der Angriff erfolgte vielmehr ohne jede Artillerieunterstützung. Deutscherseits wurde die Verteidigung der neuen Landwehrbrigade sehr wirksam durch eine schwere Batterie des Feldheeres auf dem Exerzierplatz bei Lyck und eine Feldbatterie unterstützt. Der erste Angriff war also abgeschlagen.

Den weiteren Verlauf der Schlacht schildert der Kriegsberichterstatter der „Vossischen Zeitung" folgendermaßen: „Die Nacht vom 12. zum 13. September benutzten unsere Truppen dazu, sich zu verschanzen, konnten aber die Schützengräben dann nicht benutzen, weil sie voll Wasser liefen. Von morgens 1/25 Uhr an donnerten die Geschütze von unserer Seite mit solchem Erfolg, daß die Lisière des Neuendorfer Hoch-

waldes stellenweise wie gemäht liegt. Trotzdem kamen Teile des 3. sibirischen Armeekorps unter dem Schutze des Nebels bis auf 200 Meter heran.

Inzwischen hatte Exzellenz von der Goltz, eine russische Umgehung von Bartossen her voraussehend, der zweiten Brigade die Deckung der westlichen Seenenge übertragen. Diese Brigade aber wurde durch einen russischen Angriff nordöstlich Lyck festgehalten, worauf General von der Goltz eine Reserve von sieben Kompagnien auf Bartossen ansetzte und nach Lötzen telephonieren ließ, man solle alle dort verfügbaren Truppen mit der Bahn sofort nach Schedlisken zur Deckung seines rechten Flügels absenden. Während dieses Gespräches wurde der Draht von den Russen durchschnitten, so daß man zunächst nicht wußte, ob der Auftrag verstanden war.

Die sieben Kompagnien kamen zwischen dem Sanowo und dem Lycker See zunächst gut vorwärts; als sie sich aber aus dem Walde heraus entwickelten, erhielten die vordersten Linien von unsichtbaren Maschinengewehren so vernichtendes Feuer, daß an weiteres Vorgehen nicht zu denken war. So war Lyck von Süden, Nordost und West von überlegenen russischen Kräften umklammert. Die Einwohner ahnten nichts von der großen Gefahr. Während der Generalstab auf dem Flügel am See stand und die russischen Granaten zu seinen Füßen ins Wasser klatschten, promenierte ganz harmlos dahinter auf der Straße ein zahlreiches Publikum, das aus den absichtlich heiteren Mienen unserer Offiziere auf eine glänzende Lage des Kampfes schloß. Immerhin wurde der Angriff bis nachmittag des zweiten Tages im Westen, besonders durch glänzendes Schießen unserer Landwehrartillerie, aufgehalten. Ich sah heute Haufen von abgeworfenen Kopfdeckungen der Russen; sechs, sieben Reihen hintereinander, denen man die Hast und Angst vor unseren Schrapnells geradezu ansieht.

Um drei Uhr nachmittags begann eine Lokomotive zu rangieren; Lötzen hatte den Auftrag doch verstanden. Der Kommandant hatte von der Besatzung zusammengebracht, was ging. Nun rollten die Züge heran, aus dem Waggon im Laufschritt ins Gefecht. Bis eins kamen die Züge. Die ganze Nacht wurde von den Unseren gegraben und geschanzt.

Als der neue Tag hell wurde und die Führer in Erwartung des neuen Angriffs durch die Gläser blickten, war kein Russe mehr zu sehen. In Regen, Nacht und Nebel waren sie, wie Gefangene aussagten, im Galopp und Laufschritt über die Grenze zurückgegangen. Das Pfeifen der Lokomotiven, die Erinnerung an Tannenberg, das gute Schießen unserer Landwehr hatten ihre Angriffslust gebrochen."

Die Flucht der Russen aus Ostpreußen.

Die Linie Insterburg—Gumbinnen, auf der der russische Rückzug begann, mußte von unseren Truppen von Süden her erreicht werden, bevor die in solchen Rückzügen äußerst gewandten Russen das Weite gewinnen konnten. Man kann sich denken, welche gewaltigen Anstrengungen den Tag und Nacht im Kampfe liegenden deutschen Truppen nun erst bevorstanden, zumal sie nicht über so gerade und bequeme Straßen verfügten, wie die von Insterburg über Stallupönen führende. Unsere Infanterie ist in diesen Tagen fünfzig und sechzig Kilometer marschiert und hat sich am Abend ihre Quartiere erst mit dem Bajonett erobern müssen.

Die Flucht der Russen ging von Insterburg über Gumbinnen, Eydtkuhnen, Wilkowischki nach Kowno, einer starken Festung, die dem geschlagenen Gegner einen Rückhalt bot. Hierhin sind zunächst auch der Oberbefehlshaber Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, der Onkel des Zaren, der sich übrigens in Insterburg „Ew. Majestät" titulieren ließ und sich als souveräner Herrscher Ost- und Westpreußens betrachtete, und der General v. Rennenkampf — man sagt in Zivilkleidern! — geflohen. Unsere Truppen folgten den Russen bis unter die Kanonen der Festung. In einem Kriegsbericht

des „Berliner Lokalanzeigers“ über die letzten Kämpfe in Oſtpreußen heißt es: „In zwei Teilen ſind die Ruſſen über die Grenzen der Provinz abgezogen, gegen Norden eilten wohl die Hauptkräfte, gegen Oſten geringere Truppenmengen. Der rechte ruſſiſche Flügel, der beizeiten die rückwärtige Bewegung angetreten hatte, ſcheint die Ordnung ziemlich gewahrt zu haben, der linke dagegen zeigte nach allen eingegangenen Meldungen den Charakter einer regelloſen Flucht. Der Gneiſenau unſeres oſtpreußiſchen Blüchers, Generalmajor Ludendorff, hat im Sinne von Clauſewitz bei der Verfolgung den letzten Hauch von Mann und Roß daran geſetzt. Wiederum ſind es die Truppen der eigenen Provinz geweſen, die hier ihr Beſtes hergeben mußten, um den Feind mit den Beinen zu ſchlagen. Bis zum letzten Dorf des unglücklichen Oſtpreußens haben die Ruſſen auf ihrem Rückzuge ihrer Grauſamkeit und ihrer nutzloſen Zerſtörungswut alle Zügel ſchießen laſſen.“

Ein Leutnant, der die Verfolgung der Ruſſen mitgemacht hat, erzählt: „Die Wucht der deutſchen Stöße in den letzten Auguſttagen hat die Ruſſen hart aus ihren Träumen geweckt. Die trefſſichere Wirkung unſerer Artillerie wandte ſie zu panikartiger Flucht. In Tag- und Nachtmärſchen drängte die Infanterie nach und warf die einzelnen Truppen aus den Dörfern und Gehöften, in denen ſie ſich feſtgeniſtet hatten und aus denen ſie auf die anrückenden Deutſchen ſchoſſen. Sobald aber die Maſchinengewehre zu knattern anfingen, kamen ſie hervor und die Arme gingen in die Höhe, damit das liebe Leben gewahrt bliebe. Aus den Kellern und Heuböden wurden die letzten aufgeſtöbert und die Maſſe der Gefangenen ſchwoll immer mehr an.

Wüſt und traurig ſieht es in den Bauernhäuſern aus, aus denen wir die Ruſſen verjagen. Die Truhen und Kommoden durchwühlt, und der letzte Inhalt, den die flüchtenden Bewohner nicht mitgenommen haben, überall verſtreut, die Uhren, Glas und Porzellan zerſchlagen, die Stühle und Schemel zertrümmert, ein wildes Durcheinander, aus dem alles irgendwie Brauchbare verſchwunden iſt. Aber die Plünderer erfreuen ſich nicht allzu lange ihrer Beute. Die Flucht zwingt, allen Ballaſt wieder wegzuwerfen. Eine ganze ruſſiſche Gefechtsbagage mit den gefüllten Munitionswagen bleibt ſamt den Pferden ſtehen. Ruſſiſche Feldküchen, primitiver als unſere vortrefflicher konſtruierten Nahrungsſpender, die mit umgelegtem Schornſtein faſt wie Maſchinengewehre ausſehen, ſind im Sand ſtecken geblieben. Weggeworfene Ausrüſtungsſtücke aller Art bezeichnen die Rückzugslinie der Ruſſen. Dort am Rand eines Waldſtücks iſt ein mit Laub beſtecktes Geſchütz ſtehen geblieben, wer Glück hat, findet einen ſchönen ruſſiſchen Revolver mit roter Halsſchnur oder einen Offizierſäbel. Mitten auf dem Feld ragt aus den Schollen in melancholiſcher Einſamkeit ein ſtattlicher Samowar aus Meſſing auf, der uns in kalten Biwaknächten gute Dienſte leiſten könnte, wenn wir ihn mitſchleppen würden. Aber weiter geht es zwiſchen Toten und Verwundeten durch. Auf dem Abhang, der zu dem See hinunterführt, liegt mit ein paar anderen ein verwundeter Ruſſe. Er deutet auf ſeine Feldflaſche und auf den See und ſtößt keuchende Laute aus. Keine Zeit — die Schützenlinie bewegt ſich weiter.

Herrenloſe Gäule traben über die Felder und werden aufgegriffen. Geſattelte Offiziersſpferde mit wallenden Schweifen und langer Mähne, mit Packtaſchen zu beiden Seiten, ſind darunter, auch wundgeriebene Zugtiere, die ſich aus den Strängen geriſſen haben. Ihre geſchundenen Stellen verraten die furchtbaren Anſtrengungen des Marſches über das wellige Gelände. Die Beute an kräftigem ruſſiſchem Pferdematerial kommt unſeren Fahrzeugen zuſtatten. Munitionswagen und Feldküchen, Leiterwagen und Karren dürfen nur noch vierſpännig fahren. Und die Herren Leutnants machen ſich faſt alle beritten. Zwar iſt da mancher, der noch mit keinem Pferderücken Bekanntſchaft gemacht hat. Aber heldenmütig klemmt er ſich auf einem Sattel feſt und, da es der Zufall will, daß gerade an einem Sonntag der Weitermarſch in der Richtung auf Allenſtein angetreten wird,

sieht man an diesem Tag die „Sonntagsreiter von Allenstein" in der Marschkolonne erhaben über dem Fußvolk ihre Zigarre schmauchen.

Da kommen uns auch schon am Rand der Chaussee mit ihren dürftigen Habseligkeiten, mit Kleider- und Wäschebündeln bepackt, die Einwohner entgegen, die sich vor der Kriegsfurie in die Wälder geflüchtet hatten, wenn sie nicht gleich mit Sack und Pack auf Leiterwagen weiter nach Westpreußen gefahren waren. Sie dürfen nun wieder in ihre verwüsteten Heimstätten zurück und neue Ordnung schaffen, die ihnen nicht wieder gestört werden soll."

Die Befreiung von Tilsit

Nach Schilderungen von Augenzeugen

Am 12. September schlug auch für die Stadt Tilsit nach dreiwöchentlicher Besetzung durch die Russen die Stunde der Befreiung. Ueber diese denkwürdige Episode veröffentlicht die „Tilsiter Allgemeine Zeitung" folgende anschauliche Schilderung:

„Um 2½ Uhr etwa verlautete in der Stadt, daß in der Nähe des Sonnenbades ein Handgemenge zwischen deutschen Truppen und den Russen im Gange sei. Auf die Kunde davon eilten wir selbst sofort hin zur Königsbergerstraße und in die Nähe des Karlsberges. Dort hörten wir tatsächlich bald Gewehr- und gleich darauf auch das erste Kanonenfeuer. Einzelne Blindgänger pfiffen dort aber bedenklich herum, so daß wir uns in die Königsbergerstraße zurückbegaben.

Jetzt rückte auch der letzte kümmerliche Rest der russischen Besatzung von Tilsit, Infanterie und etwas Artillerie, zur Verstärkung der russischen Front aus. Das Feuer wurde bald heftiger und teilweise sehr lebhaft. Flüchtlinge aus Kallkappen, wo die Russen in Stellung waren, zogen in großer Menge in die Stadt ein, ließen sich aber bald beruhigen.

Jetzt dröhnen mit einem Male die dumpfen Klänge unserer Feldhaubitzen, die eine so verheerende und von den Russen mit Recht gefürchtete Wirkung ausüben. Um 4½ Uhr etwa ließ das Geschütz- und Gewehrfeuer und das Geknatter der Maschinengewehre merklich nach, um bald gänzlich zu verstummen. Da erschienen auch schon die eben in die Front gerückten Russen auf dem Rückzuge in der Stadt. Einige wenige Leichtverwundete waren bereits vorher zu Fuß zurückgekehrt. Die Stimmung unter den Leuten war hundsmiserabel. Schweigend lassen wir die traurigen Gestalten an uns vorüberziehen, dann aber geht es hinaus zum Karlsberg.

Noch sind wir nicht an der Werthmannschen Villa angelangt, da kommen ein paar kleine Mädchen freudestrahlend, mit Gesichtern, wie wir sie in diesem Glanz und mit so verklärten Augen noch nie im Leben gesehen, atemlos angelaufen: Die Oesterreicher kommen! Und richtig, zu beiden Seiten der Straßen tauchen Pickelhauben auf. Es sind nicht die Oesterreicher, die wir auch freudig begrüßt hätten, es sind vielmehr preußische Landwehrinfanteristen, alles Berliner und Märker. Die Wackeren sind noch nicht einmal feldgrau, sie tragen die blaue Friedens-Litewka der Infanterie.

Als die Scharen der Verfolger immer dichter werden, hebt ein Jubeln, ein Jauchzen an, das mit Worten zu schildern unmöglich ist. Blumen in ungezählten Mengen fliegen unseren braven Vaterlandsverteidigern zu. Man kommt aus dem Staunen nicht heraus, woher, gewissermaßen im Handumdrehen, alle diese riesigen Mengen von Blumen kommen. Aus allen Häusern eilen Frauen, Männer und Kinder heraus, um den anrückenden Preußen Wasser, Bier, andere Getränke, Wurst, Brötchen, Schokolade in einer Menge zu reichen, daß die über diesen beispiellosen, begeisterten Empfang gerührten Soldaten lachend und mancher vielleicht mit einer verstohlenen Freudenträne im Auge schließlich dankend ablehnen.

Jetzt sauſt auch die erste Feldartillerie heran. Nur schwer kann sie sich anfänglich einen Weg durch die Völkerwanderung bahnen. Aber bald sieht die Bevölkerung trotz der jedes Maß überschreitenden Begeisterung mit bewunderungswürdiger Disziplin ein, daß die Straßen geräumt werden müssen. Da endlich kann die Artillerie im gestreckten Galopp in die Fabrikstraße und in die Hohe Straße einbiegen.

Die Vorgänge und Ereignisse überstürzen sich jetzt in schier sinnverwirrender Fülle. An einigen Stellen der Stadt entspinnt sich ein kurzer Straßenkampf. Noch haben die Russen nicht einmal die Luisenbrücke vollständig überschritten, schon glimmen vom andern Ufer der Memel von den Russen gelegte Zündschnüre, um die Brücke in die Luft zu sprengen, da braust wie das Ungewitter eine preußische Batterie heran und rast den Russen nach auf die Brücke. Voran der Hauptmann mit seinem Adjutanten, einem anderen Offizier und einigen Berittenen. Am Ende der Brücke springt der Hauptmann — Fletcher ist der Name dieses Helden — vom Pferd, schlägt mit seinem Degen auf einige russische Infanteristen ein und eilt spornstreichs ans Ende der Brücke, durchhaut mit dem Degen Drähte und Zündschnüre, der Degen geht dabei zum Teufel, er nimmt die Pistole in die Rechte, erteilt schnell seinen nachfolgenden Leuten noch den Befehl, auch eine andere Schnur und Drähte zu durchhauen, und sauſt den Russen dann weiter nach. Es ist nicht nur ein Bravourstück von seltener Schneid, das dieser Offizier vollbracht hat, es hat eine Bedeutung von ungeheurer Tragweite. Die für die Verfolgung und für die Stadt überhaupt unschätzbar wichtige Luisenbrücke ist gerettet. Nie wollen wir dem Hauptmann Fletcher und seiner Batterie dieses Heldenstück vergessen."

Daß die Russen nicht nur die Stadt geschont, sondern sich sogar einer verhältnismäßig guten Haltung befleißigt hatten, war vor allem das Verdienst des Oberbürgermeisters und der Stadtverordneten, die sämtlich treu auf ihren Posten ausharrten. Nur in der leerstehenden Kaserne, wo die Russen gehaust hatten, fanden sich hernach die üblichen Spuren ihrer Barbarei. „Alles war verwüstet," schreibt ein Tilsiter Buchhändler, „Schränke wurden als Aborte benutzt, Spiegel und Bilder zerschlagen usw. Bemerken möchte ich hierbei gleich, daß dieselben russischen Truppen später als Gefangene unter Leitung ihrer Offiziere alles selbst wieder sauber machen mußten, und zwar gründlich; der mitgefangene Pope mußte sogar Fenster putzen."

* * *

Am 13. September morgens haben die letzten Russen die Provinz Ostpreußen verlassen. Am 15. September war die Verfolgung abgeschlossen; etwa 40 000 Gefangene, mindestens 150 Geschütze und gewaltige Kriegsmaterialien waren erbeutet.

Die Verluste der russischen Heere auf sämtlichen Kriegsschauplätzen, in Galizien und Ostpreußen, betrugen bis Ende September 250 000 Gefangene und etwa 1100 Kanonen; rechnet man dazu etwa die gleiche Anzahl Tote und Verwundete, so beläuft sich die Summe der russischen Verluste — eher mehr als weniger — auf eine halbe Million.

Wenn die Verluste an Mannschaften auch leicht durch die unerschöpflichen Reserven des Kaiserreichs ausgefüllt werden können, so muß doch der Verlust eines Viertels des gesamten Artillerieparks als ein empfindlicher Schaden betrachtet werden.

Nach den Schlachten

Durch die barbarische Kriegführung der Russen sind die Gegenden, in denen die Schlachten tobten oder durch die die Flucht der russischen Armeen ging, fürchterlich verwüstet worden. Nicht nur zahllose Dörfer, besonders im südlichen Teil von Ostpreußen, sondern auch Städte und größere Ortschaften wurden in Grund und Boden geschossen. Nur wenig gelitten haben Rastenburg und Gumbinnen, schwer dagegen Nordenburg, wo man zwar die Häuser stehen ließ, aber sämtliche Wohnungen ver-

wüſtete, ferner Angerburg, Goldap und Tapiau, vollſtändig zerſtört wurden Stallupönen, Eydtkuhnen, Gerdauen, Poſſeſſern, Hohenſtein, Ortelsburg und vor allem Neidenburg. Ueber die Zerſtörung von Neidenburg, wo die Ruſſen deutſche Truppen vermuteten, berichtet der Bürgermeiſter: „Nachdem am Sonnabend, den 22. Auguſt vormittags in unſerer vom Militär gänzlich entblößten Stadt mehrere Koſakenſchwadronen beim Durchreiten die Fenſter zerſchoſſen und dabei etliche Perſonen zum Teil ſchwer verletzt hatten, wurde die wehrloſe Stadt von 2 bis 5 Uhr von den Ruſſen mit 300 Granaten beſchoſſen und dadurch zum größten Teil in Brand gelegt. Etwa 200 Häuſer ſind ein Raub der Flammen geworden und nahezu die Hälfte der über 5000 Einwohner zählenden Stadtgemeinde iſt brot- und obdachlos geworden. Nichts iſt aus dieſen Häuſern gerettet worden. Die einrückenden Ruſſen haben dann in blinder Zerſtörungswut in den noch vorhandenen Häuſern alles Mobiliar, Wäſche und Kleider uſw. in der unglaublichſten Weiſe vernichtet und in den Kot getreten. Geſindel von jenſeits der Grenze hat den Reſt geſtohlen und ſogar auf Wagen fortgefahren, wobei es von den ruſſiſchen Truppen unterſtützt wurde."

Die Tat des Generals v. Hindenburg hat daher jene elementare Begeiſterung geweckt, die dem Dankesgefühl eines von ſchwerer Heimſuchung plötzlich befreiten Volkes entſpringt. Zahlreiche Städte verliehen dem Sieger von Tannenberg das Ehrenbürgerrecht, Univerſitäten und Hochſchulen promovierten ihn zum Ehrendoktor, in Königsberg ſämtliche Fakultäten, eine Ehrung, die in der Geſchichte bisher einzig daſteht.

v. Hindenburgs glänzender Sieg erklärt ſich vor allem aus ſeiner fabelhaften Kenntnis Oſtpreußens. Ueber die ſtrategiſche Verwendbarkeit des ſumpfigen Gebietes der maſuriſchen Seen ſtanden ſich ſeit Jahrzehnten zwei Anſichten gegenüber. Die eine, die des Generals Hindenburg, lautete kurz: „Die Ruſſen müſſen in die maſuriſchen Seen gedrängt werden." Die andere Anſchauung begann damit, daß man nicht einmal in die Nähe der maſuriſchen Seen kommen dürfe. Hindenburg blieb in der Minorität und mußte bittere Angriffe ertragen. Er gab aber nicht nach. In den Manövern ließ er ſich gewöhnlich an die maſuriſchen Seen beordern. Das Ende war immer dasſelbe, nämlich daß Hindenburg den Feind in die Seen einklemmte. Wenn die Soldaten bei den Uebungen erfuhren, daß ſie gegen Hindenburg zu kämpfen hatten, wiederholte ſich alljährlich der faſt ſprichwörtlich gewordene Ausruf: „Heuer gehen wir baden!" Man ſagt, die Offiziere ſeien nur noch in waſſerdichten Uniformen zu ſeinen Manövern gegangen.

Auch im Ruheſtande verbrachte der General ſeine Sommerferien mit Vorliebe an den maſuriſchen Seen, unabläſſig mit dem Studium des Geländes beſchäftigt. Als der Feind nun wirklich in die Nähe der „Hindenburgſchen" Seen kam, wußte die oberſte Heeresleitung, daß er der rechte Mann war, um ihn dort zu faſſen und zu ſchlagen. Hindenburg ſelbſt erzählt: „Vor ein paar Wochen noch war ich Penſionär in Hannover. Ich hatte mich freilich — ſelbſtverſtändlich — gleich nach Ausbruch des Krieges zur Verfügung geſtellt, hatte auch den Beſcheid erhalten, daß man im Bedarfsfalle auf mich zurückgreifen werde. Aber ſeither hatte ich nichts mehr gehört. Mir wenigſtens ſchien die Ungewißheit des Wartens endlos, und nach ein paar Wochen hatte ich auch bereits alle Hoffnung auf Reaktivierung aufgegeben. Da kam mit einem Male die Depeſche, die mir mitteilte, daß mich Seine Majeſtät mit der Führung des Oſtheeres beauftrage. Ich hatte nur gerade ſo viel Zeit übrig, mir das Allernotwendigſte an wollener Unterkleidung zu kaufen und mir meine alte Uniform ein bißchen feldmäßig zurecht machen zu laſſen. Da kam auch ſchon mein prachtvoller Generalſtabschef Ludendorff mit einem Extrazug an. Schlafwagen, Speiſewagen, Lokomotive — ſo fuhr ich nach Oſtpreußen wie'n Fürſt. Na, und bisher iſt ja alles recht gut gegangen."

Ruſſiſche Kriegführung

Auf die Rückſichtsloſigkeit und Beſtialität der ruſſiſchen Kriegführung werfen folgende ſicher beglaubigte Nachrichten ein grelles Licht:

1. Bei gefangenen Ruſſen, die auf dem Transport durch Breslau kamen, ſind verſchiedentlich Dumdumgeſchoſſe gefunden worden. Man hatte immer geglaubt, dieſe Art von Kriegführung ſei ein Privileg der Franzoſen, Belgier und Engländer. Es zeigte ſich aber, daß die Ruſſen von ihren „ziviliſierten" Verbündeten gelernt hatten.

2. Es iſt mehrfach vorgekommen (z. B. in der Schlacht bei Tannenberg), daß die Ruſſen, wenn unſere Soldaten mit dem Bajonett ſtürmten, in einer Entfernung von ungefähr 150 Metern zum Zeichen der Uebergabe die Hände erhoben. Kamen aber die Deutſchen auf 50 Meter heran, ſo warfen ſich die erſten Reihen der Ruſſen zu Boden, um den bis dahin (häufig auf Bäumen) verſteckt gehaltenen Maſchinengewehren Raum zu geben, die auf unſere Soldaten ein mörderiſches Feuer aus nächſter Nähe eröffneten. Auch von öſterreichiſcher Seite wird dieſe Erfahrung beſtätigt.

3. Es iſt bewieſen, daß die Ruſſen, wenn ſie ſich zum Abzug aus einer Ortſchaft gezwungen ſahen, die letzten Minuten vor ihrer Flucht noch benutzten, um wehrloſe Bewohner in beſtialiſcher Weiſe hinzumorden und durch Handgranaten die Häuſer in Brand zu ſetzen. Allein in Angerburg ſind kurz vor dem Abzug der Ruſſen dreizehn männliche Perſonen, davon acht mit einem Strick zuſammengebunden, hingemordet worden. Fünfzig andere, die dasſelbe Schickſal erleiden ſollten und bereits in einem Keller eingeſperrt waren, konnten noch rechtzeitig befreit werden. Natürlich gaben die Ruſſen vor, es ſei von den Bewohnern der Ortſchaft auf ihre Verwundeten geſchoſſen worden. Tatſächlich haben ruſſiſche Soldaten ſelbſt Fehlſchüſſe auf das ruſſiſche Lazarett abgegeben, um einen Schein des Rechts zu haben, gegen die unſchuldigen Bewohner vorzugehen.

4. Es iſt durch einen Ohrenzeugen bewieſen, daß der ruſſiſche Befehlshaber Rennenkampf am Montag, den 24. Auguſt, vormittags, ausdrücklich erklärt hat, daß er das Neutralitätszeichen des Roten Kreuzes nicht achte. Ein von den Deutſchen aufgefangener Truppenbefehl iſt die Beſtätigung dafür. Auch in der Schlacht bei Rawaruska in Galizien wurde ein öſterreichiſch-ungariſcher Lazarettzug bombardiert.

5. Auf dem Turm der Irrenanſtalt zu Tapiau, wo preußiſches Militär den Vorſtoß der ruſſiſchen Heere aufhielt, wehten noch am 19. September zwei zerſchoſſene Rote-Kreuz-Fahnen. Der Turm war von vielen Geſchoſſen getroffen. In der Irrenanſtalt ſelbſt wurden von einſchlagenden Geſchoſſen 15 Kranke getötet und 21 verwundet.

6. Ein Unteroffizier vom 83. Regiment hielt mit 24 Mann einen Munitionseiſenbahnzug an, der gerade Drakehnen verlaſſen wollte. Er forderte den ruſſiſchen Zugführer auf, zurückzufahren. „Meine Maſchine iſt kaput," ſagte dieſer. „Gut, ſo biſt du auch gleich kaput" und der Unteroffizier ſetzte ihm das Gewehr auf die Bruſt. Da ging mit einemmal der Zug rückwärts! Die mit Munition vollbeladenen Wagen — ſie entſtammten der Warſchau-Wiener Bahn — waren mit dem ſchützenden Zeichen des Roten Kreuzes verſehen!

7. Am 25. Auguſt mittags wurde folgender Funkſpruch aufgefangen: „General Poſtowſki an den Kommandeur des 1. Armeekorps: Ich bitte unverzüglich weiterzugeben an die 2. Inf.-Div. und den Stab des 23. Armeekorps. Der Kommandierende befahl, eine Kompagnie mit einem energiſchen Kommandeur auszuſchicken mit dem Auftrag, alle Förſter ohne Ausnahme zu erſchießen. Es iſt die Warnung zu erlaſſen, daß bei der kleinſten Wiederholung von Ueberfällen alles mitleidslos vernichtet, die ganze Bevölkerung getötet, das ganze Eigentum verbrannt werden wird."

Der ruſſiſche General Martos, der einen ähnlichen Blutbefehl gegeben haben ſoll, iſt in deutſche Gefangenſchaft geraten und wird vor ein Kriegsgericht geſtellt werden.

Ein wenig günſtiger lauten die Zeugniſſe über die militäriſche Tüchtigkeit der ruſſiſchen Truppen. Alle Berichte ſtimmen mit dem Geſamturteil überein, das General v. Hindenburg ſelbſt über ſie gefällt hat: „Die ruſſiſche Artillerie ſchießt gut, freilich mit enormer Munitionsverſchwendung; die Infanterie iſt gleichfalls nicht gerade untüchtig. Aber die ruſſiſche Kavallerie iſt zu nichts zu brauchen.“ Rolf Brandt, der Berichterſtatter der „Norddeutſchen Allgemeinen Zeitung“ ſchreibt über die Koſaken: „Die ruſſiſche Kavallerie hat von Anfang an verſagt, ihre erſten Vorſtöße, die Oſtpreußen überſchwemmen ſollten, brachen unter dem Feuer von Landſturmkompagnien zuſammen; bei Tannenberg und den Maſuriſchen Seen war ihre Aufklärungsarbeit außerordentlich ſchlecht und ungenügend. Daß den Koſaken jeder militäriſche Wert abzuſprechen iſt, ſcheint die ruſſiſche Heeresleitung von vornherein gewußt zu haben, ſie ſollten nur „beunruhigen“. Daß dies Geſindel aber brigadenſtark vor deutſchen Radfahrerpatrouillen ausgeriſſen iſt, ſcheint nicht einmal die ruſſiſche Heeresleitung angenommen zu haben. Denn in den Briefen eines höheren ruſſiſchen Offiziers, die man gefunden hat, ſtand der bezeichnende Satz, daß er ſich die Minderwertigkeit der Koſakenkavallerie doch nicht ſo hoffnungslos vorgeſtellt habe.

Die Behandlung der Pferde ſpottet jeder Beſchreibung. Ich habe nach Hohenſtein und nach den Schlachten bei den Maſuriſchen Seen Gäule der ruſſiſchen Heereskavallerie geſehen, die in ſolch ekelerregenden Zuſtand nur dadurch geraten ſein konnten, daß ſich der Mann überhaupt nicht um ſeine Pferde kümmerte. Eine Kavallerie, die derartig mit ihren Pferden umgeht, kann nichts leiſten, ihr fehlt jeglicher Reitergeiſt. Die kann ein Land vielleicht ebenſo ſchinden wie die armen Klepper, aber ſie wird niemals ernſten kavalleriſtiſchen Aufgaben gewachſen ſein.“

Ueber die ruſſiſche Artillerie ſagt derſelbe Korreſpondent: „Die Artillerie war von Anfang an die beſte ruſſiſche Waffe. Zu Beginn des Feldzuges ſollen einige Granaten tatſächlich mit Lehm und ähnlichem Zeug gefüllt geweſen ſein. Das iſt möglich; jedenfalls aber ſind dieſe echt ruſſiſchen Mängel ſehr bald abgeſtellt worden. Die Sauberkeit des ruſſiſchen Schießens iſt faſt überall gleichmäßig und hervorragend.“

Ueber die ruſſiſche Infanterie iſt ein gleichmäßiges Urteil unmöglich. Im ganzen wird der Kriegsberichterſtatter der „Neuen Freien Preſſe“ recht haben, der zwar ihren Mangel an Initiative hervorhebt, daneben aber auch ihre Zähigkeit in der Verteidigung von Schützengräben. „Unſere Kämpfer,“ ſchreibt er, „treffen den mit harter Mühe zurückgedrängten Feind nach kurzem Vormarſch in neu ausgehobenen Schützengräben ſchon wieder an, und das Spiel von geſtern und von vorgeſtern kann abermals beginnen. Der Franzoſe zieht, glühend vor Kampfeseifer, zu Feld und greift wütend an; geſchlagen, läuft er troſtlos und kopflos davon und ſtellt ſich ſobald nicht wieder. Der ruſſiſche Soldat geht ohne Erregung dem Feind entgegen und nimmt alles als Gottesfügung. Sieg wie Niederlage macht ihn nicht übermütig, ein Schlag aufs Haupt bringt ihn nicht aus der Faſſung, er iſt im Frieden gewohnt, zu dulden; er duldet auch im Kriege. Lethargiſch langſam, unverdroſſen baut er ſeine Schanzen, verteidigt ſie, läßt ſich daraus vertreiben und baut am nächſten Abſchnitt neue.“

Allerdings dort wo es ſich um Offenſivſtöße handelt, müſſen die Offiziere ſtets mit geladenem Revolver hinter der Front ſtehen und ihre Leute vorwärtstreiben. Ja ſelbſt im Offizierskorps ſind Unſelbſtändigkeit und Paſſivität, beſonders bei den unteren Chargen, ein leidiger Mißſtand. Es ſoll vorgekommen ſein, daß gefangene ruſſiſche Offiziere gerade ſo von Knuten und Kolben zerſchlagen waren, wie ihre Mannſchaften; die Leute waren am Rücken ſo blutig und ſchwarz angelaufen, daß man ſie ſofort ins Lazarett bringen mußte.

Unter ſolchen Verhältniſſen iſt es erklärlich, daß ſich die ruſſiſche Heeresleitung nach überirdiſchem Beiſtand umſieht. Eines der verehrteſten wundertätigen Heiligenbilder Rußlands, die Erſcheinung der Jungfrau Maria vor dem ruſſiſchen Heiligen Sergius zur Zeit der Vertreibung der Tartaren von Moskau, iſt nach dem Hauptquartier des Großfürſten Nikolai Nikolajewitſch gebracht worden. Seit der Zeit des Zaren Alexander hat dieſes Heiligenbild das ruſſiſche Heer auf allen Feldzügen begleitet.

Die geſchändete Heimat

Von Fritz Reck-Malleczewen

Durch den Morgennebel des oſtpreußiſchen Herbſtes trägt mich die kleine Stute. Als mir der alte Daniel, ach wie ſo manches anderemal zu frohem Ritt, den Bügel hielt, ſah ich auf ſeiner runzligen Hand, auf dieſer Hand, die mich auf meinen erſten Kindergängen geführt hatte, eine Perlſchnur kreisförmiger, ſchlechtverheilter Wunden. Und langſam geht mir die Erinnerung auf an das erſtemal, daß ich ſolche Wunden ſah: das war in jenem Jahr, als Rußland drüben in den baltiſchen Oſtſeeprovinzen die Revolution niederwarf, als man das Sauſen der Koſakenpeitſchen hörte, deren eingeflochtene Bleiſtücke eben dieſe Wunden ſchlugen.

„Die Tochter wollten ſie nehmen," hat mir der alte Daniel auf meinen fragenden Blick geſagt, „und ich wollte das nicht laſſen."

„Und haben ſie ſie genommen, Daniel?" Da ſchweigt der Alte mit finſterem Blick. Und ich weiß genug. Ich reite fort von dem Hof, der verwüſtet liegt, den ſie zuſammengeſchoſſen haben, obwohl er friedlich dalag, auf dem ſie in ſinnloſer Roheit das angekettete Vieh mit Lanzen durchrannten, das edle Trakehnerblut niederknallten, die hochbeinige Mutterſtute und die fröhlichen Herden adeliger Füllen auf den weiten grünen Koppeln.

Ich reite ins nächſte Dorf. In anderen Herbſtmonden brannten dort vor den geſchnitzten Giebeln maſuriſcher Bauernhäuſer die Geranien, kletterten derbe Bauernblumen bis hinauf zu den Pferdeköpfen der Firſte, trieb in die freundlichen Gaſſen der Herbſtwind den ſüßen Duft reifender Kartoffelfelder und mit ihm, dem heimatfremd Gewordenen immer die Luſt zu fröhlicher Rebhuhnſuche unter der wehmütig goldenen Pracht unſeres Herbſthimmels. Dieſer September hat mit anderem Rot gemalt, hat den Rauch von anderen Feuern hergeweht, als von denen fröhlicher Kartoffelgräber. Die Mühle liegt, wie alles faſt, zerſchoſſen da. Die Eiſenteile ihrer Maſchinen ragen in die Luft, wie das Gerippe eines verweſten Tieres der Vorwelt. Der Müller ſoll unter dem Schutt liegen. Soll. Wer weiß es? Wer weiß, wo alle die geblieben, die hier noch vor ein paar Wochen eine wie zum Hohn doppelt und dreifache Ernte bargen?

Durch die Trümmer treibt der Wind ein Zeitungsblatt, ein längſt zerknittertes: „es wird herzlich gebeten, alle Nachrichten über den Verbleib der Frau . . . . . und ihrer drei kleinen Mädchen an . . . . . kommen zu laſſen." Ich kannte die Frau. Und wenn ich denke, daß dieſes ſchlanke braune Geſchöpf dem berittenen Vieh von drüben in die Hände gefallen iſt, überläuft's mich. Der Mann, der ſie und ſeine armen drei kleinen Mädel ſucht, kommandiert eine preußiſche Feldbatterie. Ich weiß, daß ſeine Geſchütze ſo leicht ihr Ziel nicht fehlen werden . . . . .

Dort drüben am Fluß ſteht das Haus eines alten Sonderlings, der ſich vor Jahren aus der großen Stadt in dieſem einſamen Winkel in eine Welt ſeltſamer Bücher eingeſchloſſen hatte. Das Haus ſelbſt iſt unverſehrt. Von dem Bewohner erzählt nur eine vertrocknete, von Fliegen umſchwärmte Blutlache. Sie haben ihn erſchoſſen, weil er zornig ſeine Welt verteidigen wollte und den Eindringlingen den Eintritt wehrte. Möglich, daß ſie ihn gerade im Studium von Hartknochs dickleibigen Chroniken, oder von

Chriſtian Garwes „Geſellſchaft und Einſamkeit“ geſtört. In den Zimmern iſt alles unverſehrt. Reihen alter Bände auf einfachen Brettern. Ich greife aufs Geratewohl hinauf: Hufelands, „Ueber die Kunſt das menſchliche Leben zu verlängern“. Hier am Ort der Toten. Ich lache nicht. Ich hab's an anderen Orten erfahren, daß der Knochenmann ſolch grauſe Scherze liebt . . . . .

Ein paar Brandſtätten weiter war einmal das Forſthaus. War einmal. Jetzt iſt's ein Haufen ſchlecht verkohlter Holzbalken, der die Luft mit dem beizenden Geruch angebrannter Kadaver verpeſtet. Im Garten ſteht ein friſches ſchnell genageltes Holzkreuz. Die Frau und zwei Kinder. Ihr Verbrechen war, daß ſie die Sprache der Nahrung heiſchenden Ruſſen nicht verſtand und nicht das Gewünſchte brachte. Gut ſo. Schlimmeres iſt ihr erſpart geblieben.

Ich reite zum nächſten Waldhügel. Vor Jahren ſah ich die ernteſchwere Ebene zum letztenmal. Und wie ich ſie heute ſehe, dieſe lange, lange Reihe rauchender Stätten ehemaliger Edelſitze und Dörfer, dieſe nun von unſerem letzten Kampf zerwühlte Grenzmark, dieſe tauſendfach blutende, geſchändete Mutter, da erſt ſteigt mir die große Wut auf, der Zorn, den ich in meinem heimatfernen Häuschen drüben auf der bayeriſchen Hochebene nicht kannte und nicht begriff: die Leidenſchaft, die tauſendmal blutigere, tauſendmal grauſamere Rache dieſer Schmach zu erleben . . . . .

Hinter dem Hügel liegt ein kleiner See, ein abgrundtiefer. Einer von unſeren tauſend. Unter den Buchen ringsum liegen rieſige Steine. „Opferſteine“, ſagt der Volksmund. „Götterhain“, flüſtert eine uralte Sage. Rauch ſteigt durch die goldgelben Herbſtgipfel. Oſtpreußiſche Landwehr lagert hier. Ich kenne dieſe Geſichter und kenne ſie heute doch nicht wieder. Kenne heute im Antlitz meines Volkes, das meines Blutes iſt, nicht den grimmen, finſteren Zug: nehmt euch in acht, die ihr hier branntet und ſchändetet. Keine Mär flüſtert, ſondern die Briefe derer, die es ſahen und ſchaudernd erlebten, daß in der Wut der Befreiungskriege die alten Götter wieder lebten, daß auf dem Leipziger Schlachtfelde oſtpreußiſche Landwehr keinen Pardon gab, um das Feindesleben den abgeſchiedenen Geiſtern der eigenen gefallenen Offiziere zu opfern. Nehmt euch in acht: auf dieſem Boden wächſt ſeltſames Volk mit dunkler Seele. Und noch heute könnte aus dem Dickicht, aus den grundloſen Sümpfen die Rieſenfauſt der alten Götter fahren und Taten zeugen, vor denen ſelbſt dieſe Tage in Grauſen erſtarrten.

Den Hügel hinab in kurzem Galopp. Einmal ſpringt an einem Gebüſch die Stute beiſeite. Ein Brodem ſchlägt uns entgegen, eine furchtbare Wolke von Leichengeruch. Wie viele mögen dort liegen in dem kurzen Unterholz!

Das nächſte Dorf, eingebettet in weite, weite Torffelder, verſinkend unter den Horizont der Rieſenebene hat keinen Feind geſehen. Der Bauer hat unter dem Geſchützdonner friedlich geerntet. Und ſät nun in den kargen, kalten Boden, als lägen dort, ein paar Kilometer von ihm nicht Hunderte, die nie mehr ſäen und ernten werden. Kinder ſpielen, und über das Feld, das Hügel nur und Wald trennen von der Totenebene, die ich durchritt, brennen die roten Farbtupfen der Weiberröcke. Iſt es möglich, unabänderlich wahr, daß die, die dort drüben ſchlummern, die in ihren verwüſteten Höfen modern, einmal vergeſſen werden von denen, die nach ihnen kommen? Daß der nämliche Boden wieder gebären wird, der heute ihre gemarterten Leiber barmherzig verzehrt? Daß dieſes Daſein in unabänderlichem Schritt vorbeiziehen wird an allem dieſem Jammer, an denen, die waren?

Auf dem weichen Boden greift mein Fuchs zu geſtrecktem Galopp aus. Der geliebte Herbſtwind, der mir entgegenſchlägt, und die Sonne wiſſen nur vom Leben.

Ach, das Leben und immer das Leben.

Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Ruſſiſche Artillerieoffiziere im Feldlager an der oſtpreußiſchen Grenze

Phot. Photothek, Berlin

Ein Wachkommando deutſcher Landſturmleute in Strohmieten an der Landſtraße

Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Aus einem deutschen Kriegslager an der russischen Grenze

Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau

Aufräumungsarbeiten in der ev. Kirche zu Soldau (Ostpreußen)

Epiſoden aus den deutſch-ruſſiſchen Kämpfen

Der das Folgende erlebte, iſt der Leutnant E. v. M. In Oſtpreußen heißt er nach der „Voſſiſchen Zeitung" der „Fürſt von Marggrabowa" und die kleine Radfahrertruppe, die er führte, nannten die Koſaken die „Blitzteufel". Sie fürchteten und haßten ihn wie keinen anderen in der deutſchen Armee. Wie er ſich ſeinen Namen verdiente?

Am 10. Auguſt bekam er in Lötzen den Auftrag, mit ſeinen Radfahrern nach Lyck zu fahren. Er fuhr los und kam morgens um 4 Uhr in Lyck an. Dort erhielt er die Nachricht, daß Marggrabowa von den Ruſſen beſetzt ſei und brenne. Man ſchickt ihn mit einer Abteilung nach Marggrabowa, das ungefähr 30 Kilometer von Lyck entfernt liegt. Unterwegs trifft er etwa zehn Kilometer vor dem Ziel einen Leutnant im Auto, der ihn warnt: „Im Walde ſtecken Koſaken!" Richtig, bald fallen vereinzelte Schüſſe, die aber keinen Schaden anrichten. Er fährt weiter und trifft einen Zug Infanterie. Die Infanteriſten lädt er in ſein Auto, zweimal fünfzehn Mann und einmal zwanzig Mann und fährt ſie etappenweiſe nach vorn. Zwei Kilometer vor der Stadt bekommt er lebhaftes Feuer. Nun muß auf das Auto, was Platz hat; auf dem Kühler ſitzen drei, zwei hängen hinten an den Reſerveſchläuchen, dreißig Mann ſchafft er im ganzen ſo fort und fährt mit der ſchnellſten Geſchwindigkeit in die Ruſſen hinein und den ſteilen Berg nach der Stadt, immerfort feuernd, hinunter. In der Stadt hält gerade der ruſſiſche General eine ſchöne Rede an die auf dem Marktplatze verſammelten Einwohner, in der er ihnen verkündet, daß ſie jetzt Ruſſen geworden ſind. Zum ſichtbaren Zeichen der Annektion läßt er vom Poſtamt die deutſche Fahne herunterholen und als Siegestrophäe einpacken. Da kommt ein Poſten vom Berge heruntergelaufen, ſchreiend: „Die Preußen! Die Preußen!" und hinter ihm her ſauſt der Leutnant mit ſeinem Auto und ſeinen Radfahrern und Infanteriſten und knallt in die Ruſſen hinein.

In Marggrabowa lag eine ganze ruſſiſche Kavalleriediviſion, und die ganze Diviſion riß vor der kleinen Schar aus, die ſie durch die Stadt trieb und noch weiter verfolgte. Unterwegs faßten ſie noch ein Auto mit ruſſiſchen Generalſtäblern ab, die ihren Augen nicht trauten, als ſie die Deutſchen ſahen. Sie kamen nicht zur Beſinnung, denn bevor ſie ſich von ihrem Schreck erholt hatten, waren die anderen ſchon abgeſeſſen und knallten ſie nieder, erſt die Offiziere, dann den Fahrer. Im Auto fanden ſie eine dicke Ledertaſche mit wichtigen Aufmarſchplänen und -papieren. Daß man die Ruſſen ſo ſchön in der Falle bei Tannenberg fing, iſt nicht zum geringſten Teil auf dieſe Tat zurückzuführen.

Nach ſeiner kühnen Tat richtete ſich der Leutnant mit ſeinen 23 Radfahrern in Marggrabowa ein, von den Bewohnern ſo ſtürmiſch aufgenommen, daß ſeine Leute ſich boxend den allzu heftigen Umarmungen entziehen mußten, machte ſich zum Stadtkommandanten und alleinigen Beherrſcher von Marggrabowa, und er und ſeine Leute wurden zum Ruſſenſchreck. Sechs Tage lang blieben ſie und ſäuberten die Umgebung, die fortgeſetzt von Koſaken beläſtigt wurde. Wer in die Stadt wollte, durfte hinein, aber niemand kam hinaus, der nicht einen von dem Leutnant und Kommandanten unterzeichneten Paſſierſchein hatte. Tag für Tag kamen Meldungen, daß bald in dieſem, bald in jenem Dorfe die Koſaken eingedrungen ſeien. Durch Spione waren ſie immer genau unterrichtet, wo keine deutſchen Truppen waren. Sie kamen dann, etwa ſechzig bis achtzig Mann ſtark, und warfen kleine Handbomben in die Häuſer. Sie ſchoſſen auf das Zivil und begingen unzählige Greueltaten. In den ſechs Tagen wurden die Radfahrer zu „Blitzteufeln". Wo Koſaken gemeldet waren, erſchienen ſie, ein paar fuhren auf der einen Seite ins Dorf, die anderen auf der entgegengeſetzten, und dann nahm man die Koſaken in die Mitte. Und die Koſaken riſſen aus, ſobald die Radfahrer ankamen.

Der Leutnant hat in den Tagen vom 11. bis zum 17. Auguſt ein regelrechtes Schußbuch wie ein Jäger geführt. Die 23 Radfahrer haben danach in den paar Tagen 388 Ruſſen weggeknallt. Die Koſaken haben ſeither eine unbegrenzte Hochachtung vor den deutſchen Radfahrern. Sie haben geſchworen, jedem Radfahrer, den ſie fangen würden, die Augen auszuſtechen. Sie haben aber keinen gefangen.

Sechs Tage lang hielten die Radfahrer den Ort, dann mußten ſie auf Lyck zurückgehen. Als dann aber der Sieg gewonnen war, kam der Leutnant mit ſeiner Truppe noch einmal durch Marggrabowa. Und da trug man ihn und ſeine Leute im Triumph auf den Schultern durch das Städtchen. Als er als Erſter in die Stadt Suwalki wollte, traf ihn die Kugel eines Koſaken, die ihn kampfunfähig machte. Aber vorher ſchoß er wenigſtens noch den Koſaken, deſſen Spitzbubengeſicht aus einer Bodenluke herausgrinſte, mit einem Kopfſchuß ab.

* * *

Als ſich im Auguſt die kleine deutſche Beſatzung Lycks vor den anrückenden ruſſiſchen Truppen zurückziehen mußte, geſchah es ſo ſchnell, daß es nicht mehr möglich war, einen der Außenpoſten rechtzeitig davon zu benachrichtigen. Die ſieben Mann ſahen ſich deshalb am Nachmittag einer großen Truppenmacht gegenüber, die den gegenüberliegenden Wald belebte und anſcheinend auf Lyck vorrückte. Trotzdem harrten ſie auf ihrem Brückenpoſten aus. Eine ruſſiſche Vorhut, die wohl das Gelände erkundete, wurde mit Schnellfeuer begrüßt. Die Ruſſen glaubten einen größeren deutſchen Poſten vor ſich zu haben und zogen ſich wieder in den Wald zurück. Ein zweiter Vorſtoß der Ruſſen wurde von den Sieben mit derſelben Tapferkeit abgeſchlagen. In dieſem Kampf wurde jedoch auch einer von den ſieben Brückenwächtern verwundet.

Als es Abend geworden war, glaubten die ſieben Wackeren, da am Walde ſchier unüberſehbare Truppenmaſſen auftauchten, doch beſſer zu tun, ſich in die Stadt zurückzuziehen. Der verwundete Kamerad wurde von ihnen in die Stadt getragen. Dieſe war zu ihrem Erſtaunen aber ſchon von ihrem Truppenteil geräumt. Ihr Verſuch, ihm nachzueilen, wurde vereitelt, weil bereits alle Straßenausgänge von den Ruſſen beſetzt waren. Sie ſaßen nun in der Falle und mußten damit rechnen, in ruſſiſche Gefangenſchaft zu geraten. Da halfen jedoch die Lycker. Der Verwundete wurde ſchnell ins Lazarett geſchafft, und die übrigen ſechs verbarg eine Handwerkerfrau in ihrem tiefen, ſchwer auffindbaren Keller. Erſt am nächſten Morgen rückten die Ruſſen in Lyck ein. Sie waren erſtaunt, kein deutſches Militär mehr vorzufinden. Wie ſie ſelbſt erzählten, hatten ſie geglaubt, die Stadt erobern zu müſſen. Die ſieben Brückenwächter hatten ſie mit ihrem Schnellfeuer derart getäuſcht, daß ſie eine größere deutſche Truppenmacht vor ſich zu haben glaubten und es deshalb vorzogen, nicht noch, wie zuerſt geplant war, am Abend vorher in Lyck einzurücken. Nun wurden alle Ecken und Winkel der Stadt nach verſteckten deutſchen Soldaten durchſucht. Die ſechs im Keller wurden jedoch nicht gefunden. Die Frau ſorgte unterdeſſen für ihre Schutzbefohlenen. Sie verſorgte ſie nicht nur mit Eſſen, ſondern beſchaffte ihnen auch Zivilkleider. Da die Ruſſenherrſchaft in Lyck noch lange zu dauern ſchien, war es nicht möglich, die Soldaten immer im Keller zu verbergen. Es wurden daher Handwerker gewonnen, die ſich bereit erklärten, ſie als Geſellen einzuſtellen. Verſtanden ſie das angenommene Handwerk nicht, ſo machten ſie ſich doch nützlich, ſo gut es ging, und vor allem: ſie konnten den Ruſſen ruhig unter die Augen treten. Als dann die Befreier Lycks in die Stadt einzogen, ſchlüpften die ſechs ſchleunigſt wieder in ihre Uniformen und meldeten ſich dem Oberſt. Der alte Soldat lächelte und klopfte der ehrſamen Frau auf die Schulter mit den Worten: „Das haben Sie brav gemacht!“

* * *

Der Geiſt, der in unſerem Oſtheer herrſcht, ſpiegelt ſich in folgendem Feldpoſtbrief wieder, in dem ein Soldat der Schlacht bei Tannenberg ſeinen Eltern den Tod des Bruders mitteilt:

„Meine lieben guten Eltern! Es war ein heißes Ringen; aber geſiegt haben wir doch. Wir haben bei Hohenſtein eine fünftägige Schlacht geſchlagen und die Schlacht war unſer. Die ruſſiſche Narewarmee iſt vernichtet und in alle Winde zerſtoben. Ueber eine Diviſion iſt gefangen mit Kanonen, Troß und allem. Es waren ſchwere Tage für uns, die an Entbehrungen und Anſtrengungen groß waren; aber wir haben erreicht, was wir wollten! Alle Truppen haben mit unvergleichbarer Tapferkeit gekämpft, und viele von uns ſind den Heldentod fürs Vaterland geſtorben. Ehre ihrem Andenken! Sie ſind als Soldaten geſtorben, die ihrem Kaiſer und König das, was ſie als junge Soldaten beim Fahneneid gelobt, gehalten haben. Sie haben gezeigt, wie man mutig das Leben einſetzt und vor nichts zurückſcheut.

Ich bin am 27. und 29. im Gefecht geweſen. Unſer Regiment hat ſich an dieſen Tagen ſeine Lorbeeren erworben. Unſer Kommandeur hat uns fürs Eiſerne Kreuz eingegeben. Bald hoffe auch ich, den ſchönſten Schmuck tragen zu dürfen. Am 27. Auguſt habe ich unſere Fahne ins Gefecht geführt. Doch am 29. ging's heiß zu. Das war der Tag für die Radfahrerkompagnie. Sie haben hier Uebermenſchliches geleiſtet. Gegen einen ſiebenfachen Gegner haben ſie ſtandgehalten und ſind nicht von dem Platz gewichen, wohin ſie befohlen waren. Sie haben ſehr gelitten, doch über ihnen allen ſtrahlt die Krone des Ruhmes.

Ein Leutnant war mit einer kleinen Abteilung von Radfahrern vorgefahren, um den Feind zu erkunden. Vor einem Walde lag dieſe mutige Schar. Scharf beobachtete der Führer mit dem Glaſe den Waldrand. Nichts regt ſich. Mutig drang die Schar vor. Plötzlich hörten ſie fremde Rufe. Sie warfen ſich hin. Der Führer richtete ſich auf, um zu ſehen.

„Alles voller Ruſſen, der ganze Wald iſt beſetzt!" — ſo rief der Leutnant. Doch es gab kein Zurück mehr; auch in der Flanke war alles beſetzt, nun hieß es ſiegen oder ſterben. Dort erreichte ſie das Geſchick. Von einem Hagel von Geſchoſſen überſchüttet, lagen ſie, dem Tode geweiht, da. Dazwiſchen das Geknatter der Maſchinengewehre!

„Ich bin getroffen, meinen Zug übernimmt — —" weiter kam der Führer nicht, das Glas fiel ihm aus der Hand. Und ſeinen Kameraden das Gewehr! Schwer verwundet wurde der Leutnant aufgefunden. Drei Kugeln hatten ihn durchbohrt.

Und dieſer Leutnant, geliebte Eltern, der das vollbrachte, das war Euer Sohn."

* * *

Ein kleiner Vergnügungsdampfer, der zu Ausflügen auf den maſuriſchen Seen benutzt wurde, iſt in der Schlacht von Allenburg-Nordenburg-Angerburg zum Kriegsſchiff geworden. Er erhielt den Namen „Barbara" und wurde mit einem Geſchütz beſtückt. Nach mehreren Erkundungsfahrten war es der „Barbara" vergönnt, aktiv in den Kampf einzugreifen. In einer von Offizieren herausgegebenen Kriegszeitung heißt es: „Am 10. September ſollte der jüngſte Sproß unſerer Marine die Feuertaufe erhalten. Am erſten Tage der großen Schlacht ſtellte die „Barbara" die Verbindung zwiſchen der 36. Diviſion und der ſchweren Artillerie des 20. Armeekorps her und kehrte erſt ſpät in der Nacht in den Heimathafen zurück. Doch ſchon nach einer Stunde hieß es wieder „Anker auf". Im Dunkel der Nacht ging es nach der ſo oft ſchon beſuchten Inſel Upalten. Auf dieſer ſollte eine Batterie Haubitzen aus unſerer Feſtung Aufſtellung nehmen, um eine ſtarke Batterie der Ruſſen bei Thiergarten zum Schweigen zu bringen, deren Niederkämpfen unſerer Artillerie trotz großer Anſtrengungen nicht gelungen war. Den Vormarſch und die Arbeit dieſer Batterie, die auf dem Dampfer „Möve" und auf einem von den Pionieren gezimmerten Prahm untergebracht war, zu decken, war Auf-

gabe der „Barbara“. Schon eine Stunde vor Tagesgrauen lag ſie gegenüber von Stobben vor Anker. Rüſtig ſchritt die Aufſtellung der Batterie vonſtatten, um 6 Uhr bereits flog die erſte Begrüßung nach Thiergarten hinüber.

Im Laufe des Vormittags, als die Schlacht auf dieſem Teil eine günſtige Wendung nahm, rückte die „Barbara“ vor, um ſelbſt mit ihren ſchwachen Kräften am Kampfe ſich zu beteiligen. In Höhe von Priſtanien ſichtete gegen 10 Uhr das Schiff ein Floß, auf dem ſich zwei Leute befanden. Zuerſt wußte man nicht, ob es Freund oder Feind wäre. Ebenſo waren auch die Inſaſſen des Floſſes im Zweifel, konnten ſie doch nicht ahnen, daß auf dem Mauerſee unſere Heeresmacht einen Dampfer armiert hatte. Schußbereit gingen beide Teile aufeinander los, endlich erkannte man auf dem Floß zwei kühne Pioniere vom 26. Bataillon, die auf einer Erkundungsfahrt gegen Thiergartenſpitze begriffen waren. Nachdem die „Barbara“ die beiden Pioniere an Bord genommen hatte, nahm ſie Kurs nach Südoſten, um den Kameraden ihre Aufgabe zu erleichtern. Nichts iſt vom Feinde zu ſehen. Der Wald und die Gehöfte ſcheinen vom Feinde nicht beſetzt zu ſein. Mit Volldampf geht es vorwärts, da auf etwa 250 Meter fallen vom Lande mehrere Schüſſe. In dem Schilf an der Thiergartenſpitze und an einem Feldwege nach einem Gehöfte führend wird eine ſtärkere ruſſiſche Patrouille geſichtet. Doch die „Barbara“ war auf der Hut. Sofort eröffnen die Pioniere und die Geſchützbedienung, welche auch mit Gewehren ausgerüſtet war, ein lebhaftes Feuer. Wohl ſinkt ein Vize-Feldwebel vom 26. Pionier-Bataillon, von einem Schuß im linken Oberarm getroffen, nieder, doch bald hat die „Barbara“ die Entfernung erreicht, auf die ſie ihr Geſchütz mit Erfolg wirken laſſen kann.

Unter donnerndem Hurra der Beſatzung fliegt das erſte Geſchoß in den Feind, der ſofort auseinanderſtiebt. Es folgt dann Schuß auf Schuß auf den Abhang und auf das Gehöft, in dem die Feinde verſchwunden ſind. Nachdem der Verwundete verſorgt war, wurde die Aufklärung im Mauer- und Bodma-See fortgeſetzt. Im Laufe des Nachmittags gelang es, aus dem Dorfe Kehlen eine ſtarke Koſaken-Patrouille zu vertreiben, ſpäter bot eine lange Kolonne zweiſpänniger Wagen, die von Angerburg in nördlicher Richtung ſich bewegte, ein willkommenes Ziel. Gegen 4,30 Uhr nachmittags kehrte das Schiff auf ſeinen Liegeplatz bei Inſel Upalten zurück und war von hier aus Zeuge der Uebergabe der Ruſſen an die tapferen Kameraden des 20. Armeekorps. Nachdem die Haubitzbatterie ihre Geſchütze wieder abgebaut hatte, trat die kleine Flottille den Rückmarſch nach der Feſte an. Schiff und Geſchütz waren mit friſchem Grün feſtlich geſchmückt, unter der Beſatzung herrſchte großer Jubel und begeiſtert klang das „Deutſchland, Deutſchland über alles“ durch die Nacht. Der Dampfer hat jetzt ſeinen friedlichen Beruf wieder aufgenommen, das Geſchütz iſt ſeiner Batterie wieder einverleibt.“

* * *

Ein Kriegsberichterſtatter, der unſere tapfere Landwehr nach ihrem Ehrentag bei Hohenſtein beſucht hat, ſchildert folgende köſtliche Epiſode: „Ein Hamburger Landwehrmann bringt einen Ruſſen, den er im Walde ergriffen hat. Der Ruſſe ſieht total verhungert aus, hat einen leichten Streifſchuß an der Schulter und leinene, zerriſſene Militärkleider an. Darauf unſer Landwehrmann: „Du armer Deuwel haſt uns den Krieg ok nich erklärt, ſo ſühſt du nich ut. Hier, komm her, haſt ein Stück Kommißbrot, beten warm Eten wiek di glik in min Katel maken.“ Dieſer Soldat kochte dem Ruſſen ein Stück Fleiſch, einige Kartoffeln mit Zubehör, und ließ ſeine Schulter durch einen Sanitäter verbinden. Nachdem der Ruſſe, der wohl gleich mit ſeiner Erſchießung gerechnet hatte, gegeſſen und außerdem noch eine Zigarette und eine Zigarre erhalten hatte (Dinge, die unſere Soldaten auch nur beſchränkt als Liebesgabe erhalten), konnte ich nur die Anſicht eines anderen Landwehrmannes teilen, der meinte: „Dei löpt uns nich

Phot. A. Mühlewindt, Königsberg

Aus einer Schlacht in Ostpreußen. Ein Fesselballon meldet dem Generalkommando

Phot. E. Benninghoven, Berlin-Friedenau

Beschießung eines feindlichen Flugzeugs an der russischen Grenze

Phot. Phototek, Berlin

Erbeutete russische Maschinengewehre

Phot. A. Kühlewindt, Königsberg

Eine erbeutete russische Feldküche

mehr weg, dei frett ut de Hand; öwer ob de uns dor dröven ok so behandeln?" Zum Schluß bekam der Russe auch noch warme Kleider aus den erbeuteten Stücken."

* * *

Ein schneidiges Jägerstückchen schildert folgender dienstlicher Bericht: „Am 13. September 1914 waren wir — der Gefreite der Reserve Artur Mertineit, die Jäger der Reserve Bruno Pick, Gustav Haase, Ernst Szczesny und Fritz Störmer — von unserem Truppenteil, der 4. Kompagnie des Reserve-Jägerbataillons Nr. 1, abgekommen und wollten uns diesem im Dorfe Mallwischken, wo unser Bataillon sich aufhielt, anschließen. In dem Dorfe selbst begegneten wir dem Gendarmeriewachtmeister Szepat, der uns die Mitteilung machte, es befänden sich noch etwa 150 Russen in dem Dorfe Smailen. Er forderte uns auf, mit seinen Feldgendarmen die Russen gefangen zu nehmen, mit dem Bemerken, daß es auf Tod und Leben gehe. Wir folgten gern diesem Wunsche, denn es galt ein echtes Jägerstückchen, oder ehrenvoll zu fallen. Wir schwärmten nun einen Kilometer vor dem Dorfe mit etwa zehn Schritt Zwischenraum aus und gingen gedeckt von links an das erste Gehöft, in dem wir Russen sahen, heran, während der Gendarmeriewachtmeister mit seinen beiden Feldgendarmen von der entgegengesetzten Seite auf das Gehöft zusprengte. Wir forderten die Russen auf, sofort die Waffen niederzulegen, mit dem Hinweis, daß hinter uns mehrere Regimenter Infanterie und Artillerie in Stellung lägen. Diese würden bei Abgabe nur eines Schusses sofort das Gehöft in Brand schießen, so daß keiner mit dem Leben davonkäme. Ein deutschsprechender russischer Hauptmann forderte dann seine nicht 150, sondern etwa 400 Mann starken Truppen auf, die Waffen niederzulegen. Sie leisteten diesem Befehl fast unmittelbar Folge, und währenddem trafen unausgesetzt Russen von den anderen Gehöften ein, die auf die Vorstellungen des russischen Hauptmanns bis auf etwa 30 Leute die Waffen niederlegten. Diese schienen geneigt, den Kampf aufzunehmen und brachten uns in eine kritische Lage. Wir waren daher genötigt, scharf vorzugehen und dank unserer Energie und den nochmaligen Vorstellungen des russischen Hauptmanns legten auch diese Leute die Waffen nieder. Nachdem uns dieser Handstreich gelungen war, ordneten wir unsere Gefangenen auf dem Wege nach Mallwischken in Gruppenkolonne; die genaue Zählung ergab: ein Oberstleutnant, 21 andere Offiziere, 1029 Mann und sieben Maschinengewehre. Da wir den Transport ohne Verstärkung noch sechs Kilometer bis Mallwischken allein ausführen mußten, bemächtigte sich der Jäger Szczesny des Pferdes des Oberstleutnants, schwang sich hinauf und ritt mit gezogenem Degen, den er dem Oberstleutnant abgenommen hatte, zur Sicherung des Transports mit den Gendarmen fortwährend um die Gefangenen herum. Der Gefreite Mertineit führte im Beisein des Gendarmeriewachtmeisters die Spitze des Zuges, während die Jäger Haase, Pick und Störmer die Seiten deckten und Mühe hatten, sie zusammenzuhalten. Wir hielten unsere Gefangenen immer im Laufschritt, damit sie nicht zur Besinnung kamen. In dem Dorfe selbst erhielten wir Unterstützung durch 40—50 Mann der dort stationierten Bagage vom Landsturm. Mit Hilfe der Landsturmleute brachten wir unsere Gefangenen noch 35 Kilometer weiter nach der Stadt Gumbinnen, wo wir abends um ½10 Uhr anlangten und alle in der Ulanenkaserne unterbrachten. Auf dem Wege von Smailen nach Mallwischken fragten die russischen Offiziere nach dem Vorhandensein unserer Truppen, worauf wir ihnen bedeuteten, daß sie jeden Augenblick zum Vorschein kommen würden. Ein russischer Hauptmann, der die Bemerkung machte, daß er bei Kenntnisnahme unserer geringen Truppenstärke ein Maschinengewehr zu unserer Vernichtung hätte auffahren lassen, bekam vom Jäger Haase eine ziemlich fühlbare Zurückweisung, worauf er, in sich gekehrt, sich jeder weiteren Aeußerung enthielt.

Rußland in der Zeit der oſtpreußiſchen und galiziſchen Kämpfe

Beſetzung ruſſiſcher Grenzbezirke durch die Deutſchen

Die Deutſchen in Ruſſiſch-Polen

Das den oſtpreußiſchen und den galiziſchen Kriegsſchauplatz verbindende Gebiet, das von der Feſtung Warſchau beherrſcht wird, hat bisher nur untergeordnete ſtrategiſche Bedeutung beanſprucht. Die deutſchen Truppen beſetzten zwar zu Anfang des Kriegs einige polniſche Grenzſtädte und dehnten ſpäter dieſe Sicherungsmaßnahmen auch auf ziemlich weit vorgeſchobene Stellungen aus. Zu größeren Kämpfen iſt es in dieſem Gebiet jedoch erſt ſpäter gekommen.

Die deutſchen und öſterreichiſchen Operationen ergeben ſich aus folgenden Meldungen:

31. Auguſt.

Die Ruſſen hatten die Stadt Radom am 20. Auguſt verlaſſen. Am 27. morgens kehrten ſie aber in Stärke von 2000 Mann wieder zurück. Als ſich indes die Nachricht verbreitete, daß deutſche Truppen herannahten, entſtand unter den Ruſſen eine fürchterliche Panik. In großer Haſt und Unordnung verließen ſie die Stadt abermals. Die ruſſiſche Infanterie hielt ſechs Werſt hinter Radom. Als ſich nun ruſſiſche Kavallerie-patrouillen zeigten, glaubten ſie, es ſei der Feind und begrüßten ſie mit einem Hagel von Geſchoſſen. Es gab viele Tote und Verwundete. Neun verwundete Pferde kehrten am 28. ohne ihre Reiter in die Stadt zurück. Am 29. Auguſt beſetzten die Deutſchen Radom.

1. September.

Nach Mitteilungen aus Petersburg gibt die ruſſiſche Regierung zu, daß in Südpolen außer Petrikow, Konſk, Radom und Opatow auch die wichtige Fabrikſtadt Lodz von den deutſchen und öſterreichiſchen Truppen beſetzt iſt.

Die polniſchen Blätter enthalten Einzelheiten über die fortſchreitende Beſetzung von Ruſſiſch-Polen durch die verbündeten deutſchen und öſterreichiſch-ungariſchen Heere. Die erſten preußiſchen Patrouillen erreichten Lodz im ſelben Augenblick, als 300 ruſſiſche Dragoner eine Vorſtadt von Lodz an der entgegengeſetzten öſtlichen Seite der Stadt verließen. Noch drei Stunden vorher war von dieſer Vorſtadt aus ein deutſches Flugzeug von ruſſiſchen Soldaten beſchoſſen worden. Alle Ortſchaften zwiſchen Lodz und Kaliſch wurden beſetzt und ſelbſt auf dem halben Wege von Lodz nach Lowicz hat preußiſche Kavallerie eine Eiſenbahnbrücke zerſtört.

Zur ſelben Zeit erfolgte die Beſetzung der Ortſchaften entlang der Bahnlinie Bromberg—Warſchau, die in Lowicz ihren Knotenpunkt mit der Bahn Kaliſch—Warſchau hat. Die Beſetzung von Wloclawek erfolgte ſchon in den allererſten Kriegstagen dadurch, daß ein deutſcher Panzerzug mit Kanonen in den Bahnhof einfuhr. Vier deutſche Weichſelſchiffe gingen ſofort flußaufwärts in der Richtung nach Dobrzyn. An der Warſchau—Wiener Bahn iſt das Gruben- und Induſtriebaſſin von Dombrowice zuſammen mit Czenſtochau ſeit den erſten Kriegstagen beſetzt. Der ganze Landesteil iſt von den ruſſiſchen Behörden ſofort geräumt worden. In den erſten zwei Wochen ſchob ſich die deutſche Armee nur bis Neu-Radomsk vor, doch wurden in der Zwiſchenzeit ſämtliche Eiſenbahnbrücken, beſonders die über die Warthe, wiederhergeſtellt. In dieſer Zeit gingen deutſche Patrouillen bis nach Rokiciny, und ruſſiſche Eiſenbahnzüge verkehrten bis zur Station

Baba bei Pjotrkow, das aber inzwiſchen von deutſchen Patrouillen erreicht und wenige Tage ſpäter von der deutſchen Armee beſetzt wurde. Die weiteren Bahnſtationen auf dieſer Linie in der Richtung auf Skierniewice wurden von den ruſſiſchen Behörden und dem ruſſiſchen Bahnperſonal verlaſſen. Der polniſche Teil des Perſonals blieb meiſt zurück und wurde bei der Uebernahme der Bahn durch die Deutſchen im Dienſt behalten. Deutſche Rekognoſzierungsritte erſtreckten ſich in der Richtung nach Kjelce bis nach Tomaszow—Rawski. Im Oſten überſchritten die deutſchen Vorpoſten den Pilicafluß und ſind zwiſchen Kjelce und Radom mit dem öſterreichiſch-ungariſchen Heere in Berührung gekommen. (Vgl. den öſterreichiſchen Generalſtabsbericht vom 25. Auguſt, II, S. 1.)

Bekanntlich wurde auf die erſte Nachricht von der Kriegserklärung Warſchau von dem ruſſiſchen Heere geräumt (vgl. I, S. 106); nur zwei Regimenter blieben zur Aufrechterhaltung der Ordnung zurück. Nach zehn Tagen erfolgte jedoch eine Aenderung dieſer Anordnungen; ſeither wurden die Truppen vom rechten Weichſelufer her wieder aufs linke bis nach Skierniewice vorgeſchoben. Die Bevölkerung wurde zu den Schanzarbeiten herangezogen, die Gemeinden wurden aufgefordert, Lebensmittelvorräte, beſonders Schlachtvieh, für die Armee zuſammenzubringen.

7. September.

Die ſchleſiſche Landwehr hat nach ſiegreichem Gefecht 17 Offiziere und 1000 Mann vom ruſſiſchen Gardekorps und vom 3. kaukaſiſchen Korps zu Gefangenen gemacht. (Der Ort iſt in der amtlichen Meldung nicht angegeben.)

15. September.

Der Regierungspräſident von Münſter, Graf v. Meerveldt, iſt auf allerhöchſte Anordnung als Chef der Zivilverwaltung in die eroberten ruſſiſch-polniſchen Gebietsteile berufen worden.

16. September.

Generalleutnant v. Morgen hat folgende Proklamation in Polen erlaſſen: „Einwohner der Gouvernements Lomza und Warſchau! Die ruſſiſche Narew-Armee iſt vernichtet. Ueber 100 000 Mann mit den kommandierenden Generalen des 13. und 15. Armeekorps ſind gefangen, 300 Geſchütze genommen worden. Die ruſſiſche Wilna-Armee unter General Rennenkampf iſt im Rückzug in öſtlicher Richtung, die öſterreichiſchen Armeen ſind im ſiegreichen Vorrücken von Galizien her, die Franzoſen und Engländer ſind in Frankreich vernichtend geſchlagen worden, Belgien iſt unter deutſche Verwaltung getreten. Ich komme mit meinem Korps als Vorhut weiterer deutſcher Armeen und als Freund zu euch! Erhebt euch und vertreibt mit mir die ruſſiſchen Barbaren, die euch knechteten, aus eurem ſchönen Lande, das ſeine politiſche und religiöſe Freiheit wieder erhalten ſoll. Das iſt der Wille meines mächtigen und gnädigen Kaiſers. Meine Truppen ſind angewieſen, euch als Freunde zu behandeln. Wir bezahlen, was ihr uns liefert. Von euch und eurer bekannt ritterlichen Geſinnung erwarte ich, daß ihr uns als Verbündete gaſtfreundlich aufnehmt. Generalleutnant v. Morgen.

Gegeben im Königreich Polen, im September 1914.

Die deutſche Verwaltung im Gouvernement Suwalki

Am 12. September wurde die Stadt Suwalki, die Hauptſtadt des gleichnamigen Gouvernements, nach kurzem Kampf genommen. Am folgenden Morgen zog General v. Morgen mit einer Diviſion in die Stadt ein, am Weichbild von Pfarrer und Bürgermeiſter mit Brot und Salz begrüßt. Die ruſſiſchen Beamten waren geflohen. Ein Generalſtabsoffizier wurde als Gouverneur des Gouvernements eingeſetzt, dann ging es weiter, dem fliehenden Feinde nach.

Paul Lindenberg, der Kriegsberichterſtatter des „Berliner Tageblatts“, der Suwalki unmittelbar nach der Beſetzung durch unſere Truppen beſucht hat, erzählt: „Das Bild dieſer zirka 25 000 Bewohner zählenden Stadt war recht unvermittelt ein anderes geworden. Staunend, nur untereinander flüſternd, ließen die Bewohner, von denen viele deutſch ſprechen, das Militär an ſich vorüberziehen, der Wechſel der Dinge war doch zu ſchnell gekommen! Und die Deutſchen benahmen ſich ſo ganz anders, als man erwartet, als man gefürchtet, nach den Vorausſagungen der bisherigen Machthaber. Die hatten alle aufgefordert, zu fliehen, „denn die Deutſchen ſchlagen euch alle tot, plündern jede Wohnung“. Man ſchließt eben von ſich auf andere! ...

An den Straßenecken Bekanntmachungen des Höchſtkommandierenden oder des Militärgouverneurs Hauptmann Volkmann in deutſcher, polniſcher, ruſſiſcher und hebräiſcher Schrift. Die eine macht die Niederlagen der Franzoſen, Belgier, Engländer und der Rennenkampfſchen wie der Narew-Armee (Tannenberg) bekannt und fordert zur Vertreibung „der ruſſiſchen Barbaren, die euch geknechtet, aus eurem ſchönen Lande auf, das ſeine politiſche und religiöſe Freiheit wiedererhalten ſoll“; die nächſte ſetzt genau die zeitweiligen Preiſe feſt, eine andere fordert auf, ſofort alles über Minen, die an einzelnen Stellen gelegt ſein ſollten, zu melden. „Sollten deutſche Soldaten durch Sprengung von Minen zu Schaden kommen, wird die Stadt Suwalki dem Erdboden gleichgemacht“; eine vierte droht Beſtrafung von Spionage durch ſofortige Erſchießung an, eine fünfte meldet als Warnung, daß mehrere nächtliche Plünderer der ruſſiſchen Kaſerne auf der Stelle erſchoſſen wurden, und ſo fort. Alles kurz, energiſch, erſchöpfend!

Ja, die deutſche Verwaltung der Stadt und des Gouvernements hat gleich tatkräftig und umſichtig eingeſetzt. Die Feuerwehrleute in ihrer Uniform mit blankem Metallhelm verſehen den Dienſt der Poliziſten, es wurde eine proviſoriſche Stadtverwaltung aus Bürgern eingerichtet, der Kurs des Rubels auf 1 Mark 40 Pfennig feſtgeſetzt, Bezahlung jeglichen Privateigentums gewährleiſtet und das Militär angewieſen, die Bevölkerung als Freunde anzuſehen. Zu dieſen „Freunden“ ſchien der bisherige Bürgermeiſter nicht zu gehören. Ich war Zeuge, wie er geſtern Mittag von mehreren Soldaten aus dem Rathauſe als Gefangener abgeführt wurde; er hatte ſeine Unterſchrift unter einer Erklärung verweigert, daß er die deutſchen Verordnungen befolgen wolle. Darin hieß es auch, daß derjenige, „der Mitteilungen irgendwelcher Art über Abzeichen, Stärke und Aufenthalt der deutſchen Truppen macht“, ſchuldig der Spionage iſt: „Wenn morgen ein ruſſiſcher Spion kommt und mich über die deutſchen Truppen ausfragt, muß ich ihm Rede ſtehen“, erklärte der Bürgermeiſter. Darauf nahm man ihn am Kragen und wird ihn nun fern ſeiner Kohlſuppe und ſeines Wutki, ſeiner eingelegten Gurken und marinierten Pilze in einer deutſchen Feſtung unterbringen.“

Rußlands innere Verhältniſſe

Hof und Regierung

Ueber die *inneren Vorgänge in Rußland* iſt man ſeit dem Kriegsausbruch außerordentlich ſchlecht unterrichtet. Was in den Zeitungen erſcheint, iſt meiſt in der einen oder anderen Hinſicht Tendenzmeldung; Authentiſches findet nur ſpärlich den Weg in die Oeffentlichkeit. Die folgenden Mitteilungen ſind im weſentlichen den Erzählungen eines aus Rußland über Schweden zurückgekehrten Deutſchen entnommen, die in der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlicht worden ſind.

Der *Zar* iſt von Moskau (vgl. I, S. 104) wieder nach Peterhof zurückgekehrt; die Zarin-Mutter, die ſonſt im Anitſchkow-Palaſt mitten in Petersburg lebt, hat den kleinen

Palast auf der Jelagininsel bezogen, der bisher dem Ministerpräsidenten als Sommerwohnung diente. Der Zar überließ ihn Stolypin nach dem ersten Attentat, das auf diesen verübt wurde, weil sich auf der Jelagininsel die Absperrung und Ueberwachung in schärfster Form leicht durchführen läßt. Der Ministerrat, der täglich Sitzungen hält, unterbreitet seine Beschlüsse wie immer dem Zaren zur Bestätigung. Es ist aber ein offenes Geheimnis, daß die wirkliche Staatsgewalt an den Oberkommandierenden Großfürsten Nikolaj Nikolajewitsch übergegangen ist, der als Führer der Hof-Militärpartei eine ergebene Schar von Anhängern in allen Aemtern und bei Hofe hat. Der Großfürst zeichnet auch alle Erlasse an die Bevölkerung. So trug das Manifest, das den Polen die volle Religionsfreiheit, die Freiheit ihrer Sprache, die Befreiung von der Zensur und eine ausgedehnte Selbstverwaltung zusicherte, wenn sie den russischen Thron loyal unterstützen würden, die Unterschrift Nikolaj Nikolajewitschs, der seither bekanntlich diese ganz wertlosen, für die russische Regierung in keiner Weise verbindlichen Zusagen auch formell wieder rückgängig gemacht hat.

Der Großfürst, der sich schon jetzt die langersehnte zarische Gewalt anmaßt, hat auch einen Erlaß an die Juden veröffentlicht, der zu den Gerüchten von dem Aufrufe des Zaren Anlaß gegeben haben mag; immerhin ist es möglich, daß die russischen Behörden in den westlichen Gouvernements absichtlich gefälschte Manifeste verbreiteten. Den Juden verspricht der Großfürst schon erheblich weniger als den Polen. Immerhin dürfen sie sich während des Kriegs in allen Gouvernementshauptstädten aufhalten, in Petersburg, und Moskau freilich höchstens 30 Tage lang. Die Verschickungen ganzer Judenfamilien wegen tatsächlicher oder vermuteter Uebertretung der Ansiedelungsvorschriften soll während der Kriegsdauer eingestellt werden. Daneben hört man aber immer häufiger von Pogromen, die von den Kosaken auf eigene Faust veranstaltet werden. Hier drückt Großfürst Nikolajewitsch offenbar beide Augen zu.

Die den österreichischen und ungarischen Blättern zugeschickten Meldungen über russische Verhältnisse sind natürlich mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen. Immerhin ist die Nachricht des amtlichen ungarischen Pressebureaus über Rücktrittsabsichten des Kriegsministers Suchomlinow wegen Meinungsverschiedenheiten mit dem Großfürsten Nikolajewitsch nicht unwahrscheinlich. Zwischen beiden soll es zu einem Zusammenstoß gekommen sein, als der Kriegsminister den Großfürsten für die russischen Niederlagen bei Tannenberg verantwortlich machte und sich im Militärkasino dahin äußerte, der Großfürst weiche den deutschen Armeen aus, wo er nur könne. Mit solchen Heerführern könne man nicht siegen, dann hätte man besser getan, den Zaren, das Reich und das Volk nicht erst in den Krieg zu hetzen. Diese Aeußerung sei dem Großfürsten hinterbracht worden, der dann den Kriegsminister „in einer für einen Offizier ehrenrührigen Weise" zur Rechenschaft gezogen habe.

Hofklatsch ist es aber offenbar, wenn von einer Hinrichtung der Gräfin Kleinmichel berichtet wird, einer Dame der Petersburger Gesellschaft, in deren Salons fast alle Botschafter und russischen Minister verkehrten.

Die öffentliche Meinung

Es ist der russischen Regierung kurz nach dem Ausbruch des Krieges gelungen, sich von der Reichsduma, in der bekanntlich die Vertreter der Fremdvölker in einer verschwindenden Minderheit sitzen und die große Mehrheit des russischen Volkes überhaupt nicht vertreten ist, die Kriegskredite bewilligen zu lassen. Es wurden bei dieser Gelegenheit sogar von den Führern der meisten Parteien patriotische Erklärungen abgegeben. Dennoch hat wenigstens ein Teil der russischen Volksvertretung, wie wir jetzt aus schweizerischen Blättern erfahren, den Mut gehabt, der Regierung die Stirn

zu bieten. Die Mitglieder der Arbeiterpartei, die ſich aus den wenigen freiheitlich geſinnten Bauernvertretern zuſammenſetzt, die durch die engen Maſchen des Wahlrechtes ſchlüpfen konnten, und die Sozialdemokraten, die das ganze Induſtrieproletariat Rußlands vertreten, haben die Kriegskredite nicht bewilligt; ſie haben ſich vor der entſcheidenden Abſtimmung aus dem Sitzungsſaal entfernt. Dieſe Haltung iſt, abgeſehen von dem perſönlichen Mute der Abgeordneten, beſonders beachtenswert, weil die Erklärungen der Führer beider proteſtierenden Gruppen keinen Zweifel daran ließen, daß ſie vor allem gegen die jetzige Regierung Rußlands Einſpruch erheben und durchaus nicht eine vaterlandsloſe Geſinnung vertreten wollten. Der Vertreter der Arbeitergruppe gab ſogar eine ausgeſprochen patriotiſche Erklärung ab. Er ſagte u. a.: „Wir ſind feſt überzeugt, daß die Kraft der ruſſiſchen Demokratie gemeinſam mit allen anderen Kräften unſeren Feind entſchieden zurückſchlagen wird. Wir glauben, daß auf dem Schlachtfeld die Brüderſchaft aller Völker Rußlands ſich in großen Leiden behaupten wird.... Aber unſere Regierung iſt auch in dieſer ſchickſalsſchweren Stunde nicht gewillt, den inneren Zwiſt aufzugeben, ſie amneſtiert nicht einmal die Kämpfer für die Freiheit und das Glück des Landes, ſie ſchließt nicht Frieden mit den nichtruſſiſchen Völkern des Landes, die begeiſtert mit uns für das gemeinſame Vaterland kämpfen. Und ſtatt die Lage der arbeitenden Klaſſen des Volkes zu erleichtern, belaſtet ſie eben dieſe mit dem Hauptteil der militäriſchen Auslagen, indem ſie die indirekten Steuern jetzt noch vergrößert." Die Rede des ſozialiſtiſchen Abgeordneten, der im Namen ſeiner Fraktion ſprach, iſt leider in den vorliegenden Quellen nur auszugsweiſe wiedergegeben. Er erklärte, als die europäiſchen Regierungen den Krieg vorbereiteten, hätte das ruſſiſche Proletariat gemeinſchaftlich mit dem deutſchen Einſpruch erhoben. Verſchiedene Umſtände hätten jedoch die ruſſiſchen Arbeiter verhindert, ſich ſo offen wie ihre deutſchen Brüder gegen den Krieg zu äußern. Aber die Herzen der ruſſiſchen Arbeiter hätten während dieſer großartigen Kundgebungen mit denen der Proletarier im Auslande geſchlagen. Der Krieg ſei eine Folge der Expanſionspolitik, für die die herrſchenden Klaſſen aller kriegführenden Staaten verantwortlich ſeien. Das Proletariat, der beſtändige Vertreter der Freiheit und der Volksintereſſen, werde zu jeder Zeit die Kulturgüter des Volkes gegen jeden Angriff ſchützen.

Dieſe Haltung der Oppoſition konnte in der Preſſe und damit in der Oeffentlichkeit zunächſt kein Echo finden, da die Preßzenſur äußerſt ſtreng gehandhabt wird. Leere Stellen ſind in den ruſſiſchen Zeitungen faſt auf jeder Seite zu finden, obwohl ſchon vor der Fertigſtellung der Druckplatten alle Aufſätze und Mitteilungen der Zenſur vorgelegt werden müſſen; offenbar wird alſo eine doppelte Zenſur ausgeübt, die oft noch im allerletzten Augenblick Stellen beſeitigen läßt, die vorher genehmigt worden waren. Dafür unterbleiben allerdings die ſonſt ſo häufigen adminiſtrativen Geldbußen. Die Zeitungen ſind ſo faſt ausſchließlich auf die Wiedergabe des amtlich übermittelten oder jedenfalls erwünſchten Stoffes angewieſen. Daher kann die einmütige patriotiſche Haltung nicht verwundern, in die auch die Blätter der Oppoſition einſtimmen, außer den ſozialiſtiſchen, die ſofort nach Kriegsausbruch unterdrückt worden ſind. Die beiden in Petersburg erſcheinenden deutſchen Tageszeitungen, die zunächſt noch weiter erſchienen, konnten natürlich keine Ausnahme machen.

Für die Art der amtlichen ruſſiſchen Kriegsberichterſtattung ſind bereits einige Belege mitgeteilt worden (II, S. 39 f.). Was in halbamtlichen und privaten Meldungen geleiſtet wird, übertrifft die kühnſten Erwartungen. Folgende Beiſpiele der „Nowoje Wremja" vom 2. und 3. September mögen das veranſchaulichen:

„In Oſtpreußen haben ſich unſere Truppen bereits vollſtändig erholt und beginnen, den Feind wieder zu bedrängen. Die Verluſte, die unſere zwei Armeekorps erlitten,

ſind nur durch die außerordentliche Schußweite der ſchweren Artillerie der Deutſchen zu erklären. Dieſe Verluſte haben jedoch unſere Stellungen im großen und ganzen keineswegs erſchüttert."

„In Frankreich eilen die franzöſiſchen Armeen von Sieg zu Sieg. In der Umgegend von Péronne hat General Pau die Deutſchen geſchlagen. Der Feind hat 50 000 Mann verloren. Die Armee des deutſchen Kronprinzen iſt bei Longuyon beſiegt worden."

„Der Chef der bayriſchen Truppen — erzählt eine aus Frankreich nach Rußland zurückgekehrte Perſönlichkeit — iſt durch Zufall in Gefangenſchaft geraten. Nur von einigen Offizieren begleitet, hatte er ſich nach den vorderſten Reihen begeben. Mitten in einem Walde ſtieß er ganz unerwartet mit einer großen franzöſiſchen Patrouille zuſammen. Die franzöſiſchen Soldaten ſchoſſen auf die deutſchen Offiziere und töteten zwei von ihnen. Die zwei andern wurden gefangen genommen. Einer von ihnen war eben Kronprinz Rupprecht. Um ſeinen Namen befragt, wollte er lange Zeit mit der Sprache nicht herausrücken. Schließlich brachte man ihn nach dem Hauptquartier Joffres. Auch hier antwortete er auf alle Fragen: „Ich habe keinen Namen." Endlich wurde er von General Pau erkannt."

„Bei der Unterſuchung des deutſchen Kreuzers Magdeburg ſtellte ſich ein intereſſanter Umſtand heraus, der auf die Behandlung in der deutſchen Marine ſchließen läßt. In jeder Offizierskammer fand ſich eine lederne Peitſche, Handgriff 25 cm und neun Riemen von 30 cm Länge, auf den Griff iſt K. M. (Kaiſerliche Marine) und der Name des betreffenden Offiziers eingeſtempelt. Die Peitſchen zeigen das Merkmal eines ſehr häufigen Gebrauchs; beſonders abgenutzt iſt die des erſten Offiziers, der ja nach dem Charakter ſeiner dienſtlichen Tätigkeit am meiſten mit den untern Chargen der Beſatzung in Berührung kommt." (Daß die Ruſſen kein Verſtändnis für Reinigung der Uniformen haben und bei den Klopfpeitſchen von ſich auf andere ſchließen, iſt nicht erſtaunlich.)

Trotz aller Lügenberichte iſt weder in Petersburg noch in Moskau eine rechte Kriegsbegeiſterung aufgekommen. Das geht aus zahlreichen Briefen an gefangene ruſſiſche Offiziere hervor. „Gebe Gott, daß dieſer blödſinnige Krieg ebenſo raſch zu Ende geht, wie er begonnen," ſchreibt eine geſellſchaftlich ſehr hochſtehende Dame an ihren Sohn. Die Niederlage bei Tannenberg hat, wenn ſie auch in ihrem vollen Umfang gar nicht bekanntgegeben wurde, auf die Stimmung in Rußland einen niederſchmetternden Einfluß ausgeübt. Die Zeitungen bemühten ſich zwar ernſtlich, die öffentliche Meinung zu beruhigen. Es hieß, die Niederlage dürfe weder die Stimmung der Armee noch Rußlands ſelbſt bedrücken. Der Verluſt an Mannſchaften ſei bei dem unerſchöpflichen Menſchenmaterial, über das man verfüge, raſch zu erſetzen. Man ſolle auf den Winterfeldzug vertrauen; die nordiſche Natur werde Rußland wie 1812 noch beſſer verteidigen als die Truppen.

Dennoch blieb die Volksſtimmung gedämpft. Der Unmut machte ſich vor allem gegen England Luft. In ruſſiſchen rechtsſtehenden Kreiſen wurde die Entente mit England niemals gebilligt, da man ſtets darauf verwies, daß die ruſſiſchen Intereſſen mit denen Englands unmöglich harmonieren könnten. Grey trachte nur danach, Rußland und Frankreich in einen Krieg mit Deutſchland zu verwickeln, um dann den Profit einzuheimſen. In ruſſiſchen nationalen Zirkeln erhebt man nun neuerdings gegen England den Vorwurf, es ſchone ſeine Flotte zu ſehr und ſchädige mit ſeinen operettenhaften Expeditionsarmeen unter dem Kommando prahleriſcher Renommiſten das Anſehen der Ententemächte moraliſch und tatſächlich. Auch behandle die engliſche Berichterſtattung Rußland als quantité negligeable und ſuche England eine führende Rolle im Landkrieg zuzuteilen. Die Zeitung „Semſchtſchina" nimmt die Nachricht, daß man in England von einer langen Dauer des Krieges überzeugt ſei, mit lebhaftem Unbehagen auf. Das Blatt iſt faſt geneigt, an eine Tücke Englands zu glauben. Für

England ſei es tatſächlich von Vorteil, den Krieg lange auszudehnen, denn je länger der Krieg daure, deſto mehr würden alle Kontinentalmächte geſchwächt werden. Frankreich und Rußland müßten ihren Waffengefährten um jeden Preis von dieſer für ihn ſehr vorteilhaften, für die beiden andern Bundesgenoſſen aber ſehr unvorteilhaften Abſicht, den Krieg in die Länge zu ziehen, abbringen. Es iſt bezeichnend für das Verhältnis zwiſchen den Dreiverbandsmächten, daß ein ruſſiſches Blatt es ſtraflos wagen darf, ſeinem Mißtrauen gegen England ſo unzweideutig Ausdruck zu geben.

Die Lage der Deutſchen in Rußland

Unter den falſchen Meldungen leiden vielleicht am meiſten die im Innern des Reichs, in Wologda und Orenburg, feſtgehaltenen Reichsdeutſchen, die nicht die geringſte Möglichkeit haben, ſich über den wahren Stand der Dinge zu unterrichten. Ihre Lage iſt nicht beneidenswert, bisher aber keineswegs beunruhigend. Bemittelte dürfen ſich ſelber beköſtigen, die Unbemittelten, die in Schulhäuſern u. dgl. verhältnismäßig anſtändig untergebracht ſind, ſollen beſchäftigt werden, ſo daß ihr Arbeitslohn die Lieferung einer beſſeren Koſt ermöglichen wird. Die Zahl der deutſchen Zivilgefangenen in Rußland iſt Anfang September durch ein Abkommen zwiſchen der deutſchen und der ruſſiſchen Regierung erheblich vermindert worden; es wurde den beiderſeitigen Untertanen geſtattet, in ihre Heimat zurückzukehren, ſoweit es ſich nicht um Perſonen zwiſchen 17 und 45 Jahren, Reſerveoffiziere oder Verdächtige handelte.

Ein deutſcher Buchhändler, der aus Petersburg zurückgekehrt iſt, erzählt: „Im ganzen tut die ruſſiſche Regierung jetzt — in den erſten Mobilmachungstagen war das anders — im Verein mit der Militärbehörde ſehr viel, um Leben und Eigentum der Ausländer, auch der Deutſchen, zu ſchützen. Es ſind allenthalben Anſchläge angebracht, welche die Behelligung der Ausländer ſtreng unterſagen und jeden etwa Mißhandelten oder Beraubten auffordern, Anzeige zu erſtatten, mit der Zuſage energiſcher Beſtrafung für die Miſſetäter. Und dieſe Zuſage wird auch prompt gehalten, Exzeſſe gegen Ausländer werden ſchnell und ſchwer beſtraft. Allerdings mußten, um Aufreizungen möglichſt zu vermeiden, alle deutſchen Firmenaufſchriften an den Häuſern durch ruſſiſche erſetzt werden, auch wurde den Deutſchen nahegelegt, das Deutſchſprechen in der Oeffentlichkeit möglichſt zu vermeiden. Unvergleichlich mehr hat aber eine andere einſchneidende Maßnahme für die Sicherheit der Fremden gewirkt: das ſtrenge, unbedingte Verbot des Verkaufs von Trinkbranntwein. Wenn nun auch die ganz Unverbeſſerlichen ſich an den denaturierten Brennſpiritus halten — viele haben ſich damit ſchon tödlich vergiftet —, ſo macht doch im ganzen Petersburg — und in anderen Städten iſt es ebenſo — den verblüffend ungewöhnlichen Eindruck einer gänzlich nüchternen Stadt. Während ſich ſonſt allenthalben das Bild lauter, tieriſcher Trunkenheit bot, fehlen die Hooligans, jener verkommene Petersburger Mob, vor dem niemand ſicher war, jetzt ganz im Straßenbild."

(Das Schnapsverbot muß für ruſſiſche Finanzverhältniſſe geradezu verblüffen. Denn auf 110 Einwohner in den Städten und 100 in den Dörfern kommt in Rußland je eine kaiſerlich ruſſiſche Schnapsbude, eine „Kabak", deren Pächter durch Geſetz gezwungen ſind, bei Strafe die ihm vom Fiskus vorgeſchriebene Menge Schnaps „unterzubringen", d. h. dafür zu ſorgen, daß ſich der Gewinn aus dem Schnapsmonopol, der ſich budgetmäßig mit 310 Millionen Rubel — faſt einer Milliarde Mark — im Staatshaushaltsvoranſchlag brüſtet, möglichſt ſteigere.)

Trotz der verhältnismäßig korrekten Behandlung der deutſchen Gefangenen ſchürt die ruſſiſche Regierung die Deutſchenhetze mit allen Mitteln. Auf Befehl des Zaren iſt Petersburg in Petrograd umgetauft worden. Weitere Aenderungen deutſcher Städtenamen ſollen folgen. Das wegen der Plünderung der deutſchen Geſandtſchaft in Peters-

Phot. Charles Delius, Berlin

Großfürſt Nicolai Nicolajewitſch, der Generaliſſimus der ruſſiſchen Armeen

Phot. Berliner Illuſtrations-Geſellſchaft, Berlin

Paul v. Rennenkampf
Der Kommandeur der Wilnaarmee

Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau

Saſonoff
Der ruſſiſche Miniſter des Äußeren

Grigorowitſch
Der ruſſiſche Marineminiſter

Suchomlinoff
Der ruſſiſche Kriegsminiſter

Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau

burg verhaftete Gesindel wurde auf freien Fuß gesetzt. Der Untersuchungsrichter hatte festgestellt, daß die Leute nicht aus Plünderungslust, sondern aus edlen patriotischen Motiven gehandelt haben. Wie die „Nowoje Wremja" berichtet, wurde der vom Pöbel ermordete Beamte der deutschen Gesandtschaft, Hofrat Kattner, nicht während der Plünderung, sondern erst einige Tage darauf getötet. Das Blatt ist voller Freude über das gerechte Urteil des Richters, der Mörder und Plünderer als „edle Patrioten" bezeichnet, und würde es am liebsten gesehen haben, wenn man die Helden für ihre herrlichen Taten noch belohnt hätte. Der Minister für „Volksaufklärung" hat die Schließung aller Schulen des deutschen Schulvereins angeordnet, wodurch 300 000 Kinder, von denen ein großer Teil russischen Familien angehört, jedes Unterrichtes beraubt werden.

Die Gärung in den russischen Provinzen

Die zahlreichen in den ersten Wochen des Kriegs auftauchenden Berichte über revolutionäre Bewegungen in russischen Provinzen haben Hoffnungen erweckt, die sich zunächst nicht bewahrheitet haben und nicht bewahrheiten konnten. Das Feuer glimmt nach wie vor unter der Asche, solange nicht entscheidende Ereignisse es entfachen. Ein genauer Kenner der russischen revolutionären Bewegung schreibt den „Leipziger Neuesten Nachrichten": „Rußland lebt ja tatsächlich seit den sechziger Jahren in einer Revolution, die immer wieder Kräfte sammelt, zum Ausbruch kommt, verschwindet und wieder ausbricht, ohne daß Rußland eine vollkommene Erschütterung erfahren hätte. Die revolutionäre Bewegung der sechziger Jahre brachte die großen Reformen, die der siebziger Jahre mit ihren Attentaten, bekannt als die nihilistische, wurde durch die eiserne Reaktion unter Alexander III. zu Boden geworfen, und erst 1904, als Rußland unglücklich im japanischen Kriege kämpfte, erfolgte ein revolutionärer Ausbruch von eigener Kraft, von dem selbst Graf Witte sich düpieren ließ und die Selbstherrschaft zum Waffenstrecken veranlaßte. Seitdem ist viel geschehen, um jener siegreichen Revolution vollkommen den Garaus zu machen. Durch rücksichtsloses Eingreifen wurden die revolutionären Organisationen zertrümmert. Das gilt besonders von der Bewegung in Finnland, Petersburg und den Ostseeprovinzen. Es wird daher zutreffen, wenn berichtet wird, daß die revolutionäre Bewegung ihre ganze Kraft darauf verwendet, wenigstens im Süden einen größeren Erfolg zu erzielen. Dort liegen die Verhältnisse für die Bewegung günstiger, einmal durch die Bedrückung, die den Kleinrussen und den Juden widerfährt, und dann wegen des Vorhandenseins großer Arbeitermassen in Odessa, im Industriebezirk von Jekaterinoslaw und Charkow. Ueberdies sind die drei Universitäten Charkow, Kiew und Odessa bekannte Revolutionsherde, wo Professoren und Studenten vielfach gemeinsame Sache gemacht und auch Anschluß an die Arbeiterbewegung gefunden haben. In Petersburg und Riga findet dieser Zusammenhang nicht so sehr statt, und die Arbeiterrevolten, die vor dem Ausbruch des Krieges in Petersburg stattfanden, waren mehr auf Provokation des Ministers des Innern, Makłakow, zurückzuführen, der dem Zaren eine innere Gefahr vor Augen stellen wollte, um ihn um so eher zur Herausgabe der Mobilmachungsordre zu veranlassen. Aus dem Gesagten wird man folgern dürfen, daß die revolutionäre Bewegung zum mindesten im Norden Rußlands für den Fortgang der kriegerischen Ereignisse vorläufig recht belanglos ist."

Wirklichen Erfolg hat von allen zu Beginn des Krieges eingeleiteten Bewegungen nur die im Kaukasus gehabt: die Revolutionäre setzten sich in den Besitz von Baku. In den übrigen Provinzen sorgten die Zwangsmittel der Reaktion dafür, daß die Revolution nirgends ihr Haupt zu erheben wagte. Aus Finnland wird berichtet: „Generalgouverneur Seyn fährt fort mit neuen Strafen gegen die Zeitungen und mit Anklagen wegen Majestätsbeleidigung und Verletzung des Gleichstellungsgesetzes. Ueberall steht neues

Militär, das die Verhältniſſe nicht kennt und die vorgefaßte Meinung hat, daß Finnland ein revolutionäres Land ſei. Der Generalgouverneur nahm neuerdings die Anklage gegen den Sportverein „Voima" wieder auf, der von ruſſiſcher Seite beſchuldigt wird, Waffen und revolutionäre Proklamationen eingeſchmuggelt zu haben. Der langjährige Prozeß, der 1913 mit dem Freiſpruch der Angeklagten endete, ſoll jetzt unter der Militärdiktatur zum Hochverratsprozeß geſtempelt werden. Die Lage iſt ernſt, da böſer Wille alles mißdeuten kann." Auch zwei Jahresklaſſen dienſttauglicher Finnen wurden einberufen, obwohl das Land ſeit Anfang des Jahrhunderts vom Kriegsdienſt befreit iſt.

Die wirtſchaftlichen Folgen des Kriegs für Rußland

Nach dem Urteil eines Engländers

Die „Iſolierung Rußlands" behandelt der ruſſiſche Berichterſtatter der „Times", Stephen Graham, in einem Ende September erſchienenen Aufſatz. „Rußland wird immer mehr vom übrigen Europa abgeſchloſſen und iſt ganz auf ſich ſelbſt angewieſen", ſchreibt er. „Libau und Riga und die übrigen baltiſchen Häfen ſind, was die Schiffahrt anbetrifft, völlig tot. Das Schwarze Meer iſt am Bosporus zugeſtopft worden, und die Häfen von Odeſſa, Sebaſtobol, Noworoſſisk und Batum ſind dadurch zur Untätigkeit verdammt. Das nördliche Eismeer hat infolge des Krieges an Handelsverkehr ſehr gewonnen. Archangelsk iſt ein bedeutender Hafen geworden, der amerikaniſche Schiffe aufnimmt, Paſſagierdampfer aus England und Laſtſchiffe in großer Zahl. Engliſche Dampfer ſind den Ob-Fluß ſogar bis nach Tomsk hinuntergefahren. Aber auch dieſe Herrlichkeit wird bald zu Ende ſein, denn gegen Ende Oktober friert der Hafen von Archangelsk zu. Das Eismeer iſt dann dem Verkehr verſchloſſen, und nach Rußland führt kein anderer europäiſcher Handelsweg mehr, als die mühſelige und beſchwerliche Straße vom Golf von Finnland und von Schweden. Doch zu Anfang Dezember friert auch der Golf von Finnland zu. Dann wird der ruſſiſche Handel ſeinen Zuſtrom nur noch von Wladiwoſtock erhalten können. Die Folgen dieſer Blockade machen ſich ſchon jetzt in Rußland bemerkbar. In Friedenszeiten führt das Zarenreich große Mengen von Nahrungsmitteln aus, Getreide, Butter, Zucker, Eier, Fleiſch uſw. Aus der Unmöglichkeit, dieſe Erzeugniſſe während des Krieges weiterzugeben, hat ſich ein ungeheurer Ueberfluß an dieſen Nahrungsmitteln in Rußland angeſammelt. Schon gleich nachdem der Kampf begonnen hatte, konnte man in Sibirien ein plötzliches und unvermutetes Einſetzen der „Butterwoche" erleben, jener Feſtzeit voll Schlemmerei, die ſonſt nur einmal im Jahr gefeiert wird. Die Butter, die ſonſt ſo ſorgfältig geſammelt und ſo ſparſam verwendet wird, ſtaute ſich überall an und wurde deshalb zu jedem Preis an das Volk verkauft. Die ſibiriſchen Bäuerinnen, die ſich ſonſt den Genuß der Butter verſagen müſſen, konnten nun darin ſchwelgen, da ſie ſo billig geworden iſt. Und ſo mußten auch andere Dinge, die ſonſt nur ſeltene Leckerbiſſen ſind, für Spottpreiſe fortgegeben werden." Die ruſſiſchen Bauern haben nun zwar viel Butter, Fleiſch, Eier und Getreide, aber ſie werden dieſer aufgezwungenen Ueppigkeit nicht froh, denn das, was ſie noch nötiger brauchen, als dieſen überflüſſigen Tafelluxus, das fehlt, nämlich das Geld. Der Bauer konnte ſich nichts kaufen, weil er nichts hat, aber auch für die wohlhabenden Klaſſen bricht eine ſchwere Zeit an, denn viele Dinge ſind bereits ſehr teuer geworden und werden immer teurer. Die Einfuhr von Manufakturwaren in Rußland hat vollſtändig aufgehört, die Vorräte, die die Geſchäfte noch beſaßen, ſchmelzen mehr und mehr zuſammen, und eine ſtändig zunehmende Teuerung ſetzt ein. Deutſchland hat ja nach Rußland eine gewaltige Menge von Werkzeugen und Geräten aller Art und beſonders auch viele chemikaliſche Präparate eingeführt. Faſt alle Medizinen kamen aus

Deutſchland, und nun haben die Apotheken in Rußland faſt nichts mehr. Dieſer Mangel an Medizinen aller Art wird von den Kranken und Verwundeten äußerſt ſchwer empfunden; beſonders der Heilung der Soldaten ſtellen ſich allein dadurch ſchwere, faſt unüberwindliche Hinderniſſe entgegen. Auch der Preis von Kleidern und Schuhen iſt bereits um 50% aufgeſchlagen, was ſchwer ertragen wird, während andere Preiserhöhungen nicht ſo ſehr ins Gewicht fallen. Daß die ruſſiſchen Damen in dieſem Winter ohne die Pariſer Mode auskommen müſſen und ſtatt der neueſten Pariſer Hüte und Koſtüme ſich mit den alten Modellen weiter behelfen, damit müſſen ſie ſich eben abfinden. Und daß die Tinte immer mehr koſtet, wird man ja auch in dem nicht allzu ſchreibluſtigen Rußland aushalten können. Eine andere tief in das ruſſiſche Wirtſchaftsleben einſchneidende Erſcheinung iſt das Stilliegen faſt aller öffentlichen Arbeiten. „Es iſt erſtaunlich, aber tatſächlich ſind alle wehrfähigen Männer dieſes ungeheuren Gebietes von Rußland und Sibirien jetzt an der deutſchen und öſterreichiſchen Grenze. Alle ihre früheren Arbeiten ſind verlaſſen, und ſo fehlen überall die tätigen Hände. Rußland wurde mitten in großen Unternehmungen vom Kriege betroffen. Wie viele Eiſenbahnen hatte es anzulegen, wie viele Städte wollte es errichten! Alles liegt nun öde und leer, und die Herbſtregen ſtrömen hernieder auf Tauſende verlaſſener Baugerüſte und trübſeliger Haufen von Ziegeln und Mörtel, bei denen am Tage der Mobiliſation alles ſtehen und liegen gelaſſen wurde und in denen nun Waſſer und Wind hauſen."

Der Widerſpruch des Panſlawismus

Von Dr. Max Hildebert Boehm, Straßburg

Es heißt zweifellos dem Panſlawismus Unrecht tun, wenn man ihn lediglich als Hirngeſpinſt einer Hofclique auffaßt. Zugegeben, daß er gegenwärtig ehrgeizigen Plänen Einzelner zum willkommenen Aushängeſchild dient. Immerhin bedeutet er eine in einer beſonderen Weltanſchauung gegründete geſchichtsphiloſophiſche Doktrin, die als kulturpolitiſches Programm auftritt. Durch Jahrzehnte hindurch laſſen ſich von der romantiſchen Richtung der Slavophilen her die Wurzeln dieſer Bewegung verfolgen, die letzten Endes in die früheſten konſervativen Reaktionen gegen die Reformbeſtrebungen europäiſch geſinnter Monarchen zurückreichen. Gerade aber, wenn man den ideellen Gehalt des Panſlawismus prüft, ſtößt man auf einen ſeltſamen Widerſpruch. Er zieht ſeine beſten Kräfte aus dem konſervativen Proteſt gegen die „Sapadniki", gegen das Weſtlertum. Aber er leiht die Waffen gegen den Weſten vom Weſten ſelbſt, er will den Teufel mit Beelzebub austreiben. Das ſei im folgenden etwas näher erläutert.

Es dürfte zweifellos ſein, daß ein weſentlicher Zug öſtlichen Geiſtes, wie er im Panſlawismus ſeiner Sonderart bewußt, dem Weſten gegenübertritt, die unbedingte Anerkennung der beherrſchenden religiöſen Bindung iſt. Während die Geſchichte Zeugnis davon ablegt, daß dem deutſchen Geiſt die religiöſe Idee und der Staatsgedanke nicht kampflos zur Einheit aufgehen, iſt es dem ruſſiſchen öſtlichen Geiſt gemäß, daß beide im Zäſaropapismus zu einer derartigen Verſchmelzung kommen, daß einerſeits die Verordnungen des Staates mit der vollen Autorität religiöſer Weihe umkleidet erſcheinen, daß andererſeits hinter den kirchlich-religiöſen Geboten ohne weiteres die ſtaatlichen Machtmittel ſtehen, um ihren Vollzug zu gewährleiſten. Aus dieſer Einheit, die latent ſchon lange vor ihrer Anerkennung in den Reformen Peters des Großen vorlag oder zum mindeſten durch die Haltung der orthodoxen Kirche von Anfang an vorbereitet war, ſog ſchließlich der ruſſiſche Staatsgedanke eine ſolche Kraft, daß ein neuer ruſſiſcher Nationalismus ſich hinter ihm verbergen konnte, wie es auch heute noch — nur jeden-

falls bewußt! — der Fall iſt. So konnte über die nationalen Sonderanſprüche der Ruthenen oder Kleinruſſen beiſpielsweiſe im Namen der Glaubenseinheit zur Tagesordnung übergegangen werden. Selbſtverſtändliche Vorausſetzung war alſo, was in Weſteuropa ſeit der Renaiſſance in Frage geſtellt war, daß religiöſe Einheit nationale Zerklüftung völlig zuzudecken vermöge.

Auf dem ungeborſtenen Boden der orthodoxen Anſchauungen konnte dann auch der Kampf gegen die religionszerſetzende Ziviliſation Weſteuropas mit durchaus überzeugenden Gründen aufgenommen werden. Anders ſtand zu dieſem Problem Polen, das ſeine Religion nach Rom orientiert hatte. Es huldigte damit einem Katholizismus, der frühzeitig mit dem Ziviliſationsgedanken hatte paktieren und damit die Entwickelung zum Proteſtantismus, von ſeinem Standpunkt alſo den Todeskeim, in ſich aufnehmen müſſen. So eröffnete ſich zwiſchen Ruſſen- und Polentum eine religiöſe Kluft, die durch die verſchiedene Stellung zur Ziviliſation noch weiter aufgeriſſen wurde. Dieſen Gegenſatz mußte Rußland, gerade von ſeinem ſo ſtarr verteidigten, ſo ängſtlich gehüteten öſtlichen Standpunkt aus als unüberbrückbar anerkennen. Am wenigſten konnte vom Boden ſeiner Lehre aus eine nationale oder bloß ſtaatliche Gemeinſchaft zu dieſer Brücke taugen. Es ſtand alſo vor der Alternative, entweder auf eine ſtaatliche Einverleibung Polens zu verzichten oder aber es zu erobern, um es zu bekehren und von da aus zu entnationaliſieren, zu ruſſifizieren. Der durch die Jahrhunderte bewährte gewaltige Expanſionstrieb Rußlands konnte ſich zu dieſem Verzicht nicht verſtehen. Das aber koſtete den Oſten das Opfer ſeiner Ziviliſationsfeindſchaft. Denn das fortgeſchrittene Weſtſlawentum war mit den primitiven Kriegsmitteln des Oſtens nicht zu überwinden. Moskau mußte ſich ſelbſt untreu werden, es mußte ſich ziviliſieren. Der Verlauf der Geſchichte beſchleunigte dieſen Prozeß, ſobald er einmal ins Rollen gekommen war. Polen begann zu zerfallen. Kleinrußland, lange unter polniſcher Herrſchaft, aber mit Großrußland durch den gemeinſamen orthodoxen Glauben verbunden, kehrte halb freiwillig zu Rußland zurück. Es war aber lange genug in der Einflußſphäre weſtlicher Ziviliſation geweſen, um fortan im Zarenreich die Rolle des ziviliſatoriſchen Sauerteigs zu ſpielen. So drang von da aus die Buchdruckerkunſt und das Schulweſen in Rußland ein. Erſt im achtzehnten Jahrhundert glich ſich allmählich das Bildungsniveau zwiſchen Norden und Süden aus. Weiterhin gelang dann Rußland die politiſche Unterwerfung des größten Teils von Polen, die Bekehrung aber, alſo das Entſcheidende, iſt ſeinen verſpäteten Verſuchen mißglückt.

Es iſt nun eine Erſcheinung von höchſter hiſtoriſcher Ironie, daß die im 19. Jahrhundert in Rußland aufgeſtandene nationaliſtiſche Richtung, die ſich gegen die Verweſtlichung Rußlands wendet, ſich Panſlawismus nennt. Darin liegt nämlich, wie nach dem Vorangegangenen deutlich iſt, gerade ein Abfall von der öſtlichen Idee der abſoluten Vorherrſchaft der Religion, denn der Panſlawismus will auch über religiöſe Scheidungen hinweggreifen. Es liegt darin ganz im Gegenteil eine Anerkennung des gänzlich neuzeitlich-weſtlichen, unkatholiſchen Nationalitätsprinzips. Dieſer Panſlawismus hat — das haben die bisherigen Ereigniſſe deutlich genug gezeigt — in dieſem Krieg zwiſchen dem Oſten und dem Teil des Okzidents, der das „Gewiſſen" Weſteuropas darſtellt, völlig Fiasko gemacht. Gewiß iſt das zum großen Teil darauf zurückzuführen, daß das Weſtſlawentum helläugig genug iſt, um durch die Maske des Panſlawismus hindurch die Fratze des großruſſiſchen Eigennutzes zu erkennen. Es zeigt ſich aber darin auch — und das iſt der Gipfel der Ironie! — daß gerade *gegen* den famoſen Panſlawismus ſich der urſlawiſche Religionsprimat durchſetzt. Denn gegen das orthodoxe Oſtſlawentum unter ſeinem Reichs- und Kirchenfürſten Nikolaus zieht der katholiſche ſlawiſche Weſten unter den Fahnen Franz Joſefs, der apoſtoliſchen Majeſtät.

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Die 25 Kommandanten der ſerbiſchen Armee

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Kronprinz Alexander von Serbien

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Eine ſerbiſche Batterie in Feuerſtellung

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Serbiſche Landwehr

Serbiſche und montenegriniſche Vorſtöße und ihre Abwehr

Geſamtüberblick über die Kämpfe

Die öſterreichiſch-ungariſchen Meldungen

30. Auguſt.

Die Montenegriner haben in den letzten Tagen die Beſchießung von Cattaro vom Lovcen aus fortgeſetzt. Die Beſchießung der Stadt und Hafenanlagen hat nur ſehr geringen Schaden verurſacht. Das Feuer mehrerer ſchwerer Batterien in Höhenſtellung, das durch Schiffsgeſchütze unterſtützt wurde, hat das Bombardement der Montenegriner zum Schweigen gebracht.

1. September.

Das Gros der franzöſiſchen Mittelmeerflotte, beſtehend aus 16 großen Einheiten und zahlreichen Torpedofahrzeugen erſchien in großer Entfernung vor der Einfahrt in die Bocche von Cattaro und gab vierzig Schüſſe aus ſchwerem Kaliber gegen das veraltete Fort auf der Punta d'Oſtro ab, ohne den dortigen Werken Schaden zuzufügen. Von der Beſatzung wurden drei Mann leicht verwundet. Hierauf dampfte die franzöſiſche Flotte eine Zeit hindurch in nordweſtlicher Richtung und wendete ſodann in Südkurs, anſcheinend, um die Adria wieder zu verlaſſen. Es handelte ſich offenbar um eine wirkungsloſe Demonſtration der franzöſiſchen Streitkräfte an unſerer ſüdlichen Küſte.

Der ſtellv. Chef des Generalſtabs, v. Höfer, Generalmajor.

1. September.

Auf dem Kriegsſchauplatz am Balkan brach die im Grenzgebiete von Autovac ſtehende, von Generalmajor Heinrich v. Pongracz befehligte dritte Gebirgsbrigade, die ſchon einmal einen kühnen Vorſtoß in das rauhe kriegeriſche Montenegro erfolgreich durchgeführt hatte, am 30. Auguſt von neuem gegen die auf den Grenzhöhen bei Bilek ſtehenden Montenegriner vor und warf die an Zahl überlegenen feindlichen Kräfte nach mehrtägigen heftigen Angriffen zurück, nahm ihnen dabei auch ein ſchweres Geſchütz ab und befreite durch dieſe kühne Tat die von den Montenegrinern bedrängte Grenzbefeſtigung. Von den Höhen nordweſtlich von Bilek wurden die Montenegriner abermals geworfen.

7. September.

Meldung des Oberſtkommandierenden, Erzherzog Friedrich: Es gereicht mir zur beſonderen Freude, bekannt geben zu können, daß über 4000 Mann ſerbiſcher Truppen bei dem Verſuch, öſtlich von Mitrowitza in unſer Gebiet einzubrechen, gefangen genommen wurden. Bei dieſer Gelegenheit wurde von unſeren Truppen im Süden auch ſerbiſches Kriegsmaterial erbeutet.

10. September.

Die Nachrichten vom ſüdöſtlichen Kriegsſchauplatz laſſen erkennen, daß Teile der ſerbiſchen Armee, während wir die Drina überſchritten, in Syrmien einbrachen, wo die Abwehr eingeleitet worden iſt. v. Höfer.

15. September.

Die über die Save eingedrungenen ſerbiſchen Kräfte wurden überall zurückgeſchlagen. Syrmien und Banat ſind daher vom Feinde vollſtändig frei. v. Höfer.

16. September.

Serbien verſucht es, durch Nachrichten über Niederlagen öſterreichiſch-ungariſcher Truppen im Auslande Stimmung zu machen.

Demgegenüber braucht nur auf die amtlichen Communiqués verwieſen zu werden. Hiernach haben wir die Drina überſchritten und alle Verſuche des Feindes, in Syrmien und im Banat Fuß zu faſſen, vollſtändig und erfolgreich abgewieſen. v. Höfer.

20. September.

Amtliche Meldung: Die franzöſiſche Flotte, die ſeit der wirkungsloſen Kanonade von Punta d'Oſtro außerhalb der Adria verblieben war, hat in den letzten Tagen neue Großtaten vollbracht. Sie erſchien am 19. September um ſechs Uhr vormittags abermals vor der Bocche di Cattaro und beſchoß eine Stunde hindurch erneut die Forts der Einfahrt aus den ſchwerſten Kalibern. Sie erzielte drei Treffer mit geringer Wirkung und verwundete einen Kanonier. Hierauf ſteuerte ſie, insgeſamt ungefähr 40 Einheiten ſtark, gegen Liſſa und beſchoß um ein Uhr nachmittags die Semaphorenſtation und den Leuchtturm. Sie verwundete zwei Mann, konnte jedoch ſonſt nur vorübergehenden Schaden anrichten. Bis ungefähr fünf Uhr nachmittags operierte das Gros der Flotte in den Gewäſſern vor Liſſa und verließ dann mit ſüdweſtlichem Kurs feuernd den Schauplatz ihrer Tätigkeit.

Gelegentlich dieſes Rückzuges erſchienen Teile der Flotte vor Pelagoſa. Auch hier wurde der Leuchtturm beſchoſſen. Nach Zerſtörung der Flaggenſtation, unflätiger Verunreinigung des Trinkwaſſers durch gelandete Matroſen und Mitnahme des wenigen Proviants armer Leuchtturmwächter ſowie einiger Wäſcheſtücke verließ auch dieſes Geſchwader die Adria.

23. September.

In Serbien ringen unſere Balkanſtreitkräfte mit großer Zähigkeit um den Erfolg. Soeben angelangte Nachrichten laſſen erkennen, daß nunmehr die beherrſchenden Höhen weſtlich von Krupanj (Jogodajah, Biljeg, Crni, Urh), um welche tagelang erbittert gekämpft wurde, ſämtlich in unſerem Beſitz ſind, und daß hier der Widerſtand der Serben gebrochen wurde. Daß es während dieſes Kampfes des Gros unſerer Balkanſtreitkräfte einzelnen ſerbiſchen oder montenegriniſchen Banden gelingen konnte, in Gegenden vorzudringen, wo nur wenige Gendarmen und die unumgänglich notwendigen Sicherheitsbeſatzungen zurückgeblieben waren, kann bei dem Charakter des Landes niemand überraſchen. v. Höfer.

28. September.

Nach mehr als vierzehntägigen hartnäckigen Kämpfen, während welcher unſere Truppen die Drina und die Save neuerdings überſchritten haben, iſt auf dem ſüdöſtlichen Kriegsſchauplatze eine kurze Operationspauſe eingetreten. Unſere Truppen ſtehen insgeſamt auf ſerbiſchem Territorium und behaupten ſich vorerſt in den blutig errungenen Poſitionen gegen unausgeſetzte hartnäckige Angriffe. Sie enden ſtets mit bedeutenden Verluſten des Gegners. In den letzten Kämpfen wurden insgeſamt 14 Geſchütze und mehrere Maſchinengewehre erbeutet. Die Zahl der Gefangenen iſt bedeutend, ebenſo die der Deſerteure.

Die Nachrichten über die ſerbiſch-montenegriniſche Offenſive nach Bosnien ſind durch den Einfall untergeordneter Kräfte in das von den öſterreichiſch-ungariſchen Truppen nahezu vollkommen entblößte Gebiet an der Sandſchakgrenze hervorgerufen worden. Maßregeln zur Säuberung dieſes Gebietes wurden unverzüglich getroffen.

Der Feldzeugmeiſter Potiorek.

29. September.

Amtliche Meldung: Von ſerbiſcher Seite iſt in den letzten Tagen im Ausland behauptet worden, die Serben hätten bei Krupanj einen Sieg errungen. Die öſterreichiſch-ungariſchen Truppen haben dort aber, trotz heftiger Gegenwehr, bei Beginn der Offenſive die Drina überſchritten und ſiegen auch heute durchweg auf

Überſichtskarte über Weſt-Serbien und Montenegro

ſerbiſchem Gebiet. Unſere Truppen halten die eroberten Höhen. In den letzten Tagen griffen die Serben zu einem neuen Mittel, um die Widerſtandskraft unſerer, zum Teile ſüdſlaviſchen Regimenter, zu ſchwächen, indem ſie die kroatiſche Hymne anſtimmten. Ein wohlgezieltes Feuer war die Antwort.

2. Oktober.

Unſere in Serbien befindlichen Truppen ſtehen ſeit zwei Tagen im Angriffskampf. Bisher ſchreitet die eigene Offenſive gegen den überall in ſtark verſchanzten, mit Drahthinderniſſen geſchützten Stellungen poſtierten Feind zwar langſam, aber günſtig fort.

Mit der Säuberung der von ſerbiſchen und montenegriniſchen Truppen und Irregulären beunruhigten Gegend Bosniens wurde energiſch begonnen. Hierbei wurde geſtern ein ganzes ſerbiſches Bataillon umzingelt, entwaffnet und kriegsgefangen abgeführt.

Die von den Serben verbreitete Behauptung über die Vernichtung der 40. Honveddiviſion iſt ein neuerlicher Beweis für die lebhafte ſerbiſche Phantaſie. Dieſe Diviſion befindet ſich, wie die Serben ſich zu überzeugen in den letzten Tagen wiederholt Gelegenheit hatten, in beſter Verfaſſung in der Gefechtsfront und hat ebenſo wie bei Viſegrad auch an den Kämpfen der letzten Woche rühmlichen Anteil genommen. Potiorek.

2. Oktober.

Die öſterreichiſch-ungariſche Regierung hat den Regierungen der neutralen Staaten eine Verbalnote folgenden Inhalts zukommen laſſen:

Das Preßbureau in Niſch ließ eine Mitteilung verbreiten, daß den Berichten aller ſerbiſchen Kommandanten zufolge das öſterreichiſch-ungariſche Heer auf allen Fronten Exploſivkugeln verwende. Die erſten zehn Salven der Maſchinengewehre erfolgten immer mit Exploſivkugeln und alle öſterreichiſch-ungariſchen Soldaten hätten in ihrer Munition zwanzig Prozent Exploſivpatronen. Die öſterreichiſch-ungariſchen Kommandanten hätten ſtrengſte Befehle erteilt, um zu verhüten, daß dieſe Munition in ſerbiſche Hände falle. Desgleichen ſei von dieſen Kommandanten ſtrenge angeordnet worden, bei öſterreichiſch-ungariſchen Verwundeten und Toten nach Exploſivkugeln, die ſie bei ſich haben könnten, zu ſuchen.

Die öſterreichiſch-ungariſche Regierung weiſt dieſe jeder Begründung entbehrenden Behauptungen, die durchaus verleumderiſche Beſchuldigungen ſind, mit Entrüſtung zurück und erhebt kategoriſchen Proteſt gegen dieſes Vorgehen Serbiens, das auf Täuſchung der öffentlichen Meinung abzielt.

4. Oktober.

Die Beſchießung von Cattaro iſt durch drei große franzöſiſche Panzer und vier Kreuzer wieder aufgenommen worden. Die Oeſterreicher erwidern das Feuer auf das nachdrücklichſte mit gutgezielten Schüſſen. Zwei Kreuzer, die mehrere Male getroffen wurden, mußten den Kampfplatz verlaſſen. Dem größeren der zwei Kreuzer wurden die Schlote glatt weggeſchoſſen. Der kleinere mußte wegen ſchwerer Maſchinenbeſchädigung in Schlepptau genommen und nach dem Kanal von Korfu gebracht werden.

Die Stellung der Montenegriner auf dem Lovcen ſcheint ſich trotz der Unterſtützung, die ſie durch inzwiſchen gelandete franzöſiſche Artillerie erhalten haben, recht ſchwierig zu geſtalten. Die „Agence Havas" meldet aus Cetinje, daß die öſterreichiſch-ungariſchen Batterien von Vormatz und Gerand, unterſtützt durch Kriegsſchiffe, die montenegriniſchen Stellungen auf dem Lovcen und Erſtas heftig beſchießen. Angeblich ſoll bisher nur Materialſchaden angerichtet worden ſein, es fragt ſich jedoch, wie lange die Montenegriner es unter dem Feuer der ſchweren Geſchütze werden aushalten können.

4. Oktober.

Die im öſtlichen Bosnien eingetroffenen ſerbiſchen und montenegriniſchen Kräfte zwangen, in dieſes abſeits der Hauptentſcheidung liegende Gebiet mobile Kräfte zu ent-

senden. Die erste dort eingeleitete Aktion hat bereits einen erfolgreichen Abschluß gefunden. Zwei montenegrinische Brigaden, die „Spuska", unter dem Kommando des Generals Vucovitz, und die „Zetska" unter dem General Rajewitz, wurden nach zweitägigen blutigen Kämpfen vollkommen geschlagen und auf Foca zurückgeworfen. Sie befinden sich in panikartigem Rückzug über die Landesgrenze. Ihren ganzen Train, darunter nicht unbedeutende in Bosnien erbeutete Vorräte, mußten sie zurücklassen. Auch bei dieser Gelegenheit wurden mehrere Gefangene eigener vorgeschickter Patrouillen, darunter ein Fähnrich, in bestialisch verstümmeltem Zustand aufgefunden. Potiorek.

8. Oktober.

Die Säuberungsaktion in Bosnien macht weitere Fortschritte. Zu dem gegen die montenegrinischen Truppen erzielten Erfolge gesellt sich nun ein entscheidender Schlag gegen die über Visegrad kampflos eingedrungenen serbischen Kräfte. Ihre nördliche Kolonne ist von Srebrenitza gegen Bajna-Basta bereits über die Drina zurückgeworfen worden, wobei ihr der Train und die Munitionskolonne abgenommen wurde.

Die auf die Romanja-Planina vorgegangene Hauptkraft unter Kommando des gewesenen Kriegsministers General Mylos Bozanovic wurde von österreichisch-ungarischen Kräften in einem zweitägigen Kampfe vollständig geschlagen und entging nur durch eilige Flucht der von uns geplanten Gefangennahme. Ein Bataillon des 11. serbischen Regiments des zweiten Aufgebots wurde gefangen genommen, mehrere Schnellfeuergeschütze erobert. Potiorek.

15. Oktober.

Die im Adriatischen Meer treibenden Minen haben am 30. September ein Fischerboot und acht Menschenleben bei Ancona und am Tage darauf ein zweites Boot und neun Menschenleben bei Rimini vernichtet. Sie waren durch den Sturm der vorigen Woche von der Dalmatinischen und Istrischen Küste weggetrieben worden, obwohl sie genau nach den Vorschriften der Internationalen Abmachungen verankert waren.

Diese Ereignisse hatten zu einer Anfrage der italienischen Regierung an das Wiener Kabinett geführt. Die Anfrage sollte keinen Protest, sondern nur eine freundschaftliche und höfliche Mitteilung bedeuten. Die österreichisch-ungarische Regierung hat darauf ihren Militärattaché in Rom ermächtigt, sich mit einem österreichisch-ungarischen Marineoffizier, der Sachverständiger in Minenfragen ist, nach Venedig zu begeben, um die Umstände zu untersuchen, unter denen in der Adria Minen frei geworden sind. Die Untersuchung ist nun abgeschlossen und hat zu der Feststellung geführt, daß sich durch unberechenbare Zufälligkeiten einzelne der an der österreichisch-ungarischen Küste fest angebrachten Seeminen von ihren Ankern losgerissen haben und sodann durch den Wind und die Strömung gegen die italienische Küste getrieben worden sind. Die österreichisch-ungarische Kriegsmarine hat sofort alle Maßnahmen ergriffen, die geeignet sind, derartigen Unglücksfällen in Zukunft vorzubeugen.

18. Oktober.

Am Morgen des 17. Oktober fand seewärts von der Punta d'Ostro ein Scharmützel zwischen einzelnen Torpedo- und Unterseebooten nebst einem Luftfahrzeuge und dem französischen Kreuzer „Waldeck-Rousseau" statt. Trotzdem der Kreuzer unsere Einheiten heftig beschoß, rückten sie unversehrt ein. Das Leuchtfeuer der Punta d'Ostro wurde vom französischen Kreuzer ebenfalls beschossen, doch nur an der Galerie unbedeutend beschädigt. Das weiter seewärts beobachtete französische Gros verließ nach Sichtung der Unterseeboote schleunigst unsere Gewässer. Eigene Torpedofahrzeuge unternahmen in den frühen Morgenstunden des 18. Oktober einen Raid auf den Hafen von Antivari und zerstörten aus nächster Nähe einige Magazine und beladene Waggons durch Geschützfeuer. v. Höfer.

19. Oktober.

Die ſerbiſche Preſſe verbreitet in den letzten Tagen eine Reihe von Siegesnachrichten, die vielleicht im Bereiche ihrer Wünſche gelegen ſind, die aber mit den tatſächlichen Verhältniſſen im völligen Widerſpruche ſtehen und auf nachſtehendes reduziert werden müſſen:

1. Der angebliche Sieg bei Kurjacica war eine durch das Hochwaſſer der Drina bedingte, nicht aber durch einen ſerbiſchen Angriff erzwungene Räumung eines überſchwemmten kleinen Brückenkopfes, dem an und für ſich keine ſonderliche Bedeutung zukam. Die Räumung vollzog ſich in größter Ordnung, ja ſogar ohne Störung durch den Gegner; es ſind daher die Angaben über zahlreiche Gefangene uſw. vollkommen unzutreffend.

2. Am Gucevorücken ſpielen ſich infolge der großen Nähe der dort befindlichen Kampflinien faſt täglich Kämpfe ab, in denen bald die Serben, bald die eigenen Truppen die Angreifenden ſind; eine ſonderliche Bedeutung kommt dieſen Kämpfen nicht zu, daher ſind auch die ſerbiſchen Nachrichten von einem großen Erfolge am Gucevorücken Entſtellungen der Tatſachen. Dagegen verſchweigt aber der Gegner, daß am ſelben Tage, an welchem der „glänzende Sieg" am Gucevorücken errungen wurde, weiter ſüdlich ein viel ernſterer, durch Artillerie unterſtützter ſerbiſcher Angriff blutig abgewieſen wurde.

3. Auf der Romanja Planina ſetzt die von den Serben angeblich geſchlagene Diviſion eben die Säuberungsaktion fort. Teile derſelben haben am 12. und 13. Oktober in heldenmütigen Kämpfen drei bis vier ſerbiſche Bataillone zerſprengt und zahlreiche in den Wäldern herumirrende Soldaten und Offiziere gefangengenommen.

Dadurch iſt die ſerbiſche Kriegsberichterſtattung zur Genüge charakteriſiert und bedarf keines weiteren Kommentars. Potiorek.

22. Oktober.

Amtliche Meldung: Die ſtarken ſerbiſchen und montenegriniſchen Kräfte, die ſeinerzeit über die von Truppen entblößten ſüdöſtlichen Grenzteile im öſtlichen Bosnien eingedrungen ſind und die einheimiſche moſlemiſche Bevölkerung auch mit einer zügelloſen Horde von plündernden und mordenden Freiſcharen heimgeſucht haben, wurden nach dreitägigen erbitterten Kämpfen im Raum beiderſeits der Straße Mokro—Rogatitza geſchlagen und zum eiligen Rückzuge gezwungen.

23. Oktober.

Bei der Rückkehr von erfolgreicher Aktion in der Save ſtieß unſer Flußmonitor „Temes" auf eine feindliche Mine und ſank. Von der Bemannung ſind 33 vermißt, die übrigen gerettet. v. Höfer.

26. Oktober.

Die Operationen zur Säuberung des bosniſchen Gebietes machten weitere erfreuliche Fortſchritte. Der auf Velika—Brod und Bratſchevitſch weſtlich von Viſegrad eingeholte und geſtellte Gegner wurde am 24. d. M. abends angegriffen und nach Viſegrad zurückgeworfen. Unſere Verfolgungstruppen erreichten geſtern die Drina bei Viſegrad, Megjegja, Gorazda und weſtlich davon. Somit iſt Oſtbosnien bis zur Drina vom Gegner vollſtändig geſäubert. Bei dieſer Aktion erbeuteten wir zwei Geſchütze und eine große Menge Infanterie- und insbeſondere Artillerie-Munition. Die Montenegriner haben ſich von den Serben getrennt und ziehen ſich ſüdweſtlich zurück. Potiorek.

4. November.

Nachträglich wird amtlich gemeldet: Während der Kämpfe auf der Romanja-Planina wurden insgeſamt ſieben Offiziere und 647 Mann gefangen, fünf Geſchütze, drei Munitionswagen, zwei Maſchinengewehre und viel Munition und Kriegsmaterial erbeutet. Den Montenegrinern wurden über tauſend Stück Vieh abgenommen, das ſie aus Bosnien mitnehmen wollten.

Die Vernichtung der ſerbiſchen Timokdiviſion bei Mitrowitza

Die Elitetruppe des ſerbiſchen Heeres, die berühmte Timokdiviſion, erhielt den Auftrag, in der Nacht auf den 6. September über die Save auf Mitrowitza vorzuſtoßen, um damit den Krieg auf öſterreichiſch-ungariſches Gebiet zu tragen. Dieſer Befehl erfolgte offenbar in der Annahme, die öſterreichiſch-ungariſchen Armeen ſeien im Kampf gegen Rußland ſo ſtark beſchäftigt, daß ſie einem ſerbiſchen Vorſtoß keinen ernſtlichen Widerſtand entgegenzuſetzen vermöchten. In Serbien, wo ſchon mehrere Tage zuvor das Gerücht umging, Berlin ſei in die Hände der Ententetruppen gefallen und der deutſche Kaiſer habe Selbſtmord verübt, führte man den Vormarſch auf Mitrowitza auf einen unmittelbaren ruſſiſchen Auftrag zurück.

Die ſerbiſchen Truppen hatten ſchon in den Tagen vorher vom ungariſchen Saveufer aus Lichtzeichen ihrer Spione erhalten, die meldeten, daß der Weg frei ſei. Nur hatte diesmal das öſterreichiſch-ungariſche Kommando von der Abgabe dieſer Zeichen genaue Kenntnis. Das Kommando verfügte, der Uebergang der Serben ſolle nirgends behindert werden. Erſt nachdem die ſerbiſchen Vorhuten in Eiſenpontonen, teilweiſe auch den Fluß durchwatend, das andere Ufer erreicht hatten, rückte ihre Hauptmacht über zwei improviſierte Brücken nach Mitrowitza und Oſtruſchnitza vor. An der Spitze marſchierte eine Regimentsmuſik, denn man hatte ſich auf Grund der Spionageberichte einen kampfloſen Einmarſch vorgeſtellt.

Ein verwundeter öſterreichiſcher Offizier erzählt den Hergang der Schlacht folgendermaßen: „Seit der Räumung von Schabatz (vgl. I, S. 179) konnte man am ſerbiſchen Donauufer eine lebhafte Bewegung bemerken. Von überallher kamen Meldungen, daß ſerbiſche Artillerie die Dörfer längs des ungariſchen Ufers beſchieße, und daß zwiſchen Tobſchider und Obrenovatz ſtärkere feindliche Kräfte im Vormarſch begriffen ſeien. Die ſerbiſche Artillerie ſtellte ſich gegenüber von Mitrowitza auf und begann dieſes zu beſchießen. Wir ſtanden bei Ruma. Samstag, den 5. September, nachmittags, begann ein ſerbiſches Geſchützfeuer längs der Save auf unſere Stellungen. Wir antworteten nur ſchwach. Zwei Bataillone meines Regiments erhielten Samstag nacht den Befehl, längs der Save öſtlich vorzugehen. Wir ſtellten uns gegenüber Jarak auf.

Die ganze Nacht hindurch wurden zwiſchen den Vorpoſten Schüſſe gewechſelt. Wir erhielten den Befehl, nichts zu tun. Am anderen Morgen konnten wir eine ſtarke Truppenbewegung am ſerbiſchen Ufer bemerken. Wir zogen uns zurück und ließen nur Wachen am Saveufer. Wir marſchierten vier Kilometer nördlich und trafen dort drei andere Bataillone, mit denen wir uns vereinigten und unſeren Flügel nach Norden ausdehnten. Dann hörten wir lebhaftes Gewehrfeuer. Später hörte ich, die Serben ſetzen über den Fluß und wollen bei Jarak eine Brücke ſchlagen. Ich erhielt den Befehl, mit meinem Zug zur Save vorzudringen. Wir ſahen die Save voll mit Booten, auf ihnen ſerbiſche Soldaten. Die ſerbiſche Artillerie deckte den Uebergang. Auf meine Meldung erhielt ich den Befehl, ruhig auf dem Platze zu bleiben.

Es kamen immer größere Maſſen herüber, die in geſchloſſenen Reihen nordöſtlich marſchierten. Ich ſah dies anderthalb Stunden mit an. Am ſerbiſchen Ufer hatten die Serben mit dem Bau der Brücke begonnen und die Artillerie war marſchbereit. Da ſchlugen zwei Granaten in die Maſſe am ſerbiſchen Ufer. Das Artilleriefeuer wurde ſehr lebhaft und die ſerbiſche Artillerie flüchtete. Der Fluß war noch voll mit ſerbiſchen Booten und Soldaten; dieſe wurden der Reihe nach vernichtet. Die ſerbiſche Artillerie begann nun auch zu ſchießen. Auch bei Sofice begann ein Artilleriefeuer, doch wir

mußten noch immer auf demſelben Platz warten. Es wurde dunkel, und um neun Uhr erhielten wir endlich Befehl, uns unſerem Bataillon anzuſchließen. Um halb zehn Uhr waren wir ſchon im Feuer. Eine in Unordnung geratene ſerbiſche Maſſe wälzte ſich gegen uns. Wir beſchoſſen ſie von vorne, eine andere Gruppe von rechts. Unſere Maſchinengewehre waren raſch in Tätigkeit, wir drängten die Serben raſch gegen die Save. Ich wurde hiebei verwundet, und auf dem Verbandsplatze erzählte man mir ſpäter, daß die Serben vollſtändig vernichtet wurden."

Die bei Ruma im Halbkreis aufgeſtellte ungariſche Diviſion, die von Jarak und Sofice aus durch Artilleriefeuer unterſtützt worden war, hatte die Serben alſo faſt umzingelt und trieb ſie ſchließlich mit Gewehrfeuer und Bajonettangriff in die Save. Eine fürchterliche Panik ergriff die vom langen Kampf ermattete Timokdiviſion, etwa 5000 Serben wurden gefangen, ebenſoviele fielen oder ertranken bei der Flucht über die Save. Ein aus 1500 Mann beſtehender abgeſprengter Trupp wurde bald darauf bei Jndjija (zwiſchen Save und Donau) teils getötet, teils gefangen. Die Timokdiviſion war aufgerieben.

Ueber die Gefangennahme der Serben ſchreibt ein öſterreichiſch-ungariſcher Mitkämpfer: „Die Serben ergaben ſich keineswegs, wie es in manchen Berichten hieß, ohne weiteres. Von einem Schwenken der weißen Tücher haben wir nichts bemerkt. Es muß als alleiniges Verdienſt unſerer Truppen hingeſtellt werden, daß dieſe elfſtündige Schlacht mit einem ſo ſchönen Erfolge der Unſeren endete. Unſere Truppen haben vom Offizier angefangen bis zum letzten Mann einen Heldenmut und eine Ausdauer bewieſen, wie man es ſelten finden wird. Es war ein ſehr ſchwerer Kampf und darum iſt der Sieg ein neues Ehrenblatt in der ruhmreichen Geſchichte unſerer Armee. Die Serben haben ſich in dieſem Kampf ſehr ehrenvoll benommen, und man würde ihnen unrecht tun, wollte man ihre Haltung in dieſem Kampfe verurteilen."

Die weiteren Einbruchsverſuche der Serben

Der Sieg bei Mitrowitza ermöglichte es den mit Abſicht zurückgezogenen öſterreichiſch-ungariſchen Truppen, auch die bei Klenak, bei Kupinowo-Obrenowatz, bei Semlin und bei Pancſova eingefallenen ſerbiſchen Diviſionen der Reihe nach anzugreifen und wieder über die Grenze zu jagen. Ueber den vollſtändigen Zuſammenbruch der ſerbiſchen Aktion gegen Syrmien und den Banat teilt die „Südſlawiſche Korreſpondenz" aus amtlicher Quelle folgende Einzelheiten mit:

„Kurz nach dem Einbruch der ſerbiſchen Timokdiviſion bei Mitrowitza, die im Raume Ruma-Jarak von unſeren Truppen vernichtet wurde, drangen reguläre ſerbiſche Truppen und größere Banden von Komitatſchis an mehreren Stellen gleichzeitig in Syrmien und in den Banat ein. Die Serben überſchritten im Weſten bei Obrenowatz-Progor, Pravo-Novoſelo-Kupinowo und Oreſatz-Grabovatz die Save, um in Syrmien einzufallen. Hier drangen auch mehrere tauſend Mann ſerbiſcher Truppen, die bisher bei Belgrad geſtanden und nordweſtlich abgeſchwenkt waren, bei Oſtruſchnitza über den Fluß. Die Geſamtzahl der in Syrmien eingefallenen ſerbiſchen Truppen wird mit über 15 000 Mann angegeben, die Jrregulären eingerechnet.

Der Vormarſch der ſerbiſchen Truppen wurde im erſten Moment von unſerem Aufklärungsdienſt feſtgeſtellt. Man ließ aber die in Syrmien eingefallenen Serben, ebenſo wie es mit der Timokdiviſion bei Mitrowitza geſchehen war, unbehelligt einmarſchieren und den Uebergang vollenden. Die ſerbiſchen Truppen hatten an zwei Stellen Brücken über die Save geſchlagen, ſonſt aber den Fluß, der niederen Waſſerſtand zeigte, auf Plätten und Kähnen überſetzt. Die ſerbiſchen Truppen, die leichtes Geſchütz und Maſchinengewehre mitführten und bei denen ſich auch eine Regimentsmuſik befand, ver-

einigten ſich, im Anfang ungeſtört, um ſich in zwei Abteilungen in der Richtung gegen Indjija in Marſch zu ſetzen. Die Serben wurden in einer ähnlichen Situation wie bei Mitrowitza-Ruma von unſeren Truppen geſtellt. Es entwickelte ſich ein Kampf, der auf der ganzen Linie mit großer Hartnäckigkeit geführt wurde.

Als unſere Truppen von Peterwardein anrückende Verſtärkungen einſetzen konnten, nahm der Kampf einen raſchen, für den Feind ungünſtigen Verlauf; er erlitt beſonders durch unſere Artillerie furchtbare Verluſte. Ein Teil der Serben wurde von ihrer Rückzugslinie abgeſchnitten. Alle Verſuche, unſere Linien zu durchbrechen, ſcheiterten an der bewunderungswürdigen Haltung unſerer Truppen, die mit Elan gegen den Feind vorgingen.

Die in Syrmien eingefallenen ſerbiſchen Truppen erlitten eine kataſtrophale Niederlage. Die Zahl der gefallenen Serben iſt ſehr groß und dürfte mit dreitauſend Mann zu niedrig veranſchlagt ſein. Tauſende wurden gefangen genommen."

Von den Serben, die bei Velikoſelo in der Nähe von Pancſova und oſtwärts an einigen Stellen in den Banat eingefallen waren, iſt kaum ein Bruchteil wieder auf ſerbiſchen Boden zurückgekehrt. Ueber die Kämpfe in dieſer Gegend heißt es in einem anderen öſterreichiſch-ungariſchen Bericht: „Die im Raum von Velikoſelo auf dem ſerbiſchen Ufer verſammelten Serben, etwa eine halbe Diviſion ſtark, eröffneten am 12. September die Beſchießung gegen die offene Stadt Pancſova. Unſere Beobachtungstruppen zogen ſich beim Beginn des Bombardements zurück, nachdem feſtgeſtellt worden war, daß die Serben den Uebergang über die Donau durchführen wollten. Nach einem kurzen markierten Widerſtande ließen unſere Truppen die Serben den Uebergang vollziehen. Nachdem die Serben in Stärke von etwa 8000 Mann den Uebergang vollzogen hatten, rückte ein Teil von ihnen gegen Pancſova, während das Gros den Marſch in der Richtung auf Dalova fortſetzte. Hier wurden die Serben von unſeren Truppen geſtellt, nach kurzem Artilleriegefecht mit dem Bajonett angegriffen und geradezu über den Haufen gerannt; ſie erlitten ungeheuere Verluſte. Unſere Truppen machten Scharen von Gefangenen und erbeuteten faſt das ganze Artilleriematerial. Der Reſt der Serben ging über die Donau zurück. Der Rückzug koſtete Hunderten das Leben. Ein Monitor beſchoß die Fliehenden und demontierte die ſerbiſchen Artilleriеſtellungen gegenüber Pancſova. Die in Pancſova eingedrungenen Serben konnten nur zum Teil ihren Rückzug bewerkſtelligen. Die Mehrzahl fand den Tod."

Auch Semlin, die Nachbarſtadt Belgrads, war ein paar Tage in ſerbiſchen Händen, aber die Zeit war ſo kurz, daß die Serben nicht einmal dazu kamen, zu plündern oder ſonſt ernſtlichen Schaden zu ſtiften. Alle Privathäuſer blieben heil. In keine einzige Wohnung drangen ſie ein und ſelbſt in der Eile zurückgelaſſene Wertſachen blieben unberührt. Geplündert wurde nur ein Kolonialwarengeſchäft, deſſen Waren die Serben offenbar notwendig brauchten; ein Semliner Arzt mußte ihnen ſeinen Kraftwagen „leihen".

Die Einwohner wußten ſchon am Tage vorher, daß die Serben einen Ausflug nach Semlin planten. Viele verließen infolgedeſſen die Stadt mit Sack und Pack. Der Uebergang der Serben erfolgte auf einer Pontonbrücke. Die öſterreichiſch-ungariſchen Monitore befanden ſich in gedeckter Stellung und ließen die Serben zunächſt ruhig gewähren, da es ſich darum handelte, ſie in möglichſt großer Zahl in die Hand zu bekommen. Die Offiziere nahmen im „Hotel Central" Quartier und forderten den Beſitzer auf, ſie gegen Barzahlung zu verköſtigen. Die Mannſchaft entfernte vor allem die Straßentafeln, um ſie durch mitgebrachte ſerbiſche zu erſetzen. Zum Bürgermeiſter wurde ein ſerbiſcher Apotheker von Semlin ernannt, der auch die ſerbiſche Zeitung, die in aller Eile hergeſtellt wurde, in den Straßen verkaufte oder beſſer: zu verkaufen ſuchte; denn die ſerbiſchen Soldaten intereſſierten ſich ebenſo wenig dafür wie die Bürgerſchaft

von Semlin. Als die Serben das Anrücken der Magyaren wahrnahmen, verließen ſie Hals über Kopf die Stadt. Die Offiziere flüchteten zuerſt über die Pontonbrücke, ohne ſich um ihre Sachen im Hotel zu bekümmern oder die hohe Zeche zu bezahlen. Während ihrer Flucht über die Pontonbrücke wurden die Serben von den öſterreichiſch-ungariſchen Monitoren unter Feuer genommen. Es war ein Blutbad, nicht viel geringer als die Vernichtung der Timokdiviſion bei Mitrowitza. Viele ſtürzten in die Fluten der Donau, da die Brücke einbrach. Wie viele dabei ertranken, läßt ſich nicht ſagen.

Der große Serbeneinfall war alſo kläglich geſcheitert, und zwar um ſo kläglicher, als er mit einem ungeheuren Aufwand von pomphaften Siegesmeldungen, die von der ſerbiſchen Preſſe in alle Welt hinausposaunt wurden, und anderen theatraliſchen Zeremonien gefeiert worden war. Prinz Georg von Serbien hatte ſich in der kleinen ſyrmiſchen Gemeinde Dobanovici durch einen ſerbiſchen Popen feierlich zum König von Syrmien krönen laſſen!

Wie von einem ſchweren Druck befreit, atmeten die Kroaten und Slavonen auf, als ihr Land wieder ſerbenfrei war. Am glücklichſten waren die deutſchen Bauern Syrmiens, die größtenteils in das benachbarte Virovititzaer Komitat geflüchtet waren. Mancher freilich fand ſeine Heimſtätte verwüſtet vor. Die einwöchige Serbenherrſchaft hat genügt, um den Bewohnern des ſüdſlawiſchen Teils der Habsburgiſchen Monarchie die Freude an großſerbiſcher Propaganda gründlich zu vergällen.

Der öſterreichiſch-ungariſche Vorſtoß über Drina und Save

Am 8. September *überſchritten* die Oeſterreicher *die Drina* und drangen in die Matſchvaebene zwiſchen Drina und Save ein. Der Einmarſch erfolgte an zwei Stellen: die eine Kolonne überſchritt die Drina bei Zwornik (dicht an der Einmündung der Drina in die Save), die andere in der Gegend von Bjelina, wo es gleich zu Anfang zu heftigen Gefechten auf der Linie Lesnitza—Losnitza kam. Nach der Vernichtung der Timokdiviſion und der Vertreibung der übrigen ſerbiſchen Truppen aus Syrmien und dem Banat ſtießen die öſterreichiſch-ungariſchen Streitkräfte auch über die Save vor. Die bei Zwornik über die Drina eingedrungene Gruppe traf bei Krupanj auf heftigen Widerſtand. Nach tagelangem erbittertem Ringen konnten am 23. September die Einnahme der Höhen von Krupanj und der Rückzug der Serben gemeldet werden. Auch die über die Save vorſtoßenden öſterreichiſch-ungariſchen Kräfte hatten in dieſen vierzehn Tagen erfolgreich operiert. Auf Befehl des Armeekommandos trat darauf eine kurze Operationspauſe ein.

Ein öſterreichiſch-ungariſcher Offizier, der den Einfall über die Drina bei der nördlich vorſtoßenden Gruppe mitgemacht hat, erzählt folgende *Einzelheiten*: „Am Dienstag, 8. September, um ½3 Uhr morgens, überſchritten unſere Truppen, gedeckt von den dichten Nebeln in den Niederungen der Drina, den Fluß und nahmen nach heftigem und für den Gegner ſehr verluſtreichem Kampf den ſerbiſchen Einfallsort L. Nachdem wir in L. genächtigt hatten, wo es ein opulentes erſtes Souper auf ſerbiſchem Boden gab, bei dem einige brennende Häuſer, aus denen geſchoſſen worden war, die Beleuchtung gaben, ſetzten unſere Abteilungen am nächſten Morgen den Vormarſch ins Innere Serbiens fort.

Bei ſchönem und nicht zu heißem Wetter marſchierten wir zwei Tage, ohne zunächſt auf ſtärkeren Widerſtand zu ſtoßen. Da wir befürchten mußten, daß die Serben die Wege mit Flatterminen geſichert hätten, ſo ließen wir zwei Herden vortreiben; dieſe Vorſichtsmaßregel erwies ſich aber als unnötig. Die Serben, die von uns bei L. geworfen worden waren, hatten ſich bis zu einer ſüdweſtlich gelegenen Stellung zurück-

gezogen, um ſich uns hier, gut verſchanzt, entgegenzuſtellen, ſcheinbar in der Abſicht, unſere Vereinigung mit unſerer zweiten Gruppe, die über Krupanj operierte, zu verhindern.

Der ſerbiſche Plan mißlang vollſtändig. Unſere brillante Artillerie hatte es den Serben, wie immer, unmöglich gemacht, ihre Poſitionen längere Zeit zu behaupten. Als unſere braven Leute hierauf die Serben unter Eljen- und Živiorufen mit den Bajonetten angriffen, flohen ſie panikartig. Die Ortſchaft, die die Serben als Stützpunkt benützt hatten, ſtand teilweiſe in Flammen, als wir dort gegen Abend einmarſchierten.

Inzwiſchen hatte, wie wir ſpäter erfuhren, unſre zweite Gruppe bei Krupanj einen ſcharfen Kampf mit ſerbiſchen Truppen, die wie es heißt, von dem Prinzen Georg geführt worden waren. Auch dort wurden die Serben vollſtändig geſchlagen und das fünfte ſerbiſche Infanterieregiment ganz aufgerieben. Man erzählt uns, daß man den Prinzen Georg beinahe gefangen genommen hätte, als die Unſrigen einen Sturm auf die feindlichen Poſitionen unternahmen und den Gegner in die Flucht trieben. Unterdeſſen haben wir mit unſrer zweiten Gruppe Fühlung genommen und ſetzten unſern Vormarſch unter täglichen kleinen Kämpfen fort. Bei den Unſrigen iſt die Stimmung ausgezeichnet und die Begeiſterung groß. Der Geſundheitszuſtand unſrer Truppen iſt vortrefflich."

Von der Heftigkeit der Kämpfe, die ſich unmittelbar an die hier geſchilderten anſchloſſen, gibt die „Südſlawiſche Korreſpondenz" ein packendes Bild. Es handelt ſich um einen tagelangen Anſturm auf eine wichtige, von den Serben beſetzt gehaltene Höhe, in denen ſich das bosniſch-herzegowiniſche Infanteriebataillon 3/3 in hervorragender Weiſe auszeichnete. Die Kämpfe um dieſe Höhe, die von den öſterreichiſch-ungariſchen Soldaten ſpäter als „Totenſchanze" bezeichnet wurde, begannen in den erſten Morgenſtunden des 16. September. „Die in der linken Flanke unſerer vormarſchierenden Truppen liegende Höhe," ſchreibt die „Südſlawiſche Korreſpondenz", „war von ſerbiſcher Artillerie beſetzt und mußte um jeden Preis genommen werden. Nach einem mörderiſchen Artilleriegefecht wurde gegen 11 Uhr vormittags zum Angriff angeſetzt, worauf die Bosniaken unter den Rufen „Bis ans Meſſer!" (na noz!) todesverachtend die Höhe ſtürmten. Es ging ein heftiger Regen nieder und dichter Nebel verhüllte die Ausſicht. Die Bosniaken nahmen nach einem blutigen Ringen die „Totenſchanze" ein, die von Leichen bedeckt war. Die ganze Bedienungsmannſchaft der beiden hier aufgeſtellten Geſchütze und der kommandierende ſerbiſche Offizier waren gefallen. Die Serben verſuchten in wiederholten Angriffen, die wichtige Stellung wieder zu nehmen, die von den Bosniaken ſchließlich mit den Bajonetten verteidigt wurde. Die Lage auf der eroberten Höhe war fürchterlich, da die hier gefallenen Serben ſeit Tagen unbeerdigt lagen. Am 20. mußte die Totenſchanze neuerlich geſtürmt werden, da der Feind durch ſeine Artillerie eine zeitweilige Räumung erzwungen hatte. Zwei Kompagnien bosniſcher Truppen nahmen die Höhe, die nun endgültig in unſerem Beſitz blieb. Da es infolge der Geländeſchwierigkeiten unmöglich war, die Geſchütze zurückzubringen, wurden ſie geſprengt. Die Serben hatten bei den Kämpfen um die Totenſchanze furchtbare Verluſte erlitten und räumten ſchließlich erſchöpft den Kampfplatz."

In den Kämpfen in der Macwa iſt Prinz Georg von Serbien durch einen Schuß in den Rücken verwundet worden. Ferner iſt Major Tankoſic, einer der Anſtifter des Serajewoer Attentats, gefallen. Major Tankoſic, der früher Kommandant der Komitatſchibanden war, befehligte auch in den Drinakämpfen eine größere Komitatſchibande und wurde durch einen Schrapnellſchuß getötet. Tankoſic ſtand an der Spitze der „Narodna Odbrana"; in dem Ultimatum, das die öſterreichiſch-ungariſche Regierung an die Belgrader Regierung gerichtet hat, wurde bekanntlich die Beſtrafung der Majors Tankoſic verlangt (vgl. I, S. 6). Die ſerbiſche Regierung erklärte in ihrer Antwortnote (vgl. I, S. 10), ſie habe Tankoſic noch an dem Abend, an dem die öſterreichiſch-ungariſche Note übergeben worden ſei, verhaften laſſen.

Der montenegriniſch-ſerbiſche Einfall im öſtlichen Bosnien

Der Ende Auguſt unternommene montenegriniſche Vorſtoß hatte durch die ſchwere Niederlage der Montenegriner bei Bilek (S. 81) ein raſches Ende gefunden. Die dritte öſterreichiſch-ungariſche Gebirgsbrigade unter Generalmajor Pongracz ſchlug den in ſtarker Uebermacht befindlichen Feind, der von ſerbiſchen und ruſſiſchen Offizieren geführt wurde, vollſtändig und zwang ihn zur Zurücklaſſung des ſchweren Geſchützes und mehrerer Gebirgskanonen.

Während der Kämpfe in der Matſchwa in der zweiten Hälfte des September hatten die Oeſterreicher an der bosniſchen Grenze nur wenige Gendarmen und die unumgänglich notwendige Sicherheitsbeſatzung zurückgelaſſen. Dieſe Gelegenheit benutzten die Montenegriner, um mit zwei Brigaden und mehreren ſtarken Banden erneut in Bosnien einzufallen. Gleichzeitig gingen ſerbiſche Kräfte über Viſegrad vor. Das gemeinſame Ziel war Serajewo. Auf der Romanja Planina, den Höhen öſtlich von Serajewo, kam das montenegriniſch-ſerbiſche Vordringen zum Stillſtand.

Ein authentiſcher Bericht, den die „Südſlawiſche Korreſpondenz" veröffentlicht, ſchildert den Einbruch der Montenegriner und ihre Vertreibung folgendermaßen: „Die beiden montenegriniſchen Brigaden, die zu den Elitetruppen der montenegriniſchen Streitmacht zählen und daher für dieſe Expedition in Verwendung gekommen waren, drangen in der Richtung von Foca her nach Bosnien ein. Das Ueberſchreiten der Grenze war dem in geſchloſſenen Maſſen vordringenden Feind nur dadurch möglich geweſen, daß an den Einfallsſtellen nur untergeordnete Kräfte des öſterreichiſch-ungariſchen Grenzſchutzes ſtanden. Bis zur Verſammlung entſprechend ſtarker Truppen von unſerer Seite, die mit der Aufgabe betraut wurden, den Feind über die Grenze zurückzuwerfen, konnten die Montenegriner ein Stück weit ihren Vormarſch fortſetzen, wobei in einigen Dörfern, die ſie paſſierten, von ihnen geplündert und alles, was ihnen irgend wertvoll erſchien, mitgenommen wurde. Nach Verſammlung unſerer Kräfte wurde der Feind, der ſich inzwiſchen an einer ſtrategiſch günſtigen Höhenpoſition feſtgeſetzt und verſchanzt hatte, von den Unſerigen angegriffen. Eine überaus wirkungsvolle Beſchießung der feindlichen Poſitionen durch unſere Artillerie zwang die Montenegriner, ihre Stellungen nach und nach zu räumen."

Ein Mitkämpfer erzählt: „Am 18. Oktober haben die Kämpfe mit den ſtarken ſerbiſchen und montenegriniſchen Truppen begonnen, die an dieſem Tage etwa 30 Kilometer vor Serajewo ſtanden. Wir nahmen die Offenſive auf und ſind dem vollſtändig geſchlagenen Feinde, den wir vor uns hertreiben, ununterbrochen auf den Ferſen.

In den Tagen zuvor hatten wir unter der genialen Führung unſeres Brigadiers Generalmajor v. Pongracz die Montenegriner in einem eintägigen Treffen auf das Haupt geſchlagen und etwa zehn feindliche Bataillone zum Rückzuge gezwungen, der mehr einer Flucht glich; hierauf richtete ſich unſer Angriff gegen eine weiter rückwärts ſtehende ſerbiſche Diviſion, mit der ſich die geſchlagenen Montenegriner hatten vereinigen können. Der Feind wurde überlegen geſchlagen und die nach Süden führende Straße geſäubert.

Nach einigen Tagen der Ruhe wurde der Angriff gegen die Hauptſtreitkräfte der Serben und Montenegriner befohlen, die öſtlich von Serajewo ſtanden. Am 18. Oktober begannen dieſe großen Kämpfe. An dem genannten Tage griffen wir die Feinde auf den Höhen der Romanja Planina an. Am nächſten Tage war der Feind im Rückzuge. Wir verfolgten den Feind rückſichtslos und zwangen ihn am 21. zu einem Treffen, das

wohl das bedeutendſte in dieſem Feldzugsabſchnitte war. Die öſterreichiſch-ungariſchen Truppen, die unter den ſchlechten Terrainverhältniſſen und unter der Ungunſt des Wetters zu leiden hatten, leiſteten gleichwohl Hervorragendes. Es hatte bis zum Tage dieſes Treffens drei Tage und Nächte geregnet, ohne daß auch nur eine Stunde Pauſe eingetreten wäre. Wir waren bis auf die Haut durchnäßt, und da uns der Train zwei Tage lang nicht erreichen konnte, nicht übermäßig geſättigt. Daß alle dieſe Umſtände den Offenſivgeiſt unſerer Truppen nicht lähmen konnten, bewies der 21. Oktober. In den Abendſtunden des vorhergehenden Tages hatten wir ſchon mit dem Feind Fühlung genommen. In den erſten Frühſtunden begann dann der Kampf, der heiß und erbittert war. Bei ſtrömendem Regen drangen wir unaufhaltſam die ſteilen und bewaldeten Höhen hinan, weder Artilleriefeuer noch Infanteriegeſchoſſe hielten uns auf. Mit den Bajonetten wurden die Höhen nach der Reihe genommen, von denen die niedrigſte über 1000 Meter hoch war. Spät nachts war der Feind geſchlagen und zog ſich unter dem Schutze ſeiner Nachhut zurück. Die Verluſte des Feindes waren enorm, aber auch wir hatten den Tod manches Kameraden zu beklagen. Gefangene, eroberte Geſchütze, Verwundete, alles wirr durcheinander. Wir ruhen nach der Schlacht und ich ſchreibe dieſen Bericht."

Das war die Schlacht bei Rogatitza. Wie ſich nachträglich herausſtellte, waren auf montenegriniſcher Seite auch Franzoſen gefallen, die offenbar dem franzöſiſchen Skutaridetachement angehört hatten.

Bosnien war vom Feinde frei. Ein Beweis, wie ſehr die Stadt Serajewo bereits bedroht war, iſt das Dankestelegramm, das ſie nach der Vertreibung der Serben und Montenegriner an den öſterreichiſch-ungariſchen Armeekommandanten, Feldzeugmeiſter Potiorek, ſandte: „Im Namen der Landeshauptſtadt Serajewo und ihrer geſamten Einwohnerſchaft danken wir Eurer Exzellenz tiefergebenſt für die mit Energie und Berechnung durchgeführte Aktion, durch welche die Landeshauptſtadt für immer von einer möglichen feindlichen Invaſion befreit worden iſt. Wir beglückwünſchen Euer Exzellenz zu dem glänzenden Erfolg der Armee, welche der weiſen und heldenmütigen Leitung Euer Exzellenz anvertraut iſt. Wir ſind feſt überzeugt, daß Euer Exzellenz unſere tapferen Truppen von Sieg zu Sieg führen und ſich hiedurch in der Geſchichte der Monarchie verewigen werden."

Die Kämpfe um Cattaro

Die gelegentlichen Demonſtrationen der franzöſiſchen Mittelmeerflotte vor Cattaro*) — von ſorgfältig vorbereiteten Angriffen kann wohl nicht die Rede ſein — haben lediglich den Zweck, die vom Lovcen her auf der Landſeite operierenden Montenegriner zu unterſtützen. Aus dieſem Grunde müſſen ſie im Zuſammenhange mit den Feſtlandsaktionen betrachtet werden.

Der geringe Erfolg der franzöſiſchen Kanonaden gegen die Forts von Cattaro und der anderen „Beſuche" an der dalmatiniſchen Küſte (z. B. vor Raguſa) iſt aus den amtlichen Berichten bekannt (vgl. S. 81 ff.). Wie wenig ernſt dieſe Manöver in der öſterreichiſch-

*) Den weſtlichen Eingang des Meerbuſens von Cattaro beherrſchen drei öſterreichiſche Forts — eines auf einer Klippe im Eingang —, die in den Kampf um die Bocche di Cattaro wirkſam eingegriffen haben, und drei Batterien; weiterhin wird das Fahrwaſſer durch das Fort Spagennola bei Caſtelnuovo nördlich beſtrichen. Cattaro ſelbſt wird durch eine Enceinte und das 260 Meter über der Stadt landeinwärts gelegene Fort S. Giovanni ſowie mehrere Felsbefeſtigungen geſichert. Den Verkehr zwiſchen Cattaro und Cetinje vermittelt in Friedenszeiten eine Fahrſtraße. Cattaro bildete ſchon 1869 und 1881/82 in den Aufſtänden in Dalmatien und der Krivoſije den Hauptſtützpunkt der Oeſterreicher. Die Bucht von Cattaro ſelbſt beſitzt eine Reihe vorzüglicher Häfen.

ungariſchen Marine genommen werden, zeigt folgender Brief über die Beſchießung von Cattaro am 1. September, den ein Seekadett auf einem öſterreichiſchen Torpedoboot geſchrieben hat: „Der 1. September brachte eine ſehr intereſſante Abwechslung. In der Frühe wurde die franzöſiſche Flotte in Sicht gemeldet. Da wir Bereitſchaft hielten, bekamen wir den Befehl, vor der Einfahrt zu kreuzen und auf Unterſeeboote acht zu geben. Um acht Uhr früh waren einige feindliche Kreuzer zu ſehen und weit ſeewärts zeigten ſich ſtarke Rauchwolken, — die feindliche Flotte. Gegen neun Uhr konnte man die einzelnen Schiffe ganz gut unterſcheiden, es waren 17 Schiffe, darunter zwei Dreadnoughts („Jean Bart" und „Courbet"); kurz nach neun Uhr eröffneten ſie das Feuer aus ihren ſchwerſten Geſchützen. Die Granaten ſchlugen einige hundert Meter von uns ein. Den Anblick der 30—40 Meter hohen, von den einſchlagenden Granaten aufgepeitſchten Waſſerſäulen werde ich nie vergeſſen. Nach einer halben Stunde ſtellten die Franzoſen das Feuer ein und verſchwanden wieder ſeewärts. Wir waren ſehr enttäuſcht darüber, denn wir hofften, daß es endlich wirklich losgehe. Die Franzoſen haben nur ihre Viſitenkarte abgegeben. Das Fort, auf das ſie ſchoſſen, iſt gänzlich unbeſchädigt geblieben, demoliert wurde nur die Offiziersbaracke; dabei wurden zwei Artilleriſten verletzt. Das Luſtigſte kam aber erſt jetzt. Als wir nach der Schießerei ausfuhren, um uns nach den Verwüſtungen zu erkundigen, bemerkten wir auf der Oberfläche des Waſſers eine Menge toter und betäubter Fiſche (infolge der ins Waſſer einſchlagenden Geſchoſſe); wir fiſchten etwa 80 Fiſche heraus, darunter prachtvolle Exemplare, ſo daß die Bootsbemannungen ein tadelloſes Nachteſſen hatten. Mein Kommandant und ich aßen einen anderthalb Kilogramm ſchweren Fiſch und waren den Franzoſen herzlich dankbar für das gute Eſſen und die nette Unterhaltung."

Bei Nacht zog ſich das franzöſiſche Geſchwader (im ganzen 40 Einheiten, dabei ein paar engliſche Torpedoboote) ſtets auf die hohe See zurück, offenbar aus Furcht vor einem Angriff öſterreichiſch-ungariſcher Unterſeeboote. Infolgedeſſen vermochte die öſterreichiſch-ungariſche Flotte gelegentlich erfolgreiche Streifzüge vor Antivari zu unternehmen.

Anfang Oktober landeten die Franzoſen in Antivari vier 155 mm-Geſchütze und 400 Tonnen Munition, die auf die Feſte Traſte in der Nähe des Lovcenberges geſchafft wurden. Ueber die Kämpfe in dieſen Tagen berichtet die „Südſlawiſche Korreſpondenz": „Am 10. Oktober vormittags wurden die montenegriniſchen Artilleriſtellungen auf dem Lovcen wirkungsvoll durch ein öſterreichiſch-ungariſches Flugzeug, das ein Maſchinengewehr und Bomben mit ſich führte, bei gleichzeitigem Eingreifen der in der Bucht von Cattaro liegenden Kriegsſchiffe angegriffen. Die feindliche Artillerie hatte in der letzten Zeit das Bombardement gegen die Hafenanlagen von Cattaro fortgeſetzt, ohne größere Wirkungen als bei den früheren Beſchießungen zu erzielen, trotzdem franzöſiſche Artilleriſten die montenegriniſchen Bedienungsmannſchaften der Geſchütze auf dem Lovcen abgelöſt hatten. Auch die franzöſiſchen Artilleriſten ſchoſſen nicht beſſer als ihre Vorgänger.

Unſer Flugzeug begann die montenegriniſchen Poſitionen aus einem Maſchinengewehr zu beſchießen. Der Flieger ließ hierauf mehrere Bomben in die Stellungen der Montenegriner fallen, die den Aeroplan vergeblich beſchoſſen. Gleichzeitig nahm die ſchwere Schiffsartillerie den Lovcen unter heftiges Feuer. Wie es ſchien, übte das Bombardement in den feindlichen Stellungen ſtarke Wirkung. Die Erkundigung des Flugzeuges, das mit beſonderer Bravour operierte, hatte vollen Erfolg.

Am 18. Oktober erſchien kurz nach zwei Uhr morgens eine öſterreichiſch-ungariſche Flottille, beſtehend aus Torpedopooten und Unterſeebooten, überraſchend vor Antivari, wo am Tage vorher ein franzöſiſcher Dampfer Artilleriematerial, Aeroplane und Proviant für Montenegro ausgeladen hatte, die noch im Hafen lagerten. Die Flottille war von einem Hydroplan begleitet, der über den Hafenanlagen von Antivari ſeine Kreiſe zog

und zwei Bomben ſowie einen größeren Zündkörper abwarf. Die Torpedoboote eröffneten ein heftiges Feuer auf die Hafenanlagen unter dem Lichte der Scheinwerfer. Mehrere Lagerſchuppen wurden in Brand geſchoſſen und die erneute Radioſtation zerſtört. Der Ueberfall auf den Hafen war vollſtändig gelungen. Als die franzöſiſche Flotte andampfte, fuhren unſere Schiffe bereits außer Schußweite im Schutze der Küſtenforts."

In Cetinje herrſcht nach italieniſchen Meldungen große Verſtimmung über den ungenügenden Schutz von Antivari durch die franzöſiſche Flotte. Die öſterreichiſchen Bombardements, die zwar nur Materialſchaden verurſacht hätten, machten einen peinlichen moraliſchen Eindruck. Auch erſcheine täglich ein öſterreichiſches Waſſerflugzeug, das Bomben auf die Vorratsmagazine der franzöſiſchen Flotte werfe. Endlich befänden ſich die auf dem Berg Lovcen poſtierten franzöſiſchen Kanoniere in einer traurigen Verfaſſung, da ſie die große Kälte nicht vertrügen. Deshalb ſeien auf dem Berge beſondere Schutzhäuſer für die Franzoſen gebaut worden. Statt daß die Verbündeten die öſterreichiſche Küſte blockierten, blockieren umgekehrt die Oeſterreicher die Küſte Montenegros.

Serbiſche und montenegriniſche Kriegführung

Ueber die ſerbiſche Kampfesweiſe berichtet ein Mitkämpfer: „Die Serben kämpfen mit unglaublicher Bitterkeit. Und wie bedürfnislos iſt der ſerbiſche Soldat! Pro Mann und Tag eine Zwiebel, für vier Tage ein Brot, ziehen ſie in ihren olivgrünen Joppen in den Kampf, und ohne Reſerven dringen ſie weiter von Schützengraben zu Schützengraben. Ihre Deckungen ſind tief und ſteil, reichen bis zum Hals, und ſind nur mit einer kleinen Ausſchußöffnung verſehen; ſelbſt der Kopf iſt durch aufgeſchüttetes Erdreich und durch Kukuruzpflanzen verdeckt. Die ſerbiſche Artillerie ſchießt mit Granaten gut, mit Schrapnells minder. Das Gewehrfeuer iſt meiſt zu hoch, da die ſerbiſchen Schützen aus Vorſicht, den Kopf zu weit über die Deckung zu erheben, nicht genau zielen. Doch ſo mutig die Serben in den Deckungen ſind, ſo raſch werfen ſie Munition, Gewehre und alles, was ſie an Waffen bei ſich haben, weg und ergreifen die Flucht, wenn unſere Soldaten im Sturmangriff vorgehen. Da die Serben keine Reſerven haben, gehen ſie, wenn ihre Poſition in den betreffenden Schützendeckungen nicht mehr haltbar iſt, in die rückwärtigen Deckungen. Sie legen dieſe Deckungen und Gräben des Nachts derart an, daß ſie hintereinander in Abſtänden von 50 bis 60 Schritten angeordnet ſind.

Das hervorſtechendſte Kennzeichen des ſerbiſchen Soldaten iſt ſeine Verſchlagenheit im Erſinnen von Kriegsliſten. „Ein eigenes Kapitel," fährt derſelbe Bericht fort, „iſt die Gefechtstaktik der Serben. Von der vollkommenen Unſichtbarkeit der Schwarmlinien abgeſehen, bedienen ſie ſich der verſchiedenſten Kniffe. Zum Beiſpiel kommandieren ſie ſehr oft deutſch und rufen ſich deutſch an. Oder es kommen ganze Bataillone mit einer weißen Fahne, und es hat den Anſchein, als ob ſie ſich ergeben wollten, da plötzlich kracht eine Salve. Sehr oft kam es vor, daß die ſerbiſchen Soldaten ihre Torniſter auf den Boden legten, während ſie ſelbſt in den Baumkronen ſaßen. Doch gaben ſie dieſe Kampfesart bald auf, weil ſie durch allzu ſteiles Schießen noch weniger trafen." Ein anderer erzählt: „Daß die Serben unſere Soldaten mit unſeren Kommandorufen irreführen wollen, daß ſie unſere Signale übernommen haben und ſich uns in der Uniform unſerer Gefallenen nähern, iſt ſchon bekannt. Nun haben wir auch die Erfahrung gemacht, daß ſie in einer vor ihren Schützengräben auf 200 bis 300 Schritt nur markierten Deckung ihre Kappen niederlegen, während ſie auf uns aus den hinter dieſen liegenden tief eingegrabenen Stellungen feuern.

Jetzt, da die Kriegsbegeiſterung der Serben nachzulaſſen beginnt, ergreifen die Offiziere folgendes Mittel, um ihre Soldaten auf ruſſiſche Art zur Ausdauer anzu-

ſpornen: Sie graben drei gedeckte Linien in einer Entfernung von 50—100 Schritt. In der erſten liegt die Mannſchaft, in der zweiten liegen die Unteroffiziere, während ſich in der dritten die Offiziere poſtieren. Wenn nun in der erſten Linie die Lage infolge des Vordringens unſerer Truppen kritiſch zu werden beginnt und in den Reihen der Mannſchaft Zeichen des Rückzuges kenntlich werden, beginnen die Unteroffiziere das Feuer auf ihre eigenen Leute, um ſie derart zu weiterem Ausharren zu zwingen. Der ſchlaue ſerbiſche Soldat vereitelt aber auch in dieſem Falle den Plan ſeiner Vorgeſetzten. Sieht er die Ausſichtsloſigkeit eines weiteren Kampfes, ſo ſtellt er das Feuer auf unſere Mannſchaft ein, legt ſich platt in den Schützengraben und ergibt ſich, ſowie unſere Truppen die Gräben nehmen."

Dieſe Erfahrung iſt wohl dahin zu ergänzen, daß es faſt ausſchließlich neuſerbiſche Regimenter ſind, die von ihren Offizieren mit der Waffe vorwärts getrieben werden müſſen. Ueberhaupt ſind die Allgemeinurteile über die ſerbiſche Armee mit Kritik aufzunehmen; während z. B. über Grauſamkeiten der ſerbiſchen Komitatſchis zahlloſe Berichte von Augenzeugen vorliegen, ſind Zeugniſſe über Ausſchreitungen regulärer ſerbiſcher Truppen nur ganz vereinzelt, jedenfalls nicht häufiger als bei einem anderen feindlichen Heere. Danzers Armeezeitung, ein ausſchließlich von öſterreichiſch-ungariſchen Offizieren redigiertes Organ, ſchreibt: „In welchem Tone wird von der ſerbiſchen Armee geſprochen! Schon ſeit Wochen ſind die Serben demoraliſiert, die ſerbiſche Artillerie meutert. Serbien hat keine Nahrungsmittel und keine Munition, ſerbiſche Mannſchaften ſchätzen ſich glücklich, wenn ſie in unſere Gefangenſchaft fallen, im Innern herrſcht Revolution. Und während unſere Blätter alſo phantaſieren, ſtehen ſoundſoviele Korps Tag und Nacht in heißem Kampf den ſerbiſchen Linien gegenüber, ringen wir heldenmütig mit einem Gegner, der an Schneid und unerbittlicher Energie kaum zu überbieten iſt, fließen Ströme von edelſtem Blut um jeden Fußbreit Landes."

Um auch nach der montenegriniſchen Seite Licht und Schatten gerecht zu verteilen, ſeien zwei authentiſche Zeugniſſe nebeneinandergeſtellt:

1. Die öſterreichiſch-ungariſche Regierung hat den Regierungen Deutſchlands und der neutralen Staaten folgende Verbalnote zukommen laſſen: „Die Sanitätsambulanzen der 14. öſterreichiſch-ungariſchen Gebirgsbrigade wurden, ſo oft ſie in Tätigkeit traten, von den Montenegrinern beſchoſſen. Obgleich die Ambulanzen die Fahne mit dem Genfer Kreuz auf hohen Stangen angebracht hatten, beſchoſſen die Montenegriner die Verbandplätze, und zwar am 13. Auguſt den am Liſſac und am 18. Auguſt den in Cerovopolje in Montenegro mit Schrapnells und am 2. September den Verbandplatz in Grahovo in Montenegro mit Infanteriegeſchoſſen. In Cerovopolje wurde die Errichtung des Verbandplatzes gänzlich verhindert, da die montenegriniſche Artillerie, ſofort nachdem das Rote Kreuz aufgepflanzt war, ihr Feuer darauf richtete. Die öſterreichiſch-ungariſche Regierung erhebt in aller Form Proteſt gegen dieſe Verletzung der Genfer Konvention."

2. Ueber den Untergang der „Zenta" (vgl. I, S. 165) berichten Augenzeugen: „Die Franzoſen ſetzten nicht ein Boot aus, um die zwiſchen den Trümmern ihres Schiffes im Waſſer um ihr Leben ringenden glorreich Beſiegten zu retten. Ganz anders handelten die Montenegriner. Kaum war die „Zenta" geſunken, als ſich alles in die am Ufer liegenden Boote ſtürzte und im Wettſtreit nach der Unglücksſtelle fuhr, um zu retten, was irgendwie zu retten war. 170 Mann, 13 Stabsperſonen, der Kommandant konnten auf dieſe Weiſe gerettet werden. Unter ihnen befanden ſich angeblich 50 Verwundete. Sie alle verdanken ihr Leben der Hilfsbereitſchaft armer montenegriniſcher Fiſcher, die in dieſem Fall gegen den Feind mehr Herz bewieſen als die Angehörigen der „großen Nation." Die Geretteten wurden als Kriegsgefangene ins Innere Montenegros gebracht und dort interniert.

Serbiens innere Lage

Hof und Regierung

17. September.

Miniſterpräſident Paſitſch berief die Führer aller parlamentariſchen Parteien zu einer Beratung. Er forderte die Parteiführer auf, die bisher vergeblich angeſtrebte Bildung eines großen Koalitionskabinetts zu ermöglichen. Die Konferenz verlief ergebnislos, da einzelne Führer erklärten, erſt mit ihren Parteiausſchüſſen beraten zu müſſen. Die Verſuche Paſitſchs, das Kabinett durch Aufnahme von Parlamentariern aller größeren Gruppen zu ſtärken, dürften erfolglos bleiben, da auf keiner Seite Neigung beſteht, dem Kabinett Paſitſch die Verantwortung abzunehmen. Namentlich die Fortſchrittspartei ſieht ein, daß ein vollſtändiges Débâcle der öſterreichfeindlichen Politik der Dynaſtie und Paſitſchs hereingebrochen iſt. Dieſe Anſicht wird auch im Lager der Sozialdemokraten und von vielen Jungradikalen geteilt.

Es verlautet, der Hof und die Regierung bereiten wegen der in Niſch herrſchenden Cholera ihre Ueberſiedlung nach Uesküb vor.

18. September.

Der ſerbiſche Metropolit Michael iſt in Petersburg eingetroffen und wurde vom Zaren in Audienz empfangen, dem er ein Handſchreiben des Königs Peter überreichte. Wie aus guter Quelle verlautet, hat er die Miſſion, die ruſſiſche Regierung im Hinweis auf die Lage Serbiens und die Stimmung ſeiner Bevölkerung zu einer ausgiebigeren Hilfsaktion zu veranlaſſen, da die bisherige Hilfe ungenügend erſcheine.

Ende Oktober.

Ein in Niſch beglaubigter Geſandter einer Großmacht erzählt: König Peter lebt als ſchwerkranker Mann in Topola, einem drei Stunden von Belgrad entfernten Kloſter, das im Vorjahre fertiggeſtellt wurde, um als Erbbegräbnis für die Dynaſtie Karageorgevitſch zu dienen. Der König hat gänzlich aufgehört, an den Regierungshandlungen Anteil zu nehmen. In Niſch befindet ſich auch Prinz Georg, der von ſeiner ziemlich ſchweren Verwundung hergeſtellt iſt, doch lehnt die Armeeleitung es wegen ſeines ſchwierigen Charakters ab, ihm wieder ein Kommando anzuvertrauen. Zahlreiche ruſſiſche Offiziere und Politiker ſind in Niſch. Die offiziellen Politiker bieten alles zur Herbeiführung einer Verſtändigung Serbiens mit Bulgarien in der mazedoniſchen Frage auf.

Die Beſchaffung der Kriegsmittel

Auf ſich allein geſtellt, wäre Serbien unter der Laſt der Kriegskoſten längſt zuſammengebrochen. Silber- und Nickelgeld ſind faſt aus dem Verkehr verſchwunden; ſoweit es noch vorhanden iſt, wird ein unerhörter Wucher damit getrieben, dem die Regierung machtlos gegenüberſteht. Dank dem tatkräftigen Eingreifen der Verbündeten iſt aber die Widerſtandskraft Serbiens bei weitem noch nicht gebrochen. Die ſerbiſche Armee erhält fortgeſetzt Waffen und Munition, ſowie beträchtliche Geldunterſtützungen aus Frankreich und Rußland. Die franzöſiſchen Sendungen gehen über Saloniki, während man die ruſſiſchen über die Sulina-Mündung nach der ſerbiſchen Donaufeſtung Kladowo leitet. Griechenland liefert den ſerbiſchen Truppen Lebensmittel über Saloniki. Wenn ſich dieſe Sendungen auch auf wenige Wagen täglich beſchränken, ſo bedeuten ſie bei der völligen Erſchöpfung der ſerbiſchen Volkswirtſchaft doch eine bedeutende Hilfe.

Ende September ſoll dieſe Unterſtützung allerdings eine vorübergehende Unterbrechung erfahren haben, und zwar aus echt „ſerbiſchen" Gründen. Die ſerbiſche Heeresver-

pflegungskommiſſion hatte ein lohnendes Nebengeſchäft betrieben, indem ſie ſich mit ſerbiſchen Kaufleuten in Verbindung ſetzte und für dieſe eine Anzahl Waren mit der Angabe verlud, auch dieſe Sendungen ſeien für die ſerbiſche Regierung beſtimmt. Die griechiſchen Behörden kamen nachträglich auf dieſen Schwindel und unterſagten bis auf weiteres die Lebensmittelausfuhr nach Serbien, da überdies das ſerbiſche Konſulat in Saloniki nicht in der Lage geweſen ſein ſoll, eine Beſtätigung zu geben, daß alle für Serbien zur Verladung bereit ſtehenden Sendungen für die ſerbiſche Regierung beſtimmt ſeien.

Am ſchwerſten macht ſich der Aerztemangel geltend, dem ſelbſt die Verbündeten bis jetzt nicht abzuhelfen wußten, auch fehlt es an Verbandszeug und Arzneimitteln. Infolge dieſer Mißſtände ſoll die Cholera im Heer fürchterlich um ſich gegriffen haben und täglich neue Opfer fordern.

Die Preſſe

In einem Teil der ſerbiſchen Preſſe macht ſich eine ſtarke antiruſſiſche Bewegung geltend, der die Regierung nicht entgegenzutreten wagt. Im „Trgovinſki Glosnik", der früher in Belgrad erſchien und jetzt in Niſch ausgegeben wird, veröffentlicht der Belgrader Univerſitätsprofeſſor Andrejevic einen Artikel, in dem es unter anderem heißt: „Die Dämmerung beginnt, die Stunde der Ernüchterung naht. Die ruſſiſche Politik, die Serbien in dieſe verzweifelte Situation gehetzt und uns durch ihre Zweideutigkeit in unſeren unſinnigen Aſpirationen gegen die öſterreichiſch-ungariſche Nachbarmonarchie beſtärkte, iſt heute völlig bankerott. Hand aufs Herz! Kann es jemanden in unſerem Lande geben, der wirklich daran glaubt, daß Rußland uns die Freiheit bringen will, wenn im ruſſiſchen Reiche ſelbſt die Völker unter der Knute zuſammenbrechen und viele Tauſende in Sibirien ſchuldlos verenden? Heute ſieht wohl jeder Serbe ein, daß wir eine Wahnſinnstat begangen haben, als wir uns dem alles unterjochenden Zarismus in die Arme geworfen."

Die Aufſtandsbewegung in Neuſerbien

Die brutale Behandlung der bulgariſchen und muſelmaniſchen Bevölkerung in den im letzten Balkankrieg erworbenen Gebieten hat die ſerbiſche Herrſchaft dort ſo verhaßt gemacht, daß ſchon in Friedenszeiten ernſtlich mit der Gefahr eines Aufſtands gerechnet wurde. Der Krieg hat das unter der Aſche glimmende Feuer entfacht, was umſo weniger wunder nehmen kann, als die bulgariſchen Bewohner mit Gewalt zum Kriegsdienſt ausgehoben und in die vorderſten Schlachtreihen geſtellt wurden. Die vielen ſerbiſchen Ueberläufer ſind überwiegend bulgariſcher Herkunft und ſtammen faſt alle aus den annektierten Gebieten.

Es iſt ſchon zu zahlreichen blutigen Zuſammenſtößen zwiſchen bulgariſchen Aufſtändiſchen und ſerbiſchen Gendarmen und Truppen gekommen. Die Aufſtändiſchen ſprengten die Eiſenbahnbrücke bei Gewgheli, ſo daß die wichtige Strecke Uesküb—Saloniki geſperrt wurde. Zu ernſteren Kämpfen kam es Anfang Oktober bei Iſtip. Der bulgariſche Miniſterpräſident Radoſlawow hat zwar ſeitens ſeiner Regierung jede Verantwortung für dieſe Vorfälle abgelehnt, doch iſt die diplomatiſche Verhandlung hierüber und über das rückſichtsloſe Vorgehen der ſerbiſchen Behörden noch nicht abgeſchloſſen. Auch albaniſche Banden diesſeits und jenſeits der ſerbiſchen Grenze unternahmen Angriffe auf ſerbiſche Städte.

Schwer haben auch die deutſchen Landwirte in Neuſerbien zu leiden, die ſeit Jahren auf dem ehemals türkiſchen Gebiet angeſiedelt ſind und dort kleine Muſterwirtſchaften errichtet hatten. Sie wurden in brutalſter Weiſe von Haus und Hof gejagt und nach allerlei Schikanen über Saloniki abgeſchoben.

Die Entwicklung der Schlachtlinie im Westen bis zum Kanal

Gesamtüberblick über die Kämpfe

Nach den Generalstabsmeldungen

10. September.

Die östlich von Paris in der Verfolgung an und über die Marne vorgegangenen Heeresteile sind aus Paris und zwischen Meaux und Montmirail von überlegenen Kräften angegriffen worden. Sie haben in schweren zweitägigen Kämpfen den Gegner aufgehalten und selbst Fortschritte gemacht. Als der Anmarsch neuer starker feindlicher Kolonnen gemeldet wurde, ist ihr Flügel zurückgenommen worden. Der Feind folgte an keiner Stelle. Als Siegesbeute dieser Kämpfe sind bisher 50 Geschütze und einige Tausend Gefangene gemeldet*).

Der deutsche Kronprinz hat mit seiner Armee die befestigte feindliche Stellung südwestlich von Verdun genommen. Teile der Armee greifen die südlich von Verdun liegenden Sperrforts an. Die Forts werden seit gestern durch schwere Artillerie beschossen.

13. September.

Ein Ausfall aus Antwerpen, den drei belgische Divisionen unternahmen, ist zurückgeworfen worden.

14. September.

Am rechten Heeresflügel finden schwere, bisher unentschiedene Kämpfe statt. Ein von den Franzosen versuchter Durchbruch wurde siegreich zurückgeschlagen.

15. September.

Der auf dem rechten Flügel des Westheeres seit zwei Tagen stattfindende Kampf dehnte sich heute auf die nach Osten anschließenden Armeen bis an Verdun heran aus. An einigen Stellen des ausgedehnten Kampffeldes sind bisher Teilerfolge der deutschen Waffen zu verzeichnen. Im übrigen steht die Schlacht noch.

16. September.

Die Lage auf dem westlichen Kriegsschauplatz ist unverändert. An einzelnen Stellen der Schlachtfront sind Angriffe französischer Truppen in der Nacht vom 15. auf den 16. September zurückgewiesen worden. Einzelne deutsche Gegenangriffe waren erfolgreich.

17. September.

Das französische 13. und 4. Armeekorps und Teile einer weiteren Division sind südlich von Noyon entscheidend zurückgeschlagen worden und haben mehrere Batterien verloren.

Feindliche Angriffe gegen verschiedene Stellen der Schlachtfront sind blutig zusammengebrochen. Ebenso ist ein Vorgehen französischer Alpenjäger am Vogesenkamm im Breuschtal zurückgewiesen worden.

Bei Erstürmung des Château Brimont bei Reims sind 2500 Gefangene gemacht worden. Auch sonst wurden in offener Feldschlacht Gefangene und Geschütze erbeutet, deren Zahl noch nicht zu übersehen ist.

---

*) Dieses Telegramm ist im Pariser „Temps" in folgender Verfälschung wiedergegeben:

„Le 10 septembre, l'armée allemande, qui avait franchi la Marne, a été vigoureusement attaquée par les troupes franco-anglaises dans la région Paris-Meaux-Montmirail. La bataille a duré deux jours. L'armée allemande était parvenue à repousser ses adversaires et accentuait son action offensive, lorsque des colonnes ennemies de renforts sont intervenues, nous forçant à reculer et à abandonner une cinquantaine de canons. Les troupes alliées ont fait plusieurs milliers de prisonniers."

17. September.

In der Schlacht zwiſchen Oiſe und Maas iſt eine endgültige Entſcheidung immer noch nicht gefallen, aber gewiſſe Anzeichen deuten doch darauf hin, daß die Widerſtandskraft des Gegners zu erlahmen beginnt. Ein mit großer Bravour unternommener franzöſiſcher Durchbruchsverſuch auf dem äußerſten rechten deutſchen Flügel brach, ohne beſondere Anſtrengung unſerer Truppen, ſchließlich in ſich ſelbſt zuſammen. Die Mitte der deutſchen Armee gewinnt langſam aber ſicher Boden. Auf dem rechten Maasufer verſuchte Ausfälle aus Verdun wurden mit Leichtigkeit zurückgewieſen.

19. September.

Die Lage im Weſten iſt im allgemeinen unverändert. Auf der ganzen Schlachtfront iſt das engliſch-franzöſiſche Heer in die Verteidigung gedrängt worden. Der Angriff gegen die ſtarken, zum Teil in mehreren Linien hintereinander befeſtigten Stellungen kann nur langſam vorwärts gehen. Die Durchführung des Angriffs gegen die Sperrfortslinie ſüdlich von Verdun iſt vorbereitet. Im Elſaß ſtehen unſere Truppen längs der Grenze den franzöſiſchen Kräften dicht gegenüber.

20. September.

Im Angriff gegen das franzöſiſch-engliſche Heer ſind an einzelnen Stellen Fortſchritte gemacht worden. Reims liegt in der Kampffront der Franzoſen. Gezwungen, ihr Feuer zu erwidern, beklagen wir, daß die Stadt dadurch Schaden nimmt. Es iſt Anweiſung zur möglichſten Schonung der Kathedrale gegeben.

In den mittleren Vogeſen ſind Angriffe franzöſiſcher Truppen am Donon bei Senones und bei Saales abgewieſen worden.

21. September.

Bei den Kämpfen um Reims wurden die feſtungsartigen Höhen von Craonelle erobert und im Vorgehen gegen das brennende Reims der Ort Betheny genommen.

Der Angriff gegen die Sperrfortlinie ſüdlich von Verdun überſchritt ſiegreich den Oſtrand der vorgelagerten, vom 8. Armeekorps verteidigten Côte Lorraine. Ein Ausfall aus der Nordoſtfront von Verdun wurde zurückgewieſen.

Nördlich von Toul wurden die franzöſiſchen Truppen im Biwak durch Artilleriefeuer überraſcht.

22. September.

Die franzöſiſche Regierung hat behauptet, daß die Beſchießung der Kathedrale von Reims keine militäriſche Notwendigkeit geweſen ſei.

Demgegenüber ſei folgendes feſtgeſtellt: Nachdem die Franzoſen die Stadt Reims durch ſtarke Verſchanzungen zum Hauptſtützpunkt ihrer Verteidigung gemacht hatten, zwangen ſie ſelbſt uns zum Angriff auf die Stadt mit allen zur Durchführung nötigen Mitteln. Die Kathedrale ſollte auf Anordnung des deutſchen Armeeoberkommandos geſchont werden, ſolange der Feind ſie nicht zu ſeinen Gunſten ausnutzte. Seit dem 20. September wurde auf der Kathedrale die weiße Fahne gezeigt und von uns geachtet. Trotzdem konnten wir auf dem Turm einen Beobachtungspoſten feſtſtellen, der die gute Wirkung der feindlichen Artillerie gegen unſere angreifende Infanterie erklärte. Es war nötig, ihn zu beſeitigen. Dies geſchah durch Schrapnellfeuer der Feldartillerie; das Feuer ſchwerer Artillerie wurde auch jetzt noch nicht geſtattet und das Feuer eingeſtellt, nachdem der Poſten beſeitigt war.

Wie wir beobachten können, ſtehen Türme und Aeußeres der Kathedrale unzerſtört. Der Dachſtuhl iſt in Flammen aufgegangen. Die angreifenden Truppen ſind alſo nur ſoweit gegangen, wie ſie unbedingt gehen mußten. Die Verantwortung trägt der Feind, der ein ehrwürdiges Bauwerk unter dem Schutz der weißen Fahne zu mißbrauchen verſucht hat.

Phot. Hänſe Herrmann, Berlin

Generalleutnant v. Stein
bis 16. Sept. 1914 Generalquartiermeiſter

Phot. E. Bieber, Berlin

Generalmajor Werner v. Voigts-Rhetz
ſeit 16. Sept. 1914 Generalquartiermeiſter,
geſt. 18./19. Nov. 1914

Phot. Nicola Perſcheid, Berlin

Generaloberſt Karl v. Einem
ſeit 16. Sept. 1914 Kommandeur d. III. Armee
an Stelle von Generaloberſt v. Hauſen

Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Aus dem zerstörten Hattonville

Phot. August Rupp, Saarbrücken

Aus dem zerstörten Domêvre mit dem Durchzug einer Munitionskolonne

23. September.

Auf dem rechten Flügel des deutſchen Weſtheeres jenſeits der Oiſe ſteht der Kampf. Umfaſſungsverſuche der Franzoſen haben keinerlei Erfolg gehabt. Oſtwärts bis an den Argonnenwald fanden heute keine größeren Kämpfe ſtatt.

Oeſtlich der Argonnen iſt Varennes im Laufe des Tages genommen, der Angriff ſchreitet weiter fort.

Die gegen die Sperrforts ſüdlich von Verdun angreifenden Armeeteile haben heftige, aus Verdun, über die Maas und aus Toul erfolgte Gegenangriffe ſiegreich abgeſchlagen, Gefangene, Maſchinengewehre und Geſchütze erbeutet. Das Feuer der ſchweren Artillerie gegen die Sperrforts Troyon, Les Paroches, Camp des Romains und Liouville iſt mit ſichtbarem Erfolg eröffnet worden.

In Franzöſiſch-Lothringen und an der elſäſſiſchen Grenze wurden die franzöſiſchen Vortruppen an einzelnen Stellen zurückgedrängt.

Eine wirkliche Entſcheidung iſt noch nirgends gefallen.

25. September.

Der Fortgang der Operationen hat auf unſerem äußerſten rechten Flügel zu neuen Kämpfen geführt, in denen eine Entſcheidung bisher nicht gefallen iſt. In der Mitte der Schlachtfront iſt, abgeſehen von einzelnen Vorſtößen beider Parteien, nichts geſchehen.

Als erſtes Sperrfort ſüdlich von Verdun iſt heute Camp des Romains bei St. Mihiel gefallen. Das bayeriſche Regiment „von der Tann" hat auf dem Fort die deutſche Fahne gehißt. Unſere Truppen haben dort die Maas überſchritten.

29. September.

Auf dem rechten Heeresflügel in Frankreich fanden bisher noch unentſchiedene Kämpfe ſtatt. In der Front, zwiſchen Oiſe und Maas, herrſchte im allgemeinen Ruhe. Die im Angriff gegen die Maasforts ſtehende Armee ſchlug erneute franzöſiſche Vorſtöße aus Verdun und Toul zurück.

Geſtern hat die Belagerungsartillerie gegen einen Teil der Forts von Antwerpen das Feuer eröffnet. Ein Vorſtoß belgiſcher Kräfte gegen die Einſchließungslinie iſt zurückgewieſen worden.

30. September.

Nördlich und ſüdlich von Albert vorgehende überlegene feindliche Kräfte ſind unter ſchweren Verluſten zurückgeſchlagen worden.

Aus der Front der Schlachtlinie iſt nichts Neues zu melden.

In den Argonnen geht unſer Angriff ſtetig, wenn auch langſam, vorwärts.

In Elſaß-Lothringen ſtieß der Feind geſtern in den mittleren Vogeſen vor. Seine Angriffe wurden kräftig zurückgeworfen.

Vor Antwerpen ſind zwei der unter Feuer genommenen Forts zerſtört.

1. Oktober.

Am 30. September wurden die Höhen von Roye und Fresnoy, nordweſtlich von Noyon, den Franzoſen entriſſen. Südöſtlich von St. Mihiel wurde am 1. Oktober ein Angriff von Toul her zurückgewieſen. Die Franzoſen hatten dabei ſchwere Verluſte.

Der Angriff auf Antwerpen ſchreitet erfolgreich fort.

2. Oktober.

Vor dem weſtlichen Armeeflügel wurden erneute Umfaſſungsverſuche der Franzoſen abgewieſen. Südlich Roye wurden die Franzoſen aus ihren Stellungen geworfen.

In der Mitte der Schlachtfront iſt die Lage unverändert.

Die in den Argonnen vordringenden Truppen erkämpften im Fortſchreiten nach Süden weſentliche Vorteile.

Oeſtlich der Maas unternahmen die Franzoſen aus Toul energiſche nächtliche Vorſtöße, die unter ſchweren Verluſten zurückgeworfen wurden.

Vor Antwerpen ſind Fort Wavre-St. Catherine und Redoute Dorpveldt mit Zwiſchenwerken geſtern nachmittag 5 Uhr erſtürmt worden. Das Fort Waelhem iſt eingeſchloſſen. Der weſtlich vorgeſchobene wichtige Schulterpoſten Termonde befindet ſich in unſerem Beſitz.

3. Oktober.

Im Angriff auf Antwerpen fielen auch die Forts Lierre, Waelhem, Koningshoyckt und die zwiſchenliegenden Redouten. In den Zwiſchenſtellungen wurden 30 Geſchütze erobert. Die in den äußeren Fortsgürtel gebrochene Lücke geſtattet, den Angriff gegen die innere Fortslinie und die Stadt vorzutragen.

5. Oktober.

Vor Antwerpen ſind die Forts Keſſel und Broechem zum Schweigen gebracht. Die Stadt Lierre und das Eiſenbahnfort an der Bahn Mecheln—Antwerpen ſind genommen.

Auf dem rechten Flügel in Frankreich wurde der Kampf erfolgreich fortgeſetzt.

6. Oktober.

Die fortgeſetzten Umfaſſungsverſuche der Franzoſen gegen unſeren rechten Heeresflügel haben die Kampffront bis nördlich von Arras ausgedehnt. Auch weſtlich von Lille und weſtlich von Lens trafen unſere Spitzen auf feindliche Kavallerie. In unſeren Gegenangriffen über die Linie Arras—Albert—Roye iſt noch keine Entſcheidung gefallen. Auf der Schlachtfront zwiſchen Oiſe und Maas bei Verdun und in Elſaß-Lothringen ſind die Verhältniſſe unverändert.

7. Oktober.

Der Kommandierende General der Infanterie v. Emmich, dem für die Erſtürmung von Lüttich der Orden Pour le mérite verliehen worden war, hat das Eiſerne Kreuz erſter Klaſſe mit einem gnädigen kaiſerlichen Handſchreiben verliehen erhalten.

7. Oktober.

Die Kämpfe auf dem rechten Heeresflügel in Frankreich haben noch zu keiner Entſcheidung geführt. Die Vorſtöße der Franzoſen in den Argonnen und aus der Nordoſtfront von Verdun wurden zurückgeworfen.

Bei Antwerpen iſt das Fort Broechem in unſerem Beſitz. Der Angriff hat den Netheabſchnitt überſchritten und nähert ſich dem inneren Fortgürtel. Eine engliſche Brigade und die Belgier wurden zwiſchen dem äußeren und dem inneren Fortgürtel zurückgeworfen. Vier ſchwere Batterien, 52 Feldgeſchütze, viele Maſchinengewehre, auch engliſche, wurden im freien Felde genommen.

8. Oktober.

Vor Antwerpen wurde das Fort Breendonck genommen. Der Angriff auf die innere Fortslinie, und damit die Beſchießung der dahinterliegenden Stadtteile, hat begonnen, nachdem der Feſtungskommandant die Erklärung abgegeben hatte, er übernehme die Verantwortung.

Die Luftſchiffhalle in Düſſeldorf wurde durch eine von einem feindlichen Flieger geworfene Bombe getroffen. Das Hallendach iſt durchſchlagen und die Hülle eines in der Halle liegenden Luftſchiffes zerſtört.

9. Oktober.

Mehrere Forts der inneren Befeſtigungslinie Antwerpens ſind gefallen. Die Stadt iſt ſeit dem Nachmittag in deutſchem Beſitz. Der Kommandant und die Beſatzung haben den Feſtungsbereich verlaſſen. Nur einzelne Forts ſind noch vom Feind beſetzt. Der Beſitz von Antwerpen wird dadurch aber nicht beeinträchtigt.

10. Oktober.

Nach nur zwölftägiger Belagerung fiel Antwerpen mit allen Forts in unſere Hände. Am 28. September fiel der erſte Schuß gegen die Forts der äußeren Linie, am 1. Oktober wurde das erſte Fort erſtürmt, am 6. Oktober und 7. Oktober der ſtark angeſtaute, meiſt 400 m breite Netheabſchnitt von unſerer Infanterie und Artillerie überwunden. Am 7. Oktober wurde entſprechend dem Hager Abkommen die Beſchießung der Stadt angekündigt. Da der Kommandant erklärte, die Verantwortung für die Beſchießung übernehmen zu wollen, begann in der Nacht vom 7. auf den 8. Oktober die Beſchießung der Stadt. Gleichzeitig ſetzte der Angriff gegen mehrere Forts ein. Schon am 9. Oktober früh waren die Forts der inneren Linie genommen. Am 9. Oktober nachmittags konnte die Stadt ohne ernſthaften Widerſtand beſetzt werden. Die vermutlich ſtarke Beſatzung hatte ſich anfänglich tapfer verteidigt. Da ſie ſich jedoch dem Anſturm unſerer Infanterie und der Marinedivision ſowie der Wirkung unſerer gewaltigen Artillerie ſchließlich nicht gewachſen fühlte, war ſie in voller Auflöſung geflohen. Unter der Beſatzung befand ſich auch eine unlängſt eingetroffene engliſche Marinebrigade. Sie ſollte nach engliſchen Zeitungsberichten das Rückgrat der Verteidigung ſein. Der Grad der Auflöſung der engliſch-belgiſchen Truppen wird durch die Tatſache bezeichnet, daß die Uebergabeverhandlungen mit dem Bürgermeiſter geführt werden mußten, da keine militäriſche Behörden aufzufinden waren. Die vollzogene Uebergabe wurde am 10. Oktober vom Chef des Stabes des bisherigen Gouvernements von Antwerpen beſtätigt. Die letzten noch nicht übergebenen Forts wurden von unſeren Truppen beſetzt.

Die Zahl der Gefangenen läßt ſich noch nicht überſehen. Viele belgiſche und engliſche Soldaten entflohen nach Holland, wo ſie interniert werden. Gewaltige Vorräte aller Art ſind erbeutet.

Die letzte belgiſche Feſtung, das „uneinnehmbare" Antwerpen, iſt bezwungen. Die Angriffstruppen vollbrachten eine außerordentliche Leiſtung, die vom Kaiſer damit belohnt wurde, daß ihrem Führer, dem General der Infanterie v. Beſeler der Orden Pour le mérite verliehen wurde.

General Hans Hartwig v. Beſeler iſt 64 Jahre alt und ſtammt aus Greifswald. Wie Generaloberſt v. Hindenburg war er bereits in den Ruheſtand getreten, und iſt erſt bei Beginn des Krieges wieder aktiv geworden. Sein Vater war der 1888 verſtorbene Geheime Juſtizrat und Profeſſor der Rechte Georg Beſeler. Der junge Beſeler beſuchte das Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium in Berlin, machte ſein Abiturientenexamen und trat dann, da er ſich der militäriſchen Laufbahn widmen wollte, 1868 bei den Gardepionieren ein. Er machte den Krieg von 1870 als Leutnant bei den Gardepionieren mit, nahm an der Belagerung von Paris teil und verdiente ſich das Eiſerne Kreuz. Nach dem Kriege kam er zur Kriegsakademie, 1880 in den Großen Generalſtab, 1887 zu dem Infanterieregiment 74 und ein Jahr ſpäter, als Major, wieder zum Großen Generalſtab. Dann, 1893 wurde er, nachdem er Oberſtleutnant geworden war, in das Kriegsminiſterium verſetzt, 1897 wurde er Oberſt, 1898 Kommandeur des 65. Infanterieregiments in Köln und wieder ein Jahr darauf wurde er zum Oberquartiermeiſter beim Großen Generalſtab ernannt. In den folgenden Jahren gehörte er, als Generalmajor, der Studienkommiſſion der Kriegsakademie an, 1902 wurde er Generalleutnant und, ebenſo wie 1905, Schiedsrichter bei den Kaiſermanövern, dann erhielt er die 6. Diviſion in Brandenburg und bald darauf wurde er Chef des Ingenieur- und Pionierkorps, Generalinſpekteur der Feſtungen. Nachdem ihm 1904 der erbliche Adel verliehen worden, iſt er im Jahre 1907 zum General der Infanterie ernannt worden; 1911 wurde er auf ſeinen Wunſch zur Dispoſition geſtellt und bald darauf in das Herrenhaus berufen.

11. Oktober.

Weſtlich von Lille wurde von unſerer Kavallerie am 10. Oktober eine franzöſiſche Kavalleriediviſion völlig, bei Hazebrouk eine andere franzöſiſche Kavalleriediviſion unter ſchweren Verluſten geſchlagen.

Der Kampf in der Front führte bisher zu keiner Entſcheidung.

13. Oktober.

Vom weſtlichen Kriegsſchauplatz liegen Nachrichten von Bedeutung nicht vor. Heftige Angriffe des Feindes öſtlich Soiſſons ſind abgewieſen worden. Im Argonnenwald finden andauernd erbitterte Kämpfe ſtatt. Unſere Truppen arbeiten ſich in dichtem Unterholz und äußerſt ſchwierigem Gelände mit allen Mitteln des Feſtungskrieges Schritt für Schritt vorwärts. Die Franzoſen leiſten hartnäckigen Widerſtand, ſchießen von den Bäumen und mit Maſchinengewehren von Baumkanzeln und haben neben etagenweiſe angeordneten Schützengräben ſtarke feſtungsartige Stützpunkte eingerichtet. Die von der franzöſiſchen Heeresleitung verbreiteten Nachrichten über Erfolge ihrer Truppen in der Woëvreebene ſind unwahr. Nach Gefangenenausſagen iſt den Truppen mitgeteilt worden, die Deutſchen ſeien geſchlagen und mehrere Forts von Metz bereits gefallen. Tatſächlich haben unſere dort fechtenden Truppen an keiner Stelle Land verloren. Etain iſt nach wie vor in unſerem Beſitz. Die jetzigen franzöſiſchen Angriffe gegen unſere Stellung bei St. Mihiel ſind ſämtlich abgewieſen worden.

Unſere Kriegsbeute bei Antwerpen läßt ſich auch heute noch nicht überſehen. Die Zahl der in Holland Entwaffneten iſt auf annähernd 28 000 geſtiegen. Nach amtlichen Londoner und niederländiſchen Nachrichten befinden ſich hierbei auch 2000 Engländer. Scheinbar haben ſich viele belgiſche Soldaten in Zivilkleidung nach ihren Heimatsorten begeben. Der Gebäude- und Materialſchaden in Antwerpen iſt gering. Die Schleuſen- und Fährenanlagen ſind vom Feinde unbrauchbar gemacht worden. Im Hafen befinden ſich vier engliſche, zwei belgiſche, ein franzöſiſcher, ein däniſcher, 32 deutſche und zwei öſterreichiſche Dampfer, ſowie zwei deutſche Handelsſchiffe. Soweit deutſche Schiffe bisher unterſucht worden ſind, ſcheinen die Keſſel unbrauchbar gemacht worden zu ſein.

14. Oktober.

Von Gent aus befindet ſich der Feind, darunter ein Teil der Beſatzung von Antwerpen in eiligem Rückzug nach Weſten zur Küſte. Unſere Truppen folgen.

Lille iſt in unſerem Beſitz. 4500 Gefangene ſind dort gemacht worden. Die Stadt war durch die Behörden den deutſchen Truppen gegenüber als offen erklärt worden. Trotzdem zog der Gegner bei einem Umfaſſungsverſuch von Dünkirchen her Kräfte dorthin, mit dem Auftrag, ſich bis zum Eintreffen der Umfaſſungsarmee zu halten. Da dieſe natürlich nicht eintraf, war die einfache Folge, daß die zwecklos verteidigte Stadt bei der Einnahme durch unſere Truppen Schaden erlitt.

Von der Front des Heeres iſt nichts Neues zu melden. Dicht bei der Kathedrale von Reims ſind zwei ſchwere franzöſiſche Batterien aufgeſtellt. Ferner wurden Lichtſignale von einem Turm der Kathedrale beobachtet. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß alle unſeren Truppen nachteiligen Maßnahmen und Streitmittel bekämpft werden, ohne Rückſicht auf die Schonung der Kathedrale. Die Franzoſen tragen alſo jetzt, wie früher, ſelbſt die Schuld daran, wenn der ehrwürdige Bau weiter ein Opfer des Krieges wird.

15. Oktober.

Bei Antwerpen wurden im ganzen 4—5000 Gefangene gemacht. Es iſt anzunehmen, daß in nächſter Zeit noch eine große Zahl belgiſcher Soldaten, die Zivilkleidung angezogen haben, dingfeſt gemacht wird. Nach Mitteilungen des Konſuls von Terneuzen ſind etwa 20 000 belgiſche Soldaten und 2000 Engländer auf holländiſches Gebiet übergetreten, wo ſie entwaffnet wurden. Ihre Flucht muß in größter Haſt vor ſich gegangen ſein. Hierfür zeugen Maſſen weggeworfener Kleidungsſtücke, beſonders von der engliſchen Royal Naval-Diviſion. Die Kriegsbeute in Antwerpen iſt groß. Mindeſtens 500 Geſchütze, eine Unmenge Munition, Maſſen von Sätteln und Woilachs, ſehr viel Sanitätsmaterial, zahlreiche Kraftwagen, viele Lokomotiven und Waggons, vier Millionen Kilogramm Getreide; viel Mehl, Kohlen, Flachs, für zehn Millionen Mark

Wolle, Kupfer und Silber im Wert von einer halben Million Mark, ein Panzereisenbahnzug, mehrere gefüllte Verpflegungszüge, sowie große Viehbestände. Belgische und englische Schiffe befinden sich nicht mehr in Antwerpen.

Die bei Kriegsausbruch im Hafen von Antwerpen befindlichen 34 deutschen Dampfer und drei Segler sind mit einer Ausnahme vorhanden, doch sind die Maschinen unbrauchbar gemacht. Angebohrt und versenkt wurde nur die Gneisenau des Norddeutschen Lloyd. Die große Hafenschleuse ist intakt, aber zunächst durch mit Steinen beschwerte versenkte Kähne nicht benutzbar. Die Hafenanlagen sind unbeschädigt. Auch die Stadt Antwerpen hat nur wenig gelitten. Die Bevölkerung verhält sich ruhig und scheint froh zu sein, daß die Tage des Schreckens zu Ende sind, besonders, da der Pöbel bereits zu plündern begonnen hatte.

Die Reste der belgischen Armee haben bei Annäherung unserer Truppen Gent schleunigst geräumt. Die belgische Regierung, mit Ausnahme des Kriegsministers, soll sich nach Le Havre begeben haben.

Angriffe der Franzosen in der Gegend von Albert wurden unter erheblichen Verlusten für sie abgewiesen. Sonst sind im Westen keine Veränderungen eingetreten.

16. Oktober.

Brügge wurde am 14., Ostende am 15. Oktober von unseren Truppen besetzt. Zahlreiches Kriegsmaterial wurde erbeutet, u. a. viele Infanteriegewehre mit Munition und 200 gebrauchsfähige Lokomotiven.

Heftige Angriffe der Franzosen in der Gegend nordwestlich Reims wurden abgewiesen.

17. Oktober.

General v. Beseler hat von Kaiser Franz Joseph das Großkreuz des Leopoldordens mit der Kriegsdekoration erhalten. Sieben deutsche Fakultäten haben ihn zum Ehrendoktor ernannt.

18. Oktober.

Angriffsversuche des Feindes in der Gegend westlich und nordwestlich von Lille wurden von unseren Truppen unter starken Verlusten für den Gegner abgewiesen.

19. Oktober.

Wieder wurden Angriffe des Gegners westlich von Lille unter starken Verlusten für die Angreifer abgewiesen.

Die deutschen, von Ostende längs der Küste vorgehenden Truppen stießen am Yserabschnitt bei Nieuport auf feindliche Kräfte. Mit diesen stehen sie seit dem 18. Oktober im Gefecht.

(Damit ist die Schlachtfront von den Südvogesen bis an den Aermelkanal geschlossen.)

Personalveränderungen in den Armeekommandostellen

16. September.

Generaloberst Freiherr v. Hausen hat das Kommando über die dritte Armee, die unter seiner bewährten Führung frischen Lorbeer an ihre Fahnen geheftet hat, aus Gesundheitsrücksichten niederlegen müssen. Er ist an Ruhr erkrankt und befindet sich zurzeit zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in Wiesbaden. Seine Majestät der Kaiser hat den hochverdienten Heerführer für die Dauer der Krankheit vorübergehend von seinem Kommando enthoben und ihm ein sehr gnädiges Allerhöchstes Handschreiben unter wiederholter Anerkennung der hervorragenden Leistungen der sächsischen Korps zugehen lassen. Zu seinem Nachfolger ist General der Kavallerie v. Einem ernannt worden.

An Stelle des zu anderweitiger Verwendung bestimmten Generals der Artillerie v. Schubert ist Generalquartiermeister v. Stein zum kommandierenden General des 14. Reservekorps ernannt worden.

3. Oktober.

Generalmajor v. Voigts-Rhetz iſt mit der Wahrnehmung der Geſchäfte des Generalquartiermeiſters beauftragt worden.

General v. Einem war bekanntlich von 1903—1909 preußiſcher Kriegsminiſter. Am 1. Januar 1853 zu Herzberg am Harz als Sohn eines Offiziers geboren, trat er beim Ausbruch des franzöſiſchen Krieges als Fähnrich in das 2. Hannoverſche Ulanenregiment Nr. 14 ein und zeichnete ſich mehrfach ſo aus, daß er trotz ſeines jugendlichen Alters das Eiſerne Kreuz erhielt. Er kam bald in den Generalſtab, war kurze Zeit Kommandeur der 4. Weſtfäliſchen Küraſſiere und dann von 1895 bis 1898 Chef des Generalſtabs des 7. Armeekorps in Münſter. Seit Ende September 1898 gehörte er dem Kriegsminiſterium an, zunächſt als Abteilungschef, ſeit dem Frühjahr 1900 als Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements. Im Jahre 1903 wurde er Kriegsminiſter und im Jahre 1909 General der Kavallerie. Nachdem er 1909 vom Amt des Kriegsminiſters zurückgetreten war, um ſeinem dringenden Wunſch, wieder in den Dienſt der Linie zurückzutreten, entſprechen zu können, übernahm er das Kommando des 7. Armeekorps in Münſter.

Der durch ſeine knappen und doch ſo inhaltsreichen Berichte raſch populär gewordene Generalquartiermeiſter v. Stein wurde am 13. September 1854 zu Wedderſtedt in der Provinz Sachſen als Sohn eines Predigers geboren. Nach Ablegung der Reifeprüfung trat er 1873 als Avantageur in das Feldartillerieregiment Nr. 3 ein und wurde 1875 Leutnant. Während des Beſuchs der Kriegsakademie 1886 zum Premierleutnant befördert, iſt er 1888 zum Generalſtab kommandiert, aber im folgenden Jahre mit vordatiertem Patent von dieſem Kommando entbunden worden. 1890 wurde er Hauptmann im Feldartillerieregiment Nr. 7 und 1894 in den Generalſtab der 34. Diviſion verſetzt. 1896 zum Major befördert, kam er in den Großen Generalſtab. 1901 wurde er Kommandeur des Feldartillerieregiments Nr. 33 und 1902 Oberſtleutnant. 1903 als Abteilungschef in den Großen Generalſtab verſetzt, wurde er hier 1905 zum Oberſten befördert, 1908 mit der Wahrnehmung der Geſchäfte eines Oberquartiermeiſters beauftragt und 1910 unter Beförderung zum Generalmajor zum Oberquartiermeiſter ſowie bald darauf auch zum Mitglied der Studienkommiſſion der Kriegsakademie ernannt. 1912 erhielt er den Rang eines Generalleutnants und wurde noch im ſelben Jahr Kommandeur der 41. Diviſion in Deutſch-Eylau. 1913 erhielt er den erblichen Adel.

Generalmajor v. Voigts-Rhetz ſtammt aus einer hochangeſehenen preußiſchen Offiziersfamilie: ſein Vater, General der Artillerie Julius v. Voigts-Rhetz, hat ſich 1870/71 hervorragend ausgezeichnet. Werner v. Voigts-Rhetz wurde am 13. Januar 1863 in Jüterbog geboren, am 16. April 1881 zum Leutnant befördert, und ſchon am 29. März 1900 Major. Als Generalſtabsoffizier war er eine Zeit lang beim Stab des 8. Korps tätig. Er verſah einige Jahre die Stellung eines Abteilungschefs im Kriegsminiſterium, wurde dann Chef des Generalſtabs des Gardekorps und bei Beginn des Krieges Chef des Stabes des Generalquartiermeiſters.

Die Schlachten an Marne und Aisne bis zur Beziehung der feſten Stellungen

Die Marneſchlacht

Um die Operationen, die ſich an den erſten kühnen Vorſtoß der deutſchen Truppen auf Paris (vgl. I., S. 275 ff.) anſchloſſen, richtig zu beurteilen, muß man ſich die damaligen Stellungen der Franzoſen genau vergegenwärtigen. Der rechte franzöſiſche Flügel unter General Sarrail ſtützte ſich auf Verdun und die Maashöhen und ſtand bereit, nach Weſten einzuſchwenken; die Armee des Generals de Langle de Cary ſtand ſüdlich von Vitry-le-François; General Foch hielt die Front von Sézanne bis zum Camp de Mailly ſüdweſtlich von Vitry-le-François beſetzt, General Franchet d'Eſperey den Abſchnitt von Sézanne bis zu den Höhen nördlich von Provins, und die engliſche Armee unter Feldmarſchall French die Gegend um Crécy-en-Brie ſüdlich vom Grand Morin. Im verſchanzten Lager von Paris befehligte General Maunoury.

Während man ſich in Paris auf den Angriff der Deutſchen vorbereitete (vgl. I, S. 300), ſchwenkten dieſe am 4. September plötzlich über die Marne nach Süden und zogen mit ihrem in der Flanke ſtark gedeckten rechten Flügel am öſtlichen Befeſtigungsgürtel von Paris vorüber. Am Ourcq hatte General v. Kluck eine ſtarke

Nachhut mit viel Artillerie zurückgelassen, um Vorstöße aus Paris aufzuhalten. Der Zweck des ganzen Manövers war offenbar, die französische Hauptarmee zu umfassen und von Paris abzuschneiden.

Am 6. September hatten die deutschen Truppen Coulommiers und Provins erreicht. Nun hielt General Joffre den Zeitpunkt für eine allgemeine französische Offensive für gekommen. Der entscheidende Befehl, durch den er den neuen offensiven Kriegsplan einleitete, lautete: „Die Armeen Sarrail, de Langle, Foch und Franchet d'Esperey werden auf der ganzen Front angreifen. Die englische Armee südlich der Marne geht gegen die Rechte der Armee v. Kluck vor. Die Armee Maunoury geht nach dem Ourcq vor und bedroht den Rücken und die Verbindungslinien dieser Armee." (General Pau wird in diesem Befehl nicht erwähnt. Entweder befehligte er noch im Elsaß, oder er gehörte selbst zur Heeresleitung.)

Entsprechend dem Befehl der Oberleitung setzten sich die französischen und englischen Streitkräfte am 7. September auf der ganzen Linie in Bewegung. Aus Paris gingen starke Truppenteile gegen Norden und gegen die Ourcq-Stellung vor; auch gegen die Front des deutschen Heeres auf der Linie Meaux—Montmirail setzte ein ungemein heftiger Angriff ein.

Da eine Umklammerung der Ourcq-Stellung von Norden her zu befürchten war, ging der rechte deutsche Flügel (die Armee v. Kluck und der linke Flügel der Armee v. Bülow) am 8. September über die Marne zurück und warf sich gegen den am Ourcq stehenden Feind. Auf der Linie Nanteuil—Meaux entspann sich ein erbitterter Kampf. Auch weiter südlich, auf der Linie Meaux—Montmirail, wurde die Schlacht heftiger durch das Eingreifen immer neuer französischer Kräfte über Coulommiers und Sézanne.

Am 9. September gaben die Deutschen ihre Stellung am Petit Morin auf, die Franzosen besetzten Montmirail. Am Ourcq tobte die Schlacht weiter. Am folgenden Tag überschritten die deutschen Truppen die Marne in der Gegend von Château-Thierry, ohne auf ihrem Rückzug vom Feinde ernstlich bedrängt zu werden. Am 11. September zogen sie sich auch vom Ourcq ohne erhebliche Schwierigkeiten in der Richtung auf Soissons zurück. Die Marnelinie wurde nur soweit verteidigt, als es nötig war, um den Rückzug auf die Aisne zu decken; so ließ man auf den Château-Thierry beherrschenden Höhen einige Truppen und schwere Geschütze zurück, um die Verbündeten beim Ueberschreiten des Flusses aufzuhalten. Auf der Linie Compiègne—Soissons—Braisne—Reims kam der Rückzug zum Stehen. Die Verbündeten drängten langsam nach. Wie geordnet der deutsche Rückzug vor sich gegangen sein muß, kann man daraus erkennen, daß allein die erste Armee noch 4000 Gefangene und 50 erbeutete Geschütze mitzunehmen vermochte.

Die Berichte des bekannten italienischen Kriegskorrespondenten Luigi Barzini geben ein packendes Bild von der Furchtbarkeit dieser Schlachten. Er hat das Schlachtfeld zwischen Marne und Ourcq kurz nach der Schlacht besucht und erzählt:

„Die Schlacht hatte mit Vorpostenplänkeleien begonnen. Die Schlachtfront rückte dann parallel dem gewundenen und malerischen Ourcq-Kanal vor. Sein ruhiges Wasser spiegelte im Schatten die dichten Baumreihen und das üppige Buschwerk. Der äußerste linke Flügel der Franzosen lehnte sich an Nauteuil-le-Haudouin an, fünfundzwanzig Kilometer nördlich vom Flußlauf des Ourcq.

Wir verlassen die Landstraße von Meaux und wenden uns nach links der Gegend zu, wo die Schlacht heftiger getobt hat, und verfolgen zwischen den grünen Wiesen einen jener Wiesenpfade, die mit Hecken gesäumt sind und ein Bild tiefen ländlichen Friedens geben. Lange Züge von Automobilen mit Verwundeten kommen andauernd an uns vorüber. Der Kanonendonner dröhnt aus der Richtung von Crepy-en-Valois. Die Schlacht verzieht sich gewitterartig in die Ferne....

Am rechten Ufer der Marne, auf den ſanften Höhen, die ſich wellenförmig dahinziehen, hatte der Widerſtand der Deutſchen furchtbare Formen angenommen. Sie hatten am Rand des Flußtals eine lange Reihe von Schützengräben ausgehoben und zahlreiche Artillerie in guter Deckung in Wäldern verſteckt aufgeſtellt. Vor ihren Stellungen befand ſich ein vollkommen offenes Gelände....

Wir verlaſſen die Niederung und gelangen an den Rand der Hochebene, die durch die deutſchen Schützengräben verſperrt war. Ein furchtbares Bild, grauenerregend und erhebend zugleich bietet ſich uns dar. Die weite Ebene iſt mit Leichen überſät. Es ſind Franzoſen. Hunderte und aber Hunderte menſchliche Körper liegen da, ſoweit der Blick reicht. Weithin, nach rechts und links, in dunſtiger Ferne auf den gelben Stoppeln der geſchnittenen Felder, dehnt ſich die niedergemähte menſchliche Ernte aus. Wo die Hochebene beiderſeits endet, erſcheinen die Toten nur noch wie kurze, unregelmäßige Striche, ſie bilden eine lange, gewundene Linie, die fern verblaßt, ſchmaler wird und verſchwimmt. Sie liegen alle in einer Richtung gelagert, wie niedergemähtes Gras. Der Tod hat ſie im wütenden Sturmanlauf überraſcht. Sie ſind in ausgeſchwärmter Linie gefallen, alle das Geſicht nach vorn. Kein einziger iſt darunter, der untätig dageſtanden wäre, als ihn der Tod ereilte. Wie ſie daliegen, die Toten, das hat in ſeiner Einheitlichkeit etwas Großartiges und Bewegendes. Das erzählt von dem Anlauf, einem raſenden, mächtigen und hinreißenden Vorwärtsſtürmen. Eine unwiderſtehliche und unerhörte Beredſamkeit ſpricht aus der Unbeweglichkeit des Todes. Die Leichen ſind alle nach dem Feind orientiert, den Kopf nach vorwärts. Ein Gedanke, ein Wille, eine Bewegung einte ſie alle, und machte ſie im letzten Augenblick erſtarren. Wenn ein Hagel abgeſchnellter Pfeile im Fluge plötzlich innehielte, ſo müßte er ſo fallen.

Faſt all die Toten liegen da mit offenem Munde, das bleifahle Geſicht auf der Erde, in die Stirne oder in die Bruſt getroffen. Sie ſind ausgeſtreckt in den unnatürlichen, wunderlichen und linkiſchen Lagen, die der Tod auf dem Schlachtfeld den Gefallenen gibt. Einige, die erſt nur verwundet wurden, haben noch Zeit gefunden, ſich bequemer zu legen, um ihr Ende abzuwarten: es ſcheint, als ob ſie ſchliefen. Vor jedem Leichnam liegt das Gewehr, das den Händen entglitten iſt. Die dünnen Bajonette haben die Erde aufgewühlt.

Der franzöſiſche Sturmanlauf hatte ſieben- bis achthundert Meter vor den erſten deutſchen Schützengräben begonnen. Man kann ihn genau verfolgen, gewiſſermaßen wieder miterleben. Ungeachtet der entſetzlichen Verluſte ſind die franzöſiſchen Maſſen mit wildem Geheul unter dem hölliſchen Feuer vorwärtsgeſtürmt. Die deutſchen Schrapnells hatten hier und dort Strohhaufen in Brand geſetzt, deren Reſte noch rauchen. Aber ebenſo plötzlich wie die deutſche Artillerie mit ihrem verheerenden Feuer eingeſetzt hatte, muß ſie es auch wieder abgebrochen haben. Auf ungefähr hundertfünfzig Meter vor den Gräben liegen keine Leichen mehr. Der Feind hatte ſich auf und davon gemacht.

Wenn man dieſen Geländeabſchnitt durchſchritten hat, ſtößt man wieder auf Gefallene. Diesmal ſind es Deutſche. Am Rande einer breiten Straße erzählen uns die Leichen von einem harten Handgemenge, Mann gegen Mann. Eine Gruppe deutſcher Krieger, die auf verlaſſenem Poſten allein zurückgeblieben war, hatte den Straßendamm als Bruſtwehr benützt, und blieb da, andauernd feuernd, zwiſchen den beiden Straßengräben. Sie hatte ſich nicht mehr zurückziehen können. Sie hat ſolange wie ſie konnte Widerſtand geleiſtet: der letzte franzöſiſche Gefallene liegt drei Meter von ihr entfernt. Dann iſt der Sturm über ſie hinweg und hat ſie vernichtet. Von Bajonetten durchbohrt, iſt die kleine Schar gefallen. Manch verbogenes Bajonett, das auf dem Platze liegen blieb, manch zerbrochener Gewehrſchaft zeugt von dem kurzen, wilden und verzweifelten Ringen. Der erſte in der Reihe iſt der Unteroffizier, der die Schar kommandierte. Es ſcheint, als kommandiere er noch im Tode.

Phot. Photo-Bericht Hoffmann, München

Prinz Leopold von Bayern beim Beſuch des dritten bayeriſchen Armeekorps begleitet vom Kommandeur Exz. v. Gebſattel

Phot. Leipziger Preſſe-Bureau, Leipzig

Der deutſche Kronprinz begrüßt beim Beſuch der bayeriſchen Truppen die mit dem eiſernen Kreuze ausgezeichneten Offiziere

Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Aus einem Feldlager deutscher Truppen in Frankreich

Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Feldschmiede und Pferdeschuppen bei Chaillon (Côte Lorraine)

Die Deutschen fielen mehr in zusammengedrängten Haufen: eine Gruppe von Gefallenen rings um den Leichnam ihres toten Offiziers. Der deutsche Rückzug war gedeckt worden durch den Opfertod kleiner Scharen. Wie die Toten sich alle gleichen! Nur die Uniform unterscheidet sie. Franzosen und Deutsche liegen alle gleich hingestreckt. Die Eigentümlichkeiten der Rasse sind auf der wilden Maske des Leichnams verwischt. So umschließt die gefallenen Feinde eine Art Brüderschaft im Tode.

Jeder deutsche Gefallene hat seinen Tornister umgehängt, untadelig, als hätte er sich für eine Totenparade gerüstet; und mit diesem Tornister auf dem Rücken macht jeder einen einheitlichen und eigenartig massigen und ungeschlachten Eindruck. Im Fall hat sich nichts verschoben: der Leibriemen, die Patronentaschen, die Troddel, Seitengewehr und Spaten, die Zeltbahn, der gerollte Mantel, alles grau, alles wo es hingehört, zusammengelegt, festgeschnallt, festgebunden, all das sieht aus, als wäre es unlöslich mit dem Körper des Soldaten verwachsen. Nicht einmal der Helm mit Ueberzug ist weggerollt oder hat sich vom Haupt gelöst. Er hält fest, wie ein Deckel mit spitzem Griff. Der Gefallene ist vollkommen vorschriftsmäßig. Man hat hier nicht den Eindruck, daß es sich um ein Heer in Auflösung handelt. Wenn die französischen Gefallenen die unwiderstehliche Wut des Sturmes wiedergeben, so zeugen die deutschen Toten von der Ordnung und Disziplin.

Die deutschen Truppen haben auch Verwundete zurücklassen müssen, aber mit diesen sind ganze Sanitätsabteilungen zu deren Pflege zurückgeblieben. Die Franzosen nehmen so die Verwundeten und ihre Pfleger gefangen, ihre Aerzte und ihre Apotheker, die ihren Rang und ihre Autorität unter ihnen weiter behalten. Alles das bildet eine deutsche Organisation im kleinen, die selbständig weiter funktioniert mitten unter der französischen Armee, wie wenn nichts vorgefallen wäre, mit dem vorschriftsmäßigen Gruß, den kurzen Kommandos, verlassen, aber ohne jegliche Beunruhigung.

Der Rückzug ist fortgesetzt worden unter dem Schutz der schweren Artillerie des Feldheeres, die bei der Nachhut aufgefahren war, und setzt sich so weiter fort. Eine vernichtende Verfolgung, das Nachsetzen der Kavallerie ist unmöglich. Man muß mit Geduld manövrieren, Batterien heranziehen und mit diesen wieder Verschiebungen vornehmen. Die deutsche Infanterie ist nicht mehr zu erreichen. Es gab einige kleine Lücken in den deutschen Reihen, kleine Haufen konnte man in die Hände bekommen, das Heer als Ganzes aber ist unversehrt."

Ein anderer Korrespondent des „Corriere della Sera" erzählt Einzelheiten aus den Kämpfen bei Sézanne. Zwischen Esternay und Sézanne dauerte der erbitterte Kampf achtzehn Stunden lang. Die Deutschen hatten längs der Landstraße mit Maschinengewehren Aufstellung genommen; ihre Artillerie bestrich die gegenüberliegende Anhöhe, von wo die französische Offensive ausging. Die Artillerie war im Walde gut versteckt. Um Esternay zu nehmen, mußten die Franzosen von der Anhöhe heruntergehen, ein so gut wie ungedecktes Terrain durcheilen und dann den gegenüberliegenden Hügel unter dem Feuer der Deutschen erklettern. Der Kampf begann deshalb mit einem mörderischen Artillerieduell. Als die französischen Geschütze die deutschen zum Schweigen gebracht hatten, unternahm die französische Infanterie den Bajonettangriff. In diesem Augenblick nahmen die deutschen Mitrailleusen, die sich verborgen gehalten hatten, ihr Feuer auf. Die Franzosen wurden wie niedergemäht. Die französische Artillerie begann darauf, die feindlichen Maschinengewehre zu beschießen. Auf beiden Seiten waren die Verluste fürchterlich; die Franzosen standen zu allem noch unter dem Feuer ihrer eigenen Geschütze. Das 63. französische Regiment wurde fast ganz aufgerieben. Aber schließlich wurde die Stellung von den Deutschen freiwillig geräumt.

Eine deutsche Batterie wurde in einem sumpfigen Terrain bei Sézanne isoliert. Sie

beſchloß, ſich nicht zu ergeben, obwohl ſie von allen Seiten von Franzoſen umringt war. Den ganzen Tag hindurch unterhielt ſie ein fürchterliches Feuer auf die Feinde. Erſt gegen Abend hörte der Widerſtand auf, als alle Geſchütze zum Schweigen gebracht und faſt die ganze Bedienungsmannſchaft außer Gefecht geſetzt worden war. Als der Korreſpondent an dem Orte ankam, waren die heldenmütigen Kanoniere bereits begraben. Die Geſchütze ſtanden noch in ihren alten Stellungen, mitten in Baumſtrünken, die die Artilleriſten unter die Räder gelegt hatten, damit ſie nicht im Schlamm verſanken.

Gleichzeitig mit der Schlacht auf dem rechten Flügel wurde auch nach dem Zentrum zu, zwiſchen Sézanne (hier ſtand die Armee v. Hauſen) und Vitry-le-François (hier ſchloß ſich die Armee des Herzogs von Württemberg an) heftig gekämpft. Die Armee v. Hauſen, deren Operationen mit der Einnahme von Dinant (I, S. 218 f.) und Giwet (I, S. 283) begonnen hatten, war dem Feind auf die Aisnelinie bei Attigny—Rethel gefolgt. „Auch die Aisne wurde überſchritten," erzählt ein Kriegsberichterſtatter, „und unaufhaltſam ging es den Franzoſen nach Süden nach. Der Vesleabſchnitt wurde paſſiert und der Vormarſch auf Chalons fortgeſetzt, nachdem feindliche Truppen bei Cuperley blutig geworfen worden waren. Noch einmal verſuchte ſich der Feind in zähem Widerſtand in der Linie Vitry-le-François—Fère-Champenoiſe feſtzuſetzen. Doch im Morgengrauen wurde ſeine Stellung in wildem Bajonettſturm überrannt. 70 Geſchütze wurden genommen und die Franzoſen auf Fère-Champenoiſe zurückgeworfen. Hier erhielt das ſiegreiche Heer den Befehl zum Zurückgehen, der infolge der Zurücknahme unſerer rechten Flügelarmeen notwendig geworden war. Mit Zähneknirſchen leiſteten die tapferen Krieger Folge. In einer ununterbrochenen Reihe von blutigen Kämpfen war die Armee ſtets ſiegreich geweſen, gewiß ein glänzendes Beiſpiel für die Führung dieſes Heeres und den Geiſt der Truppen. In größter Ordnung wurde das Zurückgehen durchgeführt, das um ſo leichter vor ſich ging, als die Franzoſen, durch die andauernden Niederlagen erſchüttert, nicht ſofort zu folgen wagten." Am 11. September erſtreckte ſich die Linie des deutſchen Zentrums von der Gegend hinter Sézanne bis Revigny.

Auch von feindlicher Seite wird der Heldenmut hervorgehoben, den unſere Truppen in den Marneſchlachten bewieſen haben. Ein franzöſiſcher Diviſionsgeneral erzählte einem Berichterſtatter der Turiner „Stampa", die franzöſiſche Armee ſei zwiſchen Ornain und Paris doppelt ſo ſtark geweſen wie die deutſche. „Aber was für ein Feind! Beim Tagesanbruch iſt es nur eine dünne Schützenlinie, aber ſchon mittags bildet dieſe Linie eine ſtarke Verſchanzung voller Soldaten. Wie lange wird dieſe Linie ſich noch halten, wie lange werden dieſe zwei Armeen, die ſich ſeit dem 23. Auguſt ununterbrochen ſchlagen, noch Widerſtand leiſten? Was wir uns nicht erklären können, iſt die wunderbare Widerſtandskraft des Feindes. Die Deutſchen ziehen ſich in geradezu vorbildlicher Weiſe zurück, indem ſie den Heldenmut haben, keinen Schuß abzugeben, um die Munition zu ſparen. Wir werden jedenfalls noch lange und große Mühe haben, ſie zu überwinden." Auch der „Figaro" rühmt die geradezu „klaſſiſche Ordnung" des deutſchen Rückzugs.

Paris, das die Schrecken des Kriegs ſchon in nächſte Nähe gerückt ſah, durfte, wenigſtens für den Augenblick und die folgenden Wochen, wieder aufatmen. Nachdem die Gefahr vorüber war, konnten die Zeitungen ſich nicht genug tun, den Pariſern deren ganze Größe vor Augen zu ſtellen, indem ſie die „Barbarei der deutſchen Hunnen" in den düſterſten Farben malten. Wenn man jedoch genauer zuſieht, iſt es immer nur der Vorwurf der Plünderung, der in dieſen ſpaltenlangen Berichten dauernd wiederkehrt, und dieſer Vorwurf gründet ſich in allen Fällen auf Requiſitionen von Lebensmitteln und anderen unentbehrlichen Gebrauchsgegenſtänden. Ein Mitarbeiter des „Petit Pariſien", der die ganze Gegend zwiſchen Paris und Compiègne durchſtreift hat, erzählt von

Türen, die Spuren von Gewehrkolben tragen, von Batterien leerer Weinflaschen, die vor den Häusern stehen, von requirierten Matratzen und Decken, auf denen die Deutschen es sich bequem gemacht hatten, und was dergleichen schreckliche Vergehen mehr sind; im übrigen aber muß er zugeben, daß die Orte unversehrt sind. „Auch Compiègne," schreibt er, „ist fast unversehrt geblieben; nicht ein Haus ist in Brand gesteckt worden. Alle Häuser sind natürlich von den Deutschen heimgesucht worden; die Vandalen haben genommen, was sie brauchten. Die letzten Deutschen haben die Stadt am 11. September verlassen, das Gros der feindlichen Kräfte hat aber schon am 9. die Richtung nach Norden genommen. Auf den Mauern kann man noch die Proklamation des deutschen Hauptmanns an die Bevölkerung lesen, der seit dem 30. August das Kommando in Compiègne geführt hat. Die schöne alte Brücke von Compiègne, die Ludwig XV. einst hat bauen lassen, ist nur noch eine Ruine. Französische Genietruppen haben sie beim Rückzug in die Luft gesprengt. Die Deutschen haben nicht weit von ihr eine Pontonbrücke errichtet, die sie ihrerseits am Tage ihres Ausmarsches zerstört haben. Die drei Vertreter der Stadtbehörde wurden von den Deutschen als Geiseln festgenommen. Allen dreien wurde gesagt, wenn die Zivilbevölkerung bei der Besetzung der Stadt den geringsten Widerstand leiste, würden sie erschossen werden. Aber die Feinde haben ihre Drohung nicht wahr gemacht. Als ein deutscher Unteroffizier verwundet wurde, wurden nur zwei Hütten angezündet. Am 11. September begann die Kanonade vor Compiègne von neuem. Die Stadt wurde von englisch-französischen Truppen bombardiert.

Die Orte in der Umgebung von Compiègne scheinen nur durch Plünderung gelitten zu haben. In Creil mußten einige Geiseln gestellt werden. Einige Wirte wurden mit dem Revolver gezwungen, den Deutschen Kaffee zu bereiten. Chantilly ist unversehrt geblieben. Ein deutsches Infanterieregiment ist dort am 3. September eingezogen. Seine Ankunft hat es mit einer Salve von Maschinengewehrfeuer angezeigt. Der kommandierende Major begab sich darauf zu dem Bürgermeister Herrn Vallon, sagte ihm: „Man hat auf meine Truppen geschossen", und nahm ihn als Geisel mit nach dem Schloß von Chantilly, obwohl Herr Vallon erklärte, alle Einwohner seiner Gemeinde hätten ordnungsgemäß ihre Waffen abgeliefert. Der größte Teil des Regiments quartierte sich im Schlosse ein, die Deutschen zogen die Zugbrücken in die Höhe und sollen sehr entzückt gewesen sein, sich „in einer Festung" zu befinden. Am nächsten Tage zogen weitere deutsche Kräfte in die Stadt ein. Die Bevölkerung verhielt sich ruhig und rettete damit Herrn Vallon das Leben, wie Herr Vallon die Stadt gerettet hatte. Die Deutschen beschränkten sich auf verschiedene Requisitionen und auf Patrouillenritte ihrer Kavallerie. Sie haben, im großen und ganzen, niemanden getötet oder belästigt."

Der Kampf an der Aisnelinie

Auf der Linie Compiègne—Soissons—Braisne—Reims begann der Kampf am 12. September von neuem, am heftigsten bei Soissons, wo die Engländer die Aisne überschreiten wollten. Wie Feldmarschall French berichtet, hatte ein britisches Korps am 11. den Ourcq überschritten, ohne Widerstand zu finden. Als es am 12. September südlich von Soissons ankam, gingen die Deutschen über den Fluß zurück. Die Engländer versuchten nachzusetzen, kamen aber in fürchterliches Artilleriefeuer. Erst in der Nacht auf den 14. gelang es ihnen, auf den inzwischen geschlagenen Pontonbrücken ans andere Ufer zu gelangen.

Von diesem Flußübergang, besonders von dem Nachtkampf, gibt der Berichterstatter der „Times" eine fesselnde Schilderung. Er schreibt: „Die Deutschen hatten die Aisne überschritten und am andern Ufer eine sehr feste Stellung mit schwerer Artillerie eingenommen, die nur im offenen Sturm erobert werden konnte. Die Brücken über den

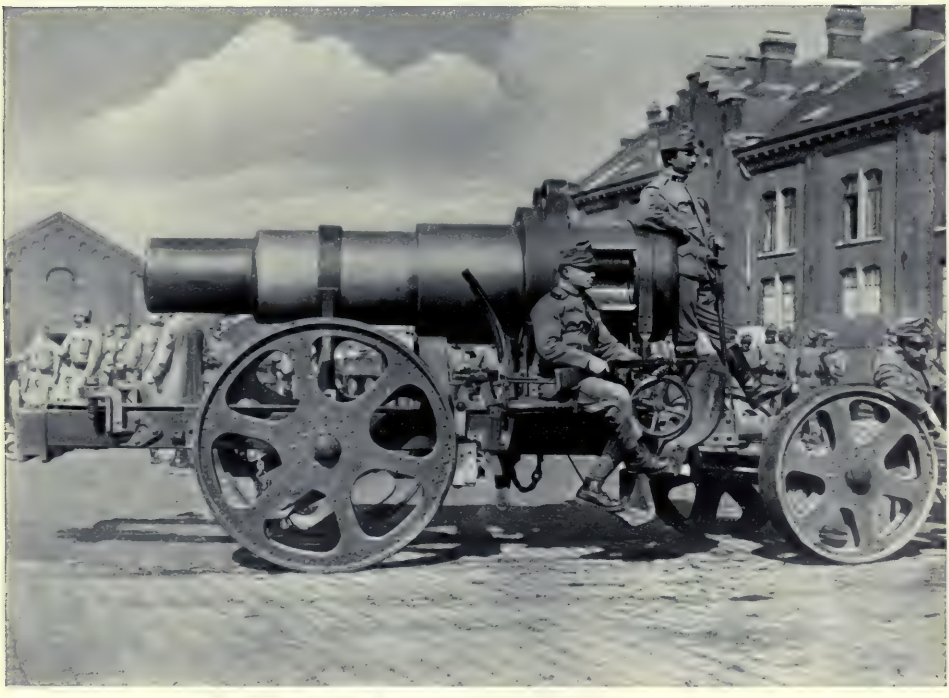
Fluß waren ſämtlich abgebrochen worden mit Ausnahme einer kleinen, die man aus irgend einem Grunde zu zerſtören vergeſſen hatte. Es mußten zum Uebergang alſo Pontonbrücken geſchlagen werden, und da die deutſchen Batterien den Fluß in dem größten Teil ſeines Laufes beherrſchten, war ein Artilleriekampf unvermeidlich. Dieſer begann am frühen Morgen des 13. September und dauerte den größten Teil des Tages über. Die ſchweren Geſchütze der Deutſchen richteten furchtbare Verwüſtungen in unſern Reihen an. Das Flußtal wurde bald zu einer richtigen Hölle. Von allen Höhen donnerten die großen Kanonen. Die Granaten flogen über den Fluß und ergoſſen ſich wie ein Regenſchauer über die Truppen, die den Fluß zu überſchreiten verſuchten. Die Pontons werden auf beſonders dazu gebauten Wagen mitgeführt. Es handelt ſich nur darum, ſie an das Flußufer hinunter zu bringen, ins Waſſer zu ſtürzen und zuſammenzubinden. Aber dieſe Arbeit mußte unter dem furchtbaren Geſchützfeuer ausgeführt werden. Kanonen, Maſchinengewehre und Gewehre überſchütteten die Pioniere, die die Brücke bauten, mit einem förmlichen Hagel von Geſchoſſen. Der Feind hatte ſich an verſchiedenen Punkten tief in die Erde gegraben und konnte den ganzen Fluß nach Belieben beſtreichen. Er machte denn auch den Verbündeten den Kopf ſo heiß, daß die Verſuche, an einer einzelnen Stelle eine Brücke zu ſchlagen, aufgegeben werden mußten. Es war ein mächtiges und über alle Beſchreibung furchtbares Schauſpiel. Während die Flugzeuge ſurrten und die Granaten heulten, drängten die Verbündeten gegen den Fluß vor. Dank der kleinen Brücke, die nicht geſprengt worden war, konnte ein Teil der britiſchen Truppen verhältnismäßig ſchnell hinüberſchlüpfen, und da nun die Pioniere glücklich ihr Werk vollendet hatten, konnte der Uebergang über den Fluß im Laufe der Nacht ausgeführt werden. Aber das bedeutete noch keineswegs den Sieg. Die ganze Nacht hindurch ſuchten die Scheinwerfer des Feindes den Fluß ab, um ſich Aufklärung über unſere Aufſtellung zu verſchaffen. Das Geſchütz- und Gewehrfeuer dauerte unabläſſig fort; unſere Soldaten verhielten ſich lautlos, um nicht zu verraten, wo ſie lagen. Ein engliſcher Infanteriſt wurde von einem Streifſchuß in den Arm getroffen und ſchrie auf. Aber im nächſten Augenblick ergriff er eine Handvoll Gras und ſtopfte ſie ſich mit der unverwundeten Hand in den Mund, um zu verhindern, daß ihm weitere Schmerzenslaute entſchlüpften.

Nach dieſer gefahrvollen Nacht brach der Morgen kalt, ſtürmiſch und regneriſch an. Die Deutſchen hatten ſich tief in kleine Löcher eingegraben, wie ſie denn überhaupt Meiſter darin ſind, ſich eine Deckung zurechtzumachen, und die Verbündeten hatten ebenfalls Schützengräben aufgeworfen. Eine lang andauernde gegenſeitige Beſchießung hub an. Dann machten die Deutſchen einen furchtbaren Angriff; ſie hatten offenbar Verſtärkungen erhalten. „Sie kämpften wie Verzweifelte," erzählte mir ein Soldat. Die Art, wie ſie ſich überall auf den Höhen eingegraben hatten und wie ſie ihre großen Kanonen verbargen, war wirklich wundervoll. Wir waren unfähig, zu erraten, aus welcher Richtung die Granaten kamen, aber dann ſtiegen unſere Flieger auf und ſtellten die Richtung feſt, und nun ſprachen unſere Kanonen ihr Wort. Der Kampf war furchtbar." Die Schlacht dauerte, ohne in ihrer Wut nachzulaſſen, die ganze Nacht hindurch und die beiden folgenden Tage. Ein trauriger Beweis für die ungeheure Kraft dieſer Angriffe und Gegenangriffe bot ſich mir in den Wagenladungen von Verwundeten dar, die ich auf der ganzen Linie langſam daherkommen ſah zu ihrer langen Reiſe nach der Küſte."

Luigi Barzini, der während der Beſchießung in der Stadt Soiſſons war, erzählt: „Nach Soiſſons zu iſt eine Hölle. Hier ſcheint das Schießen überhaupt nicht aufzuhören. Man vernimmt das tiefe Grollen ferner Batterien und das Platzen der großen Granaten, die mit metalliſchem Klang aufſchlagen. Die Baumreihen der Straßen umrahmen das Stadtbild und die Dächer der Häuſer ſchauen über den grünen Rahmenrand hinaus. Zwiſchen den Giebeln erhebt ſich kühn und prächtig der Turm der Domkirche.

Phot. A. Grohs, Berlin

Durch die öſterreichiſch-ungariſchen Motor-Mörſerbatterien zerſtörter Panzerturm der Feſtung Maubeuge (vgl. I., S. 286 ff.)



Phot. Vereenigde Foto-Bureaux, Amſterdam

Ein Geſchütz der ſchweren öſterreichiſch-ungariſchen Motor-Mörſerbatterien

Phot. H. Benſemann, Metz

Deutſche Artillerie bei der Durchfahrt durch das Dorf Charpentry bei Varennes

Phot. Aug. Rupp, Saarbrücken

Zerſtörtes Franctireurdorf an der Meurthe

Gewaltige Rauchſchwaden ziehen, vom Winde getrieben, dahin, ballen ſich zu Rieſenhaufen, verſchwinden und entſtehen bei jedem Schuß von neuem. Manchmal iſt alles in Nebel gehüllt, und die Stadt verſchwindet für Augenblicke vollſtändig.

Man geht vorüber an blühenden Gärten, gelangt zu einem mit einem Denkmal geſchmückten Platz und kommt nach Soiſſons, das, von dieſer Seite aus geſehen, neu und feſtlich ausſieht. Der Platz iſt leer, die Häuſer ſind geſchloſſen, aber die Stadt ſcheint unverſehrt zu ſein. Je näher man aber der Hauptſtraße kommt, deſto grauenvoller erſcheint alles. Es erwachen Erinnerungen an Erdbeben. Und das Erdbeben kommt, Schritt für Schritt, nimmt Ecke um Ecke, Dach um Dach. Gefallene Wände zeigen das verwüſtete Innere der Häuſer. Man ſchreitet über Kalkſchutt, Stein- und Ziegelhaufen, über allerlei Hausrat, der aus den Fenſtern geworfen wurde. Die Granaten heben Dächer ab, zertrümmern Balken und ſchleudern alles weithin. Giebel fliegen herunter wie Kartenhäuſer. In der unteren Stadt ſtehen viele Häuſer in Flammen. Gewaltige ſchwarze Rauchmaſſen miſchen ſich in den weißen Dampf, der beim Platzen der Geſchoſſe aufſteigt, und in den Staub, der beim Einſturz der Mauern aufwirbelt.

Die Bewohner der Stadt ſind nicht alle geflohen. Hier und da guckt jemand aus einer halb geöffneten Tür hervor. Familien kauern in den Kellerräumen. Wenn die Beſchießung einmal eine Pauſe macht, erſcheinen ſie vor der Tür. Da ſieht man ſelbſt Frauen und Kinder. Mit ſchweigender Neugier ſehen ſie uns nach. Man hört nicht einen Laut. Oben hin zieht das langgezogene Geheul der Granaten. Wenn man es hört, lehnt man ſich unwillkürlich an die Mauer und wartet. Kaum erliſcht der Heulton, ſo erſchüttert eine furchtbare Exploſion die Luft; und bald darauf das Gepolter fallenden Mauerwerks, ein Klirren und Raſſeln von Ziegeln und Schiefer, wie wenn zerbrochenes Geſchirr ausgeſchüttet würde."

Die deutſchen Truppen bezogen an den beiden folgenden Tagen auf der ganzen Linie feſte Stellungen, wobei ſie an verſchiedenen Stellen noch weiter zurückgingen. Im Norden wurde Amiens geräumt und die Linie Péronne—St. Quentin eingenommen. Die Verbündeten konnten Reims wieder beſetzen*). Im Zentrum wurden auch Revigny und Brabant-le-Roi noch aufgegeben.

Dabei gingen die Kämpfe, beſonders an der Aisneſtellung, ununterbrochen weiter. Sie nahmen eher noch an Heftigkeit zu. „Die deutſche Infanterie," berichten die „Daily News", „wogte unaufhörlich gegen die Stellungen der Engländer und Franzoſen. Aber dieſe Angriffe waren eine Erholung gegen den entnervenden Granatenhagel, der von den Höhen kam, wo die Anweſenheit der Deutſchen nur durch den aufſteigenden Rauch der Geſchütze bemerkbar war. Die deutſchen Kanoniere richten vortrefflich und beſtimmen die Schußweite mit einer außerordentlichen Genauigkeit. Am 18. September fiel eine Granate ins engliſche Hauptquartier, wo ſie vollſtändige Verwüſtung anrichtete. Der Stab kam mit dem Leben davon. Die Verbündeten hatten ſchreckliche Verluſte."

Erſt nach einigen Tagen merkten die Verbündeten, daß der deutſche Rückzug endgültig zum Stehen gekommen war und daß ſie ſich an einer ehernen Mauer die Köpfe einrannten. Ein amtliches Pariſer Communiqué vom 24. September ſprach das ziemlich deutlich aus. „Die Schlacht dauert jetzt eine volle Woche," heißt es darin. „Man darf ſich darüber aber nicht wundern; man denke nur an den ruſſiſch-japaniſchen Krieg zurück! Die Schlacht an der Marne war ein Kampf in offenem Feld mit einem allgemeinen Wiederaufnehmen der franzöſiſchen Offenſivbewegung gegen den Feind, der dies nicht erwartet und keine Zeit gehabt hatte, ſeine Defenſivſtellungen darnach einzurichten.

*) Die bei der Beſetzung von Reims erbeuteten Flugzeuge und Flugzeugmotoren (vgl. I, S. 286) waren längſt vor der Räumung der Stadt in weiter zurückliegende Stellungen des deutſchen Heeres gebracht worden.

Aber ſo liegen die Verhältniſſe bei der Schlacht an der Aisne nicht, wo der Feind auf dem Rückzug in Stellungen ſtehen blieb, die von Natur an vielen Punkten äußerſt ſtark ſind und die er außerdem zeitig genug noch mehr hat verſtärken können. Die Schlacht an der Aisne hat deshalb auf einem Teil der Front den Charakter des Feſtungskriegs und gleicht Operationen in der Mandſchurei. Man kann hinzufügen, daß die ungewöhnlich ſchwere Artillerie, die deutſcherſeits angewandt wird, und die franzöſiſchen 75 mm-Kanonen den Feldbefeſtigungsanlagen einen beſonders ſtarken Charakter geben. Es gilt Linien- und Laufgräben zu erobern, einen nach dem anderen. Unter dieſen Bedingungen kann ein Fortſchritt nur langſam erwartet werden."

Die befeſtigten Stellungen

Die Eigenart des nun einſetzenden Ringens in Frankreich und die Gründe für die lange und zähe Dauer dieſer Kämpfe werden in einer Schilderung der „Times" ſehr anſchaulich dargeſtellt. „Man hat die Kämpfe mit Recht als einen Belagerungskrieg gekennzeichnet, den die beiden Kampflinien in ſtarken Feldbefeſtigungen miteinander führen. Die Deutſchen waren zuerſt im Felde und erhielten einen wertvollen Vorſprung. Sie erbauten ihre Stellungen auf den Hügeln über der Aisne, auf der Hochebene von Craonne, auf den Höhen nördlich von Reims und von dort in einer Linie durch die Champagne bis zu den Argonnen. Die Verbündeten haben ihrerſeits eine zweite Linie von faſt gleicher Stärke errichtet, um den Gegenangriffen der Deutſchen zu widerſtehen, und die beiden Stellungen liegen nun auf hundert Meilen oder mehr in einer Entfernung, die zwiſchen hundert Meter und anderthalb Kilometer ſchwankt, einander gegenüber. Dieſer ganzen Linie entlang wird ununterbrochen gekämpft. Die Stellung iſt auf beiden Seiten ſorgfältig ſtudiert, jeder Punkt wird von dem Feuer verſchiedener anderer gedeckt, ſo daß kein Fußbreit ohne ſchwere Verluſte dem Feinde abgenommen werden kann und, abgeſehen von gewiſſen Stellen, direkte Angriffe nur ſehr ſpärlich möglich ſind. Die Schlacht beſteht praktiſch nur in einer ununterbrochenen Beſchießung mit Geſchützen und Gewehren von beiden Seiten, die wahrſcheinlich forddauern wird, bis der Ausgang durch die Ereigniſſe an der Somme oder weiter nördlich entſchieden iſt."

Ueber einzelne Punkte der befeſtigten deutſchen Stellung erfährt man dann Näheres. Die deutſchen Laufgräben nördlich und weſtlich von Châlons-ſur-Marne ſind beſonders ſtark, über drei Fuß tief und mit Schirmen gegen Kugeln und Sprengſtücke verſehen. In Abſtänden von je zwanzig Metern ſind Deckungen ausgegraben, durch Haustüren mit aufgelegtem Sand geſchützt. Die Laufgräben verlaufen hintereinander in mehreren parallelen Linien. Seitlich ſind weitere Laufgräben, die ſenkrecht zu den anderen ſtehen, angelegt; in ihnen ſind Maſchinengewehre vollſtändig verdeckt aufgeſtellt. Die ſchwere Artillerie feuert hinter den Gräben. Bei Soiſſons liegen ſich Deutſche und Franzoſen, nur durch das Aisnetal getrennt, auf den beiderſeitigen Höhen gegenüber. Eine weitere furchtbare Verteidigungsſtellung haben die Deutſchen, wie der „Daily Telegraph" berichtet, zwiſchen Laignes und Compiègne inne. Die dortigen Steingruben, die ſich meilenweit erſtrecken, liefern einen weißen, harten Stein, der mit Vorliebe für Prunkbauten verwendet wird. Aus dieſen umfangreichen Brüchen iſt ein mächtiges Feſtungswerk geworden. Es anzugreifen, iſt unmöglich, es zu bombardieren, wäre zwecklos, da, wie der engliſche Korreſpondent verſichert, die franzöſiſchen Geſchoſſe gegen dieſe Felſen keine Wirkung haben.

Der „Matin" vom 1. Oktober bringt einen Leitartikel mit dem Querſchnittbild eines deutſchen Schützengrabens und ſchreibt: „Betrachtet dieſes Bild genau und ihr werdet einſehen, warum die Schlacht an der Marne ſo lange dauerte und die Schlacht an der Aisne noch dauert. So ſehen die deutſchen Gräben aus. Die Infanterie richtet ſich in

richtigen kleinen Festungen ein, geschützt vor dem Gesehenwerden und vor den Kugeln. Das Regenwasser fließt in einem hinteren Abflußgraben ab. Die Leute können sitzen und schlafen. Weder unsere Artillerie, noch unsere Infanterie kann so einen eingegrabenen Deutschen sehen. Die Granaten sind nur wirksam, wenn sie genau in den Graben fallen. Hier wird der Kampf zur Jagd. Die Gefahr wächst überall aus dem Boden heraus. Bevor man den Feind besiegt, muß man ihn ausgraben. Bedenket ferner, daß die deutsche Artillerie ebensolche befestigte Stellungen hat, daß sie von Drahtverhauen umgeben ist und daß zwischen den Geschützen Maschinengewehre auf unsere Stürmer lauern, daß hinter den Feldgeschützen schwere Artillerie steht, deren große Tragweite jeden Rückzug mit einer Feuermauer deckt. Denkt an alles und ihr werdet ermessen können, was es für Anstrengungen kostet, eine Armee, die so Fuß gefaßt hat, aus ihren Stellungen zu vertreiben."

Die Beschießung der Kathedrale von Reims

Da die Franzosen Reims ihrer Kampffront eingefügt hatten, ist es ihre Schuld, wenn die altehrwürdige Stadt mit ihren wundervollen Baudenkmälern den Gefahren einer Beschießung ausgesetzt wurde. Diese setzte denn auch, unmittelbar nachdem die Deutschen auf den benachbarten Höhen ihre festen Stellungen bezogen hatten und die Verbündeten in die Stadt nachgerückt waren, mit großer Heftigkeit ein und dauerte mit kurzen Unterbrechungen fort. In den amtlichen deutschen Berichten (vgl. S. 100 und 104) sind die Gründe angegeben, die die deutsche Heeresleitung veranlaßt haben, wiederholt auf die berühmte Kathedrale feuern zu lassen, deren Schonung anfangs aufs strengste anbefohlen und befolgt worden war.

Die französische Regierung ergriff natürlich die Gelegenheit, die deutsche „Barbarei" wieder einmal in alle Welt hinauszuschreien, nachdem sich die Vorgänge in Löwen nicht mehr zu diesem Zweck verwerten ließen. Sie ließ sämtlichen Mächten einen feierlichen Protest überreichen, der folgendermaßen lautete: „Ohne einen Schein von militärischer Notwendigkeit anführen zu können, haben deutsche Truppen aus reiner Zerstörungswut den Dom von Reims planmäßig heftig bombardiert. Augenblicklich ist die berühmte Kirche nur noch eine Ruine. Es ist die Pflicht der französischen Regierung, diese abscheuliche Tat des Vandalismus, die das Heiligtum unserer Geschichte dem Feuer übergeben und die Menschheit eines unvergleichlichen künstlerischen Erbteils beraubt hat, dem allgemeinen Abscheu preiszugeben." Delcassé.

Die deutsche Regierung antwortete mit folgender ausführlichen Darstellung: „Ueber die Umstände, die zu der Beschießung der Kathedrale von Reims durch deutsche Artillerie geführt haben, liegen jetzt eingehende Nachrichten vor. Sie bestätigen, daß die Franzosen selbst es gewesen sind, die das ehrwürdige Bauwerk der Zerstörungsgefahr ausgeliefert haben.

Eine starke Artilleriegruppe der Franzosen war so aufgestellt, daß sich die in geringer Entfernung hinter ihr liegende Kathedrale gerade in der deutschen Schußlinie befand und durch jedes zu hoch gehende Artilleriegeschoß gefährdet werden mußte.

Offenbar lag dieser Aufstellung der französischen Artillerie die Erwägung zugrunde, daß man die Deutschen so in die Zwangslage bringe, zwischen zwei sehr unangenehmen Möglichkeiten zu wählen: Entweder sie verzichteten aus Ehrfurcht vor der Kathedrale auf die Beschießung der in ihrer Nähe stehenden Batterien. Dann fügten diese, ohne selbst gefährdet zu sein, den deutschen Truppen die schwersten Verluste zu. Oder man faßte schweren Herzens den — militärisch übrigens ganz selbstverständlichen — Entschluß, das Feuer der französischen Batterien zu erwidern. Dann hatten die Franzosen die gewünschte Handhabe, uns Deutsche vor aller Welt als rohe Barbaren hinzustellen.

Die Aufſtellung einer zweiten feindlichen Artilleriegruppe vor einem anderen Gotteshauſe zeigt, daß es ſich bei dieſem Verfahren nicht um einen Zufall gehandelt hat. Zieht man zu alledem noch die Tatſache in Betracht, daß der nördliche Turm der Kathedrale zur Aufſtellung einer Winkerſtation für Beobachtungszwecke mißbraucht worden iſt, ſo muß man ſagen, daß die bekannten Vorwürfe gegen die deutſche Truppenführung von ebenſoviel militäriſcher Naivität wie perfider Böswilligkeit zeugen.

Unſere Flieger haben übrigens feſtgeſtellt, daß der Platz vor der Kathedrale dauernd zur Verſammlung von feindlichen Truppen und Munitionskolonnen gedient hat. Schon dieſer Umſtand allein hätte genügt, die deutſche Beſchießung zu rechtfertigen. Wenn die als Kugelfang benützte Kathedrale trotz allen hier angeführten Tatſachen vor völliger Zerſtörung bewahrt geblieben iſt, ſo liegt darin nicht nur ein Beweis für die große Treffſicherheit unſerer Artillerie, ſondern auch ein ehrendes Zeugnis dafür, daß deutſche Geiſtes- und Herzensbildung ſich auch inmitten des Krieges betätigen und ebenſo ehrlich wie erfolgreich die Denkmäler einer Kultur zu ſchonen ſuchen, die in Frankreich leider nur noch durch lebloſe Zeugen aus grauer Vorzeit verkörpert zu ſein ſcheint."

Luigi Barzini, der ſchon oft genannte Kriegskorreſpondent des „Corriere della Sera", ſchreibt über die Beſchießung nach Berichten von Augenzeugen*):

„Es iſt ſtreng genommen unrichtig, daß die Deutſchen Reims ohne militäriſchen Grund beſchoſſen hätten. Sie haben mit der Eröffnung des Feuers gewartet, bis die Stadt vollſtändig von franzöſiſchen Truppen beſetzt war. Am 17. September kam General Foch an der Spitze einer Armee nach Reims. Die Truppen bezogen ihre Quartiere, der Generalſtab nahm ſeinen Wohnſitz ein und alle Straßen verwandelten ſich in ein rieſiges Biwak. Plötzlich ſetzte, gleich einer heftigen Böe, das furchtbare Sauſen der ſchweren Granaten ein.

Die Uebergabe wäre unvermeidlich geweſen. Die franzöſiſchen Streitkräfte mußten daher die eben beſetzte Stadt wieder räumen. Das auf die Stadt gerichtete Bombardement verſperrte aber einen wichtigen Straßenknotenpunkt. Es war ungemein ſchwierig, einen wirkſamen Angriff auf die deutſchen Stellungen zu unternehmen, die ſich auf den Höhen gegen Norden und Nordoſten hin ausdehnten, ſo lange man nicht freien Abzug aus der Stadt hatte. Das Bombardement verhinderte für den Augenblick dieſe unumgänglich notwendige Verſchiebung. Um angreifen zu können, mußte man zurückgehen, die Streitkräfte neu gruppieren und nach anderen Richtungen hin einſetzen. Und die Franzoſen gingen zurück. Die Hauptquartiere mußten ihre früheren Standorte wieder einnehmen, die ſie für immer verlaſſen zu haben hofften. Dieſer vorübergehende, überdies gänzlich bedeutungsloſe Rückzug vollzog ſich in prächtiger Ordnung, kaltblütig und geregelt. Die Verzögerung an dieſer Stelle wurde ſpäter durch die Schneid und den Feuereifer des Angriffs wieder wettgemacht.

Die Beſchießung richtete ſich zuerſt auf die innere Stadt, d. h. auf die ſchönſten und vornehmſten Stadtteile. Reims iſt eine jener Städte, die ihren altertümlichen Charakter aufs eiferſüchtigſte bewahrt haben. Sie hat Jahrhunderte alte, maleriſch-enge, krumme Straßen, in denen die überhängenden Dächer der alten Häuſer, auf Kragſteinen und Holzträgern ruhend, vorſpringen. Es ſind Häuſer mit hohem, ſteilem Dach und einer mit vielen Fenſterchen geſchmückten Giebelfaſſade, aus der ſich das ſchwarze Balkengerippe herausbebt wie die Stäbe eines großen Käfigs. Viele der Häuſer tragen alte, geſchnitzte Inſchriften, alle ſind untereinander verſchieden, jedes hat ſeinen eigenen, perſönlichen Charakter. Mitten unter dieſen Häuſern im Herzen der Stadt erheben ſich die

*) Die folgende Originalüberſetzung wurde uns von Henriette Zeis in Würzburg freundlichſt zur Verfügung geſtellt.

Paläste des Adels, ganz mit jener echt französischen Anmut erfüllt, die einen Abglanz der Herrlichkeiten von Fontainebleau und Versailles darstellt. Dies alles wird nun vielleicht unter den Granaten der Kruppgeschütze zusammenstürzen und zugrunde gehen.

Auf der Höhe thront ein dunkles, prächtiges Gebäude, alles beherrschend und die Häuser überragend: die Kathedrale, in der die Jungfrau von Orléans zu Gott um Sieg flehte, die Krönungskirche der französischen Könige. In ernster, feiner Linienharmonie erheben sich ihre majestätischen, wundervollen Zacken zum Himmel, ein kühnes, imposantes und doch anmutiges Stein- und Gitterwerk, das aus gigantischer Geisteskraft geboren scheint.

Auf die Kathedrale richteten sich sofort die sorgenden Blicke der Einwohner und der Behörden: „Sie muß gerettet werden!" Wie um eine Mutter bangte die beschossene Stadt um ihre Kirche. Auf dem schlanken Türmchen der Apsis wurde die Rote Kreuzfahne gehißt und ungefähr zweihundert deutsche Verwundete wurden in die mächtigen Kirchenschiffe verbracht, während ein französischer Flieger dem Feind eine Meldung darüber hinabwarf.

Die Verwundeten lagen auf Stroh um die gigantischen Pfeiler herum und längs der Mauer in Reih und Glied. Einige mit Gewehr bewaffnete Gendarmen bewachten sie.

„Es war zum Verrücktwerden!", sagte mir der Wachtmeister, der sie befehligte, und strich sich mit der Hand über die Stirn, wie wenn er die Erinnerung wegwischen wollte.

In der übermächtigen Höhe der ungeheueren, gewaltig widerhallenden Wölbung fanden die Explosionen, selbst die entfernteren, ein geisterhaft erschreckendes Echo. Es glich dem lang hingezogenen, dröhnend verhallenden Rollen des Donners. Wenn es draußen schon wieder still geworden war, pflanzte sich in der Kirche das Getöse noch von Bogen zu Bogen fort; die Seitenschiffe hielten den Höllenlärm fest und gaben ihn in den mannigfaltigsten Lauten weiter. Bei jedem Kanonenschlag heulte die Kathedrale auf.

Draußen regnete es. Das Innere der Kirche war in ein Unheil verkündendes Halbdunkel getaucht. Die ernste Größe ihrer Linien verlor sich in tiefe Dunkelheit, aus der sich wie feierliche, schwebende Lichterscheinungen die großen gemalten Fenster heraushoben. Die Gefangenen und ihre Wächter durchbebte ein Grauen. Bei jedem neuen donnerähnlichen Geheul der Kirche rückten sie näher zusammen. „Jamais sur le champ de bataille on n'entend ça!" sagten die Gendarmen. Die Verwundeten kauerten zusammen und bedeckten ihren Kopf mit den blutgetränkten Mänteln. Einige, die nach der Fassade zu lagen, hatten sich unter die Türme geflüchtet, von sicherem Instinkt dahin getrieben, wo die Mauern besonders dick sind.

In der Nähe erfolgte eine Explosion, zwei Fenster stürzten krachend ein und der kalte Wind blies herein. Man hörte, wie draußen Steinmassen und Holzbalken herabstürzten, es schien, als wollte die Kirche auseinanderbersten. Kurz darauf ereignete sich die Katastrophe. Durch einen heftigen Luftdruck angekündigt, schlug eine Granate durch das Dach in die Kirche ein. Ein Donnerschlag — eine sprühende, blendende Flamme erhellte die Kirche. In dem dichten, beißenden Qualm der Explosionsgase war es wie in einer Hölle. Weitere Fenster stürzten mit Geklirr herunter und vom durchschlagenen Gewölbe fielen dröhnend Steine herab. Die bestürzten Gendarmen, die der Luftdruck zu Boden geschleudert hatte, erhoben sich und riefen sich zu. Vom Fußboden hörte man Stöhnen und Röcheln von Sterbenden. Alle Verwundeten, die sich noch einigermaßen fortbewegen konnten, eilten den Portalen zu, ganz verstört vor Schrecken. . . .

„Es war zum Verrücktwerden!" wiederholte der Wachtmeister."

Im weiteren Verlauf seiner Schilderung kommt Barzini auf die Beschädigungen zu sprechen, die der Bau aufweist. „Die Kathedrale hat Schaden genommen," schreibt er, „sie ist aber keine Ruine. Auf den ersten Blick erscheint sie noch ganz unversehrt." Die holländischen und englischen Berichterstatter bestätigen diese Feststellung.

Ein engliſcher Korreſpondent ſagt: „Die franzöſiſche Regierung muß gröblich ſchlecht unterrichtet geweſen ſein, als ſie der Welt bekannt gab, daß von der Kathedrale in Reims nur noch ein Trümmerhaufen übrig ſei. Das Gebäude iſt ziemlich unverſehrt, doch ſind einzelne Fenſter zerſtört und alles Holzwerk im Innern iſt vernichtet. An dem weſtlichen Giebel wurden Bildwerke beſchädigt, aber das ſteinerne Gewölbe, der Turm und andere Teile des Baues ſind gänzlich unverſehrt geblieben. Die koſtbaren Gobelins und die Gemälde ſind bereits fortgeſchafft worden, während die Stadt von den Deutſchen beſetzt wurde. Die Strebepfeiler an der Südſeite ſind beſchädigt und an der Nordoſtecke zerſtört. Viele gemalte Fenſter, ausgenommen im Oſtgiebel, ſind erhalten. Der Hauptſchaden iſt dadurch entſtanden, daß die zu Reparaturzwecken errichteten Gerüſte in Brand gerieten und brennende Balken Dachſtuhl und Seitenſchiff in Flammen ſetzten. Der Schaden iſt groß genug, doch lange nicht ſo groß, wie man anfangs angenommen hatte.“ Auch von anderer Seite wird betont, daß die Beſchädigung des linken Portals durch einſtürzende Balken des in Brand geratenen Gerüſtes verurſacht worden iſt.

Die deutſchen Verwundeten, die im Dom lagen, konnten nur mit Mühe durch die franzöſiſchen Aerzte und Sanitätsſoldaten gerettet werden; das Volk nahm gegen die Verwundeten eine drohende Haltung an, wurde aber ſchließlich durch die Prieſter beruhigt.

Die Beſchießung der Kathedrale von Reims hat im feindlichen und zum Teil ſogar im neutralen Ausland einen wahren *Sturm der Geiſter* entfeſſelt. Wer ſich als Hüter europäiſcher Kunſt und Geſittung fühlte, erließ oder unterzeichnete einen flammenden Proteſt gegen die deutſche Barbarei, zumeiſt noch ehe die aufklärenden Berichte vorlagen. Unter den voreiligen Proteſtlern waren auch Künſtler, die in Deutſchland vor allem Anerkennung gefunden hatten, wie der Schweizer Maler Hodler und der franzöſiſch-wieneriſche Muſiker Dalcroze. Feierliche Verbannung ihrer Werke aus den Weiheſtätten deutſcher Kunſt und Gegenproteſte deutſcher Gelehrter und Künſtler waren die Antwort. Darauf, wie überhaupt auf den Kampf der Intellektuellen, ſoll an anderer Stelle noch ausführlicher eingegangen werden.

Das Rätſel des deutſchen Rückzugs

Die unerwartete ſüdliche Schwenkung der auf Paris vorſtoßenden deutſchen Heere und faſt noch mehr ihr meiſterhaft durchgeführter Rückzug haben geradezu verblüfft und eine Fülle von Fragen laut werden laſſen, die wohl erſt die ſpäteren Generalſtabswerke völlig befriedigend beantworten werden. Daß es ſich bei den ganzen Operationen vor Paris nicht um ein mit voller Energie und Stoßkraft unternommenes Vorgehen, ſondern mehr darum gehandelt hat, den Gegner zu beſtimmten ſtrategiſchen Gegenmaßregeln zu zwingen, ergibt ſich aus der geſamten damaligen Kriegslage. Man darf nicht vergeſſen, daß wir nur ein Stück von Belgien in Beſitz hatten, daß aber der an den unberührten Nordweſten von Frankreich anſchließende Teil (mit England im Hintergrund) als ſtändige Bedrohung in unſerem Rücken lag. Antwerpen war in belgiſch-engliſchen Händen und bildete die Baſis für eine Armee, die nötigenfalls unter Nichtachtung der holländiſchen Neutralität auf nahem Wege nach dem Herzen Deutſchlands vordringen konnte. Das hätte uns zwingen können, unſere Streitkräfte zu teilen, und zugleich waren unſere rückwärtigen Verbindungen ernſtlich in Gefahr. Auch die Planmäßigkeit des deutſchen Rückzugs, der allerdings ohne ſchmerzliche Verluſte nicht durchgeführt werden konnte, und ſein Abſchluß in einer faſt uneinnehmbaren, ſorgfältig vorbereiteten Verteidigungsſtellung zeigen deutlich, daß unſere Heeresleitung von Anfang an mit dieſer Möglichkeit gerechnet und ſich darauf eingerichtet hatte.

Eine ſehr einleuchtende *Deutung der beiderſeitigen Operationen* gibt ein Korreſpondent der „Neuen Zürcher Zeitung“. „Der raſche Siegeslauf der Deut-

schen," schreibt er, „nahm ein jähes Ende. Die Spitzen der Heere, die bis Meaux, Sézanne, ja Vitry-le-François und Troyes vorgestoßen waren, wichen zurück, so schnell, wie sie kamen. In jubelndem Elan folgten Franzosen und Engländer. Wie ist das zu deuten?

Blicken wir rückwärts. Drei Abschnitte zeigt der Kriegsschauplatz. Auf dem südlichen, der von Basel bis auf die Höhe von Straßburg reicht, geschieht nichts. Die Franzosen hüten die Vogesen, welche die gefährliche Angriffslinie auf Belfort bergen und den Weg beschützen, der im Notfall von Epinal und Toul nach Belfort führt. Die Deutschen plänkeln und halten starke französische Kräfte dort fest.

Im Zentrum wird um Verdun und Nancy gekämpft. Die französischen Feldarmeen in Lothringen stützen sich auf die stärkste Festungslinie der Welt und ihr zäher Widerstand zeigt die heute noch wirksame Rolle fester Plätze. Isoliert, nur von der Besatzung gestützt, ist die Festung, die früher monatelang widerstehen konnte, heute ein verlorener Posten: das starke Maubeuge ergab sich schnell mit 40 000 Mann! So viel Kräfte absorbiert ein mäßig ausgedehnter Platz. Wenn aber ein Feldheer die Festung stützt, so arbeiten sie zusammen wie goal-keeper und Stürmer beim Football: ist der Angreifer in der Feldschlacht erfolgreich, so raubt ihm die Festung die Früchte des Sieges.

Im Norden, dort, wo der französische Festungskranz sich öffnet, brachen deutsche Heeressäulen aus Belgien und Luxemburg in Frankreich ein, Maubeuge hemmte ihren Vorstoß nicht: sein Fall war eine Frage von Tagen. Nach dem Sieg bei St. Quentin schienen die französischen und englischen Heere verschwunden. La Fère, Laon — Festungen, die den Weg nach Paris sperrten — waren verlassen! Unerhört rasch schwärmen deutsche Reiter bis Compiègne, das jeder Pariser kennt. Paris schien das Ziel der deutschen Heere. Doch plötzlich änderte sich das Bild. Der westwärts gerichtete Marsch biegt nach Süden um. Mit der Flanke streift der rechte deutsche Flügel den Fortkranz von Paris.

Andere Heere finden die Stadt Reims unbesetzt. Weiter geht's in tollem, unbegreiflich raschem Lauf. Wie ein Zauberstück tönt die Meldung, daß deutsche Soldaten Troyes erreichen, Troyes, das am Wege von Belfort nach Paris, im Rücken von Toul und Epinal liegt!

Was war geschehen? Joffre der Kluge, den seine ungeduldigen Landsleute schon Fabius Cunctator nennen, weiß, daß sein Heer in offener Feldschlacht dem deutschen Ansturm nicht standhält. Dort, wo feste Werke es stützen, wo es nach stürmischem Angriff weichend Deckung findet, dort ist es stark. Die Psychologie des Soldaten, der, wenn es immer angeht, aus Häusern feuert, ist auch die Psychologie des Heeres.

Wozu in Laon, La Fère, Reims, die das Schicksal von Maubeuge und Namur teilen würden, je 40 000, ja 60 000 Mann verlieren? Die braucht das Feldheer. Ein Widerstand vor Paris ist aussichtslos. Die geschlagenen Armeen brauchen Zeit, sich zu retablieren. Die Engländer kommen, neue frische Truppen birgt Paris und der Süden. So geht das Heer, das Frankreichs Schicksal trägt, hinter Paris zurück. Nun mögen die Deutschen kommen, an Paris sich festbeißen: Frankreichs und Englands mit dem Verzweiflungsmut fechtende, beste Truppen werden vollbringen, was Gambetta vergeblich plante! Weh' den Deutschen, wenn sie den Plan durchkreuzen und über Paris hinaus, in offener Feldschlacht den Feind suchen wollen. Weit von der Heimat, mit unendlich langen Etappenlinien, die jeder waffenfähige Franzose, ja Frauen und Knaben mit allen Mitteln bedrohen, muß ihnen jeder Mißerfolg zur Katastrophe werden. Joffre war bereit, bis ins „Zentrum", bis Autun, Langres, Dijon zurückzugehen und sich dort erst zur Schlacht zu stellen.

So standen die Dinge, als deutsche Reiter die Bannmeile der Hauptstadt berührten. Und nun entrollt sich den Blicken ein unerhörtes Schauspiel. Aus den methodischen Deutschen, die jede Bewegung bedenken, die vor jedem Vormarsch ruhig warten, bis in

ihrem Rücken der ganze ungeheure Apparat des Maſſenheeres nachgeſchoben iſt, die ſich nicht rühren, bis die vom Feind zerſtörte Eiſenbahn, durch die raſtloſe Arbeit ihrer Pioniere, wieder hergeſtellt, bereit ſteht, Nachſchub bis zur Front zu bringen und ungezählte Verwundete in die Heimat zu führen: aus dieſen Deutſchen werden waghalſige Stürmer! Kluck raſt an Paris vorbei, das in Waffen ſtarrt. Wo man ſie nicht ahnt, am wichtigſten Etappenort der Franzoſen, in Troyes, tauchen deutſche Reiter auf. Und Joffres kampfbegieriges Heer ſteht bei Paris in der Flanke dieſer Draufgänger.

Wäre Joffre ein Deutſcher und Paris Berlin geweſen, er wäre ſtehen geblieben, hätte den Allzukühnen auf die Finger geklopft und die Marnelinie geſchützt. Kein Schritt weiter. Aber Joffre führt Franzoſen, brennend auf den bisher vergeblich erhofften Sieg, erfüllt von einem raſenden Haß gegen den Feind, der wiederum wie vor vierzig Jahren den Krieg auf Frankreichs Erde trägt. Fabius Cunctator hat ſein Spiel verloren, er kann die Seinen nicht halten. Der Deutſchen gigantiſcher Streich iſt gelungen. Das ganze Heer, Frankreichs Schickſal, zieht los und treibt mit Englands Söldnern in breiter Front, die von Vitry-le-François bis Paris reicht, die Deutſchen vor ſich her, die ſich zurückziehen, raſend ſchnell, ſo ſchnell wie ſie gekommen waren. Meiſterlich iſt zwar der Rückzug; Artillerie, Kavallerie, auf Automobilen fahrende Infanterie und Maſchinengewehre halten die Verfolger auf, doch wenn er ſie zu faſſen glaubt, weg ſind ſie! So geht's Tag für Tag, atemlos. Kluck ſelbſt, der Paris in der Flanke hat, entrinnt oſtwärts gegen Soiſſons, der andere Flügel räumt Reims. Dann plötzlich Halt. Hinter dem Flußlauf der Aisne, die von Oſt nach Weſten fließt, erheben ſich Hügel, die von Waffen ſtarren. Der Angriff ſteht.

Die Deutſchen haben in der Dekade, die Vorſtoß und Rückzug erforderte, eine furchtbar feſte Stellung geſchaffen, in der nichts fehlt. Das reichſte, vielgeſtaltigſte Induſtrieland Europas, Belgien, Nordfrankreich und die Rheinebene geben in Hülle und Fülle alles Material, das Pionier und Artilleriſt ſich wünſchen. Holz, Draht, Blech, Eiſen und Zement. Mächtige Eiſenbahnen führen auf alle wichtigen Punkte der langen Front, unvergleichliche franzöſiſche Chauſſeen bringen gewaltige Automobilkolonnen in wenig Stunden auf heimiſchen Boden. Friſche Truppen ſendet das Heimatland. So erwarten die Deutſchen den ſiegjubelnden Feind. Der brandet tapfer, unermüdlich an die eiſerne Front: vergeblich. Für das Feldheer, das, erſchöpft von langen Märſchen, ſie berennt, iſt ſie uneinnehmbar."

Die Operationen der Armee des Kronprinzen Rupprecht von Bayern

Die Kämpfe der Armee bis zum Rückzug von der Meurthe

Nach der Schlacht bei Metz hatte das Heer des bayriſchen Kronprinzen vor Nancy und hinter Lunéville Halt gemacht (vgl. I., S. 246). In einem zuſammenfaſſenden Bericht, den die „München-Augsburger Abendzeitung" veröffentlicht, heißt es: „Ueber die Höhen von Lunéville hinaus, die den Höhen des Moſelufers und den Feſtungswerken von Toul und Verdun ſchützend vorgelagert ſind, ſtießen die beiden bayriſchen Armeekorps (das erſte bayriſche Armeekorps und das erſte bayriſche Reſervearmeekorps) ſowie die ihnen zugeteilten Truppen auf eine gut vorbereitete, ſtrategiſch beherrſchende und außerdem mit friſchen Truppen beſetzte Aufnahmeſtellung des Feindes. Wie ein ſpitzer Keil hatten ſich die Bayern mit weit zurückgebogenen Flügeln nach Nancy nördlich und Epinal ſüdlich in die franzöſiſche Grenzverteidigung hineingeſchoben

und deren Front zwiſchen Epinal und Nancy geteilt. Immer wieder verſuchten die franzöſiſchen Armeekorps durch Zerquetſchung unſerer ſcharf zurückgebogenen Flügel die in die franzöſiſche Frontſtellung geriſſene Lücke zu ſchließen und womöglich die vorgedrungenen Mittelkolonnen abzufangen. Einen beſonders ſchweren Stand hatte dabei der äußerſte linke bayriſche Flügel. Aber die Bayern behaupteten ſich trotz der beherrſchenden franzöſiſchen Stellungen mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit tagelang, bis endlich andere Truppen, die durch den bayriſchen Sturmmarſch entlaſtet worden waren, zur Hilfe herbeieilen konnten, womit die Situation endgültig zu unſeren Gunſten entſchieden wurde. Bewundernswert war vor allem die Haltung der deutſchen Infanterie, die in ihren Schützengräben fortwährend dem feindlichen Schrapnellfeuer ausgeſetzt war und trotz ſtarker Verluſte nicht wich und nicht wankte. Inzwiſchen verſtärkten die Franzoſen ihre Stellungen, ſo daß bald zu erkennen war, daß dieſe Maßnahmen nicht lediglich defenſiver Natur waren, ſondern als Baſis für ganz energiſche Offenſivbewegungen dienen ſollten. Franzöſiſche Artillerie überſchüttete die Stellungen der bayriſchen Truppen Tag und Nacht mit Eiſen und Feuer, während die franzöſiſchen Infanteriemaſſen, voran die Turkos, aus dem weit ausgedehnten und ſich ſüdlich zum Moſeltale hin lagernden Höhenwald von Friscati eine einzige Barrikade machten. Hinter jedem Baum und Strauch ſteckten Franzoſen, voran afrikaniſche Truppen; auch auf den Bäumen waren die Feinde verſteckt und ſchoſſen herunter. Sogar Maſchinengewehre waren auf den Bäumen untergebracht. Als ſich die ſtürmende Infanterie, die ſich des rückhaltigen Schießens von den Bäumen nicht verſehen hatte, von ihrer Ueberraſchung erholt und die Turkos auf den Bäumen gewahrt hatte, veranſtaltete ſie ein regelrechtes Schützenfeuer auf die Schwarzbraunen.

Seitdem lautete der Befehl für die bayriſchen Armeekorps: „Den Feind feſthalten und auf jeden Fall den Durchbruch verhüten.“ Immer und immer wieder verſuchte nun die franzöſiſche Heeresmaſſe die bayriſche Mauer zu durchbrechen; kein Tag verging ohne heftigſten Kampf. Durch einen nächtlichen Sturmangriff war es aber inzwiſchen gelungen, die Höhen von Friscati (hinter Lunéville) in unſeren Beſitz zu bringen und ſo für den Widerſtand beſſer Fuß zu faſſen. Auch der äußerſte linke Flügel unſerer Stellung hatte Befehl, näher an den Feind heranzurücken, das heißt alſo, in ungefähr gleiche Höhe mit dem Zentrum und dem bereits erfolgreich vorgedrungenen rechten Flügel zu kommen. Seitdem hat man ſich franzöſiſcherſeits überzeugt, daß die „bayriſche Wand“ ſtandhaft genug iſt, um ſich nicht überrennen zu laſſen, und die franzöſiſchen Truppen haben keinen Tagesangriff mehr gewagt.“

Die erfolgreichen Operationen auf dem rechten bayriſchen Flügel vor Nancy, von denen hier die Rede iſt, ſchildert ein Feldpoſtbrief recht anſchaulich: „Als wir den Befehl zum Angriff erhielten, hatten wir eine faſt ſechsfache Uebermacht gegen uns. Dazu kam, daß das Schlachtfeld zum großen Teil von dem Schießplatz der Garniſon von Nancy gebildet wurde, daß die franzöſiſche Artillerie, die jede Entfernung kannte, infolgedeſſen mit unheimlicher Präziſion ſchoß, und endlich, daß auch die ſchwere Artillerie der äußerſten Forts von Nancy in den Kampf eingriff, während wir ſelbſt nur Feldartillerie zur Verfügung hatten. Unſere Truppen (ſie gehörten zur Armeereſerve) kämpften mit einer beiſpielloſen Bravour. Es waren etwa ein Fünftel Reſerviſten, vier Fünftel Landwehrleute. Die franzöſiſche Infanterie, die ſich in der Nacht in den von uns verlaſſenen Schützengräben feſtgeſetzt hatte, erlitt furchtbare Verluſte, während ſie uns verhältnismäßig wenig Schaden zufügte, da die Kerle miſerabel ſchoſſen. Bald aber ergoß ſich ein wahrer Hagel von Schrapnells und Granaten über unſere Schützenlinien und riß ſchreckliche Lücken. Trotzdem gingen wir vor und kamen bis auf 150 Meter an die feindlichen Infanterieſtellungen heran, die zum Teil geräumt wur-

den. Gegen das Artilleriefeuer, das aus Entfernungen von 2000—6000 Meter kam, waren wir und auch unſere Feldartillerie machtlos. Im dichteſten Kugelregen hielten wir aus bis gegen 12 Uhr. Dann gingen wir zurück. Links von unſerer Kompagnie waren noch zuletzt zwei Batterien aufgefahren. Sie erhielten ſo fürchterliches Feuer, daß die Geſchütze nicht mehr zurückgebracht werden konnten und im Felde ſtehen bleiben mußten. Um es vorweg zu nehmen: Abends um 8 Uhr wurden ſie von den Kanonieren wieder geholt. Wir hatten den Franzoſen ſo ſcharf zugeſetzt, daß ſie keinen Vorſtoß wagten und an keiner Stelle nachdrängten. Noch keine tauſend Meter waren wir — natürlich fechtend — zurückgegangen, als wir auf die erſten Bataillone ſtießen, die zu unſerer Unterſtützung anrückten. Wir gingen wieder mit vor. Es war ein zähes Ringen bis zum Abend, aber das Ende war, daß wir den Feind auf der ganzen Linie zurückſchlugen. In der Nacht noch zog er ſich auf Nancy zurück. Eine Verfolgung war nicht möglich, da wir bereits im Bereich der ſchweren Geſchütze von Nancy waren."

Aus dieſen Berichten ergibt ſich die Geſamtlage der Armee in den erſten Septembertagen: ſie ſtand in großem Bogen ſüdlich, öſtlich und nordöſtlich von Nancy, hatte alſo gleichzeitig die vorgeſchobenen Stellungen vor Toul mit umfaßt. Der Kampf tobte auf der ganzen Linie weiter. Die eroberten Höhen von Friscati wurden von neuangekommener bayriſcher Landwehr heldenhaft verteidigt. Die Franzoſen hatten durch Kundſchafter von dieſer Auswechſlung der Beſetzungsmannſchaften erfahren und glaubten wohl, mit den zum Teil bejahrteren Landwehrleuten ein leichtes Spiel zu haben. Aber dieſe bewieſen eine Feuerdiſziplin, die von den Offizieren als der der aktiven und Reſervemannſchaften mindeſtens ebenbürtig anerkannt wurde. Bis auf fünfzig Meter ließen ſie die franzöſiſchen Sturmkolonnen herankommen, dann überſchütteten ſie dieſe mit einem derart mörderiſchen und zielſicheren Feuer, daß die Kolonnen im Nu zerſtoben und unter ſchweren Verluſten zurückfluteten. Nur eine der feindlichen Batterien glaubte einige Grüße nachſenden zu müſſen.

Dafür eröffnete aber die ſchwere Artillerie des linken bayriſchen Flügels das befohlene Vorgehen mit wuchtigen Lagen. Man hatte nämlich den bayriſchen Truppen noch nachträglich weittragende Geſchütze zu Hilfe geſchickt, damit ſie den ſtarken franzöſiſchen Druck leichter aushalten konnten. Dadurch gelang es auch, Nancy ſelbſt zu beſchießen. Ein nach Paris geflüchteter Bewohner der Stadt erzählt: „Unter dem Schutz einer ſtürmiſchen Nacht hatten die Deutſchen einige Geſchütze an Nancy herangebracht. Es mochte ½12 Uhr nachts ſein, als das erſte Geſchoß nach einem charakteriſtiſchen Pfeifen über uns explodierte. Die meiſten Bewohner ſchliefen. Die verſtört aus dem Schlaf Geriſſenen glaubten, es handle ſich um einen gewaltigen Blitzſchlag. Wütete doch ein Sturm, den heftige Regengüſſe und häufige Blitze begleiteten. Da aber hörte man ein neues Pfeifen und eine neue Exploſion. Kein Zweifel mehr, daß es ſich wirklich um eine Beſchießung handelte. Man erhob ſich aus dem Bett; wem es möglich war, der verbarg ſich im Keller. Die Schüſſe fielen nacheinander zu je zweien, gewiſſermaßen Zwillingsſchüſſe. Etwa 50 Geſchoſſe erreichten Nancy, die im Verlauf von 1½ Stunden abgeſchoſſen wurden. Nachdem die Beſchießung einige Stunden vorüber war, ging die Bewohnerſchaft durch die Straßen, um die Wirkung der Geſchoſſe zu betrachten. Hie und da waren Brände ausgebrochen. Eine Bürſtenfabrik brannte, ebenſo eine überdachte Markthalle. Etwa zehn Perſonen, die von Granaten getroffen waren, wurden tot in den Straßen gefunden."

Auf der ganzen Linie machte ſich ſofort die Unterſtützung durch die ſchwere Artillerie fühlbar. „Unſere Diviſion," heißt es in einem Feldpoſtbrief, „lag vor dem ſehr ſtarken Fort Amance. Die inzwiſchen eingetroffene ſchwere Artillerie nahm das Bombardement mit viel Getöſe und viel Erfolg auf. In einigen Tagen waren die franzöſiſchen Bat-

Ueberſichtskarte der Befeſtigungslinie Verdun—Toul—Epinal

terien, die meiſt in Beton eingebaut waren, kaputgeſchoſſen. Nur zwei ſchwere Batterien, die in Stahlpanzertürmen untergebracht waren, ließen ſich nicht zum Schweigen bringen. Unter dem Schutz dieſer beiden Batterien konnten die Franzoſen immer wieder leichte Artillerie und Infanterie nach vorn werfen. Unſerer Infanterie fiel die Aufgabe zu, dieſe feindlichen Anfälle zurückzuweiſen; die einzelnen Bataillone wechſelten in den vorderſten Schützengräben ab und wurden der geſtellten Aufgabe ohne große Verluſte Herr. Wir gewannen ſtändig an Boden, und jeder neue Morgen brachte den Franzoſen die Ueberraſchung, daß unſere Schützengräben wieder ein Stück vorgerückt waren. Vom 8. September an behinderte der ſtarke Regen unſere Operationen. Ein weiteres Vordringen war außerdem nicht ratſam, da das ganze Vorgelände, wie Erkundigungen ergaben, durch Minen, Wolfsgruben, Drahtverhaue und andere ſchöne Dinge unpaſſierbar gemacht worden war. Ein Sturm hätte uns zu viele Leute gekoſtet. Zuverläſſigen Informationen zufolge waren außerdem bei Nancy und Toul insgeſamt acht franzöſiſche Armeekorps, und zwar gerade die lothringiſchen Elitetruppen zuſammengezogen, denen gegenüber unſere Kräfte zu ſchwach waren."

Da gegenüber ſolchen Schwierigkeiten nicht mehr an eine Offenſive zu denken war, wurden im Zuſammenhang mit dem ſtrategiſchen Rückzug der anderen deutſchen Armeen auch die bayriſchen Korps am 12. September zurückgezogen. Anſchließend an ſie gingen auch in den Vogeſen die deutſchen Truppen zurück. Da ihre Stellungen ſich nahe der Grenze befanden, erreichten ſie raſch wieder deutſches Gebiet, ſo daß das franzöſiſche Kriegsminiſterium ſtolz verkünden konnte, Franzöſiſch-Lothringen ſei vom Feind geräumt.

Der Angriff auf die Sperrfortlinie

Nach viertägiger Ruhepauſe im Bezirk der Feſtung Metz erhielt die bayriſche Armee am 18. September den Befehl zu neuem Vormarſch. Ihr war die Aufgabe geſtellt, die Sperrfortlinie zwiſchen Verdun und Toul (vgl. I, S. 111) zu durchbrechen und auch in dieſer Linie die Maasübergänge freizumachen. Dem Kriegsberichterſtatter der „Frankfurter Zeitung" ſchilderte ein Stabsoffizier die Bedeutung dieſer Aufgabe folgendermaßen: „Die Operation war überaus ſchwierig, da man mit ſtarken Flankenſtößen aus der Richtung Verdun und Toul rechnen mußte. Es mußten daher ſtarke Abteilungen ausgeſchieden werden, deren Aufgabe es war, derartigen Vorſtößen des Gegners entgegenzutreten. Es mußten ferner, bevor man an die Sperrfortlinie herangelangte, die Stellungen der Franzoſen auf der Côte Lorraine genommen werden, die bereits ſeit Frühjahr mit großem Geſchick und Fleiß zu einer außerordentlichen Stärke ausgebaut worden waren. Die Côte Lorraine iſt ein Höhenzug, der ſehr ſteil nach Oſten abfällt und das vorliegende Gelände ganz bedeutend überhöht. Dieſe Stellungen wurden nun zunächſt unter energiſcher Mitwirkung unſerer ſchweren Batterien angegriffen und genommen. Die mit großen Maſſen unternommenen Vorſtöße aus der Richtung Verdun und Toul wurden durch die Flankenſchutzabteilungen ſtets erfolgreich abgewieſen und es wurde mit der Zeit ſogar erreicht, daß der Feind ſeine Vorſtöße von Toul her einſtellte. Je mehr ſich nun ein Erſchlaffen dieſer Flankenſtöße herausſtellte, deſto mehr war die Heeresleitung in der Lage, den Frontalangriff zu forcieren und ſo kam es, daß die Stellungen der Franzoſen auf der Côte nach und nach unter heftigen Kämpfen genommen wurden. Damit war der Beſitz der Côte noch nicht entſchieden, denn die Franzoſen hatten in dieſen Waldbergen noch eine Reihe von Abſchnitten hergeſtellt, die von ihnen recht gewandt verteidigt wurden. Nachdem der Beſitz der Côte endgültig zugunſten der Deutſchen entſchieden war, wurde der Angriff gegen die Sperrfortlinie angeſetzt, die von den Franzoſen während der Kämpfe um die Vorderſtellung durch Anlage mehrerer ſchwerſter Zwiſchenbatterien verſtärkt worden war."

Die deutsche Heeresleitung beschloß zunächst den Angriff gegen die mittlere Fortgruppe, und zwar wurden Fort de Troyon, Batterie des Paroches, Fort du Camp des Romains und Fort de Liouville energisch beschossen. Durch fürchterliches konzentriertes Feuer wurden die Forts zunächst zum Schweigen gebracht und dann das infolge seiner Lage außerordentlich wichtige Fort du Camp des Romains angegriffen und erstürmt. Der Angriff auf diese starken, modernen Panzerbefestigungen war außerordentlich schwierig, weil die Sperrforts so nahe beieinander liegen, daß die Truppen nicht zwischen ihnen hindurchkommen können.

Der Berichterstatter der „Times" berichtet über den Kampf an der Sperrfortlinie folgende interessante Einzelheiten: „Das von Metz kommende deutsche Heer verbreitete sich über Mars-la-Tour, Hannonville, Chambley, Vigneulles und Chaillon in die Woëvreebene. Am 19. September setzte ein heftiger Angriff auf die Maasforts ein. Troyon wurde zweimal beschossen. Nach dem zweiten Bombardement waren nur vier Geschütze übrig, die andern waren unbrauchbar geschossen. Nun erhielt die Garnison den Befehl zum Abzug, verweigerte ihn aber und begab sich in eine Höhle in der Nähe des Forts. Es waren 450 Mann, 22 befanden sich noch im Magazin. Da sie befürchteten, das Magazin würde explodieren, versuchten sie, durch einen Gang die Höhle zu erreichen; aber eine Granate vernichtete den Gang und tötete alle. Bald darauf flaute der deutsche Angriff ab. Am 23. September meinten die Verbündeten, die Deutschen hätten ihre Absicht, die Maas zu überschreiten, aufgegeben. Sie brachten einige Bataillone über die Maas, um den Streitkräften, die an der Mosel kämpften, Hilfe zu leisten. Die Deutschen wurden aber alsbald über diese Bewegung aufgeklärt und machten mit dem rechten Flügel des Metzer Heeres einen kühnen Flankenvorstoß. Dieser Flügel rückte am linken Ufer der Rupt de Mad bis Thiaucourt vor und besetzte St. Mihiel, wo sich zurzeit nur wenig Franzosen befanden. Am 23. September morgens wurde eine ausrückende französische Dragonerpatrouille plötzlich von einer deutschen Infanteriekompagnie nach der Stadt zurückgetrieben. Von der Annäherung der Deutschen hatte man keine Ahnung. Etwa 5000 Einwohner aus St. Mihiel und den umliegenden Dörfern flüchteten nach Norden. Am 24. September ergriffen die Deutschen von St. Mihiel Besitz. Dort hatten sie einen günstigen Punkt zum Uebergang gewählt. Der Strom beschreibt hier eine Biegung, die durch angrenzende Hügel gegen Artilleriefeuer geschützt ist. Der Uebergang wurde von einer französischen Landwehrabteilung ohne Artillerie geschützt. Diese vereitelte in der Nacht vom 25. zum 26. die Versuche der Deutschen, eine Pontonbrücke zu schlagen. Am 26. morgens aber brachten die Deutschen einige schwere österreichische Kanonen in Stellung und jetzt war eine weitere Verteidigung nutzlos. Die französische Infanterie zog sich daher zurück. Vergebens versuchte das Fort Camp des Romains die deutsche Artillerie unter Feuer zu nehmen. Um Mittag waren die Deutschen auf dem linken Maasufer. Sie rückten dann durch das Airetal vor. Aber größere Streitkräfte, bestehend aus Kavallerie, Artillerie und Infanterie, traten ihnen in den Weg. Nach mehrstündigem nächtlichem Gefecht mußten die Deutschen sich wieder über die Maas zurückziehen. Jetzt verstärkten sie sich in St. Mihiel und bemeisterten in kurzer Zeit das Fort Camp des Romains."

Der Fall vom Camp des Romains, das sein Erbauer für uneinnehmbar erklärt hatte, war für die Franzosen ein harter Schlag. Die Erstürmung des Forts bildet ein unvergängliches Ruhmesblatt in der Geschichte der beteiligten Regimenter; es sind das erste und zweite Bataillon des bayrischen 11. Infanterieregiments, das dritte Bataillon des 6. Infanterieregiments und das zweite Pionierbataillon Nr. 16. Neben der deutschen schweren Artillerie haben sich auch hier wieder die schweren österreichisch-ungarischen Motorbatterien ausgezeichnet.

Ein wichtiges Vorſpiel zur Eroberung des Camp des Romains und zu dem ganzen Durchbruchsfeldzug gegen die Sperrfortlinie Verdun—Toul überhaupt war die Zerſtörung der Eiſenbahnlinie zwiſchen Verdun und St. Mihiel, auf der die Franzoſen fortwährend Munition aus Verdun erhielten. Dieſe kühne Tat wurde von zwei Offizieren und 24 Pionieren erfolgreich durchgeführt, die ſich durch die feindlichen Poſten weſtlich der Maas hindurchſchlichen, den breiten Fluß durchſchwammen, den langen gefährlichen Weg durch Sümpfe und waſſergefüllte Gräben zwiſchen franzöſiſchen Vorpoſten und ſchlafenden Biwaks ausſpähten und den Bahndamm ſprengten. Sie zerſtörten auch eine unterirdiſche Telegraphenlinie zwiſchen Verdun und St. Mihiel.

Von dem Angriff auf Camp des Romains gibt ein Angehöriger des Regiments, „von der Tann" folgende packende Schilderung: „Nach einem Gefecht mit der franzöſiſchen Nachhut in Chaillon wurde der Weg nach Savonnières frei, das etwa zehn Kilometer vom Fort Camp des Romains entfernt iſt. Dort und auf den benachbarten Höhen wurde am 22. September unſer ganzes Regiment zuſammengezogen. Am 23. September nachmittags drei Uhr begann hier die Muſik der 28 Zentimeter-Mörſerbatterie, die Granatenſtücke von ſolcher Größe und Schwere verſchlang, daß man nur ſchaudernd an den Hunger von Nummer 42 denken konnte. Bereits der dritte Schuß ſoll geſeſſen haben, wobei ein Feſſelballon die Beobachtung der Geſchoßwirkung unterſtützte. Den nächſten Tag donnerte die „grosse pièce" weiter; die Infanterie-Aufklärung ging an dieſem Tage bereits bis 700 Meter vor das Fort. Um 1/2 2 Uhr nachmittags traten wir den Vormarſch an, immerfort durch Waldungen, Lichtungen und über Höhen, wo verlaſſene Schützengräben und weggeworfene franzöſiſche Ausrüſtungsſtücke lagen. Eine letzte, ſehr ſteile Steigung führte an den Waldrand. Als wir heraustraten, war alles was weniger kartengelehrt war, aufs höchſte erſtaunt, ſich auf dem weißen Sande des alten Exerzierplatzes bei St. Mihiel zu befinden. Rechts davon lagen die Kaſernen. Im Hintergrunde aber breitete ſich das vielfach verſchlungene Band der Maas aus, an der Biegung eingefangen durch die hohen Häuſer der ſchönen Stadt St. Mihiel, mit Brücken, Inſelchen, Waldungen und Wieſen. Vor uns lag das furchtbar rauchende Fort, in das fortgeſetzt neue Mörſergeſchoſſe, über unſere Köpfe ſauſend, niederfielen.

Mit Beginn der Dunkelheit grub ſich unſere Infanterie ſiebzig Meter vor dem Fort in Sturmſtellung ein. Hui! da ſauſten auch ſchon die Kugeln um unſere Köpfe. Auf Camp des Romains war es lebendig geworden, heftigſtes Gewehrgeprаſſel und Mitrailleuſengetick empfing den Angreifer und hörte nicht auf, ihn zu begrüßen, bis das Schickſal des Berges an der Maas durch die Kapitulation beſiegelt war. Die uns zugeteilten 16. Pioniere begannen bereits am Abend ihre Heinzelmanntätigkeit, beſonders in dem das ganze Fort umgebenden Gewirr von Drahthinderniſſen. Camp des Romains hat die Form einer viereckigen Redoute mit der Front nach Oſten; der Eingang befindet ſich an der Kehle im Weſten. Unſere zwei Sturmbataillone wurden auf die Schulterpunkte und Facen des Forts in acht Sturmkolonnen angeſetzt, der Anzahl der Kompagnien entſprechend; jede Sturmkolonne wurde durch zugeteilte Pioniere verſtärkt. Das 1. Bataillon griff rechts, das zweite links an. Der Angriff zum Sturm am 25. September, 5.30 Uhr. Am Abend vorher war das Fort als noch „nicht ſturmreif" erklärt worden, dennoch wurde der Befehl zum Angriff erteilt, und der Angriff gelang.

Nach Ueberwindung der Drahthinderniſſe gelangten die Sturmkolonnen durch Breſchen und Löcher auf den äußeren Wall und von dort in den Hauptgraben, in den die Sturmleitern hinabgelaſſen wurden. Der Hauptgraben iſt, wie ich höre, zwölf Meter breit und auf der äußeren Kante acht, auf der inneren ſieben Meter hoch. Aus der Tiefe dieſes Grabens richtete die nachdrängende Infanterie die Sturmleitern auf das jenſeitige Ufer, auf den Hauptwall, der mit kühnem Mut genommen wurde.

Daß alle dieſe Bewegungen im ſtärkſten feindlichen Feuer erfolgten, bedarf keiner beſonderen Hervorhebung. Aus allen Mauerlöchern, Schießſcharten und unterirdiſchen Schlünden flogen die Geſchoſſe gegen uns. Es war ein Nahkampf auf Tod und Leben. Die Pioniere, mit Handgranaten, Stinkbomben und Brandfackeln ausgerüſtet, räucherten den Feind buchſtäblich aus ſeinen Löchern heraus. Was nicht erſchoſſen oder geflüchtet war, wurde in ſeinem unterirdiſchen Schießwinkel verſchüttet. Aber auch als der Hauptgraben bereits genommen war, hörte das Schießen einzelner, die ſich verſteckt hielten, nicht auf. Nachdem auch die vom 6. Infanterieregiment geſtellte Unterſtützung an den Hauptwall herangekommen war, erkannten die Franzoſen allerdings die Nutzloſigkeit weiteren Widerſtandes, und die Kapitulationsverhandlungen begannen. Um 8.20 Uhr vormittags waren ſie zu Ende geführt. Camp des Romains war unſer. Freilich hatte es mancher Tapfere mit dem Leben bezahlt. Wälle und Gräben waren mit Toten bedeckt, mit Deutſchen und Franzoſen; und manch armer Verwundeter mußte vom Platz getragen werden. Viel qualvolles, zuckendes Sterben ſah ich dort. Unſer Bataillonsadjutant, Leutnant Vogt, blutjung und braun, lag erſchoſſen zwiſchen drei Bäumen. Ein zerfleiſchter, franzöſiſcher Artilleriſt ruhte in der Nähe im Traum des Todes aus; ein Kamerad nahm von ihm Abſchied. „Je l'ai connu," ſagte er, als Deutſche nahten ...

Nach der Kapitulation ſtieg die ganze unterirdiſche Welt des Forts an das Tageslicht empor. Aus allen Ecken tauchten die Verteidiger auf, Artilleriſten in blauer Uniform mit ſchwarzem Käppi, Infanteriſten in Blau und Rot. Viele von ihnen hatten große, gelblich-ſchwarze Brandwunden an Geſicht und Händen. An einem Platz, wo ſie geſammelt wurden, ließen ſie ſich willig und erſchöpft nieder. Ueber 800 Mann Beſatzung hatte das Fort gehabt, über 500 ſtreckten die Waffen.

Eine Beſichtigung des Forts nach der Kapitulation zeigte uns die ungeheuren Schäden, die die Mörſer angerichtet hatten. Unglaublich tiefe Löcher gähnten in dem Boden und waren in die Gewölbe des Forts eingeriſſen. Außerordentlich viel Munition war vorhanden. In den Kaſſematten befanden ſich Lebensmittel auf drei Monate, die Fleiſchkonſerven waren batterienweiſe aufgebaut, zentnerweiſe gab es Zucker, tonnenweiſe Wein.

Der tapferen Beſatzung wurde Abzug mit militäriſchen Ehren geſtattet, die Offiziere behielten ihre Degen. Bis 2 Uhr nachmittags wurde den Franzoſen Friſt zur Verpflegung ihrer Verwundeten und zur Beſtattung der Toten gelaſſen. Alles Gepäck, auch das Offiziersgepäck, durfte mitgenommen werden, dagegen wurden die militäriſchen Karten abgenommen. Um 1 Uhr nachmittags vollzog ſich der Abmarſch der Gefangenen. Aus dem Weſtausgang des Forts marſchierten ſie langſam heraus, in Marſchkolonnen, zwei große Trupps, zwei Gruppen von Verwundeten folgten. Zuletzt kamen die Offiziere; unter ihnen ſchritt am Stocke der Kommandant, ein alter franzöſiſcher Oberſt. Die bayeriſche Flagge wehte von ſeinem Fort. Wir ſtanden in Paradeſtellung an der Straße, die von Camp des Romains nach St. Mihiel führt. Zweimal, vor Mannſchaften und Offizieren, präſentierten wir die Gewehre, zweimal ſenkten ſich unſere Fahnen."

Das Ergebnis des großen Tages faßte ein Diviſionsbefehl des Generalleutnants v. Höhn, Kommandeur der ſechſten bayriſchen Diviſion, in folgende kurze Worte zuſammen: „Die ſechſte bayeriſche Infanteriediviſion mit zugeteilter preußiſcher Fußartillerie und Pionieren nahm das Sperrfort bei St. Mihiel im Sturm. Die Fußartillerie und ein Teil der Feldartillerie arbeiteten in dreißigſtündigem Kampfe vor. Die zwölfte Infanteriebrigade mit Pionieren eroberte in dreiſtündigem Kampfe Stein um Stein, Wall um Wall. Die elfte Infanteriebrigade mit dem Reſt der Feldartillerie wies in langem, ſchwerem Kampfe feindliche Entſatzverſuche ab. Fünf Offiziere, 453 unverwundete und etwa 50 verwundete Mannſchaften wurden gefangen genommen. Der Reſt der Beſatzung liegt tot unter den Trümmern in den Kaſematten des Sperrforts."

Die Folgen des Falls vom Camp des Romains

Der Fall vom Camp des Romains veranlaßte die franzöſiſche Heeresleitung, ſtarke Ausfälle aus Toul und Verdun machen zu laſſen, die weitere deutſche Erfolge verhinderten. Dies ſcheint den Franzoſen aber nur unter ungeheuren Opfern möglich geweſen zu ſein. Mitte Oktober erfuhr man, daß in Paris tiefe Trauer und Niedergeſchlagenheit herrſche. Aus der Schweiz ſeien Nachrichten über ſchreckliche franzöſiſche Verluſte im Woëvregebiet gekommen. Seit der Eroberung von St. Mihiel und Camp des Romains durch die Deutſchen fielen, wie es in dieſen Meldungen heißt, in der Schlachtlinie Toul—Verdun über 40 000 Mann, ohne daß ein befriedigendes Ergebnis erzielt wurde. Beunruhigend ſei der Verluſt an moderner Artillerie, die gerade in den heiß umſtrittenen Höhenzügen des Raumes entſcheidenden Wert beſitze. Generaliſſimus Joffre habe bisher die Lücken der Kampffront durch gute Truppen auffüllen können, jetzt ſei das nicht mehr möglich. Die Qualität des Nachſchubs ſei ſo minderwertig, daß die Klagen der Kommandierenden bei der Heeresleitung kein Ende nähmen.

In einem franzöſiſchen Privatbrief, den die holländiſchen Zeitungen veröffentlichen, finden ſich intereſſante Einzelheiten über einen mißglückten Vorſtoß aus Toul. „Um die ſtark gefährdeten Stellungen im Raume Toul—Bar-le-Duc—Châlons-ſur-Marne zu befeſtigen, vereinbarten die Generäle Sarregail und Caſtelneau eine umfaſſende Bewegung der zwiſchen St. Mihiel und Thiaucourt aufgeſtellten Truppen," beginnt der Briefſchreiber. „Unter Védrines Führung klärten einige beſonders verwegene, aber militäriſch wenig erfahrene Flieger die deutſchen Artilleriefeſtellungen auf und berichteten nach Toul, wo ſich der aeronautiſche Stab befindet, die feindlichen Streitkräfte wieſen deutlich erkennbare Lücken auf. Auf der ganzen Linie ſeien abziehende Bataillone geſichtet worden. Beſonders die Höhen von Thiaucourt, wo ſich vor wenigen Tagen noch verſtärkte Stellungen befunden hatten, ſeien teilweiſe nur noch markiert und könnten einem Angriff aus der Richtung von Toul nicht ſtandhalten. Nach kurzem Meinungsaustauſch beſchloſſen die Befehlshaber, einen kombinierten Vorſtoß zu unternehmen. Aus dem Hauptquartier traf eine ermutigende Botſchaft des Generaliſſimus ein, in der unter anderem die dringende Notwendigkeit betont wurde, den Feind mit aller Kraft zu werfen und die Räumung der Punkte St. Mihiel, Apremont und Thiaucourt zu erzwingen. Da bei St. Mihiel gerade heftige Kämpfe ſtattfanden, verſchob man den Angriff um 48 Stunden, die aber zur Heranziehung beträchtlicher Truppenteile benutzt wurden. Den Soldaten teilten die Offiziere mit, der Weg nach Metz ſei geſäubert und es handle ſich jetzt bloß um einen militäriſchen Spaziergang in Feindesland. Nach forcierten Märſchen gelangten die franzöſiſchen Vortruppen bis Flirey ſüdlich von Thiaucourt. Mit Ausnahme einiger Patrouillen, die ſich ſchleunigſt vor den ungeſtüm vordringenden Franzoſen zurückzogen, bot das Gelände nichts Beunruhigendes. Siegesgewiß ging es vorwärts. Da kamen die erſten feindlichen Granaten. Ein ſcharfes Artilleriefeuer folgte, und im Nu waren die gegen Eſſoy aufrückenden franzöſiſchen Spitzen weggemäht. Drei Stunden lang ſtanden die Truppen in mörderiſchem Feuer. Der drakoniſchen Forderung Joffres „Il faut tenir" gehorchend, wichen ſie nicht zurück, bis die Offiziere den mißglückten Vorſtoß erkennend, Gefechte zur Deckung eines raſchen Rückzuges anordneten. An vielen Stellen artete die Rückzugsbewegung in haſtige Flucht aus, wovon ſich die nachdrängenden Deutſchen durch die anſehnliche Beute an Waffen und Artilleriematerial überzeugen konnten. In Toul rief die Niederlage der als tüchtig und ſchneidig gerühmten Truppen eine furchtbare Enttäuſchung hervor. In den Reihen der Offiziere hörte man heftige Zornesausbrüche wegen der Unzuverläſſigkeit des Erkundungsdienſtes." Der Fall werde, meint der Briefſchreiber, Gegenſtand einer kriegsgerichtlichen Unterſuchung werden.

Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Die Feldküche deutscher Artillerie in einem alten Park bei St. Mihiel

Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Schweres deutsches Geschütz in einer Waldlichtung bei St. Mihiel

Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Eine Schwadron bayerischer Chevauxlegers vor dem Ausritt zur Patrouille

Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Schwere, durch Laubwerk verdeckte Lokomobilen, die zum Transport der großen Mörser verwendet werden

Bei den ſchweren Geſchützen vor der Sperrfortlinie

Der Kriegskorreſpondent der „Kölniſchen Zeitung", Profeſſor Dr. Georg Wegener, hat die Kampflinie bei den Maasforts am 25. und 26. September beſucht. Da der Kampf, der hier tobte, vor allem ein Artillerieduell war, ſchien es ihm von beſonderem Intereſſe, die wichtigſten auf deutſcher Seite kämpfenden Batterien kennen zu lernen; ſeinem ausführlichen Bericht in der „Köniſchen Zeitung" entnehmen wir die folgenden Einzelheiten:

„Zunächſt fuhren wir vom Ort des Oberkommandos, gegen Weſten, über die große, flache Niederung von Woëvre ... immer höher wuchs die Wand der Côtes vor uns empor. Wir waren von ihrem nächſten Fuß etwa noch ſechs Kilometer entfernt, als wir bei der Ortſchaft anlangten, wo ſich zurzeit eine unſerer ſtärkſten Artilleriеſtellungen befand, eine Batterie, deren ungemein weittragende Geſchütze beſtimmt waren, den Ausgang der in ſüdöſtlicher Richtung von Verdun über die Côtes herunterführenden Straße zu beſtreichen. Es war dies eine Stelle, wo die Franzoſen eben wieder mit großer Energie verſuchten, einen Vorſtoß in die Ebene, gegen den rechten Flügel der Strantzſchen Armee auszuführen.

Die Batterie ſtand auf einer leichten Bodenerhöhung zur Seite der Straße zwiſchen Obſtbäumen. Dahinter aus Brettern ein erhöhter Aufbau wie ein Jagdſchießſtand, die Stellung des Batteriechefs, wohin auch der Fernſprecher von der Armeeleitung her mündete; ebenſo der Draht von dem Beobachtungspoſten her. Ein ſolcher befand ſich einige Kilometer weiter vorwärts bei einem großen Birnbaum auf einer Geländewelle, von der aus das Ziel das die Batterie augenblicklich beſchoß, gut ſichtbar war. Ein wenig weiter die Straße aufwärts konnten auch wir es ſehen. Man gewahrte deutlich, wie dort über einem Einſchnitt eine Chauſſee aus dem Walde herunterkam. An ſeinem Ausgang in die Ebene lag ein Dorf, der Karte nach der Ort Haudimont, in dem offenbar eine Stellung der hier aus dem Walde vordringenden Franzoſen ſich befand. Dieſes Dorf galt es unter Feuer zu halten. Südlich von da, dort wo die Mauer der Côtes uns am nächſten lag, war die Höhe bereits von den Deutſchen beſetzt, und dort oben, mehr als ſechs Kilometer entfernt, ſtand der äußerſte Beobachtungspoſten unſerer Batterie und gab Lichtſignale. Ganz fein, aber deutlich auch ohne Glas ſichtbar blitzte in der Sonne ſein Telegraphieren herüber.

Der Batteriechef erläuterte uns dieſe Verhältniſſe ſo ruhig, als ob wir uns auf einem Exerzierplatz befänden. Dann wurden die nächſten Schüſſe abgegeben. Wir traten etwas zurück, öffneten auf Rat des Batteriechefs den Mund, um die Wirkung des Knalls auf das Trommelfell ungefährlich zu machen, lautloſe Stille herrſchte, und in dieſer Stille erklang von dem erhöhten Stand herunter das Kommando, ſo ruhig, knapp und kurz; die Bedienungsmannſchaft richtete die ſchweren Rohre durch Kurbel und Hebel, brachte die Geſchoſſe in das Rohr, ſtellte das Geſchütz in den angegebenen Winkel, alles mit ſolchem Gleichmut und einer Präziſion wie bei einer Probevorführung in der Kruppſchen Anſtalt. Freilich iſt die Tragweite dieſer Geſchütze ſo außerordentlich groß, daß eine Gefährdung der Batterie von der Stellung des Feindes her augenblicklich ausgeſchloſſen war, obwohl einige ihrer Batterien noch näher heranſtanden. Bei der Entfernung war das Einſchlagen der Geſchoſſe von hier aus nicht zu ſehen. Doch kam eine Nachricht darüber ſofort von ſeiten des Beobachters am Birnbaum, und ganz geſchäftsmäßig nannte daraufhin die Stimme des Kommandierenden von oben her die Winkelzahl, nach der dann die Geſchütze etwas anders eingeſtellt wurden für den nächſten Schuß. Ein paar weitere Schüſſe ſchloſſen ſich an, gefolgt wieder von einer neuen ähnlich ruhig abgegebenen Verbeſſerung. Alles machte einen Eindruck ſo nervenloſer Wurſtigkeit, möchte ich ſagen, daß wir am folgenden Tage bei einem neuen Beſuch beim Oberkommando aufs

höchſte erſtaunt waren zu erfahren, wie es gerade um dieſe Zeit und an dieſer Stelle für uns gar nicht unbedenklich geſtanden habe; der Vorſtoß der Franzoſen aus Verdun her war ein beſonders ernſter geweſen. Ein Beweis dafür, wie wenig in einer modernen Schlacht der einzelne an Ort und Stelle ſelbſt von der Sachlage überſchaut."

Der nächſte Beſuch Dr. Wegeners galt denjenigen Batterien der deutſchen ſchweren Artillerie, die in der Mitte den Kampf gegen die mittlern Sperrforts durchfochten. Er erzählt: „Wir fuhren jetzt ſüdweſtwärts, auf denjenigen Teil der Côtes zu, der bereits von unſern Truppen beſetzt war. Die uns zunächſt gelegene Batterie auf der Höhe feuerte auf Troyon. Um ſie aufzuſuchen, fuhren wir weiter auf der Höhe gegen Nordweſten. Den rechten Weg durch den Wald zeigte uns das in dem Baumwipfeln dahingeleitete Feldtelephon. Ein lebendiges Getriebe herrſchte auch hier oben. Auf einer Lichtung war ein Verbandplatz eingerichtet. Verwundete kamen in Wagen, leichter Bleſſierte auch zu Fuß gehend dorthin. Eine Abteilung der Feldtelegraphen knüpfte eine neue Drahtleitung in die Zweige. Im Gras lagen, ſich ausruhend, zum Teil veſpernd, einzelne Gruppen von Soldaten, ſo ruhig im Schatten, als lägen ſie Sonntagnachmittags im Grunewald." ...

„Ein paar Schritte weiter ſtehen die Geſchütze der Batterie, die wir ſuchen, und die noch mächtiger ſind im Kaliber als die vorhin geſehenen. Schwarz, dick, wie träge, bulldoggenartige Untiere hocken ſie im dichten Unterholz auf ihren großen Lafetten.

Leider kommen wir gerade zu einer Feuerpauſe. Der Feind aber macht keine ſolche. Er hat, ſcheint es, den Ort der Batterie herausbekommen und reicht auch mit ſeinen Geſchoſſen bis hierher. Ich ſehe die Bedienungsmannſchaft unſerer Batterie in ſorglicher Deckung ſtehen, in kleinen Gruppen hinter dicken Bäumen und unter Eindeckungen. Und nun pfeift es über uns, ein dünnes Heulen; dann ein ſcharfer Knall zu unſern Häuptern. Und wieder, und noch einmal. Es ſind Schrapnells." ...

„Wir unterhalten uns eine Weile mit der Bedienungsmannſchaft der pauſierenden Batterie und erfahren, daß das Fort Troyon, das ſie beſchoſſen, mit ſeinem Widerſtand fertig ſei. Die Schrapnellſchüſſe ſtammen nicht von ihnen, ſondern von franzöſiſchen Feldbatterien jenſeits der Maas. Währenddem geht es weiter über unſern Köpfen mit „Sſſſſ" und „paff!" Da wir die Wiederaufnahme des Feuers der Batterie nicht abwarten konnten und ein weiteres Vordringen, wobei übrigens das darüber hinweggehende Schrapnellfeuer minder gefährlich geweſen wäre als gerade hier, nicht geſtattet war, kehrten wir um zu unſern Autos und fuhren auf dem gleichen Wege wieder zurück."

Am folgenden Tag, am 26. September, ſetzte Dr. Wegener ſeine Erkundungsfahrt fort und beſuchte die ſüdlicheren Teile des deutſchen Angriffs auf die Toul—Verdun-Linie. „Als wir uns wieder dem Hang der Côtes näherten, ſahen wir weit hinter der Feuerlinie, an ihrem Fuß, abſeits auf einem Weg zwiſchen Kartoffeläckern, eine Reihe mächtiger ſchwarzer Geſchützkoloſſe ſtehen. Das waren die großen Geſchütze, mit denen vorgeſtern Camp des Romains zuſammengeſchoſſen worden war. Jetzt lagen ſie ſtumm, wie dunkle dämoniſche Ungeheuer, die ſich ſatt gefreſſen und nun in träger Ruhe hockten, andern den weitern Raub überlaſſend.

Von hier aus gewannen wir wieder den Wald auf der Höhe, ließen aber diesmal die Kraftwagen mit ihrer gefährlichen, die Aufmerkſamkeit des Feindes erregenden Staubwolke zurück und wanderten zu Fuß vorwärts.

Wiederum mitten im Wald, unter prachtvollen alten Eichen und Buchen, ſtand die Batterie, die gegenwärtig Paroches bombardierte*). Ganz unter den Wipfeln vergraben, von oben den Fliegern durchaus unſichtbar, ſtanden die vier mächtigen, ſchwer maſſigen Kruppſchen Geſchütze da, wie gierig ihre ſtumpfen Naſen zwiſchen den Zweigen emporſtreckend. Jedes von ihnen 170 Zentner wiegend. Ihre Räder waren umgeben von

*) Es handelt ſich hier um 21 cm-Mörſer.

einem Ring breiter, mit Ketten verbundener Platten, die ihnen ermöglichten, auch auf schlechtesten Wegen vorwärts zu kommen. An die plumpen Füße vorsintflutlicher Riesentiere gemahnten diese wunderlichen Vorrichtungen. Das Ganze ein unvergeßlich seltsames Bild. Dieser herrliche, einem Urwald ähnliche Forst, von vereinzelten Sonnenlichtern durchrieselt, ein Rahmen für eine Fafnerszene aus der Nibelungenwelt, und unter dem Blätterdach, geduckt und doch riesig, diese schwarzen Ungeheuer, die modernster Menschengeist geformt und die Verderben speien konnten, gegen das aller vorweltlicher Drachenschrecken verblaßt.

Ringsum im Unterholz und Farren lagen die Körbe mit der Munition. Unter einem Baum war die Fernsprechzelle angebracht, eine ganz niedrige Bretterhütte, so niedrig, daß der Sprecher oder Horcher ganz flach auf Stroh darin liegen muß. Oben war sie überdies mit Zweigen zugedeckt, so daß sie einem Fleck Unterholz glich.

Ein junger, frischer Oberleutnant erklärte uns auch hier sehr instruktiv die Konstruktion der Geschütze. Es ist das eine Batterie, die schon eine ruhmvolle Geschichte in diesem Feldzug hinter sich hat, denn sie war es, die bereits am 27. August Manonvillers eroberte." ...

„Wir sahen ein paar Schüsse mit an, die hier nur auf halb so große Entfernung abgegeben wurden wie bei der ersten Batterie von gestern, aber in einem gewaltigen Höhenwinkel. Es war für einen Laien eigentlich sonderbar zu sehen, wie der furchtbare Blitzstrahl anscheinend ins Blaue hinein, oben zwischen die Wipfel hindurchging. Niemand konnte von hier aus das Ziel sehen, und doch wurde es mit mathematischer Sicherheit getroffen. Sehr interessant war die Rohrrücklaufwirkung zu beobachten; wie das im Schuß nach unten gedrückte Rohr behende wieder in seine alte Stellung zurückletterte.

Wir verließen dann auch diese Waldbatterie und durchquerten nun den Forst bis zum Ende, den Höhen, die hier baumlos zum Maasufer hinabsteigen, in der Gegend von St. Mihiel, wo die Unsern schon über den Fluß gedrungen waren. Die Stadt St. Mihiel, wo das geschehen und die bereits in deutschen Händen war, konnten wir von unserm Standort nicht sehen. Nur ihren nördlichen Vorort Chauvoncourt und noch weiter nördlich das Dorf Paroches. Auf der Höhe oberhalb dieses Dorfes lag ein Haufwerk dunkler Wälle in Form eines unregelmäßigen Vielecks, das von der eben gesehenen Batterie zerschossene Fort Paroches. Deutlich konnte man durch das Glas erkennen, wie wild zerwühlt, ein Schutthaufen nur noch, diese Befestigungen waren, anscheinend ohne jedes Leben, ein finsterer Ort des Todes. Weithin schweift der Blick über das grüne Tal der Maas mit seinem ebenen Wiesenboden, der Eisenbahnlinie, die sich in ihm dahinzog, und zu den jenseitigen Höhen. Allenthalben ertönte rings das Krachen und Rollen des Geschützfeuers, hier und da und dort an den Gehängen jenseits der Maas erschienen die weißen Wölkchen, die die Stellung einer feuernden Batterie anzeigten. Teils waren es deutsche, teils französische. Welche aber jedesmal, das war von hier nicht zu erkennen, so beherrschend auch unser Standpunkt war."

Zum Schluß wurde noch eine weitere Batterie, die interessanteste von allen, aufgesucht, die, wie Dr. Wegener erzählt, in diesem Kriege gleichfalls besondere Berühmtheit gewonnen hat.

„Zwischen Obstbäumen und Weinbergen mit reifenden dunkeln Trauben beschoß sie das Sperrfort Liouville. Ihre Rohre waren so steil gestellt, daß ihr Geschoß einen Bogen von 4800 m Scheitelhöhe, also ungefähr die Erhebung des Montblanc vom Meeresspiegel an, beschrieb. Betäubend war der Knall des Schusses; merkwürdiger aber noch das lange dauernde, wilde, übernatürliche Heulen und Pfeifen, mit dem das Riesengeschoß sich in den Aether emporbohrte, hoch hinauf gefolgt von einem regelmäßigen weißen Dampfring. Einen Augenblick sehe ich auch das Geschoß selbst, bereits in großer Höhe, aufleuchten, einen schmalen, kurzen Blitz im Blau." ...

Die Kämpfe der Armee des deutschen Kronprinzen

Unter fortwährenden schweren Kämpfen war die Armee des deutschen Kronprinzen dem Feind durch die Argonnen nach Süden gefolgt (vgl. I, S. 263). In der Gegend von Vaubecourt und Triaucourt stieß sie auf zähen Widerstand, da die Franzosen aus Bar-le-Duc, einem starken Waffenplatz, immer neue Verstärkungen heranführen konnten.

Da die bayerische Armee, die von Osten her den Angriff auf den französischen Festungsgürtel unternommen hatte und mit der von Westen her angreifenden Kronprinzenarmee kooperieren sollte, zurückging, trat auch diese am 12. September den Rückzug an. Dieser Entschluß war um so notwendiger, als ja auch die rechts an sie anschließenden Armeen im Zusammenhang mit den Kämpfen an der Marne zurückgenommen wurden (vgl. S. 113) und überdies ein starker Flankenstoß von Verdun her zu erwarten stand, der die Armee vom Hauptheer abschneiden sollte. Der Rückmarsch durch die Argonnen vollzog sich so rasch, daß dieser Seitenstoß auf leere Stellungen traf. Das Gros der Armee erreichte am 14. September die Gegend von Montfaucon, das kronprinzliche Hauptquartier kam nach Stenay zurück.

Am 17. September nahm die Kronprinzenarmee die Offensive wieder auf. Wenige Tage später wurde Varennes im Sturm zurückerobert. In den folgenden Wochen arbeitete sich die Armee in langwierigen Waldgefechten langsam vorwärts, näher an Verdun heran und durch die Argonnen. Mit unglaublicher Zähigkeit hatten sich die Franzosen in dem fast undurchdringlichen Dickicht eingenistet und das für einen hartnäckigen Verteidigungskampf ohnehin wie geschaffene Gelände verstärkt: Verhaue, Drahthindernisse, fünffach hintereinander, Schützengräben, gemauerte Eindeckungen mit Schießscharten, Flankierungen, stockwerkartige Schanzen, Laufgräben im Zickzack: alles meisterhaft ausgebaut und ineinandergreifend, so daß sich unsere Truppen wie Maulwürfe vorwärts graben mußten, mit Minen, Handgranaten, Sandsäcken und Stahlblenden, zugleich auch gegen oben sich deckend, wo Scharfschützen und Alpenjäger von Bäumen und Kanzeln herab ihnen mit Kopf- und Rückenschüssen auflauerten.

Ueber die schwierigen Umstände, unter denen in den Argonnen gekämpft wird, berichtet ein Feldpostbrief: „Wenn man in unseren Schützen- und Deckungsgräben an den Unterständen Aufschriften liest, die ein gesunder Soldatenhumor geschaffen hat, wie zum Beispiel: „Haus zum frierenden Baumaffen", oder „Zum Höhlenbären", so kann auch der Unkundige leicht den Sinn dieser vielsagenden Worte enträtseln.

Seit wir am 28. September durch einen energischen Vorstoß die Franzosen eine gute Strecke weit in den Argonnenwald zurückgeworfen haben, sind wir zu „Höhlenbewohnern" geworden und bewegen uns mindestens ebensoviel unter wie über der Erde.

Wir sind eben in einen neuen Abschnitt des Kampfes eingetreten, in den des Stellungskrieges. Für uns ist daraus ein dauernder Waldkampf geworden. Fast drei Wochen nun liegen sich hier Franzosen und Deutsche, bis zum Kopf eingegraben, beobachtend gegenüber. Jeder lauert, ob er dem anderen Schwächen abspähen kann und bemüht sich, diese auszunutzen.

Trotz des ungeheuer schwierigen Waldgeländes ist es unseren tapferen Truppen nicht nur gelungen, einen starken, mit allen Verhältnissen des Landes wohlvertrauten Gegner überall in Schranken zu halten und feindliche Vorstöße abzuweisen, sondern auch an verschiedenen Punkten wesentliche Vorteile zu erringen und vorwärts an Gelände zu gewinnen. Was das hier im dichten Busch heißt, davon kann sich eigentlich nur der Beteiligte eine Vorstellung machen.

Der Gegner ſteht uns auf nächſte Entfernungen gegenüber, auf Entfernungen, die man bisher im offenen Feldkriege nicht kannte. Fünfzig, dreißig Meter, ja oft noch näher lauern drüben die Rothoſen hinter ähnlichen Deckungen. Dieſe ſind ſehr ſchwer erkennbar. Vollkommen mit Blätterwerk maskiert und mit Schießſcharten verſehen, dahinter gedeckte Annäherungswege; man kämpft ſozuſagen mit einem unſichtbaren Gegner.

Ueberaus ſchwer haben es hier unſere Patrouillen. Nur mit äußerſter Vorſicht vermag man in dem Strauchgewirr vorzudringen, und oft zeigt nur eine unbedachte Bewegung drüben plötzlich an, daß dort ein ſchußbereiter Gegner iſt. Da heißt es dann, raſch handeln, wer zuerſt gut zielt und ſchießt, hat meiſt gewonnen. Es iſt hier das reinſte Punktſchießen, wie auf dem Scheibenſtand.

Beſonders heftig wird der Feuerkampf gegen Abend, wenn die auf beiden Seiten notwendige Ablöſung und Verpflegung eintritt. Da tun ſich beſonders unſere Gegner durch unſinnig raſches Schießen hervor, Salve auf Salve kracht, dazwiſchen rattern die Maſchinengewehre, gellen Gebirgsgeſchütze, Minen ſpringen mit nervenaufreibendem Knall, Leuchtkugeln erhellen das Dunkel, von ferne her rollt dumpfer Donner der ſchweren Geſchütze. Ein ſchaurig ſchönes Bild, das bei dem Beteiligten aber ein großes Maß von Selbſtbeherrſchung, Mut und Tatkraft erfordert und an Führer wie Soldaten die höchſten Anforderungen ſtellt."

Ein Berichterſtatter des „Berliner Lokalanzeigers" hat das Schlachtfeld bei Verdun beſucht. Er erzählt: „Ich habe am 30. September im Operationsgebiet im Argonnenwald und nördlich von Verdun geweilt. Drei franzöſiſche Feſſelballons waren über der belagerten Stadt ſichtbar. In der Nähe des Bahnhofs von Verdun zeigte ſich reges militäriſches Leben. Zur Beruhigung der kunſtbegeiſterten Engländer kann mitgeteilt werden, daß die Kathedrale noch unverſehrt iſt. Weſtlich von Verdun auf den Höhen und in den Tälern des Argonnenwaldes ſind Geſchützgefechte im Gang; die Franzoſen ſchoſſen ihre eigenen Städte und Dörfer in Brand, in denen ſie unſere Truppen vermuteten. Von den Höhen herab war den ganzen Tag über der Brand von zwei kleinen Städten zu beobachten. Der größte Teil des Zerſtörungswerks, das ſich in den Ardennen und in den Argonnen vollzieht und vollzogen hat, iſt auf die Rechnung der Franzoſen zu ſetzen . . . Die Ernte verfault allenthalben auf dem Felde. Die Frage der Ernährung der zurückgebliebenen Zivilbevölkerung wird im Winter recht ſchwierig werden. Unſere wackern Jungen teilen ſchon jetzt mit den Aermſten die Nahrung, die ſie ſelbſt erhalten.

Beſonders macht uns im Argonnenwald die engliſche Artillerie zu ſchaffen; aber an der eiſernen Front, die wir entwickeln, ſcheitert alle Kunſt des Feindes."

In den Vogeſen und im Sundgau

Die Gefechte in den Vogeſen

Die ſeit der Schlacht bei Metz ziemlich unveränderte Kriegslage in den mittleren Vogeſen ſchildert der bekannte Muſikkritiker Paul Bekker, der ſelbſt den Krieg mitmacht, in der „Frankfurter Zeitung". Er ſchreibt: „Zweck der Vogeſenbeſetzung iſt, möglichſt viel Feinde feſtzuhalten, damit ſie nicht an der Entſcheidungsſchlacht teilnehmen können." So heißt es in einem in unſere Hände gefallenen Tagesbefehl des „Abteilungschefs der Alpenjägerbataillone der gemiſchten Brigade der Schlucht". Zweck unſerer Vogeſenbeſetzung wird es nun ſein, die Taktik des Gegners unwirkſam zu machen, wiederum mit möglichſt wenig Truppen den Feind ſtändig zu beſchäftigen und ihn allmählich aus ſeinen geſicherten Stellungen herauszudrängen. Große Schlachten ſind bei

einem ſolchen Kriegsplan nicht zu ſchlagen, wohl aber muß man ſtändig auf kleine, und doch verluſtreiche Gefechte und Ueberraſchungen unfreundlichſter Art gefaßt ſein. Dabei iſt mit den oft kaum überwindbaren Schwierigkeiten eines Geländes zu rechnen, in dem der Gegner auf Höhen und in Wäldern andauernd die günſtigſten Verteidigungsſtellungen einnehmen kann, ohne daß wir als Angreifende ihn auch nur zu erblicken vermögen. Das Gelände ſichert der feindlichen Artillerie nicht nur die vorteilhafteſte Aufſtellung, ſondern es ſind ihr auch von vornherein alle Entfernungen bekannt. So kann ſie unſere Truppen ſchon während des Anmarſches mit Treffſicherheit unter Feuer nehmen, während unſere Artillerie kaum Gelegenheit zur Auffahrt findet, geſchweige denn den Gegner in ſeinen kaum entdeckbaren Stellungen zu faſſen vermag. Es will etwas heißen, unter ſolchen Verhältniſſen überhaupt vorwärts zu kommen, und wenn wir nachträglich die geräumten Stellungen der Franzoſen genau beſichtigen, ſcheint es unfaßbar, wie dieſe Stellungen jemals angegriffen, geſchweige denn von dem Verteidiger aufgegeben werden konnten. Aber es kommt den Franzoſen hier eben weniger darauf an, uns zurückzudrängen, als uns dauernd zu beunruhigen und zur Anſammlung größerer Streitkräfte zu veranlaſſen, die dadurch anderen wichtigen Punkten entzogen werden ſollen, ohne daß ſie ſich in dem unüberſehbaren, zerklüfteten Terrain der Vogeſen eigentlich wirkungsvoll entwickeln können. Und da den Gegnern dieſer ſehnlichſte Wunſch der Heranlockung großer Maſſen nicht erfüllt wird, gibt es für die hier beſchäftigten Truppen ein ſtändiges Hin und Her der Bewegung, bald mehrere Tage währendes Gefecht und Sturm, bald plötzliches Aufgeben bereits genommener Höhen oder Ortſchaften, zu deren Wiedergewinn der Gegner überlegene Kräfte herbeizieht. So ſind wir über die Grenzhöhe von Col St. Marie durch ein idylliſches Tal über Wiſembach und Laveline bis dicht an das Ufer der Meurthe, vorläufig unſere Grenzlinie, vorgedrungen."

Anſchließend an die zurückgehende bayeriſche Armee wurde auch die ſiebente Armee am 12. September *von der Meurthe zurückgezogen*. St. Dié und Baccarat wurden geräumt, jedoch der Kamm der Vogeſen trotz energiſcher franzöſiſcher Vorſtöße, beſonders im Breuſchtal und bei Senones und Saales, erfolgreich behauptet.

In den oberelſäſſiſchen Vogeſentälern war die allgemeine Lage im September und Oktober im weſentlichen dieſelbe wie im erſten Monat des Feldzugs: die Franzoſen hielten die wichtigſten Täler beſetzt, jedoch befanden ſich die Ausgänge faſt durchweg in den Händen der Deutſchen und waren von ihnen gut befeſtigt. Die Franzoſen blieben auf den Höhen und ſtatteten nur dann und wann den im Tal gelegenen Orten kleine Beſuche ab, um Lebensmittel und Kleidungsſtücke zu requirieren, oder auch deutſche Beamte fortzuſchleppen, wenn ſie ſich erwiſchen ließen. Zu bedeutenderen Zuſammenſtößen kam es nur im Gebweiler Tal, wo württembergiſche Landwehr die franzöſiſchen Jäger und ihre Gebirgsartillerie zurückhielt, und vor allem im Münſtertal, wo die deutſchen Truppen erfolgreich gegen die Schlucht vordrangen.

Die Kämpfe im Sundgau

In offenſichtlichem Zuſammenhang mit der allgemeinen franzöſiſchen Offenſive, die am 7. September begann (vgl. S. 107), unternahm auch die Beſatzung von Belfort einen *neuen Vorſtoß gegen den Sundgau*. Die Kämpfe entwickelten ſich vom 9. bis 12. September auf der Linie Reinigen—Schweighauſen—Sennheim (vgl. die Karte I, S. 115).

Am 8. September ging eine Diviſion Franzoſen, von Delle her kommend, nahe der ſchweizeriſchen Grenze vor. Weitere franzöſiſche Truppen drangen über Altmünſterol in den Sundgau ein. Auch über La Chapelle rückte eine Diviſion gegen Sentheim und gleichzeitig gingen vom Belchen her über Sewen-Gebweiler weitere Truppenteile vor; ſchließlich marſchierte auf der Straße von Buſſang mehr als eine Diviſion. Ueber andert-

halb Armeekorps sind französischerseits am Einmarsch beteiligt gewesen, dazu kam am 11. und 12. September noch eine weitere Division. Die französischen Truppen drangen bis Mülhausen vor, nahmen Thann, Sennheim und hatten schon Vorposten in Lutterbach stehen; Heimsbrunn, Altkirch und Feldbach waren von ihnen besetzt.

Am 9. September stellten sich badische und württembergische Landwehrtruppen den einrückenden Franzosen entgegen, zunächst im Wesserlingertal; gleichzeitig rückten weitere Truppen gegen Heimsbrunn und Altkirch vor. Auf der ganzen Linie gab es eine Reihe von Gefechten. Am 10. September konnten die Deutschen von Goldbach her eingreifen und die französische Verbindung durchbrechen, so daß die Franzosen auf der Straße von Bussang zurückgehen mußten. Aber das Gros, mehr als ein Armeekorps, stand immer noch in der Gegend von Thann mit Rückzugslinie auf La Chapelle.

Am 11. September begannen die Franzosen stark anzugreifen, um die bedrohte Stellung bei Thann zu entlasten. Es gelang den Deutschen, den Angriff auf der ganzen Linie zum Stehen zu bringen. Aber um Thann herum hatten sich die Franzosen stark eingegraben, hatten die Rebberge und den Thanner Kopf zu einer festen Stellung gemacht und beherrschten dadurch das Gelände. Am 12. September konnten die Deutschen einige Stellungen unter großen Verlusten mit dem Bajonett nehmen und auf der Straße nach Sentheim über Rodern vordringen. Somit waren die französischen Stellungen in ihrer Rückzugslinie schwer bedroht. Deshalb setzten sie am 12. September noch einmal eine frische Division gegen Burnhaupt ein, aber dieser Anmarsch wurde durch einen deutschen Flieger gemeldet und sofort wurde eine große Zahl Haubitzbatterien gegen Aspach gesandt, um dort Stellung zu nehmen. Deutsche Infanterie ging über Schweighausen vor. Das Feuer der Haubitzen war vernichtend, der Rückzug der Franzosen wurde panikartig. Die Deutschen drängten den weichenden Franzosen heftig nach, und rückten unter fortwährenden Gefechten vor. Die Franzosen konnten nirgends mehr richtig Stellung nehmen; daß sie gleichwohl nicht an ein endgültiges Aufgeben des Widerstands dachten, wurde bald durch Flieger festgestellt, die einen neuen Anmarsch aus Belfort und starke Reserven nahe der Grenze meldeten.

Obgleich die Ueberzahl der Franzosen etwa 25 000 Mann betrug, war ihre Niederlage bei Thann vollständig. Sie verloren außer vielem Kriegsmaterial, Gewehren, Maschinengewehren, zwei Batterien und Train noch über 3000 Gefangene. Die Verluste an Verwundeten und Toten waren gleichfalls sehr groß.

Ob der Zweck des französischen Einfalls war, die abgeschnittenen französischen Truppenteile im Gebweilertal zu befreien oder sich Mülhausens zur Verproviantierung zu bemächtigen, muß dahingestellt bleiben. „Die Hauptsache ist," schrieb die „Straßburger Post", „daß die Franzosen über die Grenze zurückgeworfen sind, und daß die vielgeplagte Gegend des Sundgaus eine Zeitlang Ruhe behält vor den Requisitionen, vor den Verhaftungen und den Beschädigungen. Die letzteren sind ziemlich beträchtlich, da die Franzosen sich überall in den Dörfern einnisten und aus den Häusern schießen; Thann hat auch dadurch gelitten. Auch eine ganze Anzahl Elsässer haben die Franzosen wieder verschleppt."

Der elsässische Schriftsteller Hermann Kurz, der das Schlachtfeld von Thann während der Kämpfe von Basel aus besuchte, erzählt darüber sehr anschaulich in den „Münchner Neuesten Nachrichten":

„Schon seit zwei Tagen grollte vom Südfuß der Vogesen her, nur von kurzen Pausen unterbrochen, der Geschützdonner. Um die Pässe der Südvogesen ging der Kampf, den eine deutsche Minderheit gegen die in der Ueberzahl vorstoßenden Franzosen erfolgreich durchhielt. Um Thann waren die Kämpfe zum Stehen gekommen und hatten größere Ausdehnungen angenommen. Die Tage vorher wurde eine Reihe Einzelgefechte ge-

ſchlagen, vor allem in den Tälern der Südvogeſen. Die Deutſchen drängten die Franzoſen zurück bis um Thann herum (beſonders auf den überragenden Höhen und den Rebbergen der Umgebung), während die Franzoſen ſich zuſammenfaßten und verſchanzten.

Die Deutſchen mußten aus der Niederung, zum Teil über das Ochſenfeld, die ſtarken Stellungen der Franzoſen angreifen. Dazu brauchten ſie ſchwere Artillerie, nach zwei Tagen Kampf rückte dieſe ins Treffen ein. Es war ein troſtloſer, ſtürmiſcher Regentag, am Himmel fegten ſchwarze Wolken dahin.

Schon ſangen dieſe ſchweren Haubitzen ihr dröhnendes Lied den ganzen Tag bis in die Nacht hinein, die leichteren Feldgeſchütze feuerten in ſteter Heftigkeit, das Kleingewehrfeuer knatterte und ratterte. Dazu raſte von den Höhenzügen, gegenüber dem deutſchen Angriff, in ſauſendem Geſang die franzöſiſche Artillerie. Der Sturm wurde gegen Abend immer wütender, orkanartig heulte er daher, bog die Bäume und riß das Laub wirbelnd von den Zweigen, auch führte er den Lärm des Kampfes weit über das Land. Als es Abend wurde, begann der feine Landregen eine Sintflut zu werden, Ströme von Waſſer peitſchte der Wind einem ins Geſicht. Ich fuhr durch dieſes Höllenwetter dem Donner der Geſchütze entgegen; am weſtlichen Himmel gegen die franzöſiſche Grenze lag der rote Feuerſchein brennender Gehöfte. Die jagenden Wolken fegten wie feurige Titanengebilde über den Brand in die ſtürmende Dunkelheit davon, ſchwer und blutrot.

Endlich — durch mein Regenzeug lief das Waſſer bis auf die Haut in kleinen Bächen — kam ich auf dem Ochſenfelde an. Dieſe Gegend iſt eng mit dem Sagenkreis des Alemannenlandes verbunden. Kein Halm Gras, kein Baum, nichts gedeiht auf dem Ochſenfelde; es iſt ein wüſtes Land von einigen Quadratkilometern. Dafür geht die Sage um ſo trüber und ſchwerer, geheimnisvoller über dieſes unfruchtbare Land durch das umwohnende Volk. In grauen Zeiten ſchon wurden hier Schlachten geſchlagen, gewiß auch in der Römerzeit; auch Barbaroſſa hält hier noch Heerſchau ab, wenn der Mond als Sichel am Himmel ſteht und die Nebel treiben. In der „Schwedenzeit" verſank hier ein gottloſes Regiment in die Erde hinein. Aber die Prophetie, ſeit Generationen vererbt vom Vater zum Kinde, heißt: im ſchwerſten Kriege wird hier eine Schlacht geſchlagen, wer die gewinnt, bleibt Sieger am Ende, dies geſchieht in jenem Kriege, in dem das größte Land zerriſſen wird. Darauf bauen die Leute, denn als ich am Samstag mittag, nach dem deutſchen Sieg ſüdwärts fuhr, fragten mich einige Leute nach dem Ausgang, und als ich ihnen den deutſchen Sieg meldete, meinte ein alter Mann, es ſei nun ſchon gut, jetzt ſei Deutſchland gerettet.

Als ich über dieſes Feld fuhr, kam ich ſchon in den Bereich der Schlacht. Ich ging nun vorſichtig zu Fuß meiner Wege. Die erſte Begegnung war ein Bataillon Landwehr, das im Eilmarſch dahin ſtürmte. Dann fuhr ein düſterer Zug an mir vorbei, Verwundete, eine lange Reihe Wagen. Im trüben Scheine flackernder Windlichter ſah ich manches junge Leben in ſchönſter Kraft mit geſchloſſenen Augen und wachsgelbem Geſicht, weißlippig kraftlos liegen. Bewußtloſe ſtöhnten, aber die anderen gaben keinen Laut, kein Aechzen des Schmerzes von ſich, waren auch noch auf ihrem Schmerzenswege tapfere Leute. Mir griff dieſer Zug ans Herz, aber es mußte ſein — wie ſo ſehr begreife ich den Groll der braven Jungen, die draußen ſtehen und ihre Kameraden fallen ſahen — dazu noch den Lügen- und Verleumdungsfeldzug — wen kommt die Empörung nicht an?

In die Nähe eines Verbandsplatzes kam ich nun. Ich ſah einen verwundeten Offizier ſtehen und warten, Sanitätsſoldaten trugen gerade einen Schwerverwundeten heran. Der Arzt wollte den Offizier verbinden, der biß auf die Zähne, wartete, ſtand bolzengerade: „Zuerſt dieſer Mann!" Dies iſt auch Tapferkeit. Die Verwundeten, die ſelbſt zum Platze herankamen, waren durchnäßt und von einer Erdſchicht bedeckt, aber ihr erſter

Übersichtskarte von Belgien und Nordfrankreich

Bucquoy
Hermies
CAMBRAI
Solesmes
Bertaimont
Beaumont
Walcourt
Ermeton
FLORENNES
DINANT
CINEY
DURBUY
Spontin
Bomal
Stoumont
STAVELOT
Bapaume
Barrincourt
Bonavy
Cagny
LE CATEAU
Landrecies
Soire le Château
Philippeville
Onhaie
Celle
Noiseux
Mormont
Ramont
Soy
Gd Halleux
Fricourt
Combles
Epehy
LE CATELET
AVESNES
Rance
Gochenée
GIVET
Mesnil
MARCHE
Mont Gauthier
Grandmenil
Viel Salm
Cappy
PÉRONNE
Somme
BOHAIN
le Nouvion
Trélon
Marlenbourg
Beaurain
Focant
Rochefort
Jupille
Lamières
Regné
Samrée
Bovigny
Grune
Cherain
Chaulnes
Vermand
Aisonville
Chimay
Feleine
Vonêche
Tellin
Champion
Ortho
HOUFFALIZE
LA CAPELLE EN THIERACHE
GUISE
Oise
HIRSON
FUMAY
Mirwart
Nesle
ST. QUENTIN
Regniowez
Haut Fays
Daverdisse
ST HUBERT
Givroulle
Noville
Roye
RIBEMONT
la Hérie
Willerzie
Libin Haut
Maissin
Morcy
BASTOGNE
Wintgen
HAM
VERVINS
Rocroy
Houdremont
MONTHERME
Paliseul
Morhet
Beaulieu les-Fontaine
Jussy
Brissy
Aubenton
Renwez
Membre
Recogne
Wiltz
Guiscard
MARLE
Gespunsart
Vivy
Bertrix
Vaux les Rosiers
Lassigny
CHAUNY
LA FERE
Le Neuville
Vigneux
Brunhamel
Liart
Chiron
CHARLEVILLE
Sugny
BOUILLON
Warnach
Esch
Conchy les Pots
Noyon
Froidmont
Rozoy s. Serre
Marlemont
MEZIERES
Cugnon
NEUFCHÂTEAU
Ribécourt
Oise
Dieremonde
Crepy
Montmeillant
Signy-L'Abbaye
Meuse
la Chapelle
Donchery
SEDAN
Muno
Mellier
Anlier
Ettelbrück
Gournay
LAON
Couçy le Château
Prémontre
Chaumont-Porcien
Boulzicourt
Poix
Bazeilles
Florenville
Rossignol
Tracy-le-Mont
Morsain
Aisne
Bruyères
Nizy
Novion-Porcien
St. Aignan
Tremblois
Pin
Arlon
Sissonne
Sermoise
Chateau-Porcien
Sauces aux Bois
Noyer
Raucourt
Houzon
Meix
St. Léger
Etalle
Compiégne
SOISSONS
Vailly
Craonne
Corbeny
Malmaison
Aisne
RETHEL
Asfeld
Stonne
Le Chêne
Attigny
Beaumont
Virton
Rachecourt
LUXEMBURG
Taillefontaine
Berzy
Braisne
Mervaux
Cormicy
Oches
Laneuville
STENAY
MONTMEDY
LONGWY
Crépy en-Valois
Bezancourt
Juniville
Boult aux Bois
Vauziers
Buzancy
Nouart
Mouzay
Cutry
REMICH
Nanteuil le-Haudouin
Bourgogne
Aussonee
Machault
Andevanne
Béffu
Dun s. Meuse
Villers
Boismont
REIMS
Betheniville
Monthois
Romagne
Fléville
Sivry
Malancourt
Consenvoye
Azannes
Esnes
Varennes
Apremont
Souain
Ville s. Tourbe
Suippes
Lachalade
Neuvilly
Somme Bionne
ST MENEHOULD
Dombasle
Clermont
Futeau
VERDUN
Fresnes en Woevre
Conflans
Sommedieu
Génicourt
Lemmes
Julvécourt
Froidos
Tilloy
Domartin
Triaucourt
Beauzée
Valbecourt
Issoncourt
Rembercourt
Lacroix
Thiaucourt
Pierrefitte
Revigny
Laimont
Chauvoncourt
St. Mihiel
Essey
Blénod
Pont-à-Mousson
Apremont
Vavincourt
Espagne
Biesme
Sermaize
Heiltz-le-Maurupt
St. Amand
Laheycourt
Verneuil
Vitry-le-François
Coole
Mailly
Sommepuis
Chamfleury
Villerouxe
Barbonne-Fayel
Corroy
Monlepreux
Vitry St. Georges
Beton
Courpalay
Fontenay
Sézanne
Linthes
Fère Champenoise
Morains
Vaire
Villeseneux
Ecury s. Coole
Bergères
Marson
St. Mard
le Frêne
Troyon
St. Benoit
Dampvitoux
Vigneulles
Verny
Argencher
Thillot
Courcelles
Chanville
Füllingen
Borny
Gravelotte
Noailly
Tennchen
Metz
Mezières
Vigy
Ay
Auboué
Briey
Uckingen
Redingen
Etain
Fléville
Gincrey
Senon
Haynigen
Landres
Stuckingen
Monneren
Diedenhfn
Mosel
Ruffigen
Hettingen
Hercelé
Aumetz
Rouvrois
Spincourt
Audun le Roman
Menglennes
Damvillers
Jametz
Longuyon
Tellancourt
Marville
Pettingen
Schouwlr.
Oetringen
Frisingen
Bettembourg
Esch
Senningen
Kopstal
Hagen
Hendelingen
Meix
Breux
Mairy
Houzon
Diers
Carignan
Tremblois
Florenville
Rossignol
Ruffes
Affart
Reichlingen
Ettelbrück
Grosbous
Diekirch
Wallendf
Ermsdf
Fels
Merschbg
Lorentzwin
Junglinster
Heinsch
Saul
Marsch
Etalle
Meix
St. Léger
Virton
Rachecourt
Luxemburg
Stonne
Le Chêne
Attigny
Beaumont
Oches
Laneuville
Stenay
Montmedy
Longwy
Crépy en-Valois
St. Remy
Fismes
Muizon
Bezancourt
Juniville
Bourgogne
Aussonee
Machault
Vauziers
Boult aux Bois
Buzancy
Nouart
Mouzay
Cutry
Remich
Nanteuil le-Haudouin
Brény
Fère en Tardenois
Coulonges
Ville en Tardenois
Rocourt
Reims
Betheniville
Monthois
Romagne
Fléville
Sivry
Malancourt
Consenvoye
Azannes
Esnes
Varennes
Apremont
Souain
Ville s. Tourbe
Suippes
Lachalade
Neuvilly
Somme Bionne
St Menehould
Dombasle
Clermont
Futeau
Verdun

Ruf war: „Sie gehen zurück, wir kommen voran!“ Einer rief's dem andern zu. Ein Musketier ließ sich eine leichte Wunde verbinden und eilte dann sofort wieder davon, dieweil sein Blut langsam als dunkler Fleck durch den weißen Verband durchsickerte; der Mann achtete das nicht.

Eine kurze Pause trat ein. Währenddem wurde an einigen Orten die Stellung der Truppen geändert; durch den endlosen strömenden Regen begann der nahe Morgen licht zu werden. Sofort setzte das schwere Feuer der Artillerie wieder ein. Aber die Deutschen hatten bereits das Nötigste getan, sie hatten rasch den von Südwest anrückenden Franzosen schwere Artillerie und Mannschaften entgegengesandt. So gelang die französische Ueberraschung und Umgehung nicht. Dafür aber schallte durch das Dröhnen der Geschütze und das ratternde und surrende Pfeifen, das st—st—st— der Kleingewehre ein stürmendes deutsches Hurra.

Darauf raste das französische Feuer mit fürchterlicher wütender Heftigkeit. Aber — „Hurra“: der Tod hielt noch einmal Ernte, dann das letzte Aufspringen und Vorstürmen mit dem Bajonett. Auge in Auge. Mann gegen Mann — endlich! Es war nur ein kurzes heftiges Gewoge, es wurde ruhig währenddem, einige Minuten setzte auf dieser Stelle die Artillerie mit ihrem Feuer aus. Dann — Sieg! Viktoria! Brausendes Hurra! Die Franzosen gingen rasch zurück, die deutsche Artillerie fuhr auf in die eben genommene Stellung und sandte noch einmal den eisernen Abschiedsgruß.“

Zu weiteren Gefechten im Sundgau kam es in der Gegend von Pfetterhausen und Sept. Wie die Schweizer Blätter berichten, begann, nachdem die Franzosen Verstärkungen erhalten hatten, am 7. Oktober nachmittags gegen zwei Uhr abermals ein heftiges Gefecht, das bis abends sieben Uhr dauerte, aber wiederum mit dem Rückzug der Franzosen endete. Die Franzosen entwickelten sich auf der Linie Pfetterhausen—Sept, die Deutschen drangen zwischen Moos und Bisel vor. Auf beiden Seiten unterstützte je eine Batterie Artillerie die Schützenlinien der Infanterie.

Am 13. Oktober vernahm man in der Schweiz von neuem Kanonendonner. Die feindlichen Parteien hatten die Zwischenzeit dazu benutzt, größere Verstärkungen heranzuziehen. Die Deutschen hatten bei Pfirt eine ausgezeichnete Stellung, die Franzosen eine solche bei Sept bezogen. Die Franzosen setzten alles daran, das Gebiet zwischen Ill und Larg, das sie etwa sechs Wochen lang inne gehabt hatten, wieder zu besetzen. Die Deutschen dagegen bemühten sich, die Franzosen in den engeren Festungsgürtel von Belfort zu werfen. Die häufigen Artilleriekämpfe, die zwischen Altkirch und Pfetterhausen stattfanden, zogen sich hart an der Schweizer Grenze hin. Die Kämpfe waren überaus heftig. Bei Thann gingen die Deutschen vor, dagegen mußten sie bei Altmünsterol überlegenen französischen Kräften bis hinter Dammerkirch weichen, während sie weiter südlich, am Südfuße der Vogesen, den französischen Angriff abschlugen.

Die Ausdehnung der Schlachtfront nach Norden

Die französischen Umgehungsversuche

An der Aisnelinie war der Rückzug der deutschen Heere zum Stehen gekommen. Vergebens berannten Franzosen und Engländer die festen deutschen Stellungen. Hatte Joffre dies kommen sehen? Es hat auf den ersten Blick beinahe den Anschein, denn unmittelbar nach dem Beginn der Aisneschlachten entschloß er sich zu einer neuen Aktion. „Am 18. September vernahm Feldmarschall French, daß Joffre es für nötig erachte, einen neuen Plan auszuarbeiten und den rechten deutschen Flügel zu umfassen und einzuschließen,“ heißt es lakonisch in einem Bericht der englischen Heeresleitung.

Kein Mensch wird aus diesen Worten auf die Engländer als die Urheber des Plans schließen, und doch hatte dies Manöver, wie überhaupt die ganze französische Offensive, höchstwahrscheinlich ein stark politisches Vorspiel, dessen Hauptakteure in London saßen. Die „Münchner Post" erfährt darüber aus gutunterrichteter Quelle folgendes: „Die englischen und französischen Interessen hatten ein einheitliches Ziel in der Zeit, als es für die Verbündeten galt, Belgien zu verteidigen. Die Besetzung Antwerpens durch deutsche Truppen zu verhindern und sich damit die Küste freizuhalten, war für England ebenso wichtig, wie es für die französische Offensive erforderlich gewesen wäre, an Antwerpen vorbei über Belgien in Deutschland einzufallen. Von dem Augenblick an, in dem die französischen Heere vor dem deutschen Angriff in ihr eigenes Land zurückweichen mußten, begann der innere Konflikt der englischen und der französischen militärischen Interessen. Der französische Rückmarsch schwächte mit jedem weiteren Schritt die Deckung Antwerpens, zum großen Verdruß der Engländer, die auf den Schutz des in erster Linie für sie wichtigen Platzes den höchsten Wert legten. Der Rückzug der Franzosen erfolgte nach rein französischen Gesichtspunkten, militärisch einwandfrei, vollkommen gedeckt zwischen den großen festen Plätzen Verdun und Paris mit dem Plan, auf der Linie Dijon—Nevers sich dem deutschen Angriff entgegenzustellen. Widerwillig folgten die Engländer ihrem französischen Verbündeten, der sie im wohlverstandenen eigenen Interesse von ihrer Absicht der Sicherung Antwerpens je mehr abzog, je weiter sie nach Süden rückten. Es gab Reibungen im vereinigten Generalstab, die damit endigten, daß die Oberleitung des französischen Heeres sich der englischen Politik beugen und Joffre seinen zweifellos guten Plan aufgeben mußte. Die französische Feldarmee machte kehrt und die Schlacht an der Marne begann. Die deutschen Heere aber ließen es nicht zu einer militärischen Entscheidung kommen; sie gingen hinter der Aisne in eine uneinnehmbare Stellung zurück. Das französische Heer war dadurch völlig das Objekt des englischen Planes geworden, der bezweckte, durch Zurückwerfen der Deutschen aus Belgien die Belagerung von Antwerpen zu verhindern. Mit immer neuen Militärmassen wurde versucht den deutschen rechten Flügel zu umfassen, um das Schicksal Antwerpens dem englischen Sonderinteresse zulieb auf Kosten Frankreichs abzuwenden. Die deutsche Heeresleitung vereitelte dieses englische Spiel, indem sie die Schlacht an der Aisne zu einem gewaltigen Deckungskampf gestaltete, unter dessen Schutz sie den Angriff auf Antwerpen beschleunigte und verstärkte."

Um Paris herum und aus Paris sandte Joffre seine Truppen nordwärts. Bei Noyon versuchten sie zunächst die Deutschen zu fassen und ihnen in den Rücken zu kommen. Der Angriff prallte ab. Aber die Franzosen gaben ihre Bemühungen nicht auf; fast täglich unternahmen sie neue Umklammerungsversuche, durch die sich die Schlachtlinie, da die Deutschen auswichen, immer mehr nach Norden in die Länge zog.

Der Pariser Korrespondent der „Daily Mail" berichtet von mörderischen Artilleriekämpfen in den Tagen vom 26. bis 29. September. „Die Umgehungsversuche und das Heranziehen immer neuer Verstärkungen hatten lange Gewaltmärsche erfordert. Die französischen Truppen mußten mehrere Tage hintereinander vierzig Kilometer täglich marschieren. Trotz bedeutender Verluste gelang es den Deutschen aber, den Umgehungsversuch zu verhindern und die gleiche Front wie die Verbündeten zu halten. Am 26. September gingen die Deutschen zur Offensive über, um die französische Front keilartig zu durchbohren. Die Spitze des Keils war die Stadt Albert. Die Deutschen richteten ununterbrochen, den ganzen Tag und die ganze Nacht, ein furchtbares Artilleriefeuer auf die Franzosen, deren Reihen durch die deutschen Granaten stark litten, so daß der Versuch der Deutschen fast gelungen wäre. Am 27. September begannen die Deutschen zusehends an Boden zu gewinnen und am folgenden Tag rückten sie noch weiter vor.

Erst als es den Franzosen gelang, eine Reihe Schnellfeuerbatterien herbeizuziehen, vermochten sie das Vordringen ihres Gegners aufzuhalten. Am 29. September setzten die Deutschen ihre Anstrengungen noch fort. Eine deutsche „Taube" flog während der Kämpfe über die kleine Stadt Albert, die in zehn Minuten von den Granaten des Fliegers wie ein Kartenhaus zusammengeworfen wurde. Die Bewohner flüchteten nach Amiens; die ganze Straße war voll von Flüchtlingen. Ueber der in Flammen stehenden Stadt sah man abends rote Garben zum Himmel auflodern, aus denen sich ganz unbeschädigt die Kirche mit ihrem hohen Turm und dem vergoldeten Marienbild heraushob."

Die Kämpfe um Arras

Am 1. Oktober hatte sich die Front bis in die Gegend von Arras ausgedehnt; der Kampf tobte hauptsächlich auf der Linie Arras—Albert—Roye. Der Kriegsberichterstatter der „Times" befand sich während des schweren und langen Ringens um Arras in der Stadt und war mit der französischen Artillerie im Feuer. Am 30. September war er über das völlig ruhige und tote Arras bis nach Vitry-en-Artois hinausgegangen, mußte aber am frühen Morgen des nächsten Tages in aller Hast den Ort verlassen, da die Deutschen anrückten. Als er nach Arras zurückkam, war die Stadt zu einem großen militärischen Mittelpunkt geworden, in den Straßen stauten sich Artillerie und Infanterie. Die Schlacht tobte schon in der Umgegend, und als die Dunkelheit hereinbrach, strömten Scharen ermüdeter, beschmutzter und verwundeter Soldaten in endlosen Reihen in die Stadt. „Das Schlachtenglück," schreibt der Korrespondent, „war den Franzosen nicht hold; sie müssen zurück. Cambrai ist geräumt; ob die Deutschen es schon genommen haben, ist ungewiß. Die Lazarette in Arras füllen sich immer mehr. Die Deutschen, die bedeutende Verstärkungen erhalten haben sollen, sind so weit vorgerückt, daß ihre Granaten bereits wenige Kilometer von der Stadt explodieren. In der folgenden Nacht finden große Truppendurchmärsche statt. Schwadron auf Schwadron ermüdeter Dragoner reitet durch die Straßen." Am nächsten Morgen setzt der Berichterstatter seine Beobachtungen fort: „Wir sehen die Munitionswagen, die aus der Feuerlinie fahren, sehen die Verwundeten, die hereingebracht werden. Ueber die Eisenbahnlinie weg können wir nach der deutschen Stellung im Südosten blicken. Plötzlich ist ein französisches Flugzeug am blauen Himmel aufgetaucht. Es zieht seine Kreise über der Stellung des Feindes. Zwei Blitze am Himmel und zwei Wölkchen grünlich-gelben Rauchs, die deutschen Kanonen haben Schrapnells nach oben geschickt. Sie explodieren weit von ihrem Ziel. Der unerschrockene Flieger schraubt sich höher und höher. Nun kommt ein anderes Flugzeug in Sicht, es ist eine deutsche Taube. Ein aufregender Kampf in der Luft setzt ein. Die Flugzeuge nähern sich und eröffnen das Feuer aufeinander, aber ohne Erfolg. Das deutsche Flugzeug kreist dann tiefer über der französischen Stellung. In einem Augenblick ist es von Flammen und Rauch umschlossen. Sechs Schrapnells explodieren hintereinander rings um die Maschine; doch sie wird nicht herabgeholt, sondern unversehrt fliegt sie wieder fort, und auch unser Flieger kehrt zurück. Der Feind rückt vor; das Kanonenfeuer läßt nach. Wir sind jetzt im freien Feld. Keine Hecken versperren die Aussicht, und eine großartige Schlachtszene entfaltet sich vor uns. Gerade uns gegenüber am südlichen Horizont schlagen die Flammen aus einem in Herbstlaub gebetteten Bauerngehöft. Wie Trauerfahnen flattern die Rauchschwaden am Abendhimmel. Ein schmaler Weg läuft südöstlich durch das Gelände. Da ist eine französische Batterie in Tätigkeit. Durch das Fernglas sind die Artilleristen mit ihren dunkelblauen Uniformen zu erkennen, wie sie die Kanonen bedienen. Weiter im Südosten, wo Cambrai liegt, ragt ein Gehölz gegen den Horizont. Hinter diesem Gehölz geht französische Infanterie vor. Rauchwölkchen schweben am Himmel, Flammen zucken über den Wald wie Blitze, die in den Baum-

gipfeln tanzen. Der Feind beſchießt das Gehölz mit Granaten, um die Infanterie herauszutreiben. Wir ſchauen wie feſtgebannt. Da auf einmal ein Donnerſchlag, der die Erde erbeben macht. 200 Meter von uns ſteigt eine große Rauchwolke auf, die Deutſchen beſchießen jetzt die Batterie in der Nähe unſeres Standorts. Nun iſt es Zeit zum Gehen. Langſam ſenkt ſich die Nacht hernieder, und der Silbermond gießt ſein bleiches Licht über das aufgewühlte Feld." Am Abend des 3. Oktober entſteht eine ungeheure Aufregung in Arras. Die Stadt wird geräumt, alle Männer im Alter von 18 bis 48 Jahren müſſen ſie verlaſſen. Frauen und Kinder raffen das Notdürftigſte zuſammen und eilen fort. Am 6. Oktober aber, als die Franzoſen Verſtärkungen erhalten hatten, drangen ſie wieder in die Stadt ein und beſetzten ſie aufs neue nach fürchterlichen Straßenkämpfen.

Die Einnahme von Lille und die Beziehung feſter Stellungen

Am 2. Oktober hatten die Verbündeten auch Douai geräumt, nach heftigem Widerſtand durch die franzöſiſchen Feldtruppen, die durch britiſche Kavallerie und gepanzerte Motorwagen unterſtützt worden waren. Sie konnten dem Angriff der Deutſchen, die aus dem Scheldetal immer neue Truppen heranbrachten, auf die Dauer nicht widerſtehen. Die Deutſchen verſuchten nun von Tourcoing und Douai nach Lille vorzurücken. Ein ſtarker deutſcher Heeresteil befand ſich bereits in Vitry-en-Artois, und die Franzoſen mußten ſich deshalb auf Lens zurückziehen. Am 3. Oktober ließ der Bürgermeiſter in Lille eine Proklamation anſchlagen, in der er die Einwohner ermahnte, ruhig zu bleiben, wenn die Deutſchen die Stadt beſetzen würden.

Der erſte deutſche Angriff auf Lille, am 4. Oktober, verlief erfolglos. Einige Truppen ſind allerdings ſchon damals in die Stadt eingedrungen. Ein deutſcher Mitkämpfer erzählt davon in einem Feldpoſtbrief: „Wir ſind nun glücklich aus Lille heraus und befinden uns jetzt in unſerer befeſtigten Stellung, in der uns niemand etwas anhaben kann. Die letzten Tage waren fürchterlich und es iſt geradezu ein Wunder, daß wir aus der Stadt, die 250 000 Einwohner hat, herausgekommen ſind, wo ſelbſt die Frauen und Kinder aus Revolvern und Jagdflinten auf uns ſchoſſen. Wir zogen friedlich ein in dem frohen Bewußtſein, in der Großſtadt unſere Bedürfniſſe ergänzen zu können. In der lang ſich hinziehenden Vorſtadt ſahen wir die Läden geſchloſſen und die Straßen leer, aber wir ahnten nichts Böſes, da die Forts nicht beſetzt waren und am Vormittag der Bürgermeiſter die Erklärung abgegeben hatte, die Stadt ſei frei von Truppen. Da, plötzlich, als wir die Bibliothek paſſiert hatten, begann ein fürchterliches Gewehrknattern aus den Fenſtern und aus einer Nebenſtraße, in der franzöſiſche Infanteriſten von den Straßenecken auf uns ſchoſſen. Unſere Kompagnie marſchierte dicht hinter der Spitze, noch in der Avantgarde. Unmittelbar vor uns marſchierte unſere Artillerie. Du kannſt Dir das Bild nicht vorſtellen, das ſich jetzt entwickelte. Da unſere Leute den Feind nicht ſehen konnten, ſchoſſen ſie blindlings in die Fenſter, und da ſie zu Hunderten auf einem Haufen ſtanden, hat mancher Schuß einen Kameraden getroffen. Ich befand mich bald mit meinem Pferde und zehn Mann in einer Seitengaſſe, die blind endete, eingepfercht. Keine Möglichkeit vor oder zurück zu gehen, alle Haustüren, an die wir klopften, verſchloſſen. So mußten wir noch das Donnern der Artillerie, die neben uns ſtand, anhören. Die Häuſer vor uns wurden in Trümmer geſchoſſen. Sofort verſtummte das Gewehrfeuer, und wir konnten allmählich wieder zur Vorſtadt zurück über geſtürzte und erſchoſſene Menſchen und Pferde. Unterwegs verband ich einige Verwundete meiner Kompagnie, einige hatten Schrotſchüſſe erhalten. Mit Einbruch der Dunkelheit langten wir vor der Stadt an, ein Häuflein eingefangener Bürger führte uns jetzt einen Weg um die Stadt herum. Inzwiſchen hatte ich mein Pferd und meine Kompagnie verloren, und erſt in der nächſten Ortſchaft ſtieß ich wieder auf meine Leute.

Unſer Verſuch, Lille zu umgehen, ſollte aber bald ein Ende finden. Wir näherten uns einem Eiſenbahndamm, und ſofort pfiffen uns die Kugeln entgegen. Wir beſetzten eine Stellung, und einige Stunden ging die Schießerei weiter, bis die Nacht dem Kampfe ein Ende machte. Wir hatten einige Tote, die wir auf dem Felde begruben, und etwa dreißig Verwundete, die wir auf requirierten Wagen mitnahmen. Vier lange Stunden trotteten wir zu Fuß auf Feldwegen weiter, da unſere Reitpferde bei der großen Bagage waren. Um zwei Uhr nachts konnte niemand mehr marſchieren, denn alles war ohne Mittag- und Abendeſſen. Unſer Kommandant ließ alſo halten; wir kochten Kaffee ab, dazu gab es Speck und Brot. Bald gab ſich alles der wohlverdienten Ruhe hin, im Straßengraben auf Stroh. Um ſechs Uhr gingen wir wieder, friſch geſtärkt, auf Lille zu, gruben uns in Stellungen ein, und um neun Uhr begann eine reguläre Feldſchlacht, in der wir bis zum Abend unſere Stellungen behaupteten. Heute, den 5. Oktober, haben wir etwas weiter zurück neue Stellungen eingenommen; wir ſollen den Feind hier aufhalten, die Kavalleriedivision ſoll ihn im Rücken beſchäftigen, bis unſer Armeekorps heraufkommt, das in Valenciennes ausgeladen werden ſoll."

Am 10. Oktober erfolgte dann die endgültige Beſetzung von Lille durch die deutſchen Truppen. Ein holländiſcher Kriegsberichterſtatter, der für den „Nieuwe Rotterdamſche Courant" tätig iſt, ſchreibt: „Die Deutſchen beſetzten Lille, aus dem ſich das franzöſiſch-engliſche Heer zurückgezogen hatte, auf ihre typiſche Art. Es kamen nur wenige Mann, vier Ulanen, denen ein Radfahrer folgte. Dann kamen 60 Reiter, die die Stadt beſetzten. Kaum waren einige davon abgeſtiegen, als Gewehrſchüſſe knallten, die drei Reiter töteten. Der Offizier ritt ſogleich mit ſeiner Truppe zum Stadthaus, rief den Bürgermeiſter heraus und nahm ihn und einen ſeiner Ratskollegen als Geiſel feſt. Unterdeſſen meldete ein Radfahrer, franzöſiſche Reiterei ſei im Anzuge. Es entſpann ſich ein kleiner Straßenkampf, und die Deutſchen, die in der Minderheit waren, räumten zunächſt die Stadt. Unmittelbar darauf begann die Beſchießung. Die erſte Bombe platzte über dem Dach des Stadthauſes, ein Beweis dafür, wie gut unterrichtet die Deutſchen waren. Andere Granaten fielen auf den großen Platz und auf die Straßen. Das war jedoch nur das Vorſpiel, das eigentliche Bombardement begann erſt mit der Dunkelheit, und nun hieß es: „Sauve qui peut". Die Einwohner verkrochen ſich in ihre Keller. In den Straßen war es ſtockdunkel, viele Häuſer wurden in Trümmer gelegt, und erſt die ausbrechenden Brände erhellten die Nacht. Mitten in der Nacht erſchien auch eine Taube über der Stadt und warf eine Bombe. Während des folgenden Tages hielt die Beſchießung an, ebenſo die darauffolgende Nacht, und nun ſtand die Stadt an vielen Stellen in Brand. Ueberall kamen die unglücklichen Bewohner, zum Teil nur halb bekleidet, hervor, um zu fliehen. Mitten in der Beſchießung tat die Feuerwehr von Lille ihre Pflicht und ſuchte zu retten, was ſie konnte; dabei wurden manche ihrer Leute von Bomben getroffen. Bei Anbruch des Morgens verſtärkte ſich die Beſchießung, der Brand dehnte ſich aus, ganze Straßenzüge ſtanden in Flammen, und die Wege füllten ſich allmählich mit hohen Haufen von Glasſcherben, Holz und Trümmern, zwiſchen denen neue Geſchoſſe das Verderben vermehrten. Diesmal wurde die Stadt durch die Franzoſen verteidigt, deutlich konnte man in der Ferne den Donner der franzöſiſchen Geſchütze von dem der ſchweren deutſchen unterſcheiden, und ſolange das anhielt, war von Rückſicht auf die Stadt natürlich nicht die Rede.

Gegen Mittag erſchien in der Stadt ein deutſcher Parlamentär mit der weißen Flagge in Begleitung franzöſiſcher Reiter. Er begab ſich in das Stadthaus; dort wurde offenbar über die Uebergabe unterhandelt. Das Ergebnis war, daß gegen Abend die deutſchen Truppen in die Stadt einzogen, und daß ihr Stab in das Stadthaus einrückte. Im Süden der Stadt hielt der Artilleriekampf noch bis ein Uhr nachts an, gegen Mitternacht

erſchien auf dem Stadthauſe eine weiße Flagge und die Einwohner wußten nicht, was das zu bedeuten hatte. Sie hofften ſchon, die Franzoſen nähmen die Stadt wieder ein; aber die Franzoſen erſchienen nicht, ſondern nur die Feuerwehren von Roubaix, Tourcoing und anderen Nachbarorten kamen zu Hilfe. Die deutſchen Truppen beteiligten ſich aufopfernd an den Löſcharbeiten. Die Beſchießung hatte ſchon um Mittag aufgehört; die ganze Bevölkerung war in den Straßen der Stadt. Man hörte aus der Ferne Gewehrfeuer bis um drei Uhr; wahrſcheinlich handelte es ſich um Kämpfe bei einem der Forts, das noch von den Franzoſen gehalten wurde. Gegen Morgen verließen die Franzoſen auch die Forts, und am 13. Oktober zogen die deutſchen Truppen, vorauf die Muſik, in die Stadt ein; die Soldaten ſangen ihre gewohnten Kriegslieder."

Den erſten kühnen Patrouillenritt nach Lille hinein leitete Rittmeiſter Fürſt Karl Wrede. Seine Tat wurde durch folgenden Tagesbefehl der bayeriſchen Kavalleriediviſion gewürdigt: „Rittmeiſter Fürſt Wrede hat ſich durch einen kühnen Patrouillenritt in die noch vom Gegner beſetzte Feſtung Lille beſonders ausgezeichnet. Er hat durch ſein kühnes Vorgehen gegen die Feſtung, über deren Beſatzung keine Klarheit herrſchte, der Kavalleriediviſion die Möglichkeit zum Vorgehen gegeben. Ich ſpreche ihm hiemit meine vollſte Anerkennung aus. v. Stetten, Generalleutnant." Rittmeiſter Fürſt Wrede erhielt das Eiſerne Kreuz erſter Klaſſe.

Den nördlichen Flügel der Schlachtfront bildeten auf beiden Seiten große Reitermaſſen. Denn durch Kavalleriegefechte ließ ſich der Kampf beſonders raſch vorwärts tragen; am 6. Oktober fanden Kämpfe weſtlich Lille und Lens ſtatt, am folgenden Tag dehnten ſie ſich ſchon bis dicht an die belgiſche Grenze bei Armentières und Caſſel aus, am 11. Oktober war das für die Deutſchen ſo erfolgreiche Gefecht bei Hazebrouk.

Auf der übrigen Linie gingen die Operationen ſeit dem 10. Oktober immer mehr in das Stadium des Stellungskampfes über. Zwar wurden auf beiden Seiten immer wieder Vorſtöße und Durchbruchsmanöver verſucht, doch im ganzen ohne Erfolg. Große Truppenverſchiebungen wurden zu ſolchem Zweck vorgenommen; ſo berichtet der Korreſpondent der „Morning Poſt", er habe geſehen, wie 10 000 Mann franzöſiſche Infanterie auf ſchnellen Motorwagen von einem Flügel nach dem andern geſandt wurden. Auf jedem Wagen befanden ſich 50 Soldaten. „Das Schießen," fährt er fort, „wird Tag und Nacht auf der ganzen Linie fortgeſetzt, aber nicht überall gleich heftig. Größtenteils ſcheinen ſich die Parteien damit zu begnügen, den Feind an ihre Anweſenheit in ihren Stellungen zu erinnern. Sobald Infanteriebewegungen beobachtet werden, treten die Geſchütze in Tätigkeit. Beſonders am Abend, wenn die Ablöſungen in den Schützengräben ſtattfinden. An manchen Stellen liegen die feindlichen Schützengräben nur wenige hundert Meter von einander entfernt und jede Bewegung iſt mit der größten Gefahr verbunden. Zu Zeiten ſieht es aus, als ob man gegenſeitig übereingekommen ſei, eine Kampfpauſe zu machen. Man ſchläft, ſpielt Karten, muſiziert und ſingt."

Epiſoden vom franzöſiſchen Kriegsſchauplatz

Der Kommandant von Les Ayvelles

von Paul Schweder

Eine lange, ſchnurgerade Pappelallee, die das Fort Les Ayvelles bei Charleville-Mézières mit ſeiner Batterie verbindet. Unten tief im Tale die Maas und über alledem ſonniger Herbſthimmel. Wir wandern nachdenklich die Allee entlang, voll von den Eindrücken, die die Beſichtigung auch dieſes von den Unſeren mit leichter Mühe

zerschossenen Forts in uns hervorgerufen hat. Da fesselt ein kleiner Hügel mit einem Kreuz darauf meine Aufmerksamkeit und, indem ich hinzutrete, lese ich auf der einfachen Holzplatte, die den Querbalken bildet und mit der Abbildung des Eisernen Kreuzes geschmückt ist:

„Hier ruht der tapfere Kommandant! Er vermochte den Fall
der ihm anvertrauten Feste nicht zu überleben.
R. i. P.
Mit diesem Holzkreuz schlicht
Ehrt auch der deutsche Soldat
In Dir den Helden der Pflicht!
Landwehr-Pionier-Komp. Nr...
September 1914."

Dieses Grab hat seinen Roman. Und die Truppe, die das Heldentum des Feindes mit dieser schlichten und ergreifenden Huldigung anerkannte, hat sich damit selbst das schönste Denkmal gesetzt. Aber hören wir, was für eine Geschichte dieses Grab erzählt. Er hatte jahrelang hier oben gesessen, der nun hier in kühler Erde schlummert. Zu seinen Füßen sah er den grünen Strom, den von hier aus bis nach Belgien hinein die Luftfahrzeuge der sommerlichen Vergnügungsreisenden bestrichen und manchesmal mögen auch romantisch veranlagte Naturen heraufgestiegen sein, um von hier aus die dunklen Tannenwälder der Ardennen, die gewerbefleißige Doppelstadt im Tale und die Ebene bis hin nach Reims, der alten Krönungsstadt, besser überblicken zu können. Und wenn ein neugieriger Pariser, etwa den Blick nach Osten lenkend, die Frage aufwarf: „Was wird werden, mein General, wenn es die Prussiens gelüsten sollte, Les Ayvelles wieder wie Anno 70 einen Besuch abzustatten?", dann lachte er in seinen Knebelbart hinein und erwiderte: „Das werden sie bleiben lassen, denn hier kommt niemand durch!" Einem deutschen Strategen freilich hätte er diese Antwort nicht geben dürfen. Denn er wußte, was sich in den Gußstahltiegeln bei Krupp vorbereitete. Auch sprach der Zustand der Befestigung stark gegen die optimistische Ansicht des Generals. Die ihm zur Verfügung stehenden Geschütze trugen teilweise noch die Jahreszahl 1842. Und auch, was sonst die Armierung des Forts ausmachte, mutet uns heute wie Spielzeug an. Aber der alte Haudegen da oben war noch ein Mann der Offensive. Er wollte sich nicht auf die zum Teil mit Moos und Schorf überzogenen Geschütze verlassen, sondern hatte sich ein frisches, fröhliches Gefecht mit dem Gegner zurechtgelegt, das diesem auf den Anhöhen von Mézières geliefert werden sollte. Und das terrassenförmige Gelände, auf dem sich die Stadt erhebt, das Hindernis der hier wunderlich geschlängelten Maas, tiefe Waldschluchten im Hintergrunde und die dominierende Pappelallee, in der der Alte seine Artillerie aufzustellen gedachte— das alles gab ihm ein Recht, seine Position nicht zu unterschätzen — vorausgesetzt . . .

Vorausgesetzt, daß der Elan der Truppen, mit dem er unbedingt rechnete, im entscheidenden Moment auch da war. Er rechnete so unbedingt, damit, daß er nach Paris meldete, die Stellung bei Les Ayvelles werde den raschen und überraschenden Siegeszug der Deutschen ohne weiteres zum Stehen bringen; man könne sich auf ihn und seine Leute unbedingt verlassen. Zwar im Fort selbst stand mutterseelenallein ein halbverrostetes Geschütz in Feuerstellung, und außer der Wachmannschaft hatte er keine Katze da oben gelassen. Aber die lange Allee hinunter hatte er mit Kanonen gepflastert, und da auch von den Schützengräben auf den Vorhöhen des hier beginnenden Ardennenwaldes gute Nachrichten kamen, so freute er sich wie ein Kind, als es plötzlich hieß: „Die Preußen kommen!" Und sie kamen. In unaufhaltsamem Strome fluteten sie den Anhöhen entgegen, auf denen Tod und Verderben auf sie lauerten. Sie stutzten auch einen

Moment! Dann durchriß ein furchtbarer Knall die Luft, und der erſte Zuckerhut unſerer ſchweren Artillerie flog in das Fort und zermalmte, was ihm im Wege ſtand. Ein zweiter und ein dritter folgte, und plötzlich ſchlug eine Granate heulend und dröhnend auch unter die Geſchütze auf der Pappelallee ein. Ein metertiefes Erdloch bezeichnete die Stelle, wo eben noch eine Batterie geſtanden hatte und mit angſtverzerrten Geſichtern lief die übrige Mannſchaft auf und davon. Vergebens beſchwor der General die Leute, weiterzufeuern, da ja das Schickſal der Stadt von der Tätigkeit der Artillerie hier oben abhänge. Schlotternd vor Furcht ſtanden ſie da und zeigten nur immer wieder auf die Hexenkeſſel, die jeder einzelne Schuß der feindlichen Artillerie in den Erdboden grub. Und dann kam der Bürgermeiſter von Mézières und beſchwor den General, den verdammten Preußen doch die Stadt zu übergeben, da unten in den Schützengräben auch die Infanterie vor den Teufelsgeſchoſſen ihr Heil in der Flucht geſucht habe und ſonſt nur noch die Stadt ſelbſt zerſchoſſen werden würde. Und da neigte der alte Kommandant ſein Haupt tief, bat den Maire, einen Augenblick zu warten und ging in ſeine beſcheidene Wohnung im Fort hinüber. Nach wenigen Augenblicken hörte man einen Schuß; aber der klang nur ganz leiſe und fegte nicht eine ganze Batterie hinweg. Und dem, den die Kugel traf, brachte ſie die Erlöſung von einem als unerträglich empfundenen Zuſtand, der Erkenntnis, daß die alte Gloire auch mit dieſem Kriege dem Vaterland nicht wiederbeſchert werden würde. Und ſo ſtarb er, um Schlimmeres nicht mehr mitanſehen zu müſſen. Deutſche Soldaten haben ihm ſein Denkmal geſetzt und ihr höchſtes Ruhmeszeichen dran geheftet. Wer wollte nicht an dieſem ſchlichten Hügel zum Abſchied den Hut ziehen und den Tapferen da unten grüßen: „Adieu, mon Général!“

Von der Marne

Aus Feldpoſtbriefen

Ein Hochſchullehrer, der als Leutnant in einem Pionierbataillon ſteht, ſchreibt an ſeine Angehörigen: „Nun will ich auch eine kleine Anekdote aus meinem Kriegerleben erzählen, die weder erfunden, noch aufgeſchnitten iſt. Auf unſerem Vormarſch erhielt ich den Befehl, mit fünfzehn Radfahrern zur Marne vorzufahren und zu erkunden, ob die Marnebrücke vom Feinde frei und unzerſtört ſei. Falls ich die Brücke erreichte, ſollte ich mich verbarrikadieren und die Brücke möglichſt halten. Die Entfernung von der Spitze unſerer Diviſion bis zu der Brücke betrug zwanzig Kilometer. Ich fuhr mit meinen Radfahrern los, ſpähte überall nach dem Feind und kam ohne Behinderung an die Brücke heran. Sofort laſſe ich alle Telephon- und Telegraphendrähte der Bahn und Poſt zerſchneiden, die Bahnlinie unterbrechen und befeſtigte das Brückenhäuschen durch Sandſäcke zur Verteidigung. Der Zufall wollte, daß ſich die franzöſiſchen Landwehrleute aus der dortigen Gegend an dieſem Tage im nächſten Ort am jenſeitigen Ufer ſtellen mußten und die Brücke paſſieren wollten. Es waren weit über hundert Leute. Für mich kam es darauf an, die Brücke für den Uebergang der Diviſion etwa ſechs Stunden lang zu halten. Schnell entſchloſſen erklärten wir den Franzoſen, wir ſeien eine engliſche Radfahrerpatrouille und müßten bis ſieben Uhr abends die Brücke für jeden Verkehr ſperren, damit die engliſchen Truppen ungehindert paſſieren könnten. Die Barrikade baue ich zur Sicherung gegen etwa ankommende Deutſche. Die Leute glaubten mir auch tatſächlich den Schwindel, und als ich ihnen als unſeren Freunden herzhaft die Hand drückte und auf die Deutſchen ſchimpfte, beherrſchte ich die Situation. Sie erzählten, daß zwei Kilometer weſtlich eine engliſche Brigade biwakiere und einige Kilometer öſtlich eine franzöſiſche Kavalleriediviſion ſtände. Das beſte war, daß die Leute dann alles im Ort auftrieben, was es an Eſſen und Trinken gab. Sie brachten Beefſteaks und Champagner und verpflegten mich und meine Radfahrer in beſter Weiſe.

Die ganze Situation war für mich keine sehr angenehme, und unter meiner äußeren friedlichen, sorglosen Haltung steckte eine furchtbare Erregung, da mir immer neue Landwehrleute ihren Gestellungsbefehl vorzeigten und mir klar machen wollten, daß die Brückensperrung für sie als Soldaten unsinnig sei. In dieser Situation mußte ich fast sechs Stunden bleiben. Als dann der Anmarsch unserer Division in dem Ort bekannt wurde, rieten mir die Landwehrleute, zu verschwinden. „Je n'ai pas peur," war meine Antwort. Als dann unsere Kavalleriespitze eintraf, sagte ich meinem Haufen Landwehrleute: „Nous sommes des Allemands aussi," mit einem ironischen Lächeln und konnte der Division die Brücke für den Uebergang übergeben."

* * *

„Am 4. Oktober," heißt es in dem Feldpostbrief eines Ulanen, ritten wir auf einer Landstraße in Frankreich in aller Ruhe dahin, ein Ulanen- und ein Husarenregiment. Auf einmal kommt ein Meldereiter dahergejagt und bringt die Nachricht, 2000 Meter von uns seien zwei feindliche Kavalleriebrigaden, also doppelt so viel als wir, gesichtet worden. Wir ritten noch 500 Meter Schritt, dann stellten wir uns zugweise auf, und nun gings im Galopp, Lanzen gefällt und Säbel mit Faustriemen am Arm, vorwärts. Du glaubst nicht, wie hoch unsere Herzen schlugen. Jeder von uns wußte, was es heißt, gegen zweifache Uebermacht kämpfen. Den Kameraden schnell noch einmal die Hand gedrückt, ein letztes stilles Gebet, dem treuen Pferde noch einmal den Hals geklopft, und dann Hurra! drauf los. Die Trompeten bliesen zum verstärkten Galopp. Bald waren wir in einer Talmulde, dann ging's über einen Hügel, und auf 200 Meter erblickten wir den Feind. Auch er kam im Galopp auf uns zu. Wir hörten schon die Pferde schnaufen. Auf hundert Meter ruft unser Rittmeister: Fest sitzen!

Auf dreißig Meter sehe ich, wie unser Rittmeister den Revolver zieht, ein Krach — und der Führer der französischen Reiterei sinkt getroffen vom Pferde. Ein furchtbarer Zusammenprall erfolgte, Lanze gegen Lanze, Degen gegen Degen, Roß gegen Roß, Mann gegen Mann. Dazwischen krachen an tausend Revolverschüsse. Ich sehe plötzlich, wie mein Wachtmeister von acht Feinden umringt ist. Im Galopp stürmte ich mit zwei Kameraden zu ihm, wir hauen ihn heraus, und in wenigen Sekunden liegen acht Feinde, junge Menschen, auf dem blutgetränkten Rasen. Unser Wachtmeister ist frei und weiter stürmten wir vorwärts. Die Lanzen haben die meisten von uns schon verloren, zumeist sind sie im Gegner stecken geblieben. Mit dem Degen in der Faust geht es vorwärts, unheimliche Wut packt uns alle, Rache für die gefallenen Kameraden wollen wir nehmen. Schulter an Schulter geht's weiter über Menschen- und Pferdeleichen. Wir wissen nicht mehr, was wir tun, eine solche Wut hat uns gepackt.

Halt, was ist das? Die Trompete bläst zum Sammeln? Zurück geht's im Fluge, der Feind noch ohne rechte Besinnung, jagt 50 Meter hinter uns her und stößt Hurrarufe aus, denn er glaubt, er hätte uns in die Flucht geschlagen. Er hat keine Ahnung, was Sekunden später geschieht. Rechts neben uns ist eine Waldecke, dort halten in Deckung — was wir selbst nicht gewußt haben — acht Maschinengewehre. Ihr unheimliches Knattern ertönt, und Mann für Mann mähen sie nieder. Wir machen Halt. Karabiner heraus, und auch unsere Kugeln sausen zwischen die Feinde. Jetzt, wo sie merken, daß ihrer immer weniger werden, reißen sie nach links aus. Keine 200 Meter von uns liegen zwei Kompagnien Infanterie. Die nehmen sie in Empfang. Langsam, aber sicher schießen die deutschen Büchsen. Wir sehen, wie sich Mann und Roß im Blute wälzen. Für den Feind ist kein Durchkommen. Er will zurück und den Weg über den Marnekanal nehmen, woher er gekommen. Doch der Weg ist von vier deutschen Maschinengewehren besetzt, und die hören nicht auf, bis der letzte Mann vom Pferde sinkt, und die sich uns zuwenden, fallen unter den Schüssen unserer Karabiner. Das Ganze hat

nur eine knappe Stunde gedauert. In dieser Spanne Zeit haben 3000 Feinde das Leben lassen müssen. Unheimlich sieht es aus: wohin das Auge blickt, nichts als Tote und Verwundete, Jammern und Schreien. Schrecklich, schrecklich! Ich war fast ohne Besinnung. Unsere Schwadron mußte die schwerverwundeten Pferde erschießen. Es waren etwa 700. Die andern Pferde waren tot, ganz gesund blieben keine hundert."

Bayernstückchen

In den Gefechten, die in der Gegend Gebweiler-Thann sich abspielten, wurden etwa fünfzig Bayern von den Franzosen abgeschnitten und gefangen genommen. Die Freude der Franzosen war groß, denn die ebenso gehaßten wie gefürchteten Bayern gefangen genommen zu haben, war eine große Heldentat. Schon bei der Entwaffnung suchten die Franzosen ihr Mütchen an den Gefangenen zu kühlen, wobei sie wenig gentlemanlike vorgingen. Einige Fußtritte mit grobgenagelten, bayerischen Kommisstiefeln lehrten die Franzosen jedoch bald höflicher sein, worauf auch unsere Bayern sich scheinbar in ihr Geschick ergaben. Der Abtransport nach Frankreich sollte stattfinden, und der Gefährlichkeit der Bayern Rechnung tragend, waren den fünfzig unbewaffneten Gefangenen achtzig schwerbewaffnete Begleitmannschaften mitgegeben worden. Durch einige Dörfer ging es, und da die Gefangenen willig mitgingen, schwoll den Franzosen allmählich der Kamm, und sie machten ihrem gepreßten Herzen in Flüchen über die verdammten Bayern und in fortwährendem Antreiben zu schnellerem Marschieren Luft. Die Bayern waren wütend, doch noch war es nicht Zeit und die Gelegenheit zum Raufen nicht gekommen. In einem Dorfe, unweit der Grenze, fühlten sich die Franzosen so sicher, daß sie beschlossen, im Wirtshaus ihren Durst zu löschen. Sie ließen jedoch zehn Mann zur Bewachung der Gefangenen zurück. Jetzt war die Zeit für die Bayern gekommen. Sich auf die Bewachungsmannschaften stürzen und sie beim Halse fassen war eins. Nachdem sie abgetan waren, bemächtigten sich die Bayern der in Pyramiden zusammengesetzten Gewehre und jetzt hinein ins Wirtshaus. Von den Franzosen entkam keiner, die Bayern machten glatte Arbeit. Auch die französischen Kolben bewährten sich beim Dreinschlagen, und standen in nervigen Bayernfäusten den deutschen Kolben wenig nach. Mit französischer Bewaffnung zogen die Bayern dann wohlgemut wieder heimwärts, und es gelang ihnen sogar, auf dem Rückwege noch eine französische Proviantkolonne von vier Wagen mitgehen zu lassen. Wohlbehalten kamen sie bei ihrem Regiment an, wo sie jubelnd begrüßt wurden.

* * *

Der bayrische Reservist Vogel hat das Verdienst, tausend Kameraden vom sicheren Tod des Ertrinkens gerettet zu haben. Sein Bataillon wollte den leergelaufenen Saarburg-Saarbrückener Kohlenkanal als Deckung zur Annäherung an den Feind benutzen. Die Kanalstrecke bot den Bayern eine günstige Gelegenheit, unbemerkt und geschützt an den Feind heranzukommen. Beigegebene Pioniere sollten dann später den Truppen die Möglichkeit geben, wieder aus dem Kanal mit seinen steilen Betonwänden herauszukommen. Die Pioniere nagelten mit kleinen Brettern Stufen in die Betonwände, aber sobald ein Soldat versuchte, auf dieser Leiter aus dem Kanal zu steigen, wurde er abgeschossen. Auf einmal öffneten sich langsam die Tore einer weiter oben angebrachten Schleuse, und mit Gewalt schossen die Wasser in den Kanal. In kurzer Zeit stand das Bataillon bereits bis an die Patronentaschen im Wasser, und wenn es den französischen Pionieren an der Schleuse gelang, die Schleusentore weiter zu öffnen, mußten die tausend Leute in der überfluteten Kanalstrecke rettungslos ertrinken. Die Kriegsliſt der Franzosen schien schon gelungen zu sein, als sich Vogel, der dem Bataillonsstab als Radfahrer zugeteilt war, erbot, den Versuch zu machen, die Arbeit der französischen Pioniere durch

einen Handstreich zu stören. Seine Heldentat schildert der Tapfere folgendermaßen: „Ich wußte, daß es gefährlich war. Aber drunten im Kanal standen meine Kameraden bis an den Bauch schon im Wasser. Der Weg am Kanal entlang bis zur Schleuse stand unter dem Feuer der Franzosen. Etwa vierhundert Meter von der Schleuse schlug hinter mir eine Granate ein. Ein Splitter riß meinem Fahrrad das Hinterrad weg. Ich stürzte nach rückwärts und wurde außerdem noch von Splittern am Oberarm und an der rechten Hand getroffen. Lang besann ich mich nicht. Ich kroch, so schnell ich konnte, vorwärts, und als ich nahe genug heran war, riß ich mein Gewehr an die Backe und kopfüber stürzte der eine der beiden französischen Pioniere in das Wasser; der andere lief davon und suchte mich durch eine Handgranate zu töten, als ich am Schleusentor angelangt war. Diese fiel aber glücklicherweise gerade am Wasserspiegel an das Schleusentor. Ein Blick genügte, um den Mechanismus des Schleusentores zu verstehen. Ich riß den einen Hebel heraus, steckte ihn in ein anderes Loch, und langsam schloß sich wieder das Tor. Es war die höchste Zeit! Die Kugeln pfiffen nur so um mich, und gerade als ich fertig war, traf mich auch eine in den Oberschenkel. Ich fiel ins Wasser. Meine Kameraden hoben mich dann heraus und legten mich an den Rand des Kanals. Sie waren sehr dankbar und winkten mir alle mit den Händen zu, als sie an mir vorüberzogen. Mein Oberstleutnant umarmte mich und sagte: „Das werd' ich dir nie vergessen, mein Junge, du bist jetzt Unteroffizier und das Eiserne ist dir auch sicher."

* * *

Durch eine hübsche Kriegslist gelang es einem bayerischen Regiment, den Feind über seine Aufmarschbewegungen zu täuschen, die stark unter der Beobachtung gegnerischer Fliegeroffiziere zu leiden hatten. Eine größere Menge Eisenbahnwagen wurde in die Nähe eines Bahnhofs gefahren. Im Morgengrauen marschierte sodann beim Ansichtigwerden der feindlichen Flieger ein Regiment in Marschkolonnen aus dem Bahnhof die Landstraße entlang, die in ausgedehnte Waldungen mündete. Der Wald reicht entgegengesetzt zu der Marschrichtung wieder an den Bahnhof heran. Innerhalb des Waldes nahmen die Truppen sofort wieder Richtung auf den Bahnhof zu, den sie verdeckt innerhalb kurzer Zeit erreichten. Dann marschierte die Spitze der Kolonne wieder aus dem Bahnhof heraus, den kurz zuvor die letzten Gruppen verlassen hatten. Dieser Marsch im Kreise wurde stundenlang fortgeführt und von den feindlichen Fliegern genau verfolgt. Unter der Heiterkeit der Mannschaften stieß beim jedesmaligen Heraustreten der Spitze der Kolonne einer der Flieger eine Rauchwolke aus, anscheinend um damit nach rückwärts die Anzahl der anmarschierenden Regimenter zu melden. Schließlich verschwanden die Flugzeuge, um eingehendere Angaben über den Aufmarsch feindlicher „Brigaden" zu machen. Durch diese Meldung wurden die Franzosen veranlaßt, wie gewünscht, gegen die Waldungen größere Truppenmassen in Bewegung zu setzen. Dadurch gelang es den Deutschen, an einer anderen Stelle einen erfolgreichen Vorstoß zu machen. Erst längere Zeit später zogen sich die Feinde von den Waldungen, vor denen sie sogar Schützengräben und Verhaue angelegt hatten, unverrichteter Dinge wieder zurück.

Extratouren

In München zog jüngst ein verwundeter österreichischer Feldwebel, dessen Brust das Eiserne Kreuz und andere Orden zierten, das allgemeine Interesse auf sich. Seines Zeichens Elektrotechniker, war der junge Krieger bei Kriegsausbruch als Gemeiner mit einer österreichischen Motorbatterie ausgerückt. Eines Abends steht er auf Vorposten und hört aus einiger Entfernung verdächtiges Geräusch. Dem geht er behutsam nach und entdeckt feindliche Artillerie, die im Begriffe ist, schweres Geschütz einzubetonieren. Zur Truppe zurückgekehrt, bittet er seinen Batteriechef, ihm eine „Extratour" zu er-

lauben und 25 Mann mitzugeben. Die Bitte wird gewährt, und mit 25 Freiwilligen — 21 Oesterreichern und 4 Bayern — schleicht unser Mann nachts ein Uhr in weit ausgeschwärmter Schützenlinie dem Feind entgegen. Der hatte drei Vorposten aufgestellt, die lautlos überrumpelt und erdrosselt werden. Dann ging's auf die feindliche Truppe, die — es waren 86 Mann — aus tiefem Schlafe aufgeschreckt, niedergemacht wird. Dank der in seinem Zivilberufe erworbenen Kenntnisse gelang es dem Führer dann in kurzer Zeit, die feindlichen Geschütze flott zu machen und als willkommene Beute dem eigenen Lager zuzuführen. Als erste Auszeichnung für diesen kühnen Handstreich erhielt er andern Tags das Eiserne Kreuz, das Prinz Oskar von Preußen von der eigenen Brust nahm und dem jungen Oesterreicher anheftete. Dann folgte die Ernennung zum Feldwebel, die Verleihung eines sächsischen und eines hessischen Verdienstkreuzes sowie eines Ordens noch eines dritten Bundesstaates. Endlich wurde der junge Held nach Wien befohlen, um aus des Kaisers eigener Hand die goldene Tapferkeitsmedaille zu empfangen. Erhebliche Verletzungen, die der junge Feldwebel bei einem alsbald folgenden Gefecht erlitt, machten indes seinen Aufenthalt in einer Münchener chirurgischen Klinik notwendig, so daß sich die Reise nach Wien verzögerte.

* * *

Der Eroberung des Forts Camp des Romains ging bekanntlich die Zerstörung der Eisenbahnlinie zwischen Verdun und St. Mihiel voraus (vgl. S. 126). Einer der beiden Leutnants, die an diesem Streich teilgenommen haben, erzählt: „Die Nacht war stockfinster. Der starke Regen und der heulende Wind verbargen unsere Bewegungen. Als wir auszogen, wußten wir Bescheid über die Positionen der feindlichen Detachements diesseits der Maas, nicht aber jenseits des Flusses. Wir kannten nur nach der Karte die Lage der Eisenbahnen und die acht Stellen, wo unsere Sprengladungen explodieren sollten.

Im Verhältnis zu dem späteren war der erste Teil unseres Weges leicht. Wir brauchten nur durch die Linie der französischen Befestigungen zu schleichen und den Kanal diesseits der Maas, der von starken Posten bewacht war, zu übersetzen.

Es gelang, die französische Bewachung einer Brücke kaltzustellen, ohne sie zu alarmieren, dann ging's weiter durch die morastige Maasniederung, die von Gräben durchzogen war. Wir waren bis auf die Knochen durchnäßt, mit Schlamm bedeckt und so durchfroren, daß uns die Zähne klapperten, als wir am Maasufer anlangten. Der Fluß ist hier ungefähr fünfzig Meter breit. Ich legte den Säbel ab und probierte als erster, durch den Fluß zu schwimmen, fand es aber so schwierig, daß ich zurückschwamm. Nun befahl ich meinen Leuten, die Stiefel auszuziehen und sich möglichst zu entlasten. Die Sprengladungen wurden auf den Nacken gebunden und die Zündungen unter die Mütze gesteckt. Sehr schwierig war es nun, eine passende Landungsstelle zu suchen, da das Ufer morastig war. Endlich gelang es uns, durch starkes, schneidendes Schilf hindurch das Ufer zu erreichen.

Nun gingen wir weiter, immer bis an die Knie, häufig tiefer in Schlamm und Wasser watend. Schließlich kamen wir an die Stelle, die wir zu zerstören beabsichtigten. Wir legten die Sprengladungen und entzündeten die Zündungen. Dann zogen wir uns immer in der Angst, von den Truppen im benachbarten Banoncourt oder den Brückenwachen entdeckt zu werden, zurück. Eine Kavalleriepatrouille, die durch die Explosionen aufmerksam geworden war, bemerkte uns und schoß, aber diesmal rettete uns der Sumpf.

Der Rückweg war derselbe. Endlich erreichten wir ein Dorf diesseits des Kanals, wo wir mit dem Revolver in der Hand Wagen und Pferde requirierten. In wilder Fahrt erreichten wir unsere Quartiere. Am nächsten Abend schmückte das Eiserne Kreuz unser aller Brust. Der Streich kostete dem andern Leutnant und einem Unteroffizier das Leben; sie waren beim Durchschwimmen der Maas ertrunken."

Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Ein Vorposten französischer Marinesoldaten im Gefecht in der Nähe von Gent

Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Englische Infanterie vor Antwerpen in Erwartung des Feinds. Im Vordergrund ein Maschinengewehr

Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Belgiſche Munitionswagen mit Hundebeſpannung

Phot. Berliner Illuſtrations-Geſellſchaft, Berlin

Belgiſche Sanitätstruppen mit Sanitätshunden

Das Echo von Antwerpen im Schützengraben

Aus einem Feldpostbrief: „Am Abend des 9. Oktober erlebten wir ein heiteres Kriegsstückchen. Der Fall Antwerpens wurde sämtlichen Truppenteilen mitgeteilt, so auch den in den Schützengräben liegenden Infanterieregimentern; es war abends 9 Uhr, stockfinstre Nacht. Die Bayern, die vor uns verschanzt liegen, brechen in ein begeistertes Hurra aus, das sich von Stellung zu Stellung fortpflanzt. Schon meinen die in den 500 Meter entfernten französischen Stellungen liegenden Franzosen, die Bayern wollen ihnen mit dem Bajonett zu Leibe rücken und beginnen ein mörderisches Schießen, das wohl eine Stunde anhält, ohne irgend welchen Schaden anzurichten, denn die Unserigen halten sich schön ruhig in ihrer gedeckten Stellung. So hat der Sieg von Antwerpen die Franzosen 100 000 Patronen und unzählige Leuchtkugeln extra gekostet, uns sorgten sie für den Abend auch noch für große Heiterkeit, und sie haben vielleicht auf diese Art und Weise am schnellsten den neuen deutschen Sieg erfahren."

Die Belagerung von Antwerpen

Die vorbereitenden Operationen

Die deutsche Einschließungsarmee unter dem Oberbefehl des Generals v. Beseler bestand zum großen Teil aus Reserveformationen, darunter älteren Landwehrleuten, und war nichts weniger als zahlreich. Von hoher militärischer Stelle ist angedeutet worden, man werde sich dereinst nach Erscheinen des Generalstabswerks wundern, mit wie geringen Kräften das „uneinnehmbare" Antwerpen bezwungen worden sei. Der Korrespondent des „Giornale d'Italia" schätzt die deutschen Streitkräfte auf nur 60 000 Mann. „Zudem sind viele ältere Jahrgänge darunter," schreibt er, „aber diese Truppen darf man nicht falsch beurteilen. Sie bestehen aus Leuten, die das Soldatenhandwerk los haben und eine Stoßkraft, eine Wucht und einen Mut an den Tag legen, die sie weit über die feindlichen Truppen gleichen Ranges stellen. Ihre militärische Vorbereitung ist tadellos, sie sind allen Strapazen des Feldes schon nach dem ersten Monat des Krieges gewachsen. Von den Vorgesetzten in eiserner Disziplin gehalten, zeigen sie sich als ausgezeichnete Krieger. Jeder ist beseelt von deutschem Geist, der siegen will, und gegen den Tod marschieren sie als furchtlose Draufgänger." Hervorragend bewährt haben sich auch die deutschen Marinetruppen, die unter dem Befehl des Admirals v. Schröder, des früheren Stationschefs von Kiel, standen.

Die Aufgabe dieser Armee war zunächst eine vierfache: erstens Antwerpen und die darin befindliche Armee, deren genaue Ziffer nicht bekannt war, abzusperren, zweitens den Besitz von Brüssel zu decken, drittens die westlich davon gelegene Gegend bis zur Küste aufzuklären, viertens die rückwärtigen Verbindungen des rechten Flügels unserer gegen Frankreich vordringenden Armeen zu schützen.

Die gegen die Festung vorgeschobenen Beobachtungstruppen hatten um den 20. August und vom 10. bis 13. September starke Ausfälle der Antwerpener Besatzung siegreich zurückgewiesen (vgl. I, S. 213 f.). Einen dritten und letzten Ausfall machten die Belgier am 27. September, den sie diesmal von Termonde aus in der Richtung auf Brüssel ansetzten. Es galt einen Versuch deutscher Truppen, bei Termonde den Uebergang über die Schelde zu erzwingen, zu vereiteln. Die Belgier — es waren 70 000 Mann — wurden zweimal zurückgeschlagen. Sie verschanzten sich in der Ortschaft Oodeghem, die in Flammen aufging. Es gab heftige Artilleriekämpfe, die Maschinengewehre waren unausgesetzt in Tätigkeit. Schließlich, als deutsche Unterstützungen einen Flankenangriff machten, wurden die Belgier auf Termonde zurückgeworfen.

Die belgiſchen Truppen waren auf die allgemeine deutſche Offenſive gegen Antwerpen geſtoßen, die von der deutſchen Heeresleitung eben beſchloſſen worden war. Sie wurde eingeleitet durch die Wegnahme Mecheln's, das die Einwohnerſchaft fluchtartig verlaſſen hatte. Ueber die Beſchießung und Beſetzung dieſer Stadt, die ſchon beim erſten Ausfall der Antwerpener Beſatzung (vgl. I, S. 213) Mittelpunkt der Kämpfe geweſen war, heißt es in einem ausführlichen Bericht der „Kölniſchen Zeitung": „Mecheln iſt zwar eine offene Stadt. Aber da die belgiſchen Truppen aus ihr einen feſten Stützpunkt ihrer Stellung vor Antwerpen gegen die deutſchen Truppen gemacht hatten, war ſie ſchon vierzehn Tage lang in den Bereich der Kämpfe gezogen worden. Nachdem die Ausfallverſuche der Belgier blutig zurückgeſchlagen waren, hatte die ſchwere deutſche Artillerie, verſtärkt durch Belagerungsgeſchütze, ihre Stellungen zwiſchen Brüſſel und Mecheln eingenommen, um die Beſchießung der Forts von Antwerpen zu beginnen, von denen das erſte auf dieſer Seite, Waelhem, kaum drei Kilometer nördlich von Mecheln liegt. Und da die belgiſchen Truppen, gedeckt durch die Kanonen dieſes Forts, Mecheln beſetzt hielten, mußte natürlich die deutſche Artillerie die Stadt zunächſt unter Feuer nehmen, um die Belgier daraus zu vertreiben und die Belagerung von Antwerpen ſelbſt in Angriff nehmen zu können. Sie begann damit am Morgen des 27. September. Den ganzen Tag über hallte der Donner ihrer Geſchütze in dumpfen Schlägen nach Brüſſel herüber, ebenſo am folgenden Tage. Die Belgier erwiderten das deutſche Artilleriefeuer mit ihren Geſchützen. Die beiden Tage brachten auf deutſcher Seite nur wenige Tote und Verwundete. Am 28. September abends räumten die Belgier dann Mecheln, und am nächſten Vormittag beſetzten es die deutſchen Truppen. Sie fanden es faſt menſchenleer. Nur aus einem einzigen Hauſe wurde dabei noch auf die einrückenden deutſchen Truppen geſchoſſen. Der deutſche Befehlshaber ließ es einäſchern. Die deutſche Beſchießung, bei der der Artillerie der ausdrückliche Befehl erteilt worden war, die Kathedrale zu ſchonen, hatte zwar in verſchiedenen Stadtteilen Verheerungen angerichtet, glücklicherweiſe aber außer der Kathedrale auch die andern Kirchen, ſowie das berühmte Haus des großen Rates am Marktplatz und die andern kunſtgeſchichtlich wertvollen Häuſer dieſes Platzes, ebenſo die an der Dyle gelegenen alten Häuſer unverſehrt gelaſſen. Die wertvollen Gemälde der Kathedrale und anderer Kirchen hatten die Belgier aus Vorſicht ſchon vorher daraus wegſchaffen laſſen. Kaum aber waren die Deutſchen in die Stadt eingerückt und hatten ſie beſetzt, eröffnete am nächſten Morgen die belgiſche Artillerie aus den von ihr rückwärts bezogenen Stellungen das Feuer auf die Stadt mit Granaten und Schrapnells. Ihre Kugeln, und zwar Granaten wie Schrapnellkugeln, trafen auch an einigen Stellen die Kathedralkirche. Sie hat indes nicht ſehr gelitten. Ueberhaupt iſt der angerichtete Schaden nicht groß."

Inzwiſchen hatte bereits die Beſchießung des äußeren Fortgürtels von Antwerpen begonnen und damit einer der großartigſten Feſtungskämpfe der modernen Kriegsgeſchichte. Abgeſehen davon, daß Antwerpen eine ganz moderne Feſtung iſt, bei der vor allem die Forts der erſten Linie ſämtlich mit Betonbauten und Panzertürmen für ſchwere Kaliber ausgerüſtet ſind, kommt ihr auch die Natur in außerordentlich hohem Maße zu Hilfe. Sie iſt inmmitten eines Gewirrs von Flußläufen gelegen; vor allem bietet die Schelde den Verteidigern ausgezeichnete Gelegenheit, durch künſtliche Anſtauung einen großen Teil des Vorgeländes unter Waſſer zu ſetzen und dieſes nur auf den hochgelegenen Chauſſeen paſſierbar zu machen. Ueberdies iſt man von Anfang an auf die Anlage ſtarker Zwiſchenſtellungen bedacht geweſen. Zwiſchen den Forts befinden ſich eine ganze Anzahl von Zwiſchenwerken, die ein Durchſtoßen durch die Fortlinie unmöglich machen ſollen. Außerdem hatte man im Zwiſchengelände zahlreiche ſchwere Batterien eingebaut. Noch in den letzten Wochen war fieberhaft an der Inſtandſetzung der Befeſtigungswerke ge-

Ueberſichtskarte der Feſtung Antwerpen

arbeitet worden. „Im ganzen Umkreiſe Antwerpens," berichtet der Korreſpondent des „Nieuwe Rotterdamſche Courant", „wurden Verſchanzungswerke aufgeworfen, aber im Oſten von Antwerpen war der Brialmontſche Plan bereits ganz durchgeführt, die Forts waren in beſtem Zuſtand, ſo daß man einem Angriff von Oſten her mit Ruhe entgegenſah. Vom 15. Auguſt an wurde mit großem Nachdruck gearbeitet. Um Lücken auszufüllen, wurden ſieben Redouten aufgeworfen, die durch Feldbatterien und Schutzwälle für Maſchinengewehre flankiert und durch Laufgräben verbunden wurden. Jede Redoute erhielt eine ſtarke Umzäunung von Stacheldraht, die zehn Meter breit war. Längs der ganzen Linie lief noch eine geradeſo ſtarke Stacheldrahtumſpannung. Wolfsgruben wurden in einer Breite von 20 bis 30 Meter gegraben. Man gewann die feſte Ueberzeugung, daß, wenn wirklich ein ſchwacher Punkt beſtanden hätte, durch das eifrige Graben,

Pfähleſchlagen und Drahtſpannen das ganze Verſchanzungswerk in einen Zuſtand gebracht worden ſei, der das Vertrauen in die Stärke der Verteidigung rechtfertige. Prachtvolle Bauernhöfe wurden niedergeriſſen und wundervolle Baumanpflanzungen umgehackt. Aber je grauſamer das Werk erſchien, deſto mehr ſah man ſeine Notwendigkeit ein."

Die Beſchießung der Außenforts

Wenn man die Lage Antwerpens betrachtet, ſieht man, daß ſeine Weſtfront durch die ſehr breite Schelde gedeckt wird, die, wie ſchon erwähnt, Gelegenheit zu umfangreichen Waſſerſtauungen bietet. Die Schelde mit ihrem Nebenfluß Rupel und deſſen Zweiggewäſſern und Kanälen ſind überdies an ſich ſchon unbequeme Hinderniſſe für einen Angriff, da die Flußläufe ziemlich breit ſind und außerdem ſechs bis zwölf Meter hohe Dämme beſitzen, die ſteil anſteigen und dem Verteidiger eine natürliche Verſchanzung bieten.

Die deutſche Heeresleitung entſchloß ſich daher, lieber die Süd- und Oſtfront anzugreifen und den Hauptſchlag gegen den Netheabſchnitt zu führen, wo das Gelände zwar immerhin ſchwierig war, wo man aber wenigſtens nur einen dieſer Flußläufe vor der Front hatte. Auch die nördlich der Großen Nethe gelegene Redoute Keſſel mußte wegen ihrer flankierenden Lage in dieſen Angriffsabſchnitt einbezogen werden.

So wurde denn die ſchwere Artillerie herangezogen und das Feuer eröffnet. Gegen das Fort Waelhem feuerten vor allem die öſterreichiſch-ungariſchen Motorbatterien, daneben unſere 21 cm-Mörſer, auf die Forts Wavre-Ste. Catherine und Lierre richteten ſich die berühmten 42 cm-Mörſer, das dazwiſchen liegende Fort Koningshoyckt und das Fort Keſſel nahmen wieder die Motorbatterien unſerer Verbündeten unter Feuer. Am 2. Oktober erreichte die Beſchießung ihren Höhepunkt. Ganze Geſchoßgarben gingen auf die Angriffsfront nieder und unter dem fürchterlichen Aufprall der 42 cm-Granaten zerbarſten die dickſten Panzertürme.

Nachdem das Fort Waelhem, die Redoute Wavre-Ste. Catherine, die Redoute Chemin de fer, die Redoute Koningshoyckt und das Fort Lierre kampfunfähig gemacht worden waren, wurden ſie teils geſtürmt wie das Fort Waelhem, teils nachdem ſie gänzlich zuſammengeſchoſſen waren, von der Beſatzung geräumt. Im ganzen haben ſich die Belgier ſehr tapfer gehalten. Als z. B. auf dem Fort Waelhem bereits mehrere Panzertürme zerſtört waren, forderte der Kommandant De Wet diejenigen Soldaten, die von den langen Kämpfen am meiſten erſchöpft ſeien, auf, ſich zurückzuziehen, da jetzt nur eine kleinere Garniſon erforderlich ſei. Aber keiner kam der Aufforderung nach. De Wet mußte den direkten Befehl erteilen, daß ſich eine Anzahl Soldaten zurückziehe. De Wet, ſelbſt verwundet, harrte mit ſeiner Mannſchaft aus, bis ihm die Deutſchen ſeine Stellung im Sturm entriſſen.

Die Eroberung des Forts Wavre-Ste. Catherine ſchildert folgender Feldpoſtbrief: „Wir waren ſeit dem 28. September bis zum 4. Oktober morgens ununterbrochen im Gefecht, dauernd von feindlicher Artillerie beſchoſſen, aber haben Gott ſei Dank nur ganz geringe Verluſte gehabt. Zwei Tote und ungefähr zwanzig Verwundete. Am 30. September abends, als wir das erſte Drahtverhau ſtürmten, ſchlug eine Granate ungefähr fünfzehn Meter vor unſerer Gruppe ein. Wir lagen gerade gedeckt in einem Graben und als wir aufſtanden, waren wir über und über mit Schmutz bedeckt. Aber paſſiert iſt uns nichts. Die ganze Nacht lagen wir draußen und gruben uns notdürftig ein, immer im feindlichen Feuer. Morgens ging es dann weiter vor. Wir brachen durch die beiden Drahtverhaue durch und beſetzten das Dorf Wavre-Ste. Catherine, auf der Bahnlinie Mecheln-Antwerpen. Nun ging es auf das Fort los, das 500 Meter hinter dem Dorfe liegt. Im Sturm ging's vor das Dorf, bis 400 Meter vor das Fort; da haben wir dann Stellung genommen und uns ſofort einen großen Schützengraben

Phot. Nicola Perscheid, Berlin

General der Infanterie Hans H. v. Beseler

angelegt. Ueber uns weg sausten dabei fortwährend unsere Granaten in das Fort hinein, oft drei bis vier auf einmal mit lautem Donnern, daß der Schmutz und das Wasser hoch aufspritzten. Ein Schauspiel grausig, schrecklich, wenn man menschlich dabei denkt; das tut man aber nicht, sondern man hat dabei ein heißes Gefühl der Freude und der Lust, wenn es so recht um einen pfeift, kracht, brüllt und blitzt. Als dann die Besatzung des Forts die belgische Artillerie von unserer Stellung benachrichtigt hatte, kamen die belgischen Granaten und Schrapnells herangeblitzt. Die Granaten schlugen dauernd 100, 50, 20 Meter vor und hinter uns ein. Getroffen wurde aber keiner von uns. Bald hatte unsere Artillerie die feindliche entdeckt und schon hörten wir die deutschen Granaten über uns sausen, hin auf die feindliche Artilleriestellung und sofort hörte das Feuer auf, denn unsere Artillerie schießt ausgezeichnet. Aber die Feinde gaben immer noch keine Ruhe; anscheinend hatten sie einige Panzerautomobile, die von einem Platz zum andern fuhren, aufprotzten und ein paar Schüsse abgaben. Man konnte sie gar nicht richtig entdecken. Unterdessen dauerte die Beschießung des Forts fort; es wurden in der Minute, wie ich gezählt habe, im ganzen sechs bis acht Schüsse abgegeben, auf das Fort sowohl wie auf die feindliche Artillerie und Infanterie. In der Nacht sollten wir das Fort stürmen, aber es wurde bis zum andern Morgen verschoben. Dadurch blieb uns der Sturm erspart, denn am andern Morgen war die Besatzung entwischt. Um 9½ Uhr wehte auf dem Fort die deutsche Kriegsflagge."

Die Granaten, die aus den österreichisch-ungarischen Motorbatterien in die Forts flogen, hatten die Soldaten vorher mit Kreideaufschriften versehen. Die erste trug die Inschrift: „Als erster Willkommensgruß!" Ein Berliner Korrespondent erinnert daran, daß es sich hierbei um eine Jahrtausende alte Soldatensitte handelt. „Auf den Schlachtfeldern von Marathon," schreibt er, „wurden Hunderte von Schleuderbleien gefunden, die in Reliefschrift die wüstesten Schimpfworte und derbsten Verwünschungen enthielten. In Berliner Privatbesitz sind noch etwa zwanzig dieser interessanten Dokumente griechischer Soldatensitte erhalten. Auch im Kopenhagener Museum liegen zwei dieser Bleie, deren Aufschrift man kaum andeuten kann. Von hier aus, über die Inschriftpfeile, die man im Mittelalter schleuderte, wuchs diese Sitte fort, und heute, vor Antwerpen, schreiben harte, ehrliche Soldatenfäuste einen derben Segensspruch auf die modernsten Geschosse."

Professor Wegener hat verschiedene der zerschossenen Außenforts unmittelbar nach der Einnahme besichtigt. Er schreibt über die Wirkung der Beschießung: „In der Ferne sehen wir bei Waelhem die dunkle Masse des zusammengeschossenen Forts, das die österreichischen Motorbatterien bezwungen haben. Unsere noch gewaltigeren Zweiundvierziger haben das Nachbarfort Wavre-Ste. Catherine zusammengeschossen.... Obwohl ich Fort Loncin bei Lüttich (vgl. die Abb. I, S. 213) gesehen hatte, bin ich doch von neuem wie betäubt gewesen von dem Eindruck der fürchterlichen Kraft, die hier gespielt hat. Worte können dem Leser eine eigentliche Vorstellung davon nicht geben. Man muß diese aus schwerstem, härtestem Stahl hergestellten Panzertürme vor sich sehen, die wie irdene Töpfe zerschmissen sind, und diese meterdicken Betonmauerungen, die zertrümmert liegen wie ein lockerer Kalkbewurf. Und selbst dann erlahmt noch die Phantasie dabei, sich den Vorgang wirklich auszumalen; man sieht die Wirkung und begreift sie nicht.

Fort Wavre-Ste. Catherine ist wie Waelhem von einem breiten Graben umgeben, der auf der Rückseite, zur Festung hin, einen Brückenzugang hat. Gleich hinter dem kasemattierten Toreingang, der noch durch eine Zugbrücke und doppelte Eisentore mit Schießscharten geschützt ist, hat ein 42er Geschoß die Kasemattendecke durchschlagen. Ueber einen Schutthaufen klettert man hinein. Im Innern ist in weiter Umgebung dieses Schusses überall das Gewölbe geborsten, zum Teil herabgestürzt, zum Teil nur noch mühsam von

verbogenen Eiſenträgern gehalten. Oben auf der Oberfläche des Forts iſt alles aufs ſchauderhafteſte zerwühlt. Man ſieht die zwölf Panzertürme des Forts in einem Halbbogen liegen, auf die verſchiedenſte Weiſe zerſtört. Am tollſten bei einem in der Mitte, wo der dicke Panzerplattenhelm wie der Deckel von einem zerſchlagenen Einmachglas bis auf ein paar Splitter fortgeſprengt iſt. Ein Teil von ihm ſteht, übermannshoch aufragend, etwa zehn Meter ſeitwärts aufrecht geſtellt im Erdreich wie ein Scherben, den ein Knabe ſpielend in den Sand geſteckt hat. In dem nun offenen Innenraum des Turms ſieht man wie in einem Gerümpelbehälter allerlei Maſchinenteile, Zahnräder, Geſchützrohre uſw. wüſt durcheinander geworfen liegen. Bei einem andern benachbarten Turm beobachtet man die beinahe noch erſtaunlichere Wirkung auf den Eiſenbeton. Mehrere Meter dick iſt hier der Betonmantel aufgeſchlagen wie in einem Steinbruch, und das Geflecht der Eiſenbänder, mit denen er in den obern Teilen durchſetzt iſt, ſtarrt zerfetzt und durcheinandergewirrt aus der ſtehengebliebenen Steinmaſſe heraus. Es überläuft einen, wenn man ſo etwas ſieht, immer wieder eiskalt bei der Vorſtellung, daß hier Menſchen darin geweſen ſind, die wußten, daß ſolche Geſchoſſe in ungeheurem, ſechs Kilometer hohem Bogen herangeflogen kamen, und man kann dem Kommandanten, der ſolch ein Fort übergibt, den Vorwurf der Mutloſigkeit nicht mehr machen; dagegen kann kein Menſchenwille an.

Bei einem der Panzertürme des Forts Lierre ſah ich wieder eine andere Wirkung, die, wenn möglich, noch unbegreiflicher war. Der Schuß hatte hier ein wenig vor dem Turmrand eingeſchlagen, hatte dabei zuerſt ſieben Meter Erde durchbrochen, ſodann unter der Erde die 2,20 m dicke Betonwand des Panzerturms, dann die Stahlwand des Turms ſelbſt, hatte deſſen Inneres zerſtört und war auf der andern Seite wieder herausgekommen. Die zerplatzte Hülle der rieſigen Bombe lag neben dem Spalt, den ſie geſchlagen, noch da. Faſt noch wunderbarer aber als dieſe Kraft erſcheint die Genauigkeit, mit der es möglich iſt, auf 12 bis 13 km einen ſo winzigen Punkt zu treffen, wie es ein Panzerturm auf ſolche Entfernung iſt."

Am 5. Oktober wurden auch die am weiteſten öſtlich gelegenen Forts Keſſel und Broechem durch die Kanonen unſerer öſterreichiſch-ungariſchen Verbündeten zum Schweigen gebracht. Die Beſchießung von Broechem wurde noch durch den nächtlichen Beſuch eines Zeppelin unterſtützt, der Bomben herabwarf. Erobert wurde das Fort nachher durch einen nackten Landwehrmann. Der warf, als nach der Kanonade dort alles ſchwieg, ſeine Kleider ab, durchſchwamm den Graben, fand das Fort leer und hißte auf den Wällen die deutſche Fahne.

Die Kämpfe auf der Weſtſeite

Am 3. Oktober ſetzten die Deutſchen auch in der Gegend von Termonde (vgl. S. 149) ſtärkere Kräfte ein, um den Uebergang über die Schelde zu erzwingen. Energiſches Artilleriefeuer ſollte den Verſuch, die Brücke bei Schoonaerde zu überſchreiten, decken, aber er wurde durch den zähen Widerſtand überlegener gegneriſcher Kräfte zunächſt vereitelt. Nun änderten die Deutſchen ihre Taktik. Ein engliſcher Korreſpondent berichtet: „Statt mit ſtarken Streitkräften nach Schoonaerde zu dringen, zogen die deutſchen Truppen in der Nacht zum 5. Oktober in aller Stille nach einem Punkte am Ufer weiter öſtlich und legten dort eine Pontonbrücke. Am nächſten Morgen wurden 500 Mann Infanterie geſichtet, die über den Fluß ſetzten. Die belgiſchen Patrouillen, die ſie entdeckten, eröffneten das Feuer, waren aber zu ſchwach und mußten ſich auf die Hauptmacht zurückziehen. Zu gleicher Zeit nahmen die Deutſchen überall dem Fluſſe entlang das Gefecht auf. Die ſtärkſte belgiſche Stellung war bei Berlaere, Schoonaerde gegenüber, von wo aus verſchiedene Batterien die deutſche Pontonbrücke unter Feuer nah-

men. Während des Vormittags führten die Deutschen aber einige Batterien herbei, die auf die belgische Artillerie eine so verheerende Wirkung ausübten, daß sie sich auf die Stellung hinter Berlaere zurückzog. Sobald bekannt wurde, daß die Deutschen über die Schelde gerückt waren, riefen die Belgier größere Verstärkungen herbei, um sie aufzuhalten. Unter der Deckung der Batterien wurden die bedeutendsten deutschen Stellungen auf der anderen Seite beschossen. Weiter rückwärts stand eine ganze belgische Division.

Um ½2 Uhr nachmittags hatte sich auf der ganzen Linie eine grimmige Schlacht entwickelt, in der das Maschinengewehr eine große Rolle spielte. Nach mehrstündigem Kampf erhielten die Deutschen von Süden her Verstärkungen, und große Abteilungen Infanterie drängten nun über die Pontonbrücke vor. Sie besetzten die Häuser von Berlaere und richteten aus dieser günstigen Stellung ein vernichtendes Gewehrfeuer auf die belgische Infanterie. Jetzt machten die Deutschen den verwegenen Versuch, ihre Artillerie über die Brücke zu bringen, was die Belgier mit allen Kräften zu verhindern suchten. Zwei Geschütze wurden mitten auf der Brücke durch Schrapnellfeuer übel zugerichtet; dennoch gelang es einer Batterie, den Uebergang zu erzwingen. Sie wurde blitzschnell aufgestellt und eröffnete das Feuer." Die Belgier zogen sich nun zurück und die Deutschen rückten in Gewaltmärschen auf St. Nicolas vor.

Außerdem brachten die Deutschen eine größere Truppenmacht nach Flandern, um auch auf die Hauptlinie Gent—Ostende vorzustoßen. Die Belgier gaben darum ihren Plan, im Waeserland (nordwestlich von Antwerpen) Truppen zusammenzuziehen und die Belagerungsarmee durch einen Umgehungsversuch zu stören, endgültig auf.

Der Kampf um den Nethe-Abschnitt.

Nachdem die erste weitaus stärkste Fortlinie von Antwerpen gefallen war, mußte dem Verteidiger vor allem daran liegen, unter Ausnutzung des Nethe-Abschnitts den Angreifer zu verhindern, seine überlegene schwere Artillerie gegen die Forts der zweiten Linie und gegen die Stadt selbst einzusetzen. Die Forts der zweiten Linie kommen denen der ersten Linie bei weitem nicht an Stärke gleich, außerdem war es den großen deutschen Kalibern ohne weiteres möglich, nach Antwerpen hineinzufeuern, sobald sie erst einmal den Nethe-Abschnitt hinter sich gebracht hatten. Darum verstärkten die Belgier ihre Zwischenstellung durch Armierung neuer schwerer Batterien und nahmen die an den Nethe-Abschnitt heranführenden Straßen unter ein ganz gewaltiges Feuer. Ebenso wurde die von den Deutschen genommene Fortlinie scharf beschossen, um den Deutschen das Festsetzen in diesen Werken möglichst sauer werden zu lassen. Die Deutschen schoben daher ihre Vortruppen zunächst vorsichtig an den Nethe-Abschnitt heran, um herauszufühlen, wo der Uebergang am besten angesetzt werden könnte.

Zunächst versuchte man am 4. Oktober sich des Uebergangs bei Lierre zu bemächtigen. In später Abendstunde waren die Deutschen bereits im Besitz dieses Ortes, da setzten die Belgier noch einmal ihre Reserven ein und rangen den Deutschen den Ort in erbittertem Kampfe wieder ab. Die Deutschen mußten den Ort räumen. Sie sammelten ruhig frische Truppen und kaum waren diese heran, so ging es abermals nach Lierre hinein. Der Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung" erzählt: „In dunkler Nacht, nur beleuchtet vom Flammenschein der platzenden Geschosse, stürmen die Deutschen todesmutig in den Ort hinein. Voran Infanterie. Da kommen sie an den ersten Nethearm. Vom jenseitigen Ufer prasselt das belgische Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Auch von uns wird alles in diesen brodelnden Hexenkessel hineingeworfen und jetzt stürmen unsere Pioniere heran, Teile von Brückenstegen mit sich schleppend, mit Tonnen als Schwimmbelag. Glied reiht sich an Glied. Mit Blitzesschnelle sind eine Anzahl Brückenstege über den Arm der Nethe geworfen und nun stürmt die Infanterie hinüber. Der

Gegner wird geworfen und hinter den nächsten Nethearm zurückgejagt. Noch zweimal wiederholt sich dieser wütende Kampf. Als aber die ersten Lichter des dämmernden Morgens am Horizont erscheinen, da ist das Schicksal Antwerpens entschieden."

Das Städtchen Lierre ist vollständig zerstört worden. Ein Besucher erzählt: „Der Ort ist so vollständig zerschossen, wie wohl keine andere Stätte in diesem Kriege. In lähmender, wüster Unordnung liegt die ganze Stadt. Ein großer Steinhaufen, zusammengemäht von Granaten. Die Dächer der Häuser sind auf den Boden gefallen, die Steine des Fundaments sind aufgewühlt und hochgespritzt; ganze Häuserreihen sind zusammengesunken. Türme sind zur Erde gestürzt, im Fall noch kleine Gebäude mitreißend und unter sich begrabend. Schornsteine ragen aus Kellerlöchern und steinerne Treppen des Erdgeschosses hängen, wie von Urkraft geschleudert, auf hohen, verkohlten Mauerresten."

Auch gegen das Zentrum des Netheabschnitts wurde vorgestoßen, wo eine englische Brigade in stark verschanzter Stellung stand. Die schweren Batterien wurden bis vor den Nordausgang von Mecheln vorgezogen. Ein Teil von ihnen feuerte gegen die sehr geschickt im Gelände aufgestellten Zwischenbatterien, während die Hauptmasse die feindliche Infanteriestellung bearbeitete. Die belgische Artillerie tat in hervorragender Weise ihre Pflicht. Nur von Zeit zu Zeit sich gegen die deutsche Artillerie wendend, suchte sie vor allem den deutschen Infanterieangriff aufzuhalten. Unablässig bestreute sie mit Schrapnells das ganze Vorgelände, vor allem die Anmarschstraßen. Unsere Truppen waren ja infolge der umfangreichen Ueberschwemmung des ganzen Gebiets großenteils an diese vom Feind unter Feuer gehaltenen Straßen gebunden. Allerdings gelang es an einigen Stellen, selbst dieses stärksten Hindernisses Herr zu werden: einige wohlgezielte Granaten zerstörten ein paar Schleusen, die zur Wassersperrung dienten, und das Wasser begann an verschiedenen Stellen abzulaufen.

Die Treffsicherheit der belgischen Artillerie erklärt sich vor allem aus ihrem vorzüglich organisierten Beobachtungssystem. Einzelne belgische Soldaten lagen versteckt in den Feldern; sobald größere Massen deutscher Truppen bestimmte Stellen erreicht hatten, entzündeten diese Belgier bereitliegende Pulverhaufen, und der aufsteigende Rauch gab dann jedesmal der gegnerischen Artillerie das Zeichen zur Eröffnung eines wohlgezielten Feuers. Auch die feindliche Infanterie brachte den Deutschen in dem von ihr wohlvorbereiteten Gelände empfindliche Verluste bei. Ihre Beobachter saßen in den Bäumen und gaben ihren Kompagnien Zeichen; da dem Gegner die Entfernungen in dem zu durchschreitenden Gelände genau bekannt waren, blieb sein sonst ziemlich schlechtes Gewehrfeuer nicht ohne Wirkung. Wiederholt haben unsere Truppen auch dadurch Verluste gehabt, daß die gut versteckt liegende belgische Infanterie die Patrouillen und Spitzen unbehelligt durchließ, bis der Haupttrupp sich in ihrem Feuerbereich befand und dann plötzlich von dem auf allen Seiten auftauchenden Gegner beschossen wurde. Dies wurde dadurch möglich, daß das überschwemmte Gelände keine wirksame Sicherung unserer vorgehenden Infanterie auf den Seiten zuließ.

Der Nachrichtendienst, der hier in seinen militärischen Formen in die Erscheinung trat, war überhaupt die starke Seite der belgischen Landesverteidigung. Der Korrespondent des „Schwäbischen Merkur", W. Scheuermann, schreibt in einem seiner Kriegsberichte: „Zwischen dem eingeschlossenen Antwerpen und Brüssel bestand, obgleich das ganze Zwischengelände besetzt war und Tag und Nacht darin gekämpft wurde, der regste Nachrichtenaustausch. Ich selbst war erstaunt, festzustellen, wie schnell einzelne belgische Familien Mitteilungen von ihren zu der belagerten Garnison gehörenden Söhnen erhalten konnten. Die Belgier waren im Stande, die amtlichen Listen der in Antwerpen liegenden Verwundeten in einem Vorort von Brüssel drucken zu lassen. Außerdem wurden nachts von der belagerten Festung aus Lichtsignale abgegeben, die vielleicht

Belgiſche Kavalleriſten auf Vorpoſten

Phot. Boedecker, Berl

Deutſche Feldwache vor Antwerpen

Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Belgische Artillerie geht vor Antwerpen in Stellung

Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Belgische Infanterie beschießt deutsche Truppen bei der gesprengten Brücke von Hamme

nicht erwidert, aber jedenfalls draußen im Lande wohl verstanden wurden. Die Lichtsignale unterblieben bald, nachdem es unseren Truppen einige Male gelungen war, die Belagerten durch Antwortlichtsignale irre zu führen. Ferner fand ein reger Verkehr durch Brieftauben statt. Belgien ist ja ein klassisches Geflügelzüchterland und der Brieftaubensport blüht hier wie kaum irgendwo. Schließlich ist ganz Belgien mit einem weitverzweigten System heimlicher drahtloser Funkenstationen bedeckt, die sich naturgemäß nur langsam haben aufdecken lassen. Eine Anzahl Funkenmaste kann man noch jetzt, wenn man darauf achtet, an Stellen sehen, wo man sie nie vermuten würde. Sie sind inzwischen selbstverständlich alle unschädlich gemacht worden."

An verschiedenen Stellen hatten die deutschen Truppen den Uebergang über die Netheerzwungen. Wie bei Lierre und Duffel, wo die tapferen Pioniere den nachrückenden Truppen den Weg zum Sieg ebneten, hatten sie es auch bei Waelhem mit dem Brückenschlag versucht, obwohl an dieser Stelle wegen der tiefeingeschnittenen Ufer die Verhältnisse denkbar ungünstig lagen. Der erste Versuch scheiterte in dem fürchterlichen Schnellfeuer der Belgier. Man hätte ihn auch hier erzwungen, denn das Wort „unmöglich" kennt kein deutscher Soldat. Da kam die Nachricht vom Uebergang unserer Truppen bei Lierre und Duffel; damit war auch der Netheabschnitt bis Waelhem für die Belgier unhaltbar geworden und wurde von ihnen in Eile geräumt.

Durch die Einnahme der Redoute Kessel und der schon auf dem rechten Ufer der kleinen Nethe gelegenen Redoute Broechem konnte sich die deutsche Angriffsfront immer mehr nach Norden ausdehnen. Sobald genügend Truppen am jenseitigen Ufer waren, wurden die schweren Batterien weiter vorgezogen und im Schutze ihres gewaltigen Feuers mächtige Vorstöße unternommen, die die Belgier bis dicht an die zweite Fortlinie warfen. Da nun die schweren Kaliber ungehindert weiter vorgehen konnten, war die Möglichkeit gegeben, Antwerpen selbst unter Feuer zu nehmen.

Hinter der Front der deutschen Belagerungsarmee

Von Walter Oertel, Kriegsberichterstatter

Unser Kraftwagen glitt der Hauptstadt Belgiens zu. Wir passierten Namur, dessen Befestigungen zum Teil wieder vollendet sein sollen und fahren auf der breiten geraden Straße nach Brüssel. Dann gings zur Schlachtfront. Bald hinter Brüssel zeigten zerschossene Gehöfte an, wie weit die Ausfälle der Verteidiger von Antwerpen an Brüssel heranreichten. Längs der Chaussee nach Mecheln standen deutsche Matrosen zur Sicherung. Famose, wetterfeste Leute in den kleidsamen Uniformen. Die Chaussee ist recht gut und nirgends von den Belgiern aufgerissen oder zerstört. Unweit der Chaussee liegt eine, von unseren Leuten mit hervorragendem Geschick ausgebaute Infanteriestellung mit splittersicheren Unterständen und Annäherungswegen. Sie ist so geschickt ausgebaut und angelegt, daß sie bereits auf eine Entfernung von 200 Meter nicht mehr zu erkennen ist. Die englischen und französischen Korrespondenten haben recht, wenn sie behaupten, daß die Deutschen die Feldbefestigungskunst auf eine geradezu unerreichte Höhe gebracht haben. Etwa 200 Meter vorwärts dieser Stellung liegt eine Scheinstellung. Ein Schützengraben, in dem die Schützen durch Helme, Käppis und belgische Kochgeschirre, neben denen Prügel liegen, sehr geschickt markiert sind. In diesen Schützengräben befanden sich aber auch Menschen, Freiwillige, die, mit reichlichem Patronenvorrat ausgerüstet, auch den Anschein tatsächlicher Besetzung dieses Grabens durch ihr Feuer zu erwecken suchten. Diese Schützengräben taten denn auch in vollendetstem Maße ihre Pflicht und das ganze Schrapnellfeuer der Belgier prasselte auf die Scheinstellung nieder, während die in der eigentlichen Stellung befindlichen Truppenteile ganz verschont blieben.

Vor hier fuhren wir nach dem Platze, wo eine Batterie unſerer 42 Zentimeter-Mörſer das feindliche Fort Wavre-Ste. Catherine bearbeitet hatte. Eine tiefe Baugrube mit ſtarken Trägern hatte das Fundament eines jeden dieſer Rieſendinger gebildet. Vor der Batterie ſtanden einige Häuſer. Bei ihnen waren durch die furchtbare Erſchütterung der Detonation die Dachziegel teilweiſe abgehoben und die Fenſterſcheiben natürlich ſämtlich geſprungen. Um jeden Handſtreich gegen dieſe Geſchütze zu verhüten, waren während deren Tätigkeit rundherum beſondere Sicherungsabteilungen von Infanterie und eine ganze Anzahl von Maſchinengewehren bereitgeſtellt worden, von denen letztere vor allem auch Fliegerangriffe abzuwehren beſtimmt waren. Man erzählte uns, mit welcher Sparſamkeit mit der Munition dieſer ſchwerſten Mörſer umgegangen worden iſt. Unſere 42 Zentimeter-Mörſer erhoben erſt ihre Stimme, wenn ihre Entfernung durch leichtere Kaliber auf das genaueſte feſtgelegt war. Dann warfen ſie auf etwa 12 Kilometer Entfernung eine Anzahl ihrer großen Granaten in das zu beſchießende Fort, und nachdem dieſes gründlich zerſtört war, überließen ſie es der leichten Artillerie, den Kampf weiter fortzuführen.

Dann beſuchten wir ein Kloſter, das in ein großes Feldlazarett umgewandelt worden war, in dem Schweſtern vom Sacré-Coeur tätig waren. Während der erſten Kämpfe in dieſer Gegend hatte man verſucht, Nachrichten über die Lage der Schüſſe der belgiſchen Artillerie und deren Wirkung dadurch vom Kloſter aus nach den belgiſchen Artilleriеſtellungen hinüber zu berichten, daß man die Stellung der Rote-Kreuz-Flaggen an den Fenſtern wechſelte. Die Geſchichte fiel ſchließlich einem deutſchen Offizier auf, deſſen Truppen in der Nähe des Kloſters ſtanden. Er ließ die Rote-Kreuz-Flaggen entfernen und den Schweſtern beſtellen, wenn ihnen nun in das Kloſter hineingeſchoſſen würde, ſo ſollten ſie ſich bei den freundlichen Signaliſten bedanken....

Wir gelangten nach Hever. Dort hatten die Belgier, um unſere rückwärtigen Verbindungen zu ſtören und wenn möglich auch unſeren bekanntlich auf Schienen ſtehenden großen Kalibern eins auszuwiſchen, vier Lokomotiven mit etwa einem halben Dutzend mit Steinen und Sand beladener Wagen mit Volldampf, natürlich ohne Beſatzung, aus Antwerpen auslaufen laſſen. Aber die Deutſchen waren klüger. In der Vorausſicht, daß die Belgier dieſes Manöver wohl einmal probieren könnten, hatten ſie an einer außerordentlich günſtig in freiem Felde belegenen Stelle eine Barrikade aufgerichtet, die ſtark genug war, um dieſen Anprall auszuhalten. Als daher der Zug angeſauſt kam, fuhr er mit Volldampf auf die Barrikade auf. Ein fürchterliches Durcheinander bot ſich unſeren Blicken dar. Die zweite Lokomotive hatte ſich hochaufgetürmt und auf die erſte geſetzt, die zerſchmettert und umgeworfen an der Erde lag. Dann kamen Wagentrümmer und dann wieder zwei Lokomotiven. Das Ganze iſt derartig ineinander verkeilt, daß die Belgier es ſpäter werden ſprengen müſſen. Inzwiſchen bauten die Deutſchen im Laufe von zwei Tagen eine Umgehungsbahn und damit war der Vorfall für ſie erledigt. Denſelben Verſuch hatten übrigens die Belgier auch ſchon vorher auf der Strecke von Haecht gemacht.

Auf gerader Straße ging dann unſere Fahrt nach Mecheln hinein. Am Südeingang von Mecheln befindet ſich eine ſehr geſchickt angelegte Straßenſperre mit einer derart gewundenen Durchfahrt, daß ein Automobil nur in langſamem Tempo durchzufahren imſtande iſt. Mecheln bietet einen ganz eigenartigen Anblick: die Stadt von faſt 60 000 Einwohnern iſt gänzlich verlaſſen. Kein Menſch weit und breit. Leer liegen Straßen und Gaſſen und nur der Schritt deutſcher Truppen hallt auf den menſchenleeren Straßen. Von fern grollt der Kanonendonner, die Beſchießung von Antwerpen iſt flott im Gange. In der Rue Hanswyk liegen einige durch Granaten zerſtörte Häuſer. Mecheln iſt in den Kämpfen um Antwerpen doppelt beſchoſſen worden, und es iſt eigent-

lich wunderbar, daß es nicht stärker gelitten hat. Zuerst schossen die Deutschen hinein, als sie gegen Antwerpen vorgingen, und als dann Mecheln sich in deutschem Besitz befand, schossen die Belgier ihrerseits auf die Stadt. Seitdem sie hinter den Nethe-Abschnitt geworfen sind, vermögen sie nicht mehr die Innenstadt zu erreichen, nur dem Kirchturm von Mecheln versuchen sie durch sehr hohe Sprengpunkte ihrer Geschosse beizukommen, weil sie dort deutsche Beobachter vermuten. Die Belgier haben in letzter Zeit dort nicht mehr viel Schaden angerichtet. Dagegen fallen ihre Geschosse noch immer in die Nordvorstadt, wovon wir uns durch den Anblick einer ganzen Anzahl dort in Trümmer liegender Häuser selbst überzeugen konnten.

Ich kletterte die 430 Stufen des Kathedralenturmes hinauf, der insgesamt 97 Meter hoch ist. Von hier aus hatte man einen geradezu überwältigenden Anblick auf das ganze Kampffeld. Geradeaus vor uns lag das Fort Waelhem, das von unsern Truppen besetzt war und zu dem eine schnurgerade Straße führt. Diese wurde unter Feuer gehalten, wie die zahlreich über ihr platzenden Schrapnells verkündeten, dazu schossen die Belgier auch zeitweise nach Fort und Dorf Waelhem hinein, um den Deutschen dort den Aufenthalt so ungemütlich wie möglich zu machen. Aus Dorf Waelhem leuchteten helle Flammen empor.

Zu beiden Seiten der Straße standen deutsche Batterien, die lebhaft gegen die belgischen Zwischenbatterien feuerten. Sie waren sehr geschickt hinter einem Hang aufgestellt, so daß man ihre Anwesenheit nur an dem Mündungsfeuer der Geschütze erkennen konnte. Unsere Batterien feuerten abwechselnd mit Granaten und Schrapnells. Im Hintergrunde aber sah man die Türme der mächtigen Handelsstadt Antwerpen, die das deutsche Heer mit eisernem Ring umklammerte. Auch weiter rechts und links war ein sehr scharfer Artilleriekampf im Gange, und wohin man sah, bot sich der Anblick feuernder Geschütze und einschlagender Granaten und Schrapnells.

Wir fuhren bis an den Nordrand von Mecheln bis zu einem kleinen Häuschen vor, das als Pförtnerhaus zu einem kleinen Parke diente. Vor diesem Parke zog sich ein Schützengraben hin, während hinter diesem eine Batterie 15 cm-Feldhaubitzen in Position stand. Links der Chaussee aber standen 21 cm-Mörser, die ebenfalls gegen die Zwischenstellung feuerten. Diese vor den Nordrand von Mecheln vorgeschobene Linie bildete unsere Vorpostenstellung. Während ich mit dem auf diesem Abschnitt befehligenden Brigadekommandeur und dem Führer des Vorpostenbataillons auf der Chaussee stand, versuchten die Belgier gegen diesen Schützengraben und vermutlich vor allem gegen die dahinter stehende Batterie zu wirken. Einige Schrapnells krepierten vor dem Parkrande, und bald kamen einige Leichtverwundete zu dem bei dem roten Häuschen angelegten Verbandplatz.

Ganz vorn lag nur das Fort Waelhem, in dem einige Kompagnien den Brückenkopf am Nethe-Abschnitt hielten.

Die feindliche Artillerie schoß gut. Zuweilen ließen die Belgier ihr Feuer schwächer werden, um die Deutschen zum Vorgehen zu veranlassen. Sobald diese dann einen solchen Versuch machten, wurden sie mit einem Hagel von Geschossen aus der mit einem Schlage demaskierten Artillerielinie überschüttet.

Lang beobachteten wir das großartige Schauspiel, dann fuhr uns unser Auto in eiliger Fahrt zurück nach Brüssel.

Am Abend erreichten wir die Stadt. Ich erstieg noch den Turm des Justizpalastes. 550 Stufen, ein wenig hart nach den 430 des Turmes in Mecheln. Oben steht ständig ein Beobachtungsposten, der mit einem Fernrohr das Vorgelände beobachtet. Der Anblick, den die hell erleuchtete Stadt bot, war geradezu feenhaft. Am Horizont glühte ein dunkelroter Flammenschein über einen fernen Waldrand. (Frankf. Zeitg.)

Die Beschießung der Stadt und des inneren Fortgürtels

Mit der Wegnahme des Netheabschnittes und der Entwicklung starker Truppenmassen auf dem jenseitigen Netheufer war das Schicksal Antwerpens entschieden. Am 7. Oktober nachmittags vier Uhr ließ General v. Beseler entsprechend den Bestimmungen des Haager Abkommens den Kommandanten und die Behörden von Antwerpen von der bevorstehenden Beschießung der Stadt verständigen. Die Ankündigung wurde General De Guise durch den spanischen Militärattaché in Brüssel überbracht. Die Artillerie hatte Befehl, die Beschießung um sieben Uhr abends zu beginnen. Da aber der spanische Attaché bis zu dieser Stunde noch nicht zurückgekehrt war, und seine Rückkehr erst mehrere Stunden später erfolgte, fiel der erste Schuß erst nach Mitternacht.

Das erste deutsche Geschoß über Antwerpen fiel in die Schelde, das zweite in die Nationalstraße, das dritte auf den Hauptbahnhof. Die ganze Nacht hindurch wurde das Feuer fortgesetzt. Die Vorstädte Deurne, Borgerhout, Berchem und auch das Zentrum der Stadt wurden schwer getroffen. Zahlreiche Brände erhellten die Nacht. Eine Stearinfabrik geriet in Brand und ein großer Gasbehälter flog in die Luft. Gleichzeitig warf ein Zeppelin Bomben auf die Oeltanks bei Hoboken. Es entstand ein Brand, und man ließ die Behälter auslaufen.

Die Engländer, die zuletzt die Verteidigung geleitet hatten, entschlossen sich zuerst, das Weite zu suchen. Der Korrespondent des „Berliner Tageblatts" berichtet: „Als die deutschen Granaten eine allzu eindringliche Sprache redeten, als von Mitternacht bis zum Morgen des 8. Oktober 420 Granaten in die Stadt gefallen waren, flohen vorerst die Engländer aus dem Bereich dringender Gefahr. Noch im Fliehen sprachen sie den Belgiern Mut zu und ermahnten sie zum Aushalten. Das ist erweislich wahr. Das hat ein Stadtrat Antwerpens mir mit tiefem Groll erzählt — ein Mann, der sich seiner Worte bewußt war und der an den Verhandlungen der Uebergabe teilgenommen hat. Als um zehn Uhr morgens dem deutschen Parlamentär die Antwort wurde, daß die Stadt noch nicht daran denke, sich zu übergeben, wurden weitere 800 Schuß, Granaten und Schrapnells, über die verängstigte Stadt geschleudert. Schon fingen ganze Straßenreihen Feuer. Wasser war nicht zum Löschen vorhanden, denn die Wasserwerke Antwerpens, die in Händen einer englischen Gesellschaft waren und in Waelhelm unter dem Namen „The Antwerp Water Works" standen, waren schon durch deutsche Granaten stillgelegt worden. So sahen die Belgier immer ängstlicher gen Westen. Der Abend senkte sich und die Engländer waren immer noch nicht da. Da floh auch die belgische Armee in einer peinlichen Auflösung. Die kopflosen Mitglieder der Zivilverwaltung blieben zurück."

Gleichzeitig wurden die Forts der inneren Linie rasch niedergerungen. „Das Feuer der deutschen Belagerungsgeschütze," schreibt ein holländischer Berichterstatter, „war so heftig, daß die Verteidigung nicht einmal feuern konnte, ohne einem sicheren Tode entgegen zu gehen. Es wurde Befehl gegeben, das vorrätige Pulver in die Luft zu sprengen, aber man konnte die Pulverkammern gar nicht mehr erreichen. So ging es auf verschiedenen Punkten dieser letzten Verteidigungslinie. Am 9. Oktober mittags hörte das Feuer auf. Unmittelbar darauf machte die Besatzung von der Gelegenheit zu fliehen Gebrauch. Es waren nur noch Ruinen übrig. In diesem Augenblick war die Stadt übergeben worden, aber die Verteidigung wußte es noch nicht. Wohl zogen Polizisten sofort mit der weißen Flagge nach den Wällen der Stadt, um die Uebergabe mitzuteilen, aber als sie ankamen, waren die meisten Forts schon verlassen. In wilder Hast war man aus dieser Hölle hinweggestürzt. Ein Teil konnte noch über die Scheldebrücke fliehen, die einen Augenblick später in Brand gesteckt wurde, doch viele mußten nach dem Norden zu entkommen versuchen."

Phot. A. Grohs, Illustrations-Verlag, Berlin

Der Brand der von Engländern und Belgiern entzündeten Petroleumlager Antwerpens

Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Blick auf einen Teil von Antwerpen

Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Eines der Forts von Antwerpen nach der Beschießung

Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Vom Fort de Ertbrand von Antwerpen. Die Kanone im Vordergrund wurde beim Bombardement durch den Luftdruck über die Straße geschleudert

In Antwerpen während der Belagerung und Beſchießung

Nach Berichten von Augenzeugen

Das Amſterdamer „Allgemeen Handelsblad" gibt von der Stimmung in Antwerpen eine ſehr eindrucksvolle Schilderung. Zunächſt wird erzählt, wie ſich die anfängliche Aufregung (vgl. I, S. 214) bald wieder legte und die Antwerpener Handelsherren zu ihrer gewohnten ſatten Beſchaulichkeit zurückkehrten. „Als ſie ſahen, daß nicht viel weiter geſchah, daß der große Streit ferne von ihnen ausgekämpft wurde drüben in Frankreich, da fuhren ſie fort, gut zu eſſen und zu trinken, aus ihren vollgepfropften Magazinen und Vorratskellern zehrend, und ſchließlich duſelten ſie wieder ein. Sie hätten ſicher den Krieg beinahe vergeſſen hinter ihren Forts und dicken Feſtungsmauern, hätte Seine Exzellenz Zeppelin ſie nicht ab und zu aus der Luft daran erinnert, daß die Deutſchen ganz gut wußten, was Antwerpen wert wäre, und daß ſie bei günſtiger Gelegenheit nicht verſäumen würden, ſelbſt wenn es ihnen auch ein paar tauſend Mann koſten ſollte, ſo en passant Antwerpen dem übrigen „Deutſch-Belgien" einzuverleiben.

Aber ihre Ruhe hat leider nicht lange mehr gedauert. Sie wußten wohl, daß dort zwiſchen Mecheln und Vilvoorden einige Tauſend Feinde lagen. Aber das war immer noch nicht genug, um Antwerpen, die ſtärkſte Stadt von Europa, meinten ſie, beſtürmen zu können. Dazu waren mindeſtens ein paarmal hunderttauſend Mann nötig! Und ein Bombardement? Unſinn! Die ſchweren 42 cm-Kanonen? Eine Legende, Kinder! Nichts wie Bluff! Und von weitem, hinter ihren Forts, die ſie für uneinnehmbar hielten, drehten ſie den Deutſchen eine lange Naſe und riefen ihnen ſpottend und herausfordernd über ihre Feſtungsmauer zu :„Kommt nur her! He!"

Aber ſiehe da, der Deutſche nahm die Herausforderung wörtlich und er kam. Er begann zum zweitenmal ſeine ſchweren Bomben auf Mecheln zu werfen, dann auf Lierre, es kamen ſogar Schrapnells in Boom an. Ja, aber das wäre nicht ernſtlich, was?

Daß es wohl ernſt war, das beſtätigten arme, ihrer Habe verluſtige Flüchtlinge, die vor den Ulanen aus ihren brennenden Dörfern geflohen waren. In Menge kamen ſie, viel zahlreicher als im Anfang, überall aus der Umgegend; es gab kein Ende bei dieſem traurigen Aufzug armer, weinender Frauen mit ganzen Herden von Kindern, beladen mit Pack und Hausrat, armer Bäuerlein und krummgearbeiteter Handwerker, ſeufzend unter der Laſt des in der Haſt einer übereilten Flucht zuſammengerafften Gutes.

Es wurde plötzlich rumorig in der Stadt. Es war etwas im Gange. Man wußte nicht was. Die Zeitungen ſchwiegen oder gaben nur halbe, doppelſinnige Nachrichten. Da kam der Bericht, daß die Forts der erſten Linie, Waelhem, Ste. Catherine durch die deutſche Artillerie beſchoſſen würden.

Eine ganze Nacht hörten die Antwerpener, nervös und ſchlaflos in ihren Betten ſich wälzend, das dumpfe Gedröhn des Geſchützes. Kaum war das Leben am folgenden Morgen wieder erwacht, ſo konnte man in der Richtung des Bahnhofs und Hafens die Fuhrwerke ſehen, bis oben beladen mit Koffern und Körben, und dazwiſchen erſchreckte, bleiche Geſichter.

„Die Forts halten Stand . . ." „Der Zuſtand iſt ſeit geſtern nicht verändert . . ." „Die deutſchen Angriffe wurden abgeſchlagen und die Erfolge, die der Feind erzielte, ſtanden nicht im Verhältnis zu der großen Munitionsverſchwendung . . ." So ſagten die amtlichen Berichte. Aber die Neuigkeiten, die durch Flüchtlinge und Soldaten in

der Stadt verbreitet wurden, lauteten anders. Wir wußten es bald, daß die Forts ſich nicht mehr halten konnten unter dem ununterbrochenen Feuer der ſchweren Belagerungskanonen der Deutſchen und Oeſterreicher.

Unter dem Publikum ließ ſich die Wirkung dieſer Nachrichten bald merken. Man ſah es den Menſchen an, daß ſie ängſtlich waren. Es war eine drückende Atmoſphäre, von nervöſer Gejagtheit, anſteckend. Am Abend kam ein heftiger Wind auf und ſchwere Wolken jagten dahin, während der Mond ſeinen romantiſchen Schein warf.

Wild raſten Militärautos durch die belebten Straßen, mit ihrem grellweißen Laternenlicht und mit ihren aufregenden Hupen und Pfeifen die erſchreckten Bäuerlein und die ängſtlichen Städter aufjagend, die ihre Kehlen von Unruhe zugeſchnürt fühlten, in dem Geſtank des Azetylens und dem ſcharfen Benzindampf.

Und der letzte Beſuch der „Taube" am Nachmittag hatte ihnen auch nichts Gutes vorausgeſagt. Die ſchreckliche Jagd in der Luft, das Explodieren der Schrapnells, die über der Stadt niederfielen und einige Neugierige töteten, hatte die Angſt bis zum äußerſten getrieben.

Dieſe Nacht hat mancher ſchlaflos verbracht.

Am andern Tag war die Panik da. Das letzte amtliche Communiqué ließ deutlich genug durchblicken, daß das belgiſche Heer trotz ſeiner Tapferkeit nicht imſtande geweſen war, den Aufmarſch des Heeres v. Beſelers aufzuhalten. Es hatte ſich in guter Ordnung auf die Nethe zurückgezogen. Der Fluß bildete jetzt das Hindernis, das die Deutſchen nehmen mußten, wollten ſie den Angriff fortſetzen. Aber . . . das bedeutete für den, der die Karte anſchaute, nichts anderes, als . . . daß die Deutſchen die erſte Fortslinie durchbrochen hatten!

„Die Verteidigungswerke, die noch über alle ihre Aktionsmittel verfügen . . ." Es gab alſo welche, die nicht mehr über dieſe Mittel verfügen konnten? Es war alſo wahr, daß gewiſſe Forts gefallen waren!

Und zum Uebermaß des Unglücks erfuhr man, daß die Regierung ſich bereit mache, nach Oſtende abzureiſen und daß die Militärhoſpitäler geräumt würden. Die Panik wuchs zum Delirium. . . .

„Die Deutſchen ſind ſchon in Duffel . . . ! Sie ſind ſchon in Linth. . . . Lierre iſt beſetzt! . . ."

Läden und Häuſer wurden verſchloſſen, Behörden und Konſulate wurden geſtürmt, um Päſſe zu bekommen. . . .

Aber mit einem Schlag Veränderung des Zuſtandes! Es kam Befehl, die Miniſterien ſollten nicht abreiſen, und die Verwundeten, die man ſchon nach Brügge und Oſtende überzuführen ſich anſchickte, mußten zurück zu den Ambulanzen.

Die Neuigkeiten waren jetzt ganz anders. General von Kluck war durch die verbündeten Armeen vollkommen geſchlagen, hunderttauſend Deutſche gefangen. . . . Antwerpen würde binnen 24 Stunden entſetzt werden. . . . Von Beſelers Armee war ſchon zehn Kilometer zurückgeſchlagen. . . . Die Engländer waren im Anzug. . . .

Man atmete auf . . . einige verharrten ungläubig in ihrem Peſſimismus, zu tief und zu unerwartet getroffen durch die ungünſtigen Zeitungen vom vergangenen Abend.

Aber die Panik wich. Man hoffte wieder, beſonders, da in der Tat einige engliſche Truppen geſehen worden waren, denen die Bevölkerung in toller Begeiſterung zujauchzte, und da man die bekannte Erſcheinung Churchills wiederholt im Auto erkannt hatte."

In der Tat war Winſton Churchill in eigener Perſon am Nachmittag — es war der 3. Oktober — angekommen, um dem belgiſchen Generalſtab, der ſchon verzagte, die ſtrenge Weiſung zum Ausharren zu erteilen. Ueber ſeinen „Einzug" erzählt der Berichterſtatter der New Yorker „World", Alexander Powell: „Um ein Uhr brauſte ein großer

graufarbener Tourenwagen, mit britiſchen Marineoffizieren beſetzt, auf die Place de Meir. Das Hornſignal der Hupe ertönte wie ein Triumphzeichen, und raſch ſchoß das Auto auf das Stadthaus zu. Bevor der Wagen noch richtig gehalten hatte, wurde die Tür mit haſtiger Heftigkeit aufgeriſſen, und heraus hüpfte ein glattraſierter jungausſehender Mann mit rötlichem Haar und hängenden Schultern, nicht gerade in Galauniform. Niemand konnte im Zweifel ſein, wer das war. Es war der Right Hon. Winſton Churchill. Wie er ſich ſo in die dichte Menge ſtürzte, die wie gewöhnlich um die Mittagszeit die Vorhalle des Rathauſes füllte, warf er ſeine Arme mit einer nervöſen charakteriſtiſchen Gebärde in die Luft und drängte ſich ungeſtüm durch das Gewirr von Offizieren, Diplomaten, Miniſtern und Journaliſten, die hier zuſammen ſtanden. Es war ein höchſt dramatiſches Auftreten und erinnerte mich lebhaft an die große Szene in den Melodramen, wo der Held plötzlich heranſauſt, barhäuptig, auf einem ſchäumenden Renner, und die Heldin aus den Händen des Uebeltäters befreit oder die Familienkleinodien aus dem brennenden Elternhaus rettet oder was er ſonſt gerade für Aufgaben hat... Ich ſtand in der Vorhalle zuſammen mit dem Bürgermeiſter von Antwerpen, Herrn De Vos, im Geſpräch, als Mr. Churchill ſo an uns vorbeiſauſte, in einer erſchrecklichen Eile, nicht rechts, nicht links blickend, ſondern immer geradeaus ſtürzend. Der Bürgermeiſter hielt ihn an, ſtellte ſich ihm vor und ſprach ihm dann ſeine große Angſt über das Schickſal der Stadt aus. Bevor er noch geendet hatte, war Churchill bereits die Stufen zu den Amtszimmern emporgeſprungen. „Ich denke, jetzt wird alles all right ſein, Herr Bürgermeiſter," rief er herunter mit einer Stimme, die deutlich durch die ganze Halle gehört werden mußte. „Sie brauchen ſich nicht zu beunruhigen. Wir ſind gerade dabei, die Stadt zu retten." Daraufhin ging ein allgemeiner Seufzer der Erleichterung durch die Verſammelten. Sie fühlten, daß ein wirklicher Seemann das Steuer ergriffen hatte. Diejenigen von uns, die mit der Lage beſſer vertraut waren, wurden auch etwas ruhiger, denn wir nahmen es als ſelbſtverſtändlich an, daß Churchill nicht eine ſo zuverſichtliche Verſicherung in aller Oeffentlichkeit gegeben haben würde, wenn nicht ſehr bedeutende Verſtärkungen an Mannſchaften und Kanonen unterwegs waren. Aber ſelbſt bei dieſer Annahme konnten mich die Worte dieſes energiſchen und ungeſtümen jungen Mannes nicht ganz überzeugen, denn von den Fenſtern meines Zimmers konnte ich auf das deutlichſte die deutſchen Kanonen hören, und der Schätzung nach klangen ſie bedrohlich nahe und kamen immer näher."

Ueber die engliſchen Marineſoldaten, die währenddeſſen eintrafen, ſagt Powell: „Es waren durchweg freundlich blickende, geſund ausſehende, nette, junge Engländer, ſo wie man ſie überall findet, aber für jeden, der einige militäriſche Erfahrung beſaß, war es völlig klar, daß dieſe Truppen, trotz der Tatſache, daß ſie tapfer und mutig und vom beſten Willen beſeelt waren, kein ‚erſtklaſſiges Material' darſtellten." Drei Tage lang ergoß ſich der Strom der Khakiuniformen, begleitet von ſchweren Geſchützen, beinahe ununterbrochen durch die Stadt, überall mit jubelnder Begeiſterung begrüßt. Die Männer riefen den Engländern zu und ſchwenkten die Hüte, die Frauen waren zu Tränen gerührt und winkten mit den Taſchentüchern.

Vom 5. Oktober an lag die Leitung der Verteidigung in den Händen der Engländer. Ihrer Diktatur verdanken es die Belgier, daß es zur Beſchießung der Stadt gekommen iſt. Den Engländern war es natürlich gleichgültig, ob Antwerpen der Zerſtörung anheimfiel. Vielleicht war es ihnen nicht einmal ganz unwillkommen. Ging die Stadt in Flammen auf, dann brannten auch die Häfen und die Docks. Dann war alles ein Feuermeer, und die Deutſchen hatten für die Fortſetzung dieſes Krieges nicht mehr den wertvollen Stützpunkt. Darum ſprachen die engliſchen Freunde den Belgiern Mut und Hoffnung zu. Sie verſetzten ſie in den Wahn, daß England helfen werde,

daß die engliſchen Kanonen ſchon unterwegs ſeien, und daß ſich der Sieg ohne Frage an die belgiſch-engliſchen Fahnen heften müſſe.

Mittlerweile ließen ſie die Bewohner der Stadt in Sicherheit bringen. Man ließ täglich Züge mit Flüchtlingen ab. Zu Hunderttauſenden zogen ſie aus. Nach Oſtende, Calais und nach England. Ein Korreſpondent des „Nieuwe Rotterdamſche Courant" gibt eine packende Schilderung von der allgemeinen Flucht in den letzten Stunden der Belagerung. „Es iſt unmöglich," ſagt er, „dieſen Auszug zu beſchreiben. In den Straßen liefen die Leute, dicht gedrängt, zu ſechs und ſieben in einer Reihe, — zu Fuß, auf Wagen, zwanzig bis dreißig Menſchen in allen Altersſtufen auf eine Karre gepackt. Hunderte auf Fahrrädern und Motorrädern, viele auf Krücken, alles hochbepackt mit dem Nötigſten ihres Eigentums. Aber alles zieht aus, ſo viel mitnehmend, als man kann. Auf der Erde ſitzend, warte ich mit zwei- oder dreitauſend Menſchen auf ein Schiff, um wegkommen zu können. Der Nachmittag iſt bald vorüber. Der Nachmittag eines ſchönen Tages. Die Sonne geht langſam unter, aber wir können die Sonne nicht ſehen, denn die ganze Luft iſt durchſetzt durch gewaltigen, ſchwarzen Rauch, der in fünf Säulen von der Erde aufſteigt und ſich über den Himmel breitet. Die Belgier haben die hohen Petroleumtanks angezündet, die am Ufer der Schelde liegen und die ihr ganzes Land, ſowie Nordfrankreich und die Rheinprovinz mit Brennſtoff verſehen. Nur in Galizien und auf den amerikaniſchen Oelfeldern kann ein ebenſo gewaltiger Brand entſtehen. Es brennt noch an vielen anderen Stellen in der ganzen Stadt. Einige Brände ſind von den Belgiern ſelbſt angelegt worden, um zu verhindern, daß die enormen Vorräte der Stadt den Deutſchen in die Hände fallen. Hier am Hafen werden Schiffe mit Vorräten aller Art angefüllt. Leichter, ſchwer von Korn, werden weggeſchleppt und die Schleppdampfer ſelbſt ſind vollgepfropft mit Fleiſch, Mehl, Konſerven uſw. Offenſichtlich will man den Deutſchen nichts zurücklaſſen."

Mitten im Gedränge der Flüchtlinge erſchien das königliche Auto mit dem König und der Königin. Den Hofzug konnten ſie nicht benützen, da deutſche Flieger auf die Bahnhofsvorbereitungen aufmerkſam geworden waren. Das Königspaar fuhr über die militäriſche Schiffsbrücke nach dem anderen Ufer der Schelde und war bald außer Sicht.

Das Bombardement dauerte bis zum 9. Oktober gegen zehn Uhr morgens. Im ganzen ſind ihm nur 26 Zivilperſonen zum Opfer gefallen. An verſchiedenen Stellen waren Feuersbrünſte ausgebrochen, aber kein öffentliches Gebäude hatte merklichen Schaden genommen. Auf der Antwerpener Kathedrale hatten die Belgier, anfangs einen militäriſchen Beobachtungspoſten aufgeſtellt; da ſie ihn jedoch auf dringende Mahnung zurückzogen, blieb dem Bauwerk das Schickſal der Reimſer Kathedrale erſpart. Das einzige, was wirklich ſchwer gelitten hat, ſind die Fenſterſcheiben der Häuſer, die meiſt zerbrochen oder zerſprungen ſind. Man verſteht, wenn man ſie ſieht, den jüngſten Volkswitz der Brüſſeler: „Was möchteſt du augenblicklich am liebſten ſein? — Glaſermeiſter in Antwerpen."

Die Einnahme von Antwerpen

Die Uebergabe der Stadt und der Einzug der deutſchen Truppen

Es war bisher Kriegsbrauch, daß die geſchlagenen Truppen eine niedergerungene Feſtung durch einen ihrer Führer dem Eroberer auslieferten. Die Belgier ganz im Banne der engliſchen Verbündeten, haben mit dieſem Brauch gebrochen. Sie hatten ſich vorher in Sicherheit gebracht und überließen die Formalitäten den Zivilbehörden.

Am Morgen des 9. Oktober gegen neun Uhr begab ſich der Bürgermeiſter von Antwerpen, De Vos, mit dem liberalen Abgeordneten Dr. Franck und dem katholiſchen

Phot. Vereenigde Fotobureaux, Antwerpen

Eroberte belgische Kanonen werden von deutschen Marinesoldaten nach Deutschland gebracht

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Vom Einmarsch der deutschen Marine-Division in Antwerpen

Phot. Erich Benninghoven, Berlin-Friedenau

Deutsche Maschinengewehre zur Abwehr von Fliegerangriffen auf dem Dache eines Hauses

Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Deutsche Soldaten verteidigen sich in einem Automobil gegen belgische Franctireurs

Senator Ryckmans ins deutsche Lager nach Contich, um zu kapitulieren. Ein unglücklicher Zufall wollte es, daß zur selben Zeit ein deutscher Parlamentär nach Antwerpen fuhr, und zwar auf anderem Wege, so daß sich beide Parteien verpaßten. Der deutsche Abgesandte traf auf dem Stadthaus nur fünf Schöffen und einige Gemeinderatsmitglieder an. Er wollte zunächst nicht glauben, daß die Militärbehörde die Stadt im Stich gelassen habe. Er erklärte, er wünsche den Militärgouverneur zu sprechen, mit Bürgern unterhandle er nicht. Aber dieser war nirgends zu finden. Der Parlamentär verabschiedete sich mit den Worten: „Dann wird wohl nichts übrig bleiben, als die Beschießung fortzusetzen, wenn wir uns nicht vielleicht entschließen, einfach in die Stadt einzurücken."

Und so geschah es. Zunächst erschienen nur eine Infanteriebrigade und verschiedene Feldbatterien in der Stadt. Diese zogen in raschem Trab nach dem Quai und schossen von dort mit Kartätschen auf die belgische Nachhut, die auf der anderen Seite über die Schelde flüchtete.

Die nun folgenden Ereignisse schildert eine Antwerpenerin recht anschaulich in einem Brief an eine deutsche Freundin, den das „Forum" veröffentlicht. „Bis 2½ Uhr nachmittags," schreibt sie, „war alles ruhig gewesen, als plötzlich die Luft wieder vom Donner der Kanonen erzitterte. Unsere Nordforts, es waren noch elf, die keine Kapitulationsordre bekommen hatten, eröffneten das Feuer von neuem. Die Deutschen hatten ihre Geschütze an den Quais aufgestellt und beschossen über die Schelde hinweg das Fort St. Anne; sie wollten damit auch den belgischen Rückzug abschneiden.

Der Feind konnte an Verrat glauben und die Stadt selbst strafen, denn es war für ihn kaum glaubhaft, daß die Militärbehörde ohne Ordre zu hinterlassen, geflohen sei. Da ist dann die Zivilbehörde aufs Rathaus gegangen, um mit dem Sieger zu unterhandeln. Diese Sitzung dauerte bis tief in die Nacht. Die Bedingungen waren folgende: Da keine Militärbehörde mehr vorhanden ist, muß die Zivilbehörde die Forts zur Uebergabe zwingen. Die Vertreter der Stadt mit je einem deutschen Parlamentär sollten am nächsten Morgen zu den Forts hinausfahren. Wenn sich die Forts bis mittags 12 Uhr nicht ergeben hätten, würden die Deutschen sich wieder vor der Stadt aufstellen und sie bis zur völligen Zerstörung bombardieren. — Liebste Freundin, die wenigen Menschen, die um diese Verhandlungen wußten, haben unsagbar gelitten, furchtbare Stunden durchlebt! —

Nächsten Morgen, Samstag den 10. Oktober, um 6 Uhr früh, als die Unterhändler abfahren wollten, erschien plötzlich der belgische General bei General von Schütz*). Wo er herkam, hat niemals jemand erfahren, aber er war da! Die allgemeine Kapitulation ist dann unterzeichnet worden und die deutsche Fahne wurde auf der Kathedrale gehißt.

Nun ist alles getan und alles ist ruhig geworden; die Deutschen sind sehr liebenswürdig und versuchen uns das Leben angenehm zu machen. Der Sitz der Kommandantur mit Baron Bodenhausen**) ist im Rathaus und Marinesoldaten bewachen die Stadt. Der Privatbesitz ist äußerst geschont worden; zwei sehr freundliche Offiziere waren zweimal bei uns, um sich nach dem Stand der Dinge zu erkundigen und etwaige Beschwerden entgegenzunehmen."

Am Samstag, den 10. Oktober, fand der eigentliche Einzug der Deutschen in Antwerpen statt. Auf gefahrvollen Umwegen sind morgens einige deutsche Matrosen in die Stadt gelangt; einer, der dabei war, erzählt in einem Feldpostbrief: „Am Samstag werden wir um drei Uhr morgens geweckt. Es werden 25 freiwillige Matrosen gesucht, die versuchen sollen, auf dem Wasserwege nach Antwerpen zu gelangen. Antwerpen selbst ist in unseren Händen. Zwei Forts am linken Ufer der Schelde dagegen sind noch von

*) Dieser war zum Militärgouverneur für Antwerpen bestimmt worden.

**) Generalmajor Freiherr v. Bodenhausen war zum Festungskommandanten ernannt worden.

Engländern beſetzt. Der Kanal und die Schelde ſind vorausſichtlich mit Minen verſeucht. Wir ſollen, wenn wir durchkommen, den Uebergang der Armee über die Schelde unterſtützen. Daß ich dabei war, könnt Ihr Euch denken. Um ½4 Uhr rückten wir nach dem 22 Kilometer entfernten Willebrock ab, wo uns der Schlepper erwartete. Im Eilmarſch kamen wir um ½7 Uhr an. Oberhalb der geſprengten Brücke beſtiegen wir das Boot. Blutrot, als ein Feuerball, zeigte ſich im Oſten Allmutter Sonne. Fahles Licht liegt über dem meilenweit unter Waſſer geſetzten Lande. Lange, geſpenſtige Schlagſchatten werfen die Bäume. Mit äußerſter Vorſicht fahren wir langſam an. Auf dem ölig glänzenden Waſſer ſchwimmen Holzteile von geſprengten Brücken und verbrannten Schiffen. Unſere etwas froſtige Stimmung wird durch einen heißen Kaffee aufgewärmt. Nach anderthalb Stunden haben wir die Schelde erreicht. Der Offizier ſteht mit dem Doppelglas am Vorſteven. Ein engliſches Fort kommt in Sicht. „Aeußerſte Kraft voraus!“ „Volle Deckung!“ „Alles gefechtsklar!“ Wir liegen hinter der Reeling, die Gewehre ſchußbereit im Arme. Deutlich ſehen wir den Poſten auf der Batterie. Drohend glotzen uns die Mündungen der Geſchütze entgegen. Was uns die nächſten Sekunden wohl bringen? Eine einzige Granate kann unſer Dampferchen vollſtändig zerſtören. Ziſchend wird das Waſſer vom Kiel durchſchnitten und leiſe kniſtert die deutſche Kriegsflagge im Winde. Noch eine Minute — wir ſind vorüber. Es fiel kein Schuß. Unſer Bootsführer meint: Entweder waren die Engländer über unſere Frechheit derart verblüfft, daß ſie das Schießen vergaßen, oder aber, ſie hielten uns für engliſche Matroſen. Eine halbe Stunde ſpäter wiederholt ſich dasſelbe Schauſpiel. Auch hier kommen wir glücklich durch. Der vorher klare Himmel umwölkt ſich drohend tiefſchwarz. Faſt wird es Nacht. Regen? Nein, es ſind Rauchwolken vom ungeheuren Brande der an der Schelde liegenden Petroleumlager. Wie eine feine Nadel zeichnet ſich der Turm der Kathedrale von Antwerpen vom dunklen Hintergrund ab. Eine halbe Stunde ſpäter legen wir unter dem Hurra der inzwiſchen eingezogenen Feldbatterie an. Klarmachen zum an Land gehen!“

Die Artillerie hat am Hafen ihre Geſchütze aufgeſtellt; drohend blicken die Mündungen nach den Straßeneingängen. Wir aber ziehen als die erſten deutſchen Matroſen durch Antwerpen. Die Straßen ſind ziemlich leer, die Läden größtenteils geſchloſſen; nur hin und wieder zeigen ſich einige verängſtigte Geſtalten, die mit ſcheuem Gruß vorübereilen. Wir ſprechen mit einigen. Alle ſchimpfen weidlich über den falſchen „Engliſhman“; alle ſind froh, daß nun wieder Ruhe einziehen ſoll. Die Stadt iſt wenig beſchädigt; an einzelnen Stellen allerdings ſieht man die furchtbare Wirkung der deutſchen Granaten. Zwei Stunden nach unſerer Ankunft rückt auch unſere Infanterie und Kavallerie ein, Gewehrmündungen und Sattelzeug reich mit Blumen geſchmückt. Unter dem Hurra der Kameraden ſetzen wir auf den Turm der Kathedrale an Stelle der belgiſchen Fahne unſere deutſche Flagge. Stolz flattert ſie in der friſchen Seebriſe, ein Merkzeichen deutſchen Willens, deutſcher Kraft. Heil dir, mein Deutſchland!“

Der Hauptteil der Armee kam erſt am Abend an. In der Nacht fand eine glänzende Parade ſtatt. Ein Augenzeuge gibt davon ein Stimmungsbild. „Ohne Gas, ohne Waſſer, ohne Elektrizität,“ ſchreibt er, „mit leeren Straßen, auf denen hie und da ein Tierkadaver lag, mit Feuersbrünſten und verlaſſenen Kanonen, ſo empfing uns die eroberte Feſtung. Es war in der Nacht vom Samstag auf Sonntag, als der Chef der Belagerungsarmee vor dem Palais Royal über die ſiegreichen Truppen die Parade abnahm. Unſer Auto bahnte ſich mit Mühe einen Weg durch das Gedränge. Die Soldaten ſchienen in dem bleichen Licht der Fackeln müder als ſie waren. Aber ſie ſangen. Ich habe oft darüber nachgedacht und immer wieder zu erfahren geſucht, wie der Geſang unſerer Soldaten auf unſere Feinde wirkt. Denn der Soldatengeſang iſt in dem Maße, wie wir ihn bei unſeren Truppen kennen und lieben, bei keinem anderen Heer vorhanden. Ich verſtehe

jetzt, daß er in zwei Richtungen wirkt, versöhnend und erschreckend. Das erstere ist verständlich. Aber auch Schrecken verbreitet er. Das ist mir in Brüssel begegnet. Eine Abteilung Pioniere schritt am Botanischen Garten entlang, ich blickte ihnen nach, sie sangen das ewig schöne Lied vom Wiedersehen in der Heimat. Da fragte mich eine ältere Dame: „Mein Herr, was planen sie nur wieder, diese schrecklichen Menschen?" Ich sagte: „Nichts, Madame, sie singen von ihrer Heimat." Darauf sie: „O nein, ich weiß es. Wenn sie singen, dann haben sie immer etwas Furchtbares vor. Warum singen sie sonst so laut?" Auch in Antwerpen sangen sie. An den verlassenen dunklen Häusern schlug das Lob des Vaterlandes hoch — wie das Licht und der Rauch der blutroten Fackeln. Bis in die Nacht hinein, als ich vom höchsten Fenster des Hotels über die Dächer der Stadt sah, immer noch sangen sie."

Im eroberten Antwerpen

Nach Berichten von Augenzeugen

Zahlreiche Briefe von deutschen Soldaten und Berichterstattern schildern, wie es in Antwerpen nach der Einnahme aussah. Die Straßen waren anfangs fast menschenleer, denn nur der kleinere Teil der Bevölkerung war geblieben und auch von diesem ließ sich fast niemand sehen. „Scheu steckten nur einige die Köpfe hinter den Straßenecken hervor," heißt es in einem Bericht, „um dem Einzug der ‚Barbaren' zuzusehen. Als diese aber sich so gar nicht barbarisch benahmen, sondern nur friedlich singend daherzogen, da kamen ihrer bald mehr hervor und noch mehr, und schließlich bildeten sich Trupps von Männern und Frauen, die mitzogen, als wäre es nicht mehr der Feind, der einzog, sondern ein erlösender Freund. Mit dem Freundschaftsgefühl mag es nun freilich nicht weit her sein. Aber ein Gefühl der Erlösung hat der Einzug der deutschen Truppen den noch in ihrer Stadt verbliebenen Einwohnern gebracht. Das räumte man offen ein, als wir diesen und jenen über die letzten Tage befragten. Die Musik und das Feuerwerk der deutschen Granaten waren ihnen doch zu unheimlich geworden und Wasser hatte man selbst kaum noch zum Waschen."

Die meisten, die sich noch versteckt hielten, kamen am folgenden Sonntag nachmittag hervor und zeigten sich auf der Straße, besonders auf dem Platz vor dem Rathause, in dem sich die deutschen Militärbehörden niedergelassen hatten. Dort entwickelte sich, wie der Korrespondent des „Berliner Tageblatts" erzählt, bald eine eifrige Lebendigkeit, ein Hin und Her zwischen deutschen Soldaten und flämischen Kleinbürgern. „Sie fanden, daß sie sich merkwürdig gut miteinander verständigen konnten, daß ihre Sprachen sich sehr ähnelten. Der Antwerpener konnte den Deutschen führen, der ein ordentliches Glas Bier und einen feinen Tabak suchte. Und so verschwand sehr bald die Fremdheit. So entstand schnell eine gewisse Vertrautheit, die in den Cafés sogar noch wuchs. Die Cafés am Rathaus hatten alle wieder geöffnet. Zufrieden genoß man den ersten Ruhetag in Antwerpen nach dem vorhergehenden Einzugstage. Der Wechsel vom belgischen zum deutschen Regiment war schneller und leichter und viel milder vor sich gegangen, als man gefürchtet hatte. Die Antwerpener, die auf den Rathausmarkt kamen, sagten alle: „Gott sei dank, wir haben Ruhe!" Und sie fragten: „Können wir jetzt unsere Freunde und unsere Verwandten zurückholen, die aus der Stadt geflüchtet sind?" Wenn man ihnen sagt, daß sie nichts mehr zu befürchten haben, sind sie schon gar nicht mehr so ungläubig. Belgische Gefangene und die deutschen Soldaten erzählten sich Kriegsgeschichten, als wenn es nur Jagdabenteuer wären."

Reges Leben herrschte am Hafen. Dort waren Offiziere und Mannschaften damit beschäftigt, die weitausgedehnten Stadenschuppen zu durchsuchen. Sie entdeckten eine lange Reihe vollbeladener Kohlenwagen. Weniger wertvoll waren die Lager an belgi-

ſchen Uniformſtücken und Waffen, die dort aufgeſtaut lagen. Ein Augenzeuge berichtet: „An den Quais des Norddeutſchen Lloyd und der Oſtafrikalinie, von wo die Belgier in wilder Flucht über die Schelde geſetzt waren, ſah es wüſt aus. Tauſende und Abertauſende von Uniformen lagen in wilder Unordnung rings umher. Gewehre, Munition und Ausrüſtung ganzer Regimenter lagen verſtreut in durcheinandergewühlten Haufen vor den Schuppen. Hier hatten die belgiſchen Soldaten auf der Flucht die Uniformen ausgezogen und in fiebernder Haſt Zivilanzüge übergeworfen. Selbſt die Muſikinſtrumente der Regimentskapellen hatte man zurückgelaſſen. Und dieſe ganze bunte Pracht, Uniformen und Käppis aller Regimenter, in allen Farben und Arten, zeugte von der panikartigen Flucht, in der die Reſte der belgiſchen Armee das Weite geſucht hatten. Auch engliſche Uniformſtücke und Munition fanden ſich in großer Menge vor. Die Bücher und Akten der Regimenter lagen zerriſſen und zerſtreut am Boden. Zwiſchen Trommeln und Holzſchuhen, zwiſchen zerbrochenen Gewehren und verbeulten Zivilhüten. Darunter das ſtrotzende Gold eines Offiziersrocks. Wohl ſelten iſt eine geſchlagene Armee ſo unwürdig davongelaufen, wie die engliſch-belgiſchen Waffengefährten, die in den Oktobertagen des Jahres 1914 von der Schelde aus ihr Land und ihre Waffen verließen."

Ueber die oft ſinnloſe Zerſtörungswut der ausziehenden Beſatzung ſchreibt der Reichstagsabgeordnete Leube, der Antwerpen in den Tagen nach der Einnahme beſucht hat: „Der große Antwerpener Hafen bietet ein Bild der Vernichtung. Vor vielen Schleuſeneingängen hat man große, meiſtens mit Getreide beladene Leichterſchiffe verſenkt, vor der Hafeneinfahrt den großen Lloyddampfer „Gneiſenau". In 32 anderen deutſchen Dampfern hat man durch Dynamitpatronen die Maſchinen gründlich zerſtört. Ich beſichtigte den Lloyddampfer „Santa Fé", wo man außerdem noch in ſinnloſeſter Weiſe alles kurz und klein geſchlagen und aufgebrochen hatte. Man kann ſagen, meiſtens iſt nur der Schiffsrumpf heil geblieben. Auf drei Quaiſchuppen ſah ich einige tauſend Automobile, die Hälfte ohne jedes Untergeſtell, andere wieder ohne Gummireifen, und alle mit zerſtörten Zylindern. Eine große Anzahl der für die Kongokolonie fertiggeſtellten, für die Brandung extra groß gebauten hölzernen Landungsboote waren ſämtlich am Steuerbordbug mit einer Axt durchlöchert. Ein ganzer Quaiſchuppen war angezündet worden; die Ladekräne waren durch die Hitze verbogen und zuſammengeſunken. Daß die großen, dem Staate und der Stadt gehörenden Petroleumtanks durch Feuer vernichtet ſind, iſt ſchon berichtet. Andere große Tanks, die Amerikanern gehören, hat man verſchont. Aber trotz aller Zerſtörungswut iſt doch noch ſehr viel gerettet, und es darf der Wert der noch im Hafen in Speichern und an den Quais lagernden Waren wohl auf eine halbe Milliarde geſchätzt werden. Wieviel davon Deutſchen und Neutralen gehört, wird ſo ſchnell wie möglich unterſucht, um dem Verderben ausgeſetzte Güter rechtzeitig zu verwerten."

Einen Beſuch im verlaſſenen Palais des Belgierkönigs ſchildert der Kriegsberichterſtatter des „Berliner Tageblatts": „Der Zufall wollte es, daß ich den Kuſtos des kleinen Schloſſes an der Place de Meir kannte, in dem der König die letzten Stunden in ſeinem Lande verlebt hat. Ein kleines, beengtes Patrizierſchloß, das reifer Geſchmack in der Mitte des 18. Jahrhunderts dort errichtet hatte. Mit ein paar Kollegen fand ich Einlaß in die Räume, in denen noch die Spuren des eiligen Aufbruchs erſchütternd zu ſehen waren. In allen Zimmern hatte man Tiſchtelephons angelegt, die in ſchreiendem Widerſpruch zu der Ruhe und dem gedämpften Hauch alter Kultur an die Hilfsmittel einer aufgeregten, neuen Zeit mahnten. Auf dem Schreibtiſch des Königs noch Papiere und das offene Tintenfaß. Neben der Schreibmappe eine Nummer der „Kölniſchen Zeitung", in der der Artikel „Die Wahrheit über Löwen" angeſtrichen war. Im Schlafzimmer war das Bett noch nicht wieder geordnet. Nebenan war das Zimmer der kleinen Prinzeſſin Marie-José. Ein paar verwelkte Blumen lagen auf dem Nacht-

tisch. Auf die Kinderträume der Kleinen waren diese Tage sicher wie Rauhreif gefallen. Die wahnsinnige Hast und die Tränen der Kammerzofen, die Trauer des Vaters und die Flucht, das alles muß seine Schatten auf diese bisher sonnige und verklärte Kindheit geworfen haben."

Die Rückkehr der nach Holland geflüchteten Bewohner wurde von den Zurückgebliebenen wie von den deutschen Truppen alsbald als dringendstes Bedürfnis empfunden. „Es ist Zeit," schreibt Max Hochdorf im „Berliner Tageblatt", „daß die Bürger zurückkehren, die Häuser wieder lüften und die Geschäfte wieder öffnen. Jetzt muß man noch eine Stunde nach einem Barbier suchen. Am ersten Tage nach der Uebergabe wurden erst sehr wenige Geschäfte aufgetan. Man freut sich über die, die zurückkommen. Sie werden auch den Tieren willkommen sein, die ohne Wartung und Futter zurückgeblieben sind. Vor einer Handlung mit exotischen Vögeln, Affen und Eichkätzchen hörte ich das Hungergeschrei all des verzweifelten Getiers in den Käfigen, das Quietschen und Gejammer der Vogelkehlen, das heisere Gekrächze von Zwergaffen und das unverkennbare Kreischen wütender Papageien hinter den Holzläden. Allmählich wacht die Stadt wieder auf, und die Flammen, die in manchen Häusern noch züngeln, werden durch den Wasserstrahl getötet. Es sind zum Glück, wie bei der sorgsameren Wanderung und Prüfung klar wurde, wirklich nicht viele Flammen. In der Rue du Marché-aux-Souliers sind zehn Geschäftshäuser von Granaten zerstört. Sonst noch hie und da einige Bauten. Und die Feuerwehrleute, die das letzte Feuer besprengen, haben nicht mehr viel Arbeit. Daher stellen sie ihre Rettungsleitern zu anderem Zwecke ein. Sie schicken die Mannschaften auf die Dächer, auf denen noch die belgischen, französischen und englischen Riesenfahnen geflattert haben, und sorgen dafür, daß diese Symbole verschwinden. Das war ihre wichtigste Arbeit an dem Tage, wo Antwerpen wieder erwachte. Uebrigens auch eine Art von Löscharbeit."

Die Flüchtlinge

Nachdem der Antwerpener Generalgouverneur die Parole ausgegeben hatte, wer sein Leben retten wolle, solle flüchten, und zwar nach Norden oder Nordosten, kamen die Flüchtlinge wie eine Sintflut über die Niederlande. Schon am Abend des 8. Oktober waren alle Städte Brabants mit Flüchtlingen überfüllt. Die Angst vor den Deutschen war so groß, daß an der Grenze die holländischen khakigrauen Uniformen, die den deutschen ähnlich sind, unter den Flüchtlingen eine Panik hervorriefen. Die kleinen Kinder warfen sich auf die Knie und streckten die Händchen in die Höhe. Der Amsterdamer „Telegraaf" veröffentlicht einen Brief aus Roosendaal in dem es heißt: „Todmüde, abgemattet kamen die Aermsten in der späten Nacht hier an; es tat ihnen wohl, zu beobachten, wie herzlich sie von der Roosendaaler Einwohnerschaft empfangen wurden. Kein Haus in dem Ort, das nicht bis oben mit belgischen Auswanderern belegt war. Hunderte haben die Nacht in den Kirchen oder in den Lichtbildtheatern zugebracht. Das Bahnhofsgebäude ist im wahren Sinne des Wortes ein Zufluchtsort für Obdachlose geworden. Bis auf den Bahnsteig hin lagerten die Bedrängten, die von Haus und Hof geflohen waren. Wohin man blickte: auf dem Bahnhofsplatz, auf dem Markt, in den Straßen, saßen die Leute auf ihren Bündelchen. Manche von den müden Frauen legte ihren Säugling an die Brust. Andere waren von vier oder fünf Kleinen umringt, die weinend fragten, wann sie nach Hause zu Bett kämen. Ein seltsamer Auszug muß es gewesen sein. Es hieß offenbar: „Rette sich, wer kann!" Das Beste ließ man im Stich, wertlose Gegenstände wurden in aller Eile zusammengerafft. Wir sahen eine alte Frau, die als einzigen Schatz einen geborstenen Kaffeetopf gerettet hatte. Kinder trugen Körb-

chen, andere hatten Vogelbauer. In Tücher und Decken wurden die unmöglichſten, oft ganz unnütze Sachen geknöpft, und ſo ſind die Leute weggezogen, ſtundenweit. Wohin, wußten ſie ja nicht; es hieß nur fort aus Antwerpen, wo die Polizei an den Häuſern vorbeiging, an die Türen klopfte und den Wunſch kundgab, daß die Nichtkämpfer gut daran täten, ſich in Sicherheit zu bringen. Eben iſt ein Zug mit ungefähr 3000 belgiſchen Flüchtlingen nach Rotterdam abgegangen. Daß alles gut von ſtatten ging, und daß die Leute in der Angſt, voneinander getrennt zu werden, keine Unfälle erlitten haben, iſt in der Hauptſache den holländiſchen Soldaten zu verdanken. Ueberall boten ſie hilfreiche Hand, wußten ſie zu tröſten und zu beruhigen. Kaum iſt die eine Gruppe in den Wagen geſchoben, ſo wird ſchon der folgende Reiſende wiederum untergebracht. Bärtige Landwehrleute ſieht man Kinderwagen ſchieben, Säuglinge tragen, und wenn die Tauſende von Menſchen, die meiſtens nicht wiſſen, wohin es mit ihnen geht, ein Plätzchen in dem ungeheuer langen Zuge gefunden haben, beginnt die Brotverteilung: dann gehen die Soldaten mit Waſchſchüſſeln voll Butterbroten die Wagen entlang, wo ſich ihnen die Hände gierig entgegenſtrecken. Kaum iſt der eine Zug abgefertigt, ſo ſteht ſchon ein anderer bereit, um die Flüchtlinge nach Städten zu bringen, wo Ruhe und Friede herrſcht."

Zwiſchen der belgiſchen und der holländiſchen Regierung war ſchon in den erſten Tagen der Belagerung von Antwerpen vereinbart worden, daß im Notfall eine große Anzahl Flüchtlinge nach Rotterdam überſiedeln könne. Dorthin wurde denn auch der erſte Hauptſtrom geleitet. „Während der ganzen Nacht vom 8. zum 9. Oktober," ſchreibt ein Rotterdamer, „rollten dumpf in regelmäßigen Zwiſchenräumen die endloſen belgiſchen Züge über den Viadukt, der unſere Stadt quer durchſchneidet. Am Bahnhof, wo eine tauſendköpfige Menge neugieriger und hilfsbedürftiger Leute ſich angeſammelt hatte, ſah man Szenen, die Erinnerungen an langverfloſſene Zeiten wachriefen, als zur Zeit Parmas halb Flandern und Brabant nach Holland überſiedelte. Es war eine regelrechte Völkerwanderung. Flüchtlinge, die hier blieben, wurden beköſtigt und auf Transportwagen durch die Stadt nach den Auswandererhallen der großen Schiffahrtsgeſellſchaften gebracht. Viele ſind auch bei Familien untergebracht. Sehr viele wurden weitergeſchickt. Der Flüchtlingsſtrom dauert noch an. Im Augenblick, da ich dies ſchreibe, ſehe ich aus dem Fenſter einen überfüllten belgiſchen Zug mit 40 Wagen einfahren. Auch Hunderte von Schiffen ſind gekommen."

Man begreift die Panik nur, wenn man hört, mit welchen Mitteln die öffentliche Meinung in Antwerpen vor und während der Belagerung bearbeitet worden iſt. Der Kriegskorreſpondent der „Voſſiſchen Zeitung", Dr. Oskar Bongardt, meldet, es hätten ſich in Antwerpen Beweiſe dafür gefunden, daß die falſchen Nachrichten über Siege der Verbündeten von der Preſſeabteilung des belgiſchen Kriegsminiſteriums ſelbſt ausgegangen ſeien. Ferner erzählt Bongardt, wie durch ſcheußliche Flugbilder, die in Hunderttauſenden von Exemplaren verbreitet wurden, das arme getäuſchte Volk mit wahnſinnigen Ideen über die Grauſamkeit der deutſchen Soldaten erfüllt worden iſt. „Man ſieht," ſchreibt er, „auf dieſen meiſt von Künſtlerhand gut gezeichneten, in großem Format und ſorgfältigem Buntdruck hergeſtellten Bildern, wie deutſche Soldaten mit lachendem Ausdruck teufliſcher Freude und Genugtuung wehrloſe und unſchuldige Frauen und Kinder zerfleiſchen und in brennende Häuſer auf Kinder ſchießen. Da iſt eine Infanteriekompagnie abgebildet, die auf dem Bajonett die abgeſchlagenen Köpfe von Belgiern einherträgt. Faſt jeder Mann hat irgend einen geſtohlenen Gegenſtand unter dem Arm oder auf dem Rücken. Im Vorbeigehen ſchlägt ein Offizier mit dem Säbel einer Frau den Schädel ein. Am ſtärkſten ſucht man auf die in ſehr vielen Diſtrikten überaus ſtrenggläubige Bevölkerung einzuwirken, indem man die deutſchen Soldaten als Gottesleugner

und Kirchenſchänder darſtellt. Auf einem großen Bilde ſieht man das Innere einer Kirche, in der betrunkene Deutſche, mit dem Ornat der Prieſter bekleidet, den Kelch in der einen und die Weinflaſche in der andern Hand und den Helm auf dem Kopfe die heiligen Handlungen nachäffen, während andere Soldaten weinende belgiſche Frauen mit dem Gewehrkolben aus der Kirche hinausſtoßen. Dazu entſprechende Unterſchriften in flämiſcher, franzöſiſcher und engliſcher Sprache."

Wenn man ſolche Einzelheiten hört, verſteht man auf einmal auch die wahnſinnige Angſt der Flüchtlinge vor der Heimkehr. Der zurückgebliebenen Bevölkerung mußte ebenſoviel wie der deutſchen Beſatzung daran liegen, daß Handel und Wandel in der eroberten Stadt wie im übrigen Land bald wieder ins gewohnte Geleiſe kamen. Schon am zweiten Tage der Beſetzung Antwerpens führten deutſche Soldaten Flöße und Fähren ans linke Scheldeufer, dorthin, wo das Land Antwerpen an holländiſches Gebiet angrenzt. Die Männer, Frauen und Kinder, die ſich hierhin vor den deutſchen Granaten geflüchtet hatten, wurden ermuntert und ihnen die Verſicherung gegeben, daß ihr Leben nicht mehr in Gefahr ſei. Immerhin gelang es, auf dieſem Weg wenigſtens einen kleinen Teil der Flüchtlinge und verſchiedene Trupps belgiſcher Gefangener übers Waſſer zu bringen. Auch der belgiſche Abgeordnete Dr. Franck, der übrigens auf dem Gebiet des Seerechts einen internationalen Ruf beſitzt und deutſche Wiſſenſchaft und Kultur hochſchätzt, hat ſein Möglichſtes getan, um durch Erklärungen in der Öffentlichkeit die Ausreißer zur Heimkehr zu bewegen*). Der Rechtsanwalt Le Clercq, der juriſtiſche Beirat der Stadt Antwerpen, ging in eigener Perſon nach Rooſendaal und hielt vor den Flüchtlingen eine beruhigende und aufmunternde Anſprache. Durch alle dieſe Bemühungen ließen ſich zunächſt aber nur einige Tauſende zur Rückkehr beſtimmen.

Die belgiſchen Flüchtlinge wurden allmählich eine Art Landplage für Holland. Ein Korreſpondent der „Neuen Zürcher Zeitung" ſchreibt unter dem 18. Oktober: „Nach einer holländiſchen Schätzung beträgt die Anzahl der belgiſchen Flüchtlinge in Holland jetzt anderthalb Millionen, wovon die eine Hälfte aus Antwerpen und Umgebung, die andere Hälfte von Uebertritten aus anderen Gebieten herrührt. Dieſer Unmenge Notleidender vermag Holland ſchon jetzt kaum Unterkunft und Nahrung darzubieten, jedenfalls aber nicht noch längere Zeit, ohne daß aus der bereits vorhandenen Kalamität geradezu eine Kataſtrophe wird. Selbſt die wirklich großartige Opferwilligkeit, die die holländiſche Bevölkerung aller Stände an den Tag legt, vermag dagegen nicht ſtandzuhalten. Zwiſchen dem deutſchen Militär und den holländiſchen Grenzbehörden ſind nun Abmachungen getroffen worden, um die ſchleunigſte Rückwanderung der geflüchteten Zivilbevölkerung zu erleichtern. Aber die Mehrzahl der in Holland befindlichen Flüchtlinge wehrt ſich mit allen Kräften gegen die Rückkehr, und nicht bloß die aus Antwerpen Entwichenen, ſondern auch ſolche aus anderen Okkupationsgebieten. Obgleich ihnen ihre eigenen Gemeindevertreter, die deswegen nach Holland kamen, zureden und obgleich die holländiſchen Regierungsvertreter aufs beſtimmteſte in öffentlichen Bekanntmachungen verſichern, daß die deutſchen Militärbehörden ſich verpflichtet haben, den Zurückkehrenden nichts zuleide zu tun, erklärten die Belgier, lieber im gaſtfreien Holland leben oder ſterben, als ſich freiwillig in deutſche Gewalt begeben zu wollen. Auch wüßten ſie, daß die Engländer durch Fliegerproklamationen verbreitet hätten, Antwerpen würde bald zurückerobert werden. Bis dahin ſollten die Flüchtlinge mit der Rückkehr warten. Ferner machen die geflohenen Belgier den Einwand, die Deutſchen nähmen alle zurück-

*) Inzwiſchen iſt ihm und dem Senator Ryckmans, mit dem zuſammen er im Namen der Stadt mit den Deutſchen über die Kapitulation verhandelt hatte, von der nach Le Havre übergeſiedelten belgiſchen Regierung der Prozeß wegen Hochverrats gemacht worden. Dr. Franck wußte ſich natürlich mit Leichtigkeit zu rechtfertigen.

kehrenden achtzehn- bis dreißigjährigen Männer gefangen oder ſteckten ſie gar zwangsweiſe in deutſche Uniform und ſchickten ſie gegen die Ruſſen*). Die deutſchen Behörden haben ſich ausdrücklich verpflichtet, keinen bürgerlichen Flüchtling, gleichgültig welchen Alters er ſei, bei ſeiner Rückkehr zu beläſtigen, ſo lange er ſich friedlich benehme. Aber es hatten unzählige Soldaten nach dem Fall Antwerpens ihre Uniformen und Waffen fortgeworfen und waren in bereit gehaltenen Zivilkleidern über die holländiſche Grenze geflohen. Dieſe will die deutſche Militärbehörde natürlich nicht im Lande haben, weil die Tauſende und Abertauſende bürgerlich gekleideter, aktiv geſchulter Soldaten und Offiziere eines Tages den deutſchen Okkupationstruppen gefährlich werden könnten. Darum hat ſich die deutſche Militärbehörde eine Prüfung des Militärverhältniſſes der männlichen Rückwanderer vorbehalten. Sie ſollen entweder in Holland interniert werden oder ſie werden, wenn ſie über die Grenze zurückkommen, als Gefangene behandelt und nach Deutſchland geſchickt. Dringend gewünſcht wird die Rückkehr aller ruhigen Bürger, damit die bürgerlichen Verhältniſſe wieder in den gewohnten Gang kommen. Es wird ſogar angedroht, wenn die Ortsangeſeſſenen nicht bald zurückkehren, müßte das Militär in den verlaſſenen Städten und Dörfern, vor allem aber in Antwerpen, die bisher mit Einquartierung verſchonten verſchloſſenen Häuſer aufbrechen und mit Soldaten belegen laſſen. Auch wären Diebereien durch umherſtreifendes Geſindel zu befürchten.

Die Holländer hegen die Beſorgnis, daß unter den obwaltenden Umſtänden vornehmlich die begüterten Flüchtlinge zurückwandern, die armen dagegen ihnen zur Laſt bleiben könnten, ſo daß ſchließlich wohl eine zwangsweiſe Abſchiebung ins Auge gefaßt werden müßte. Bereits wird die Frage erörtert, ob England, das bisher knapp zweihunderttauſend flüchtige Belgier aufgenommen hat, nicht noch einen Teil der Mittelloſen übernehmen könnte, die durchaus nicht unter die deutſche Okkupation zurückkehren wollen. Natürlich dürften es nicht verkappte, in Zivilkleidern ſteckende Soldaten ſein, die dann auf dem Umwege über England wieder gegen Deutſchland ins Feld geſchickt würden! Kurzum die Löſung dieſer Flüchtlingsfrage bildet eine ſchwere Sorge, namentlich für Holland. In England, wo die belgiſche Invaſion hauptſächlich London heimſuchte, wurde bereits öffentlich der Vorſchlag gemacht, die beſchäftigungsloſen Belgier. ſoweit ſie ländliche Arbeit leiſten können, zu Meliorationsarbeiten nach Irland abzutransportieren. Nach Holland ſind unter anderem eine große Zahl von belgiſchen Eiſenbahnangeſtellten geflohen. Während der Kampf um Antwerpen tobte, haben ſie ihre ſämtlichen Angehörigen und Freunde in lange Eiſenbahnzüge geladen und ſind mit ihnen über die holländiſche Grenze gedampft, und zwar trotz dem Einſpruch und Gegenbefehl der holländiſchen Bahnbeamten. Man ſcheute ſich ſogar nicht, bei abgeſtellten Signalen zu fahren auf die Gefahr hin, mit holländiſchen Bahnzügen an der Grenze auf nicht freigegebener Strecke zuſammenzurennen. Sie haben ſich dann ihre Bahnwaggons als Familienlogis häuslich eingerichtet und wollen unter keinen Umſtänden zurück ohne einen ausdrücklichen Befehl der belgiſchen Regierung. Sie weigern ſich ſogar, ungeachtet der beſtimmten Zuſicherung, daß ſie ſelbſt frei nach Holland zurückkehren dürfen, mit ihren Zügen zunächſt nur ihre Landsleute abzutransportieren, die heimwärts wollen. Sie lehnen es ab, überhaupt zu fahren, und wollen dem deutſchen Feind keinen Dienſt erweiſen. Mit der gleichen Begründung verweigern alle möglichen Arbeiter und Gewerbetreibende ihre Rückkehr und appellieren an die Großmut Hollands, um im Lande bleiben zu dürfen, worüber die Holländer bei allem Mitleid wenig erbaut ſind. Denn ihre eigene Arbeiterbevölkerung und der Mittelſtand ſelbſt leiden ſchon unter Arbeitsmangel und Geſchäftsſtille. Vorläufig verſucht man, die Belgier mit guten Zureden loszuwerden, unter der Ver-

*) Dieſer Unſinn ſteht ſogar in einem Gouvernementsbefehl des belgiſchen Generalſtabs, den man bei einem gefallenen belgiſchen Offizier gefunden hat.

Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Die Bevölkerung von Antwerpen auf der Flucht nach Holland

Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Die belgischen Flüchtlinge in Holland versuchen durch Aufschriften an den Bretterwänden sich wieder zu finden und zu verständigen

Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Belgiſche Gefangene aus Antwerpen werden in Mecheln von deutſchen Soldaten geſpeiſt

Phot. Berliner Illuſtrations-Geſellſchaft, Berlin

Von den aus Antwerpen flüchtenden Soldaten in der Eile weggeworfene Ausrüſtungsſtücke

ſicherung, daß die deutſchen Okkupationsbehörden ſich ausdrücklich verpflichteten, entgegenkommend und wohlwollend gegen alle Zurückkehrenden zu verfahren. Allerdings iſt ja vorher in Belgien ſo unglaublich auf die Irreführung und Aufſtachelung des unglücklichen Volkes hingearbeitet worden, daß die holländiſchen Beruhigungsverſuche nicht recht verfangen wollen." Erſt in den folgenden Wochen begann der Flüchtlingsſtrom ſich allmählich etwas zu verlaufen.

Der Zuſammenbruch der belgiſch-engliſchen Armee

Die Flucht aus Antwerpen und die Entwaffnung belgiſcher und engliſcher Truppen in Holland

Am 8. Oktober konnten ſich die Engländer, in deren Hände Antwerpens Schickſal gelegt war, nicht länger verhehlen, daß ſie der deutſchen Beſchießung höchſtens noch kurze Zeit würden widerſtehen können. So begannen ſie den Rückzug vorzubereiten. In der Nacht und am andern Tage zog der größte Teil der belgiſchen Feldarmee über St. Nikolaas und Brügge dicht unter der niederländiſchen Grenze nach Weſten ab, da man mit Grund fürchtete, die Deutſchen könnten durch einen Vorſtoß nach Weſten den Abzug der belgiſchen Armee nach der franzöſiſchen Grenze verhindern (vgl. S. 155).

Am 9. Oktober nachmittags beſchloſſen auch die Engländer den Rückzug und mit ihnen die letzten belgiſchen Fortbeſatzungen, ſoweit ſie nicht in Zivilkleidung über die holländiſche Grenze flohen. Im gegebenen Augenblick wurden die Forts Schooten, Brasſchaet, Merxem, Capellen, Lille, St. Gillis und Everſele in die Luft geſprengt; auf den Trümmern wurde die weiße Flagge gehißt.

Wohl war der Abzug der engliſch-belgiſchen Kräfte von ſtarken Truppen geſchützt, aber es war nur Infanterie, während die Deutſchen mit Artillerie von Dendermonde nach St. Nikolaas aufmarſchierten, um dem Feind in die Flanken zu fallen. Sie griffen mit voller Wucht an; ihre Schrapnells, die aus einer Entfernung von acht Kilometern kamen und mit verblüffender Sicherheit einſchlugen, verurſachten eine fürchterliche Panik unter der feindlichen Nachhut. Die Engländer empfingen dieſe Feuertaufe mit dem gewohnten Gleichmut, aber die Belgier waren der Verzweiflung nahe. Die Offiziere riefen den Mannſchaften zu, ruhig zu bleiben; es half nichts. Sie wollten fort aus dem mörderiſchen Regen von Blei und Eiſen, den der unſichtbare Feind auf ſie herniederſandte. Sie hatten nur die Wahl zwiſchen zwei Möglichkeiten: auszuharren und zu kämpfen bis zum letzten Mann, oder über die Grenze der neutralen Niederlande zu fliehen. Auch die Engländer wählten das letztere, und ſo eilten ſie nach Holland, ununterbrochen verfolgt von dem Feuer der deutſchen Kanonen. In der Nähe von Clinge im Süden von Hulſt lieferten ſie ihre Waffen an die holländiſchen Soldaten ab. Ein Teil erreichte das neutrale Gebiet nicht mehr und wurde von den Deutſchen umzingelt und gefangen genommen.

Der Führer der engliſchen Seedivision (im ganzen hatten die Engländer eine Brigade Marineinfanterie, zwei Brigaden Matroſen und eine geringe Anzahl ſchwerer Schiffsgeſchütze nach Antwerpen geſchickt) war Generalmajor Paris. In ſeinem dienſtlichen Bericht an die Admiralität gibt er folgende Schilderung des engliſchen Rückzugs: „In der Nacht des 8. Oktober begann die Beſchießung von Stadt, Forts und Laufgräben. Da die Waſſerleitung abgeſchnitten war, waren Löſchverſuche unmöglich, und bald ſtanden viele Häuſer in Brand. Zum Glück wehte kein Wind, ſonſt wäre vielleicht die ganze Stadt vernichtet worden. Am 8. ergab ſich, daß das belgiſche Heer die Forts nicht lange mehr halten konnte. Gegen halb 6 Uhr begriff ich, daß ein ſofor-

tiger Rückzug unter dem Schutz der Dunkelheit geboten ſei, wenn ein Unglück vermieden werden ſollte. General de Guiſe, der belgiſche Befehlshaber, war damit vollſtändig einverſtanden. Der Rückzug begann um halb 8 Uhr und vollzog ſich unter ſehr ſchwierigen Umſtänden. Der Feind bedrohte unſere unmittelbare Rückzugslinie, ſo daß ein Umweg von 25 Kilometer in nördlicher Richtung geboten war. Alle Wege waren mit belgiſchen Truppen, Flüchtlingen, Viehherden und allen möglichen Gefährten angefüllt. Dadurch wurde es faſt ganz unmöglich, Fühlung zu behalten. Zum Teil infolge von Ermüdung, zum Teil auch aus nicht aufgeklärten Urſachen trennten ſich größere Abteilungen der erſten Seebrigade ab und zu meinem Aerger muß ich melden, daß ſie entweder gefangen oder in den Niederlanden interniert wurden. Nach einem Marſche, der die ganze Nacht dauerte, erreichten jedoch ein Bataillon der erſten Brigade, die zweite Brigade und die Marine-Infanteriebrigade, bis auf ein Bataillon, St. Gillis im Waeſerlande, wo ſie ohne weiteren Zwiſchenfall den Rückzug auf der Eiſenbahn fortſetzten. Das Bataillon der Marine-Infanteriebrigade, das die Nachhut bildete, erreichte auch noch am Nachmittag nebſt Hunderten von Flüchtlingen einen Zug, allein der Bahnkörper war aufgebrochen, die Lokomotive entgleiſte und der Feind eröffnete das Feuer. Es entſtand große Verwirrung; es war dunkel und die Erregung unter den Flüchtlingen verhinderte die Ausgabe von Befehlen. Das Bataillon benahm ſich jedoch ausgezeichnet und es gelang ihm, ſich kämpfend einen Weg zu bahnen, freilich unter Verluſt von mehr als der Hälfte der Mannſchaften. Die andern marſchierten noch 15 Kilometer weiter bis Selzaete und beſtiegen alsdann einen Zug."

Die Entwaffnung der auf holländiſches Gebiet übergetretenen Truppen ging glatt von ſtatten; die holländiſche Militärbehörde hatte ſich ſchon tagelang darauf vorbereitet und bedeutende Verſtärkungen an der Grenze vorgenommen. Im ganzen ſind etwa 40 000 Mann belgiſcher und engliſcher Truppen in den Niederlanden interniert. Die Zahlenangaben der einzelnen Internierungslager ſind ungenau, da das eine Mal die in Zivilkleidern Geflüchteten mitgerechnet ſind, das andere Mal nicht. In der Hitze der Verfolgung ſind auch 48 deutſche Ulanen, die an der Grenze patrouillierten, um verſprengte belgiſche Truppen gefangen zu nehmen, aus Verſehen auf holländiſches Gebiet geraten, wo ſie gleichfalls interniert werden mußten.

Die belgiſche Hauptmacht erreichte ungehindert Oſtende; die Nachhut dagegen, die ihren Rückzug deckte, hatte noch eine Reihe ſchwerer, verluſtreicher Gefechte gegen die raſch an die Küſte nachrückenden deutſchen Verfolger zu beſtehen. Immer wieder wurden kleinere belgiſche Abteilungen abgeſprengt und über die holländiſche Grenze getrieben. Am 11. Oktober zogen die Deutſchen in Gent ein, im ſelben Augenblick, als die letzten belgiſchen und engliſchen Truppen es auf der entgegengeſetzten Seite verließen. In Gent machte das deutſche Heer nur eine kurze Raſt; die Offiziere bezogen die Hotels, die Bevölkerung verhielt ſich ſehr freundlich. Nur eine kleine Beſatzung blieb zurück. Am folgenden Tag wurden die Belgier von den Verfolgern bei Brügge geſtellt. Es entſtand ein hartnäckiges Gefecht, das durch einen raſchen verluſtreichen Rückzug der Belgier auf Oſtende ſeinen Abſchluß fand. Am 14. Oktober wurde Brügge von den Deutſchen beſetzt.

Die Beſetzung von Oſtende

Als die belgiſch-engliſche Armee in Oſtende ankam, harrte ihrer bereits ein ſtarkes Geſchwader von engliſchen Transportſchiffen, um ſie nach franzöſiſchen und engliſchen Häfen zu bringen. Die belgiſchen Truppen ſollten in Frankreich reorganiſiert werden und fortan auf dem linken Flügel der Verbündeten mitkämpfen. Die 5000 Mann Engländer, die von den „Rettern Antwerpens" noch übrig waren, wurden nach England zurückbefördert.

Aber die deutſchen Kolonnen näherten ſich Oſtende mit Rieſenſchritten. Auf drei Wegen kamen ſie: über Eecloo und Brügge, von Kortryk über Thorhout und von Ypern durch Dixmuiden. Am 14. Oktober ſtanden ſie noch einen Tagesmarſch von Oſtende. Die letzten belgiſchen Truppen, die nicht mehr hatten eingeſchifft werden können, zogen ſchleunigſt aus Oſtende ab, um der Küſte entlang nach Dünkirchen zu entkommen.

Ueber die Stimmung in Oſtende vor dem Einmarſch der Deutſchen ſchreibt der Berichterſtatter der „Daily News“: „Am Quai von Oſtende hatten ſich am Abend des 14. Oktober Tauſende von Flüchtlingen angeſammelt in der Hoffnung, am folgenden Morgen zu Schiff abreiſen zu können; aber es ließ ſich keines ſehen. Einige Hunderte hatten ſchon Zuflucht gefunden in Fiſcherbooten, die am Quai lagen, um nach Frankreich oder England zu ſegeln. Die Zurückgebliebenen blickten ſehnſüchtig über's Meer, ob vielleicht doch noch ein Schiff erſcheine. Die Stadt war menſchenleer, alle Läden waren geſchloſſen und keine Lebensmittel zu erhalten. Um 10 Uhr ging ich nach dem Quai und vernahm dort, die Deutſchen ſeien nur zwei Meilen entfernt. Es herrſchte große Erregung. Auf Handkarren verlud man die Gewehre und die Munition für die Bürgerwehr und warf alles ins Meer.“

Die Ankunft der Deutſchen in Oſtende ſchildert der Amerikaner Alliſon folgendermaßen: „Am Donnerstag, den 15. Oktober, morgens um 10 Uhr, erſchien der letzte belgiſche Soldat am Strande. Er kam auf einem ſchwarzen Klepper aus dem Fiſcherquartier, wo er wahrſcheinlich geſchlafen hatte, ſo daß er den Abzug ſeiner Kameraden verpaßt hatte. Er hatte keinen Sattel und im Galopp rief er auf Flämiſch: „Die Deutſchen ſind hier!“ und ſchlug auf ſein Pferd mit ſeinem Karabiner. Er rannte die Straße hinunter und ſchrie immer nach dem Weg nach Dünkirchen. Ich hörte ſpäter, daß er nicht mehr durchkam. Die Deutſchen fingen ihn zehn Minuten ſpäter. Als ich am amerikaniſchen Konſulat ſtand, ſah ich 13 deutſche Ulanen. Sie waren famos beritten, hatten die Lanzen in den Händen und ritten in ſonderbarer Weiſe, die ich erſt begriff, als ich ſah, daß ſie die Namen der Straßen ablaſen und einem mitteilten, der eine Karte in der Hand hatte. Als ſie in die richtige Straße kamen, drehten ſie um, ritten zum Hauſe des Bürgermeiſters von Oſtende und klopften an die Türe. Der Bürgermeiſter kam perſönlich mit zwei Gendarmen. Er war in großem Dienſtanzug, ſchwarzem Ueberrock und weißer Binde. Sie grüßten ihn ſehr höflich. Nach einer kleinen Unterhaltung gingen alle zuſammen fort. Unmittelbar darauf erſchienen mehrere Ulanen mit Radfahrern, ritten auf den Platz vor dem Rathaus, den Grooten Markt, und banden ihre Pferde feſt. Der Bürgermeiſter ging in das Rathaus, um die Offiziere zu erwarten. Der erſte Offizier kam um 11 Uhr mit einem Dutzend Ulanen. Jede der deutſchen Streifgruppen ſchien genau die Stadt zu kennen und kam, ohne zu zögern, immer zum Rathaus. Dem erſten Offizier folgten zwei große Motorwagen voll von Offizieren. Im erſten ſaß Feldmarſchall v. d. Goltz, der deutſche Generalgouverneur. Kurz vorher traf noch der Konſul der Vereinigten Staaten ein, den der Bürgermeiſter gerufen hatte. Nach den Einleitungsworten bat der Generalgouverneur den Konſul, ihn nach Brügge zu begleiten, um dem für Oſtende beſtimmten Kommandanten vorgeſtellt zu werden. Da der Chauffeur des Konſuls den Weg kannte, ſo fuhr v. d. Goltz mit dem amerikaniſchen Auto zurück. Von dieſem Augenblick an gehörte die Stadt den Deutſchen, und deutſche Offiziere ſtrömten in die Stadt auf allen erdenklichen Autowagen. Um 8.45 Uhr erſchien ein Bataillon. Wochen hindurch war kein Licht in Oſtende geweſen, aber an dieſem Abend mußte auf Befehl der Deutſchen jedes Fenſter in der Kapellenſtraat, die zum Grooten Markt führt, beleuchtet werden. Während der Nacht marſchierten noch drei Regimenter ein, und jedes fand ſchon die Unterkunftsanweiſung vor. Ich wollte nicht glauben, daß ſich die Offiziere in unſeren Hotels wohl fühlen könnten, weil ich dachte,

niemand ſpreche Deutſch hier. Aber die Offiziere lachten mich aus, als wir ihnen dies ſagten. „Jedermann in Oſtende ſpricht Deutſch," riefen ſie, und ſie hatten wirklich recht. In dieſer Stadt, wo man ſeit Wochen kein deutſches Wort gehört hatte, zeigten Hotelbeſitzer, Kellner und Portiers plötzlich eine ſolche Fähigkeit für das Deutſche, daß man beinahe geglaubt hätte, es wäre ihre Mutterſprache."

Max Hochdorf erzählt im „Berliner Tageblatt": „Alles Volk von Oſtende, das einheimiſche und noch mehr das unzählige fremde Volk der Flüchtlinge, zitterte, als die Vorhut der deutſchen Radfahrer auf dem Marktplatz hielt und abſprang. Die deutſchen Soldaten bemerkten kaum dieſe Furcht, denn ſie wußten nicht, daß man ſie wochenlang als Tiger und Menſchenfreſſer verſchrieen hatte. Die Deutſchen wollten nur eines ſehen: „Das Meer? das Meer? Wo iſt die Nordſee?" Alle Soldaten ſind dann ſchleunigſt zum Strand marſchiert, und ſie haben ſich vor die Flut geſtellt, die an jenem Tage gerade ſehr ſtill war, und diejenigen, die vielleicht zum erſtenmal die Nordſee geſehen, haben über das Meer bis zum Horizont hinuntergeſtarrt. Hinter dem Horizont liegt aber England. Dieſe Frage nach dem Meer iſt den Belgiern als die ſtärkſte, als die am meiſten auffallende Erinnerung zurückgeblieben.

Vorher war an der ganzen belgiſchen Küſte weſtlich bis Dünkirchen eine Panik über die Menſchen gekommen, die ganz vernünftige Männer und ſonſt ſehr vorſichtige Frauen zu den wildeſten Abenteuern verleitete. Es iſt Tatſache, daß manche Menſchen ihr Leben ſchwachen Fiſcherbooten anvertraut haben, um ſo die engliſche Küſte zu erreichen. Es iſt zu befürchten, daß manche dieſer Boote nie an ihr Ziel gekommen ſind. Es iſt traurige Gewißheit, daß die Flüchtlinge jegliches Urteil eingebüßt hatten. Sie glaubten, Glasſchränke und Sofas ſo nach England verſchiffen zu können, und wagten es gegen alle vernünftige Berechnung. Für einen Platz auf ſolcher Barke wurden in Blankenberghe hundert Francs geboten, und zwar von Menſchen, die nicht einen Centime mehr als dieſe hundert Francs beſaßen. Die franzöſiſchen, belgiſchen und engliſchen Zeitungen, die man wochenlang in Oſtende geleſen hat, können wohl die Köpfe entſetzlich verwirrt haben. Aber eine ſo ungeheure Panik iſt vollkommen nur als eine geiſtige Epidemie zu erklären, die plötzlich Tauſende von Gemütern befällt."

Welchen Eindruck die Beſetzung Oſtendes durch die Deutſchen in England machte, zeigt ein Artikel der „Times", in dem es heißt: „Der Kampf um den Beſitz der Küſte nimmt jetzt hauptſächlich das öffentliche Intereſſe bei uns in Anſpruch. Die deutſche Beſetzung Oſtendes erregt hier mehr Aufſehen als ſelbſt der Fall Antwerpens, und zwar aus mehreren Gründen. Vielen Engländern, die ſonſt keine andere Stadt auf dem Feſtland kennen, iſt Oſtende wohlbekannt. Es iſt einer der bedeutendſten Poſt- und Perſonenverkehrshäfen von und nach England. Die Beſetzung durch die Deutſchen hat auf die Phantaſie vieler Eindruck gemacht, die die Möglichkeit einer Beſetzung von Paris mit Ruhe betrachtet hätten. Wenn wir nach der Urſache der Beſorgnis ſuchen, die in manchen Kreiſen während einiger Tage der letzten Woche beſtand, ſo finden wir ſie nicht in dem Gerede über Spione oder Zeppeline oder die Möglichkeit einer Invaſion, ſondern in der einfachen Tatſache, daß deutſche Truppen an der Küſte der Nordſee aufgetaucht ſind."

Oſtende

Zwei Tagebuchblätter von Luigi Barzini, deutſch von Henriette Zeis

13. Oktober.

Alle Dampfer, alle Segler, alle Barken, die ſich in Oſtende befanden, ſind in den erſten Morgenſtunden abgefahren. Geſtern noch ein buntes Gewimmel in allen Binnenhäfen, heute eine Leere und Stille, die die unheimliche Empfindung von Tod und Verödung weckt. Die Schiffsmaſten Oſtendes waren für beſtimmte Straßen ein Schmuck,

Phot. Vereenigde Fotobureaux, Amsterdam

Deutsche Truppen aus Ostende besetzen Blankenberghe

Phot. Dr. Trenkler & Co., Leipzig

Blick auf den Hafen von Ostende

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Automobil-Kolonne im Hofe der deutschen Kommandantur in Lüttich

Phot. Erich Benninghoven, Berlin-Friedenau

Deutsche Truppen bei der Wiederherstellung eines von den Feinden in Belgien gesprengten Eisenbahn-Tunnels

das Meer ſchlängelt ſich bis in die Stadt hinein, Schiffe und Häuſer ſcheinen ſich wie in Venedig zu verbinden und zu verſtehen. Jetzt iſt das Waſſer plötzlich leer und öde geworden. Alles, was die Schiffahrt an Beweglichkeit und Abwechslung in das Stadtbild trug, iſt verſchwunden. Tiefe Einſamkeit empfindet man. Mehr noch als die Flucht der Menſchen, wirkt die der Schiffe als ein ſicheres Vorzeichen kommenden Unheils. Der Stillſtand in den Docks hat etwas finſter Drohendes an ſich.

Im Einfahrtskanal werden die letzten Segel aufgezogen, die im Morgendunſt rieſengroß und fahl ausſehen. Hunderte von Fiſcherbarken hatten den Befehl erhalten hinauszuſegeln und haben in Schwärmen das Weite geſucht. In der Nacht haben ſich Tauſende von Menſchen auf kleinen Seglern eingeſchifft, und man erblickt Myriaden von Segeln auf dem grauen Meer, wenn eine leichte Briſe den Nebel zerteilt.

Die engliſchen Kreuzer ſind verſchwunden. Keine Züge laufen mehr ein, die Stadt entvölkert ſich langſam. Faſt alle Truppen ſind abgezogen, und lange Karawanen von Flüchtlingen ſind nach der holländiſchen oder franzöſiſchen Grenze unterwegs. Auch an das Eintagsleben, das die verbannte Reſidenz hier führte, erinnert nichts mehr. Nach dem geräuſchvollen Hereinſtrömen von Volk und Heer, wobei ganz Belgien Oſtende zu überfluten ſchien, wirkt die ringsum herrſchende Stille um ſo entſetzlicher.

Belgien hat nur noch wenige Stunden zum Leben. Truppen, denen wir geſtern abend auf der Straße nach Brügge begegneten, kommen an und ſtellen ſich auf dem Rathausplatz auf. Eine deutſche „Taube“ zieht ihre Kreiſe und wirft eine Bombe, die keinen Schaden anrichtet. Aber eine Abteilung belgiſcher Soldaten läuft voll Wut zur Kathedrale und beſteigt die Türme in dem Wahn, dem feindlichen Flugzeug näher zu ſein, wenn ihre Gewehrſalve von den ſchlanken Fialen aus krache. Die Schützen müſſen mit Gewalt heruntergeholt werden, damit die Deutſchen nicht die Kirche beſchießen.

Wir wollten im Auto nach Zeebrügge zurück; in Le Coq rieten uns jedoch zurückkehrende Trupps belgiſcher Soldaten ab, da die deutſche Kavallerie ſchon in Blankenberghe ſei. Der Kreis zieht ſich immer enger zuſammen. Wir wenden uns Brügge zu und hören Gewehrſchüſſe. Auf der Straße ſchleppen ſich hinkend und elend, mit fiebernden Augen, die letzten Nachzügler des belgiſchen Heeres dahin. Sie hatten keine Offiziere mehr, waren ganz ſich ſelbſt überlaſſen, ohne Befehle, ohne Ordnung. Sie retteten ſich, wie ſie konnten. „Wo ſind die andern?“ fragten ſie alle. Dann gingen ſie weiter. Als ſie die Gewehrſalven hörten, blieben ſie ſtehen, mit fragendem Blick ſich umſehend. Was gibt's? „Es iſt nichts weiter,“ ſagte einer und fügte hinzu: „Canardons quelques uhlans!“ (Knallen wir ein paar Ulanen nieder!). Mit der erſchreckenden Ruhe eines Selbſtmörders, der nichts mehr zu hoffen hat, machte ſich dieſe Handvoll Verſprengter zum letzten, verzweifelten Widerſtand bereit, obwohl ſie ihre Waffen hätten wegwerfen und ohne Schande ihr Leben hätten retten können, da ſie für das Heer ja doch verloren waren. Sie luden ihre Gewehre und poſtierten ſich zu beiden Seiten des Straßenrandes, hinter Baumſtümpfen Deckung nehmend, den Feind, den Tod erwartend. So verkörperten ſie den ganzen Todeskampf ihres Vaterlandes.

15. Oktober.

Oſtende iſt ausgeſtorben, Oſtende lebt nicht mehr, es iſt ein abgenommenes Glied. Geſtern abend ſchien es, als ob viele Bewohner bleiben wollten, heute morgen hat ſie aber alle der paniſche Schrecken ergriffen. Kleinhändler, die ihre Läden noch offen hatten, liefen einfach davon, ohne zu ſchließen. Die Straßen ſind durch das lange Biwakieren verſchmutzt und verunreinigt, ſie ſehen wie nach einer Plünderung aus. In einem Gäßchen, das zum Fiſchmarkt führt, ſehen wir drei Soldaten, die eben daran ſind, ihre Uniform auszuziehen, um ſich in Zivilkleider zu ſtecken. Es ſind die letzten belgiſchen Soldaten, die wir in Oſtende geſehen haben.

Es iſt 10 Uhr morgens. Die Deutſchen müſſen an den Toren der Stadt ſein. Wir begeben uns zum Bürgermeiſter, — einem ſchönen Flamländer, der mit ſeinem blonden Bart an ein altes Gemälde erinnert, — um Erkundigung einzuziehen. „Sofort abreiſen!“ ſagt er zu uns. „Die Deutſchen werden in zehn Minuten hier ſein.“

In der Tat, kurz darauf reitet ein Ulan, einen Radfahrer zur Seite, in ſcharfem Trab heran, aus der Richtung Blankenberghe kommend. Es iſt 10 Uhr 20 Minuten: Die Eroberung Belgiens iſt vollendet.

Der Ulan, ein Unteroffizier, reitet über die Hafenbrücken und biegt vom Bahnhofsplatz in die Stadt ein; immer im Trab, kommt er zum Rathaus, mit der Sicherheit eines Ortskundigen und der Gelaſſenheit eines Spaziergängers. Er ſchaut geradeaus, ohne die geringſte Neugierde für die verlaſſene Stadt zu zeigen, in der er und ſein Radfahrer faſt die einzigen lebenden Weſen zu ſein ſcheinen.

Beim Rathaus angekommen, bleibt er ſtehen, beugt ſich vom Sattel herab und reicht einem der Gemeindediener ein Päckchen Papiere hin. Dieſer nimmt ſie, als wären ſie glühendes Eiſen, an dem er ſich die Finger verbrennen könnte, und verſchwindet damit ins Innere des Gebäudes. Wahrſcheinlich die erſten Befehle der neuen Regierung an den Bürgermeiſter. Der Ulan wartet, den Hals ſeines Pferdes klopfend, der Radfahrer raſt zurück. Unterdeſſen treffen in kurzen Zwiſchenräumen einige Fähnlein ein, Gruppen von ſieben, acht Ulanen, mit eingelegter Lanze, von Offizieren geführt. Die grauen Uniformen mehren ſich. Auch auf der Straße von Brügge kommen ſie heran. In den ausgeſtorbenen Straßen ertönt Hufſchlag; derbe, teutoniſche Kommandorufe hallen wider und Patrouillen zerſtreuen ſich in der Stadt. Das Rathaus wird Hauptquartier; reitende Eilboten kommen und gehen.

Die Beſetzung Oſtendes vollzieht ſich in der denkbar einfachſten Art und Weiſe. Es iſt eine bloße Förmlichkeit, keine kriegeriſche Unternehmung.

Die Erſcheinung der deutſchen Truppen iſt prächtig. Man bemerkt an ihnen weder Müdigkeit noch Verwirrung. Die Pferde ſehen ausgezeichnet aus. Alle ſo grau, alle ſo gleichmäßig, erſcheinen dieſe Soldaten wie aus einem Guß, — gewiſſermaßen das neueſte deutſche Ausfuhrprodukt, ganz „made in Germany“. Ihr Geſichtsausdruck hat im erſten Augenblick nichts Heiteres; er iſt von einer ſinnbildlichen, herben Unempfindlichkeit. Sie wiſſen wohl, daß man ſie durch die Fenſter belauert, und wollen nicht allzu vertrauensvoll erſcheinen. Immerhin iſt mit ihrem Stolz nicht zu ſpaßen. Wenn ihnen einer den Gehorſam verſagte, würden ſie keinen Augenblick zögern, ihm einige hundert Gramm Blei zu ſchicken.

Ein Fähnlein beſetzt das Telegraphenamt; ein anderes reitet zum Bahnhof. Wir können uns nicht mehr verhehlen, daß die Beſetzung des Hafens nahe bevorſteht, und daß unſere Jacht, die draußen unter engliſcher Flagge ſegelt, Gefahr läuft, in Beſchlag genommen zu werden. Es iſt alſo höchſte Zeit, uns einzuſchiffen. Schon ſind die Deutſchen da, nur noch zwei Schritte von uns!

[Barzini erzählt dann noch, wie er ſich mit einigen engliſchen Journaliſten von der Jacht aus in einer Barke nochmals den Hafendämmen nähern will, hierbei aber von deutſchen Ulanen beſchoſſen wird. Er ſchließt: „Nun wird uns Deutſchland wohl eine Rechnung über drei Lire Kriegsſpeſen für zwecklos verſchoſſene Munition präſentieren!“]

(Corriere della Sera.)

Die Vereinigung der beiden weſtlichen Kriegsſchauplätze

Die allgemeine militäriſche Lage nach der Einnahme von Oſtende war in großen Zügen folgende: Die Reſte der Belgier zogen in der Richtung auf Dünkirchen ab. Der Zugang auf dieſe Seefeſte von der Küſte her wurde den verfolgenden deutſchen

Truppen durch die Ungunſt des Geländes verwehrt; von der Nordſee verläuft über Nieuport—Dixmuiden—Ypern der Yſer und dem Ypernkanal entlang ein leicht unter Waſſer zu ſetzender Landſtreifen voll tiefer und breiter Waſſergräben. Dieſes natürliche Hindernis wurde von den Verbündeten natürlich mit Leichtigkeit verteidigt. Ferner hatten franzöſiſche und engliſche Truppen, vor allem franzöſiſche Marineinfanterie, eine ſtarke Stellung zwiſchen Dixmuiden und Rouſſelaere bezogen, um den Rückzug der Belgier zu decken. An dieſer Linie entwickelte ſich ein heftiger Kampf. Rouſſelaere wurde von den Deutſchen beſetzt. Gleichzeitig begann in der Gegend von Ypern und Kortryk ein hartnäckiges Ringen zwiſchen dem hierher vorgeſchobenen linken Flügel der franzöſiſchen Hauptarmee und der deutſchen Antwerpenarmee, die hier Fühlung mit dem rechten Flügel des deutſchen Weſtheeres zu gewinnen ſuchte, was ihr auch ſchließlich gelang.

Die belgiſche Nordſeeküſte wurde mit deutſchen Marineſoldaten beſetzt. Starke Küſtenverteidigungswerke wurden angelegt, um Angriffen der engliſchen Flotte Widerſtand leiſten zu können. Dieſe ließen denn auch nicht lange auf ſich warten. Schon in den erſten Kämpfen bei Nieuport erſchienen engliſche Monitoren und beſchoſſen die rechte Flanke der Deutſchen, allerdings ohne Erfolg.

Der Flüchtlingsſtrom, den die Deutſchen vor ſich her trieben, hatte ſich auf franzöſiſches Gebiet ergoſſen und dort aus den nordfranzöſiſchen Dörfern und Städten noch Zuwachs erhalten. Das allgemeine Ziel war Calais. Ein Korreſpondent der „Daily News" ſchreibt von dort: „Calais iſt vollſtändig mit Flüchtlingen beſetzt. Sie ſchlafen in Ställen, Scheunen und oft unter freiem Himmel, oder auch auf Dampfern im Baſſin und auf Fiſcherbooten im Hafen. Allein am Hafen, wo die Fiſcherboote aus den verſchiedenſten Orten der franzöſiſchen Küſte ſo dicht wie Pökelheringe nebeneinander liegen, lebt eine Bevölkerung, faſt ebenſo ſtark, wie die der ganzen Stadt in normalen Zeiten. Familien, in Lumpen gekleidet, ihren ärmlichen Hausrat um ſich herum, ſieht man neben beſſerſituierten, die gut gekleidet und gut genährt ſind. Die gemeinſame Not hat ſie zuſammengeführt. Alle dieſe Menſchen warten, daß etwas geſchehen ſoll, was, wiſſen ſie allerdings ſelbſt nicht. Sie leben in einem Traum und können nicht glauben, daß das, was ihnen paſſiert iſt, wirklich wahr iſt. Jeden Tag gehen Hunderte und Aberhunderte nach dem Quai, wo ſie in Regen oder Sonnenſchein in traurigen ſtillen Gruppen zuſammenſtehen und geduldig Ausſchau halten, ob nicht ein engliſches Schiff kommt und ſie abholt."

Die Schlachtfront von den Südvogeſen bis an den Kanal war geſchloſſen. Nun war es mit franzöſiſchen Umfaſſungsverſuchen vorbei; der letzte, der von Dünkirchen aus verſucht werden ſollte, war aufgegeben worden, weil der raſche Fall Antwerpens und das blitzſchnelle Vorrücken der Deutſchen längs der belgiſchen Küſte keine Hoffnung auf einen nachhaltigen Erfolg mehr ließen. Eine bedauerliche Folge dieſes letzten geplanten Umgehungsverſuchs war die zweckloſe Verteidigung und Beſchießung Lilles (vgl. den Generalſtabsbericht S. 104).

Deutſche Fürſten beim Weſtheer

25. September.

Prinz Oskar von Preußen, der inzwiſchen das Eiſerne Kreuz erſter Klaſſe erhalten hat, iſt leicht erkrankt. Seine Königsgrenadiere hatten am 24. September in der Gegend von Verdun wie die Löwen gekämpft. Sie lagen mit den Turkos in mörderiſchen Kämpfen. Der Prinz führte ſein Regiment ſelbſt zum Sieg. Nach dem Kampf brach der Prinz an einer akuten Herzſchwäche zuſammen.

28. September.

Prinz Franz von Bayern, des Königs dritter Sohn, Generalmajor und Kommandeur des bayeriſchen Infanterieregiments Kronprinz Luitpold in München, iſt bei den letzten Kämpfen am Oberſchenkel verwundet worden und befindet ſich auf dem Rücktransport nach München.

5. Oktober.

Großherzog Friedrich Auguſt von Oldenburg hat das Eiſerne Kreuz erſter Klaſſe erhalten. Wie er es erwarb, ſchildert ein Verwundeter im „Hannoverſchen Kurier": „Anfangs hatten wir Oldenburger ein heftiges Artilleriefeuer des überlegenen Feindes auszuhalten. Immer näher rückten die Franzoſen und der Hagel von Geſchoſſen lichtete unſere Reihen zuſehends. Einzelne Gruppen der Unſeren begannen zu weichen und riſſen andere mit ſich fort. Da kam von hinten her unſer Großherzog im Automobil, ſtieg aus, entriß einem Verwundeten das Gewehr und ſtürzte mit dem Ruf: „Donnerwetter, wollt ihr wohl vorwärts!" uns allen im heftigſten Kugelregen voran. Im Sprung folgten wir und gelangten in eine Mulde, die uns eine vorzügliche Deckung bot. Von hier aus wurde der Angriff des Feindes kräftig zurückgeſchlagen. Der Großherzog blieb während des Kampfes in der Schützenlinie und feuerte ſelbſt heftig mit."

7. Oktober.

Prinz Eitel Friedrich von Preußen iſt im Gefecht mit dem Pferd geſtürzt und hat ſich eine Verletzung des Knies zugezogen.

12. Oktober.

Prinz Maximilian von Heſſen wurde bei Bailleul in Nordfrankreich ſchwer verwundet und iſt am gleichen Tag im benachbarten Trappiſtenkloſter geſtorben. Da dieſes in engliſche Hände fiel, wurde er mit drei engliſchen Offizieren auf dem Kloſterland begraben.

Prinz Maximilian, der am 20. Oktober das zwanzigſte Lebensjahr vollendet hätte, war der zweite von den ſechs Söhnen des Prinzen Friedrich Karl von Heſſen und der Prinzeſſin Margarete, der jüngſten Schweſter des Kaiſers. Er hatte erſt im vorigen Jahre die Lichterfelder Kadettenanſtalt verlaſſen. Kurz vorher ſind ſein Vater und einer ſeiner Brüder verwundet worden (vgl. I., S. 292).

15. Oktober.

Prinz Wilhelm zu Wied, der bisherige Fürſt von Albanien, iſt als Major à la suite dem Generalſtab zugeteilt worden und bereits zur Front abgegangen.

17. Oktober.

Prinz Wolrad zu Waldeck und Pyrmont iſt bei Mosly in Nordfrankreich als Führer einer Patrouille gefallen.

Prinz Wolrad, geboren 1892, war der Halbbruder des regierenden Fürſten; bei Kriegsausbruch war er Leutnant im preußiſchen Gardedragoner-Regiment Nr. 23.

19. Oktober.

Der Kaiſer hat der Großherzogin Marie Adelheid von Luxemburg und ihrer Mutter die Rote-Kreuzmedaille erſter Klaſſe verliehen.

Vom Großen Hauptquartier

Im September befand ſich das Große Hauptquartier (vgl. I, S. 233) in der Stadt Luxemburg. Ein Berichterſtatter der „Frankfurter Zeitung" ſchreibt: „Jetzt darf man es ja ſagen: Der Kaiſer und das Große Hauptquartier waren einige Wochen lang in Luxemburg. Fragt man die Luxemburger, weshalb der Kaiſer gerade nach Luxemburg kam, ſo ſagen ſie bedeutſam und allwiſſend, wie der Volksmund nun einmal iſt: weil er in einer deutſchen Stadt nicht mehr ſicher war vor den Deutſchen. Der Kaiſer

war sicherlich in Deutschland niemals populärer als jetzt. Aber es ist malerischer, es gehört mehr zu Kaiser und Krieg in der Vorstellung der Luxemburger, daß sich die Verhältnisse seit den letzten Kriegen, die die Luxemburger führten, und das ist lang her, nicht geändert haben, daß Intrigue, Aufstand, Gift, nächtlicher Meuchelmord noch leben.

In Luxemburg wohnte der Kaiser in dem mit roten Ziegelbordüren gezeichneten Haus der deutschen Gesandtschaft an der schönen Straße, die von Luxemburg nach Eich hinabführt. Auf dem Dach des Hauses stand ein Maschinengewehr, und die Höhen ringsum hatten Scheinwerfer, die ihre Lichtkegel durch die Nacht warfen, auf der Jagd nach französischen Fliegern. Kurz vorher hatte ein solcher Bomben in Luxemburg abgeworfen. Tagsüber waren die Scheinwerfer durch Geheimpolizisten in Sportanzügen ersetzt. Da niemand in Luxemburg solche Anzüge trug und außerdem einer den andern kennt, so hatten diese Geheimpolizisten von der ersten Stunde an wenig Geheimes für die Luxemburger. Der Kaiser erging sich jeden Abend zur selben Stunde vor dem Haus, in dem er wohnte, und der kurze Straßenzug war dann, außer für die Elektrische, abgesperrt. Er fuhr oft im Auto in den Grünenwald, um in dessen einsamen Wegen zu spazieren oder den Wald zu durchreiten. Er fuhr auch öfter zum Schlachtfeld. In Luxemburg hatte er seine eigene Küche mit eigenem Küchengerät, Tafelsilber und Linnen. Das Kasino, das Haus eines Privatklubs, war für diese Zwecke gemietet worden, und täglich ging der Kaiser dorthin mit seinem ganzen Stab essen. Moltke, Bethmann Hollweg, Tirpitz und Stein waren bald gut bekannte Persönlichkeiten in der Stadt.

Schon seit längerer Zeit ist der Kaiser nicht mehr in Luxemburg. Die Pferde sind fort, die Schar der Chauffeure mit adlerbesetzten Kragen und dem Armband G. H. Q. (Großes Hauptquartier), die Autos, Tirpitz und Bethmann, Scheinwerfer und Maschinengewehre und Geheimpolizisten, alles ist fort."

Das Hauptquartier war *auf französischen Boden* verlegt worden. Ueber das Leben und Treiben an diesem militärischen Mittelpunkt der deutschen Armee erzählt der Kriegsberichterstatter der „Vossischen Zeitung", Dr. Oskar Bongard: „Große Wegweiser zeigen in weithin sichtbarer Schrift die Straßen nach den *militärischen Dienststellen* an, so daß niemand irregehen kann. Der regste Verkehr herrscht vor der Präfektur, wo der Generalstab des Feldheeres seinen Sitz aufgeschlagen hat. Auf dem Platze dort stehen immer eine große Anzahl von Kraftwagen, während andere ununterbrochen ankommen und abfahren. Generale, andere hohe Offiziere und Generalstäbler gehen ein und aus, denn von hier geht die feinnervige Leitung der Operationen der im Kampf stehenden Armeen aus.

Um bei den neuzeitlichen Millionenheeren die auf Hunderte von Kilometern Schlachtlinie verteilten Armeen lenken zu können, bedarf es eines ausgedehnten *Telegraphennetzes*, dessen Mittelpunkt das Große Hauptquartier bildet. Mit unglaublicher Schnelligkeit und Geschicklichkeit wurde es hergestellt. Das Telegraphenamt des Großen Hauptquartiers kann den gewaltigen Anforderungen, die ihm gestellt werden, nur dadurch nachkommen, daß es Schnelltelegraphenbetrieb besitzt. Der Schnelltelegraph ist eine ganz junge deutsche Erfindung, die von unserer Telegraphenverwaltung in aller Stille mit der Firma Siemens & Halske zusammen ausgeprobt und zu solcher Vollendung gebracht worden ist, daß durch ihn in der Minute bis zu tausend Buchstaben und Zeichen von beiden Enden des Drahtes zu den andern gleichzeitig übertragen werden können. Man kann also zur selben Zeit ein Telegramm von A nach B und eins von B nach A durch denselben Draht aufgeben, das macht bei der Höchstleistung 2000 Worte in der Minute. In ununterbrochenem Tag- und Nachtbetrieb werden täglich acht- bis neuntausend Telegramme bearbeitet. Die Beamten sind acht Stunden ohne Pause tätig, es folgen acht Stunden Ruhe und dann wieder acht Stunden Arbeit. Die höchste Arbeits-

leiſtung wird aus ihnen herausgeholt, aber ſie geben ſie freudig in dem allgemeinen Wunſch und Drang, dem Vaterlande zu dienen. Drei direkte Leitungen verbinden das Große Hauptquartier mit der Heimat. Außerdem ſind alle größeren Etappenorte und alle anderen wichtigen Plätze, die in Feindesland in deutſchem Beſitz ſind, mit ihm verbunden. Neben dem Schnelltelegraphen ſind auch noch alle anderen Betriebsarten, wie zum Beiſpiel Morſe-, Klopf- und Hughes-Apparate vertreten, die meiſt auf den belgiſchen und franzöſiſchen Telegraphenämtern vorgefunden wurden, aber erſt wiederhergeſtellt werden mußten, da die einheimiſchen Telegraphenbeamten ſie vor dem Verlaſſen des Amtes unbrauchbar gemacht hatten."

Auch die Kriegsberichterſtattung hat ihren Sitz im Großen Hauptquartier. Es iſt nicht mehr wie im ſiebziger Krieg, wo ein Troß Berichterſtatter die kämpfenden Armeen durch alle Fährniſſe des Schlachtenlebens begleitete. Oft wurden damals die Berichte in der Gefahrenzone abgefaßt, aber auch oft machte das Bataillon der Kriegsberichterſtatter den leitenden Stellen viel Arbeit: galt es doch, für ſie zu ſorgen und ihre Sicherheit zu überwachen. Ganz anders iſt man heute an die Aufgabe herangetreten. Der Korreſpondent des „Berliner Tageblatts" erzählt: „Zum Hauptquartier ſind im ganzen acht Kriegsberichterſtatter zugelaſſen worden, deren berufliches Leben militäriſch geregelt und deren Feder durch weiſe Fügung in vorgeſchriebene Bahnen gelenkt worden iſt. Der feinnervige Apparat einer Heeresleitung würde naturgemäß ungeheuer leiden, wenn, ſelbſt in der gemeſſenſten Entfernung, Dritte Wirken und Weſen dieſes Organismus mit ſpähendem Auge überwachen könnten. Nicht etwa, daß die Kriegsberichterſtatter dieſes Krieges nichts erleben! Tägliche, ausführliche Inſtruktionen über den Fortgang der kriegeriſchen Operationen, Fahrten über kilometerlange Schlachtfelder und Vorträge über das Weſen des Krieges füllen die viel zu ſchnell fliehende Zeit. Aber dem Wunſch, das Erfahrene und Gehörte ſchnell hinauszurufen in alle Welt, auf daß das Volk der Heimat froh und zuverſichtlich bleibe, ſind Zügel angelegt. Die planvoll durchdachten Operationen der Armeen, das mit jeder Stunde ſichtbarer werdende Ziel, das näher und näher rückt, die deutlicher und klarer aufſteigende Umwertung des großen Gedankens in die noch größere Tat, alles muß im Innern bewahrt bleiben. Nur zu leicht könnte der Gegner unterrichtet werden über Pläne und Abſichten unſerer Heeresleitung. Und ſo darf man vieles, was man weiß, nicht ſagen."

Der Luftkrieg

Die Teilnahme der deutſchen Luftkreuzer, Tauben und Doppeldecker an den kriegeriſchen Operationen wurde bereits bei verſchiedenen Gelegenheiten erwähnt: Bei den Kämpfen um Albert und Arras (S. 139), bei der Beſchießung von Lille (S. 141) und bei der Belagerung von Antwerpen (S. 154 und 162). Es folgen hier noch ein paar Meldungen über die Tätigkeit der Luftſchiffe und Flugzeuge, größtenteils außerhalb der Kampffront im engeren Sinn.

24. September.

Um 11 Uhr abends erſchien ein Zeppelin über Oſtende. Er warf drei Bomben, die einigen Sachſchaden anrichteten, aber niemand töteten. Das Luftſchiff hat anſcheinend ganz Weſtflandern überflogen. Es wurde über Kortryk, Sotteghem, Rouſſe, Ninove und Geeraardsbergen geſehen.

27. September.

Ueber Paris iſt wieder ein deutſcher Flieger erſchienen, der im ganzen fünf Bomben, vor allem in der Nähe des Eiffelturmes, abwarf. Wegen des Nebels konnte man das Flugzeug nicht ſehen. Zwei Perſonen wurden tödlich verletzt.

1. Oktober.

Ein deutſches Flugzeug wurde über Calais geſichtet. Von den drei Bomben, die es warf, fiel eine in das Fort Nieulay. Der Schaden iſt nicht allzu bedeutend.

3. Oktober.

Bei einer der letzten Fahrten des Zeppelin über Antwerpen, von der die Belgier berichtet hatten, das Luftſchiff ſei durch ihre Scheinwerfer zur Umkehr gezwungen worden, war dieſes tatſächlich in ernſtliche Gefahr geraten. Eine Granate platzte in bedrohlicher Nähe des Ballons und zertrümmerte das Gerüſt, an dem eine der hinteren Schrauben befeſtigt iſt. Die ſchwere Luftſchraube neigte ſich unglücklicherweiſe nach innen und drohte in die Gondel zu ſtürzen, wobei ſie unfehlbar die Mannſchaft ſchwer verletzt und die Motoren beſchädigt hätte. Es galt nun während der Fahrt hoch in der Luft das Geſtänge abzuſägen und gleichzeitig die Schraube ohne Gefahr für die Mannſchaft zu beſeitigen. Der Obermaſchiniſt Richard Luickhardt meldete ſich freiwillig zu dieſer gefährlichen Aufgabe. Mit einer Metallſäge und mit Feilen ausgerüſtet, kletterte er außen am Ballon entlang und es gelang ihm tatſächlich nach einer harten Arbeit von faſt einer halben Stunde, die Arbeit auszuführen und ſo die weitere Manövrierfähigkeit des Zeppelinluftſchiffes zu ſichern. Nicht genug mit dieſer Leiſtung, machte ſich Luickhardt auch daran, die Hülle, die auf eine größere Länge aufgeriſſen war und infolgedeſſen ſtarken Luftwiderſtand bot, zu reparieren. Auch dieſes Wagnis, das bei raſender Fahrt ausgeführt werden mußte, gelang. Luickhardt hat zum Lohn für ſein tapferes, opfermutiges Verhalten das Eiſerne Kreuz 1. Klaſſe erhalten.

11. Oktober.

Drei deutſche Militär-Aviatik-Doppeldecker überflogen Paris. Sie kreuzten längere Zeit, durch Wolken gut verdeckt, über der Hauptſtadt und warfen dann 17 Bomben und einige Abwurfflaſchen, geſpickt mit Zetteln, auf denen zu leſen ſtand: „Antwerpen iſt gefallen. Ihr kommt nächſtens an die Reihe. Herzliche Grüße! Die Feldfliegerabteilung 3 und General v. Deimling.“ Durch die Bomben wurden acht Perſonen getötet und 16 verletzt. Der Gebäudeſchaden iſt diesmal ungeheuer. Am ſchwerſten mitgenommen ſind das Faubourg Saint-Antoine und die Rue Lafayette. Nach nahezu vier Stunden landete das Geſchwader wohlbehalten wieder im Flughafen.

14. Oktober.

Eine deutſche Taube überflog Nancy und warf drei Bomben ab, die auf den Bahnhof fielen und hier bedeutenden Schaden anrichteten. Getötet wurde niemand.

15. Oktober.

Bei Peronne in Nordfrankreich wurde ein feindliches Flugzeug durch deutſche Artillerie zur Landung genötigt. Beide Inſaſſen wurden zu Gefangenen gemacht. Bei der Vorführung vor dem Stabe ergab ſich, daß der eine von ihnen Oberſt Grey, ein Bruder von Sir Edward Grey, war.

Belgien unter deutſcher Verwaltung

Die belgiſche Regierung in Le Havre.

13. Oktober.

Die belgiſche Regierung hat, um ihre Handlungsfreiheit zu ſichern, beſchloſſen, ſich nach Frankreich zu begeben. Alle Miniſter mit Ausnahme des Kriegsminiſters haben ſich in Oſtende nach Le Havre eingeſchifft. Das geſamte bei der belgiſchen Regierung beglaubigte diplomatiſche Korps und eine beſtimmte Anzahl von Be-

amten werden ſich gleichfalls nach Le Havre begeben. Die franzöſiſche Regierung hat alle Maßnahmen ergriffen, um die belgiſchen Miniſter ſo gut wie möglich unterzubringen. Die Fragen des internationalen Rechtes, die durch dieſe Ueberſiedlung aufgeworfen werden, ſollen derart gelöſt werden, daß die belgiſche Regierung ſich des Rechtes der Exterritorialität erfreut und Portofreiheit und Vorrang im telegraphiſchen Verkehr genießt. Der König bleibt an der Spitze ſeines Heeres. Die belgiſchen Zeitungen „Indépendance Belge“ und „Métropole“ werden künftig in London erſcheinen.

15. Oktober.

Die belgiſche Regierung hat beim Verlaſſen des belgiſchen Bodens folgende Proklamation anſchlagen laſſen: „Mitbürger! Seit beinahe zweieinhalb Monaten verteidigen die belgiſchen Soldaten mit heroiſcher Anſtrengung Schritt für Schritt den Boden unſeres Vaterlandes. Der Feind hoffte wohl, unſere Armee in Antwerpen vernichten zu können. Ein wohlgeordneter und disziplinierter Rückzug hat jedoch dieſe Hoffnung vernichtet und hat uns die Bewahrung unſerer Streitkräfte geſichert, die fortfahren werden, ohne Raſt für die gerechteſte und ſchönſte Sache zu kämpfen. Von jetzt an operieren dieſe Truppen an der Südgrenze, wo ſie ſich auf unſere Verbündeten ſtützen können. Dank dieſes wertvollen Zuſammenwirkens iſt der Sieg ſicher.

Trotzdem kommt zu den bereits vom belgiſchen Volk mutig ertragenen Opfern eine neue Prüfung. Um zu vermeiden, den Abſichten des Eindringlings dienen zu müſſen, iſt es nötig, daß die belgiſche Regierung ihren Sitz an einen Ort verlegt, von wo aus ſie in Verbindung einerſeits mit der Armee, anderſeits mit Frankreich und England ihr Amt ausüben und die Fortdauer der nationalen Souveränität ſichern kann. Deshalb verläßt ſie heute Oſtende in dankbarer Erinnerung an die ihr von dieſer Stadt bereitete Aufnahme. Sie richtet ſich proviſoriſch in Le Havre ein, wo die herzliche Freundſchaft der franzöſiſchen Republik ihr gleichzeitig die volle Souveränität und die volle Ausübung ihrer Autorität und Macht anbietet.

Mitbürger! Die jetzige Prüfung, die unſer Vaterland auf ſich nehmen muß, wird, wir ſind davon überzeugt, aufs ſchnellſte gerächt werden. Die belgiſche Verwaltung wird weiter funktionieren in dem Umfang, wie es ihr die lokalen Verhältniſſe geſtatten. Der König und die Regierung rechnen auf die Klugheit eures Patriotismus. Ihr ererſeits könnt auf unſere ganze Hingebung zählen, ſowie auf unſere tapfere Armee und die Mitwirkung unſerer Verbündeten, die den Tag der gemeinſamen Befreiung möglichſt zu beſchleunigen ſuchen. Unſer teures Vaterland, das ſo unwürdig verraten und mißhandelt worden iſt, von einer der Mächte, die geſchworen hatte, ſeine Neutralität zu achten, hat ſich in der ganzen Welt wachſende Achtung erworben dank der Einigkeit, dem Mut und dem Weitblick ſeiner Kinder. Es wird dieſer Bewunderung wert bleiben. Wenn der neue Morgen anbricht, wird es aus den Prüfungen ſtärker und ſchöner hervorgehen, da es für die Gerechtigkeit und für die Ehre der Ziviliſation ſelbſt gelitten hat. Es lebe das freie und unabhängige Belgien!“ Es folgen die Unterſchriften aller Miniſter.

Die Haltung der Bevölkerung

An eine innere Ausſöhnung des belgiſchen Volks mit dem deutſchen Eroberer iſt vorerſt, beſonders in den Großſtädten und vor allem in Brüſſel, nicht zu denken. Das verletzte Nationalgefühl übertönt alle Stimmen der Vernunft. Man will auch in den gebildeten Kreiſen nicht von der Auffaſſung ablaſſen, daß Deutſchland einen brutalen Ueberfall beging, daß Belgien ſich dagegen verteidigen mußte, daß es Pflicht und Ehrenſache der Regierung war, die Neutralität zu ſchützen und die Garantiemächte England und Frankreich zu Hilfe zu rufen. Man geht ſogar ſo weit, von Deutſchland Entſchädi-

gungen für die verletzte Neutralität des Landes zu fordern. In dem Bericht eines Augenzeugen, den die „Norddeutſche Allgemeine Zeitung" veröffentlicht, heißt es: „Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß eine Verwaltung von Feindesland, das nur teilweiſe in unſerem Beſitz iſt, eine der ſchwierigſten Aufgaben iſt, zumal einer Bevölkerung gegenüber, die ſtets franzoſenfreundlich war, die heute noch mehr als früher franzöſiſchen und engliſchen Einflüſſen zugänglich iſt und nur franzöſiſchen und engliſchen Nachrichten Glauben ſchenkt. Wir ſehen uns einem Volke gegenüber, das haßerfüllt iſt gegen alles, was deutſch iſt, unſer Vorgehen und die Behandlung ſeines Landes (die meiner Anſicht nach eher zu human iſt) als die größte Grauſamkeit empfindet, und das ſein Vorgehen gegen unſere Truppen auch heute noch vollkommen gerechtfertigt findet, indem es an dem Standpunkt feſthält, daß jedem einzelnen Belgier das Recht zuſtehe, ſein Vaterland auf jede Weiſe, auch mit der Waffe hinterrücks und heimtückiſch, gegen unſere Truppen zu verteidigen. Die Gegenmaßregeln, die von unſeren Truppen gegen das bekannte ſchandbare Verfahren ergriffen wurden, betrachtet man — um mit den Worten eines hoch angeſehenen Belgiers mir gegenüber zu reden — als einen Schandfleck, der in den Annalen der Geſchichte nicht auszuwiſchen ſein wird. Feſt iſt auch heute noch die belgiſche Bevölkerung von den Lügennachrichten über franzöſiſche Siege überzeugt, und daß es nur noch kurzer Zeit bedürfe, um die Deutſchen aus Belgien hinauszuwerfen; deutlich hört man heraus, daß ſie auch jetzt nur auf den Augenblick warten, um ſich wieder auf unſere Truppen und alles, was deutſch iſt, mit raſender Wut zu werfen." Daß das Rachegefühl nicht ſo raſch erkaltet, dafür ſorgt ſchon der Briefwechſel mit den Angehörigen im belgiſchen Heer, für deſſen Aufrechterhaltung wenigſtens die Bemittelten immer wieder Mittel und Wege zu finden wiſſen. Von welchem Geiſte die belgiſchen Truppen erfüllt ſind, zeigt ein Brief eines Grafen Georges Urſel, Leutnants im 8. belgiſchen Infanterieregiment, an ſeine Mutter. In dieſem Brief, der den deutſchen Behörden in die Hände gefallen iſt, finden ſich folgende bezeichnende Sätze: „Ich hoffe, daß dieſe verdammten Deutſchen bald aus unſerm Land verjagt werden. Du wirſt zugegen ſein bei unſerm Einzug in Brüſſel. Das gibt ein Feſt! Dann nur raſch einen großen Vorrat von Streichhölzern her, und Feuer gelegt an Köln und überall da, wo wir durchziehen! Von da ab gibt es keine Verwundeten und keine Gefangenen mehr. Man macht alles nieder."

Die verhaltene Feindſeligkeit äußert ſich bei den beſſeren Ständen in einer kühlen, verächtlichen Reſerve, bei den niederen Klaſſen in paſſivem Widerſtand gegen die Arbeit, beſonders ſoweit ſie dabei unmittelbar mit der deutſchen Verwaltungsbehörde in Berührung kommen. Beide Formen haben ſich in geradezu typiſcher Weiſe in dem Oberbürgermeiſter von Brüſſel, Adolphe Max, verkörpert. Nach verſchiedenen Reibereien (vgl. I, S. 226) wurde er ſchließlich am 26. September verhaftet und als Kriegsgefangener nach dem Truppenübungsplatz Ohrdruf gebracht. Der deutſche Militärgouverneur, General v. Lüttwitz, teilte dies den Brüſſelern durch folgenden Anſchlag mit: „Ich habe mich genötigt geſehen, den Bürgermeiſter Max wegen dienſtwidrigen Verhaltens von ſeinem Amte zu ſuſpendieren. Er befindet ſich in ehrenvoller Haft in einer Feſtung." Das dienſtwidrige Verhalten des Bürgermeiſters, erläutert der Gouverneur in der beigefügten franzöſiſchen Ueberſetzung ſeiner Mitteilung, indem er ſagt: „Le bourgmestre Max ayant fait défaut aux engagements encourus envers le gouvernement allemand, je me suis vu forçé de le suspendre de ses fonctions." Ueber den Tatbeſtand erfährt die „Kölniſche Zeitung": „Die deutſche Militärbehörde hatte der Stadt Brüſſel für den Unterhalt der deutſchen Beſetzungstruppen eine Kriegskontribution von 50 Millionen Frs. auferlegt. Dagegen hatte ſie ſich verpflichtet, alles für den Unterhalt Nötige ſelbſt zu beſchaffen und bar zu bezahlen, auch von der Einquartierung von Truppen bei den Bürgern abzuſehen. Der Bürgermeiſter Max war damit einverſtanden.

Er bezahlte die erſten 5 Millionen bar und ſtellte für die nächſten 15 Millionen Gutſcheine der Stadt Brüſſel aus. Als das deutſche Gouvernement nun auf weitere Zahlung drang, verweigerte er die Reſtzahlung, worauf die deutſche Behörde beſchloß, für dieſen Reſt die Stadt Brüſſel einfach wie alle anderen belgiſchen Gemeinden zu behandeln, nämlich das für den Unterhalt der Truppen Nötige durch Requiſitionsſcheine zu erheben, deren Rückzahlung die Stadt Brüſſel ſpäter zu regeln haben würde. Als aber nun die Deutſche Bank in Brüſſel dem Bürgermeiſter die von ihm gezeichneten Gutſcheine zur Bezahlung vorlegte, verweigerte er auch dieſe. Das war ein ſo offenſichtlicher Bruch ſeiner Verpflichtungen, daß die deutſche Behörde nun nicht länger zögerte und zögern konnte, ihm zu beweiſen, daß ſie auch ſonſt zu wachen verſtehe. Sie verhaftete ihn alſo. Dieſem Tatbeſtand muß man zur Kennzeichnung der Lage und des Bürgermeiſters hinzufügen, daß ſie mit dieſem ſchon kurz vorher eine Auseinanderſetzung gehabt hatte wegen der Eigenmächtigkeit, mit der er das Erſuchen des deutſchen Militärgouverneurs an die Brüſſeler Bürgerſchaft, nun endlich die von ihr zum offenſichtlichen Proteſt gegen die deutſche Beſetzung ausgeſteckten belgiſchen Fahnen einzuziehen, behandelt hatte. Er hatte es durch einen eigenmächtigen Anſchlag erläutert, der zwar die Bürgerſchaft erſuchte, dem Verlangen nachzukommen, aber mit dem einer Herausforderung gleichkommenden Satz ſchloß: „Attendons patiemment l'heure de la réparation!“ Schon damals ließ ihn der deutſche Gouverneur vorführen, ſtand aber von der Amtsenthebung und Abführung des Bürgermeiſters auf deſſen aus eigener Anregung erklärte Bereitwilligkeit ab, ſeinen Anſchlag ſogleich überkleben zu laſſen und jede weitere Eigenmächtigkeit in Zukunft zu unterlaſſen. Seine neuerliche Weigerung, den eingegangenen Verpflichtungen für die Bezahlung der eigenen Gutſcheine nachzukommen, beruhte offenſichtlich auf böſem Willen. Wenn der Bürgermeiſter wollte, konnte er dafür in Brüſſel mehr als genügend Geld bekommen, falls er es nicht in den eigenen Kaſſen hatte. Aber er wollte offenbar nicht. Und er will nicht, weil auch er, wie ſo viele Bürger, wahrſcheinlich den erlogenen Siegesnachrichten glaubt, wonach die Deutſchen in Nordfrankreich geſchlagen und vor den Franzoſen auf dem Rückzuge ſind. Wir wiſſen aus guter Quelle, daß Bürgermeiſter Max noch kurz vor ſeiner Verhaftung gegenüber einem Mitglied des Brüſſeler Schöffenkollegiums dieſer Hoffnung Ausdruck gegeben hat. Da liegt der Schlüſſel ſeines Verhaltens. Wie es ihm und den Brüſſelern bekommen wird, muß die nächſte Zukunft lehren.“

Ueber die Perſönlichkeit und den Lebensgang des verhafteten Oberbürgermeiſters erfährt der Brüſſeler Mitarbeiter der „Voſſiſchen Zeitung“ folgende intereſſante Einzelheiten: „Adolphe Max iſt von Beruf Advokat. Er entſtammt einer deutſchen Familie, denn ſein Großvater kam vor etwa 70 Jahren als deutſcher Arzt nach Belgien und wurde hier bald naturaliſiert. Max, der etwa 45 Jahre alt iſt, debütierte als Journaliſt. Er war in den achtziger Jahren Theaterkritiker des inzwiſchen ſtark in Verruf gekommenen deutſchhetzeriſchen „Petit Bleu“, der im Beſitz des Spielhallenpächters Marquet iſt. Max hat zwar als Junggeſelle ſeine Beziehungen zum Theater in gewiſſer Richtung beibehalten, aber ſich bald in die Politik lanciert und den Journalismus an den Nagel gehängt. Da er der liberalen Partei doktrinärer Richtung angehörte, die ſeit einem halben Jahrhundert die Stadtgemeinde Brüſſel beherrſcht, hatte er es leicht, in die Höhe zu kommen. Er iſt ein gewandter ſchlauer Mann, ein guter Rechner und finanziell unabhängig. Aus dieſem Grunde ernannte ihn die Regierung vor fünf Jahren, als der ungleich befähigtere Bürgermeiſter Emile de Mot ſtarb, zu deſſen Nachfolger. Während der Weltausſtellung ſetzte er ſich, der vorher Schöffe war, dann durch. Er redete vortrefflich, war zu allen liebenswürdig und veranſtaltete im Rathaus glänzende Empfänge. Später begann er Reiſen nach Paris und London zu unternehmen, indem er Beziehungen zu den Gemeindebehörden dieſer Hauptſtädte anknüpfte. Das erhöhte ſein Anſehen,

denn er bereitete auf dieſe Weiſe die Entente vor, die jetzt für Belgien ſo unheilvolle Konſequenzen zeitigt. Noch vierzehn Tage vor Ausbruch des Krieges empfing er den Lordmayor von London mit einer ſtarken Abordnung der Munizipalvertretung. Mit allem Pomp einer theatraliſchen Schauſtellung wurden die Engländer in der Stadt herumgeführt. All das erhöhte die Autorität des Herrn Max, denn der Belgier liebt derartige Schauſtellungen, beſonders, wenn ſie mit Volksbeluſtigungen verbunden ſind. Max, der ſeine Belgier und namentlich ſeine Brüſſeler ganz genau kennt, hat derartiges immer begünſtigt und er iſt gern in jeder Schützengilde, in jeder Fiſchweiberorganiſation erſchienen und hat den Leuten Schmeicheleien geſagt." Natürlich verherrlichen die Brüſſeler ihren Bürgermeiſter jetzt erſt recht und ſprechen ſchon davon, ihm ein Standbild zu errichten. Dafür wäre alſo das Geld da!

Statt des Bürgermeiſters hat vorläufig das Schöffenkollegium der Stadt die Verwaltung der ſtädtiſchen Angelegenheiten in die Hand genommen. Die Schöffen löſten zunächſt die Frage der Kaſſenbons zu beiderſeitiger Zufriedenheit und boten dann für den Reſt von 30 Millionen die Hälfte. Es ſcheint allerdings ausgeſchloſſen, daß das deutſche Gouvernement ſo weit herabgeht; aber es wird doch verhandelt, und es fehlt weder auf der einen noch auf der andern Seite an der ernſthaften Neigung, zu einem Kompromiß zu gelangen.

Die Einnahme von Antwerpen ſcheint nun doch einen kleinen Umſchwung in der Stimmung der belgiſchen Bevölkerung angebahnt zu haben. Wenigſtens meldete die „Kölniſche Zeitung" aus Brüſſel: „Hier iſt eine ſtarke Niedergeſchlagenheit im Publikum bemerkbar geworden, ſeit Antwerpen gefallen iſt und das ſo hoch bewertete militäriſche Eingreifen Englands ſich als erfolglos erwieſen hat. Man will jetzt nicht einmal mehr den amtlichen franzöſiſchen Kriegsberichten Glauben ſchenken, wie inbrünſtig man auch auf den Sieg der Franzoſen und Engländer bei dem gewaltigen Ringen an der belgiſchen Grenze hofft. Im übrigen hütet man ſich vor jeder öffentlichen Kundgebung deutſchfeindlicher Gefühle, zumal allen klar wird, daß die Militär- und Zivilverwaltung alles aufbietet, um Not und Elend vom Land fernzuhalten."

Die erſten Aufgaben der deutſchen Verwaltung

Ueber die Probleme, die der deutſchen Verwaltung in Belgien geſtellt ſind, ſchreibt die „Frankfurter Zeitung": „Die Einrichtung eines ſogenannten Generalgouvernements für beſetzte feindliche Gebiete iſt eine zur Kriegführung gehörige Notwendigkeit. Denn dieſe Gebiete werden in der Regel von den Spitzen der einheimiſchen Behörden verlaſſen und ſtehen außer Verbindung mit der zentralen Landesregierung. Für die erobernde Macht erwächſt daraus die moraliſche Verpflichtung, die Bevölkerung nicht in einem anarchiſchen Zuſtande dahinleben zu laſſen. Da die Militärbehörden nur im Intereſſe der militäriſchen Operationen tätig ſein können, muß alſo eine beſondere Zivilverwaltung geſchaffen werden, die alle Bereiche des öffentlichen Lebens umfaßt. In Belgien wurde unter der Leitung des Generalfeldmarſchalls von der Goltz ein Generalgouvernement eingerichtet, dem einerſeits die Militärgouverneure der einzelnen Städte und Provinzen, anderſeits die Zivilverwaltungen unterſtehen. Die Befugniſſe der Militärgouverneure erſtrecken ſich im weſentlichen auf das Verhältnis des Okkupationsheeres zu der Bevölkerung. Sie ordnen alſo in der Hauptſache das Requiſitionsweſen und die Maßnahmen zur öffentlichen Sicherheit mit Einſchluß der Feldgerichte.

Die Aufgabe der Zivilverwaltung beſteht in der Wiederbelebung der öffentlichen Dienſte, die zuvor von der einheimiſchen Regierung geleitet und geleiſtet worden ſind. Dabei kann es ſich nicht darum handeln, von Grund aus neu zu ſchaffen. Denn dafür müßte ein ungeheurer Stab von heimiſchen Beamten aller Rangklaſſen mitgebracht wer-

den, denen immer noch die erforderliche Kenntnis der lokalen Verhältniſſe fehlen würde. Es kommt alſo darauf an, aus den vorhandenen Reſten des ſtaatlichen Organismus einen Notbau aufzuführen und ihn ſo weit zu beaufſichtigen, daß er nicht gegen die deutſchen Intereſſen mißbraucht werden kann. In Belgien ſind eigenlich nur die Spitzen der einzelnen Verwaltungszweige flüchtig geworden. Die Miniſterien waren mit dem belgiſchen Heere in das belagerte Antwerpen übergeſiedelt. Die mittleren und unteren Beamten ſind, ſoweit ſie nicht zum belgiſchen Heeresdienſt einrückten, meiſt an Ort und Stelle verblieben. Die deutſche Zivilverwaltung muß nun verſuchen, mit Hilfe dieſer Beamten das öffentliche Leben in Gang zu bringen.

Was zunächſt die reinen Verwaltungsbehörden betrifft, ſo treten die Militärgouvernements für einen großen Teil des Verwaltungsbereiches ein, nämlich für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit. Sie organiſieren die Polizei und bedienen ſich dazu der belgiſchen „garde civique", wo dieſe ſich dazu bereit erklärte, natürlich ſtets unter der Ueberwachung durch deutſche Truppen. Für den ganzen übrigen Bereich der Zivilverwaltung iſt ein „Verwaltungschef beim Generalgouvernement" als verantwortlicher Leiter eingeſetzt worden. Der Poſten wurde dem Regierungspräſidenten von Aachen v. Sandt übertragen (vgl. I, S. 224). Unter ihm arbeitet ein Stab höherer Beamten in den einzelnen Reſſorts. Ein in drei Sprachen (deutſch, franzöſiſch, flämiſch) erſcheinendes „Geſetz- und Verordnungsblatt für die okkupierten Gebiete Belgiens" erſetzt das fehlende belgiſche Amtsblatt.

Die einheimiſchen Verwaltungsbeamten in der Provinz ſind ziemlich ausnahmslos auf ihren Poſten verblieben. Sie können überall, wo die Militärbehörde nicht an ihre Stelle tritt, ruhig ihre Tätigkeit ausüben. Genau ſo verhält es ſich mit der Rechtspflege. Nach der erſten Ueberraſchung haben ſich die Staatsanwaltſchaften und die Gerichte wieder konſtituiert.

Die Finanz- und Steuerbehörden haben ebenfalls angefangen, ihren Dienſt aufzunehmen. Hier iſt die Ueberwachung durch deutſche Beamte natürlich ſtrenger, da die eingehenden Gelder nicht an die belgiſche Regierung ausgeliefert werden dürfen. Die Einkünfte ſollen nun dazu dienen, die Koſten des ganzen Verwaltungsapparates zu decken. Auf dieſem Gebiete iſt die Mitarbeit der belgiſchen Beamten am notwendigſten, denn es wäre ſchwer, für die Deutſchen neue Steuerrollen anzulegen. Auch die indirekten Steuern und Zölle werden in der bisherigen Weiſe eingezogen. An der zollpolitiſchen Stellung Belgiens wurde durch die Okkupation und die Errichtung eines deutſchen Generalgouvernements nichts geändert. Belgien gilt Deutſchland gegenüber zollpolitiſch als Ausland.

Poſt und Telegraph greifen am tiefſten in die militäriſchen Intereſſen ein und leiden darum noch am meiſten. Die deutſchen Poſtämter in Lüttich und Namur dienen in erſter Linie der Feldpoſt. In Brüſſel haben ſich bei der geplanten Errichtung eines allgemein zugänglichen Poſtdienſtes Schwierigkeiten ergeben. Die unteren Beamten ſind nicht geneigt, mit der deutſchen Verwaltung zuſammenzuarbeiten. Bisher beſtand in Brüſſel ein lokaler Dienſt mit drei Verteilungen am Tag. Die Poſtämter ſelbſt waren zwar geſchloſſen, aber die Briefträger hatten einen Vorrat von Briefmarken. Dieſen Reſt der belgiſchen Organiſation wollte man an die deutſche Poſt anſchließen, aber die Verhandlungen ſind noch nicht zu einem Abſchluß gediehen. Von deutſcher Seite aus will man den Poſtdienſt auf das ganze okkupierte Gebiet ausdehnen, natürlich unter den Einſchränkungen, die das militäriſche Intereſſe gebietet (offene Briefe uſw.). Zur Frankierung ſollen die deutſchen Briefmarken mit einem Aufdruck in belgiſcher Währung verwendet werden. Auch die bisherigen Tarife ſollen beibehalten werden. Für Privattelegramme ſah man eine Höchſtzahl von 15 Worten vor.

Zu den bisher getroffenen Verwaltungsmaßnahmen gehört auch die Beaufsichtigung der Banken. Es wurde ihnen untersagt, nach dem feindlichen Auslande und dem nicht okkupierten Belgien neue Geschäfte zu machen. Sie dürfen nur die im Gang befindlichen Geschäfte abwickeln. Die Banque Nationale ist durch die Flucht des Vorstandes ein Rumpfinstitut geworden. Aber sie hat, von der Notwendigkeit gedrängt, sich dazu verstehen müssen, den Kleingeldverkehr zu erleichtern. Den Geldwechsel besorgt noch immer ausschließlich die Filiale der Deutschen Bank, und zwar zu dem Satz von 125 Franken für 100 Mark. Man hält an diesem Satz fest, obwohl er auf die Dauer nicht dem wirklichen Verhältnis der Valuten entspricht.

Die Heranziehung der belgischen Behörden beruht auf der Voraussetzung, daß die einheimischen Beamten nicht gegen die deutschen Interessen arbeiten. Sie müssen einen entsprechenden Revers unterschreiben, der die genaue Ueberwachung ihrer Tätigkeit freilich nicht überflüssig machen kann.

Das am schwersten zu lösende Problem bleibt die Behandlung der Presse. Die deutschen Behörden müssen selbstverständlich das Recht der Zensur beanspruchen. Der „Ami du Peuple" in Namur hat sich zuerst unterworfen, die bekannten Brüsseler Blätter waren zum Teil nach Gent und Ostende ausgewandert, zum Teil einfach von der Bildfläche verschwunden. Die Militärbehörde übt eine strenge Kontrolle gegen die Einschmuggelung dieser Blätter nach Brüssel oder dem übrigen okkupierten Belgien. Das Netz ist allerdings noch nicht dicht genug, um den Schmuggel vollkommen zu unterbinden. Da diese Blätter jedoch sehr teuer verkauft werden (1 Fr. für die Nummer), sind die Brüsseler nun tatsächlich ohne Zeitungen, und einige Neugründungen, wie „Dernières Nouvelles", der „Bruxellois" und der „Quotidien" suchen dem Bedürfnis nach Nachrichten entgegenzukommen. Sie unterwerfen sich der deutschen Zensur und begegnen darum dem Mißtrauen der Bevölkerung, die allerdings doch mehr und mehr von diesen einzigen Nachrichtenquellen erwirbt. Vielleicht entschließt sich die eine oder andere der früheren Brüsseler Zeitungen doch, ihrem alten Leserkreis unter den neuen Verhältnissen dienstbar zu werden und wieder in Brüssel zu erscheinen."

Die wirtschaftliche Lage des Landes ist immer noch anormal, wenn auch eine Hungersnot nicht zu erwarten ist. Der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" veröffentlicht eine Unterredung eines seiner Mitarbeiter mit einem deutschen Diplomaten aus dem Haag, der folgendes zu entnehmen ist: „Die noch vorhandenen ökonomischen Mißstände werden verschwinden, sobald die zurückgekehrte Bevölkerung den Landanbau wieder in Angriff nimmt. Soweit in Belgien jetzt von Schwierigkeiten in der Beschaffung von Lebensmitteln die Rede sein kann, handelt es sich bloß um den Mangel an Geld, an Verdienst, um Lebensmittel zu kaufen. Außerdem mangeln die Verkehrsmittel. In beiden Beziehungen trägt aber die belgische Bevölkerung und die belgische Regierung die Schuld. Infolge des Verbotes ihrer höheren Vorgesetzten arbeiten die belgischen Eisenbahn-, Post- und Telegraphenbeamten nicht, was für das deutsche Heer und die deutsche Besatzung ohne Bedeutung ist, der Bevölkerung aber einen um so größeren Schaden bringt. Das Verbot kann mit patriotischen Gesichtspunkten nicht gerechtfertigt werden, denn belgische Eisenbahnbeamte würden bei Militärtransporten so wie so nicht gebraucht werden. Nun verdient die Bevölkerung gar nichts, hat also kein Geld. Die belgischen Arbeiter in den Waffenfabriken wollen grundsätzlich nicht für die deutsche Armee arbeiten (vgl. I, S. 227), aber auch nicht in anderen Fabriken. Dieser Patriotismus mag erklärlich sein, das Resultat ist aber: kein Verdienst, kein Geld, um so mehr als man doch nicht verlangen kann, daß die Deutschen für die belgische Armee Waffen oder anderes Kriegsmaterial verfertigen lassen. Die einzige Arbeit aber, für die in dieser Zeit viel Geld ausgegeben wird, ist die, welche dem Heere zugute kommt. Die Frage ist sicher

ſehr ſchwierig, da die Belgier wiſſen, daß man ſie nicht verhungern läßt. Nichtsdeſtoweniger kann man doch nicht von Unterſtützungen leben und darum iſt es eine Hauptſache für Belgien, daß es wieder zu arbeiten beginnt. Zeichen einer erfreulichen Veränderung ſind allerdings ſchon wahrzunehmen."

Die deutſche Zivilverwaltung hat es von Anfang an als ihre beſondere Aufgabe betrachtet, die belgiſche Induſtrie, zunächſt ſoweit ſie nicht unmittelbar mit den Heeresbedürfniſſen in Zuſammenhang ſteht, neu zu beleben. Der Geheime Oberbergrat Bornhardt vom Handelsminiſterium in Berlin und Bergaſſeſſor Dr. Scheffer aus Dortmund ſind mit der Leitung dieſes Zivilverwaltungszweiges betraut. Es handelte ſich zuerſt darum, den Kohlenbergbau wieder in Betrieb zu bringen. Da man bei den Unternehmern auf Bereitwilligkeit ſtieß, war es nicht nötig, beſondere Maßregeln zu ergreifen. Man überließ auch die Aufſicht und die Verantwortung für den Betrieb den belgiſchen Bergbehörden. Die Zivilverwaltung richtete ihr Bemühen hauptſächlich auf die Schaffung von Transportmöglichkeiten. Da die Eiſenbahnen vollkommen von den Militärbehörden mit Beſchlag belegt wurden und ſelbſtverſtändlich zunächſt den militäriſchen Intereſſen dienen, mußte durch Verhandlungen mit dem Militärgouvernement die Einrichtung von Gütertransporten durchgeſetzt werden. Die Militärbehörden zeigten großes Entgegenkommen. Man erreichte auch, daß die Vizinalbahnen ihren Betrieb zum großen Teil wieder aufnahmen. Ferner wurde der im Umbau befindliche Kanal Charleroi-Brüſſel wieder geöffnet. So wird Brüſſel, das vor der Kohlennot ſtand, für den Winter ausreichend mit Kohle verſorgt werden. Denn in den Bezirken von Lüttich, Charleroi und Mons haben die meiſten Zechen die Förderung wieder aufgenommen. Das Rheiniſch-Weſtfäliſche Kohlenſyndikat, das bisher eine Niederlage in Antwerpen hatte und Belgien hauptſächlich mit Gaskohle verſah, hat ein neues Bureau in Lüttich errichtet.

Die Kohlenverſorgung intereſſiert beſonders auch die Zuckerfabriken, die durchweg geneigt ſind, die Arbeit aufzunehmen, da ſie eine gute Ernte haben. Ihre Hoffnungen werden kaum enttäuſcht werden. Die Rohſtoff-Verſorgung aller übrigen Induſtrien wird ebenfalls von der Zivilverwaltung ins Auge gefaßt. Die Militärverwaltung hat zwar alle Vorräte, die ſie braucht, beſchlagnahmt. Aber es ſind Verhandlungen im Gange, um die Ueberſchüſſe der Privatinduſtrie zugänglich zu machen.

Die deutſche Regierung hat mit ihrem raſchen Eingreifen jedenfalls etwas geleiſtet, was in keinem früheren Krieg geleiſtet wurde. Einen Monat nach der Beſetzung des Landes fängt man bereits auf den verſchiedenſten Gebieten wieder an, die verlaſſene Tätigkeit neu aufzunehmen. Der Erfolg wurde leider bedeutend beeinträchtigt durch einen Aufruf der belgiſchen Regierung an die jungen Belgier, ſich zum Kriegsdienſt zu melden. Der belgiſchen Armee hat der Aufruf nichts genützt, aber dem Lande hat er ſehr geſchadet. Die deutſchen Behörden begegneten ihm durch eine Proklamation, die in der Lütticher Faſſung folgendermaßen lautet: „Eingegangenen Nachrichten zufolge beabſichtigt die belgiſche Regierung drei weitere Jahrgänge zur Armee einzuziehen. Dieſe Einziehung iſt auf Befehl des deutſchen Generalgouverneurs zu verhindern. Ich beſtimme daher, daß die belgiſchen Behörden ſich jeder Mitwirkung bei dieſer Einziehung enthalten und daß ſie die Liſten der Wehrpflichtigen ſofort an das Gouvernement Lüttich einſenden. Widrigenfalls erfolgt Beſchlagnahme und, wenn die erwähnten Liſten nicht bis zum 5. Oktober hier eingehen, Beſtrafung der verantwortlichen belgiſchen Beamten. Den belgiſchen Wehrpflichtigen wird es verboten, den an ſie etwa ergangenen oder noch ergehenden Einberufungen Folge zu leiſten. Zuwiderhandlungen gegen dieſen Befehl haben ſtrenge Beſtrafungen zur Folge, und auch die Angehörigen der belgiſchen Wehrpflichtigen werden zur Verantwortung gezogen werden, ſobald ſie die Geſtellung nicht verhindern."

Kleine Meldungen

29. September.

Durch Verfügung des deutſchen Generalgouvernements iſt das vom König der Belgier vor Ausbruch des Krieges erlaſſene Moratorium bis zum 31. Oktober verlängert worden.

5. Oktober.

Die deutſche Unterſuchungskommiſſion der belgiſchen Greueltaten an Deutſchen in Belgien hat ihre Feſtſtellungen in den von Deutſchen beſetzten Teilen Belgiens vorläufig abgeſchloſſen. Die Kommiſſion hat vornehmlich Ausſagen von Belgiern geſammelt, aus denen hervorgeht, daß die Meuchelmorde in Löwen und anderen Orten auf direkte Veranlaſſung von Antwerpen aus erfolgt ſind, daß die belgiſchen Zivilbehörden die Angriffe auf deutſche Truppen, die ſich in den Quartieren zur Ruhe niedergelegt hatten, ausdrücklich angeordnet haben, und daß die belgiſchen Behörden der Zivilbevölkerung Preiſe auf die Köpfe der deutſchen Truppen zugeſichert hatten.

6. Oktober.

Eine Verordnung des Generalgouverneurs für die beſetzten Gebiete Belgiens beſtimmt die Annahmepflicht deutſchen Geldes in Belgien und ſetzt für die Mark einen Mindeſtkurs von 1,25 Frs. feſt. Durch die einmarſchierenden Truppen war viel deutſches Geld nach Belgien gekommen, das die Bevölkerung in Francs umzutauſchen ſuchte. Hierdurch entſtand eine ſtarke Nachfrage nach Francs, die um ſo ſchwerer befriedigt werden konnte, als die belgiſche Nationalbank, die ihre Notenpreſſe nach Antwerpen gebracht hatte, in Brüſſel erſt nach längerer Zwiſchenzeit Noten herausgeben konnte. Auch in Deutſchland entſtand eine ſtarke Nachfrage nach belgiſchen Francs, vor allem infolge des Bedarfs der nach Belgien ziehenden Truppen und der ſtarken induſtriellen Bezüge aus Belgien. So ergab ſich das eigentümliche Reſultat, daß der belgiſche Franc der Mark gegenüber einen vorher nicht erreichten Höchſtkurs erhielt, und dies zu einer Zeit, in der die belgiſche Nationalbank in eine kritiſche Situation geraten war. Um den durch vorübergehende Momente veranlaßten, den tatſächlichen dauernden Verhältniſſen nicht entſprechenden Kursſtand zu regeln, hat der Generalgouverneur nun die Annahmepflicht der Mark in Belgien erklärt und eine Mindeſtrelation zwiſchen Franc und Mark geſchaffen, da eine feſte Relation wegen der ſich raſch ändernden Verhältniſſe nicht angebracht erſchien.

15. Oktober.

In Antwerpen fehlt es an Trinkwaſſer. Das einzige Waſſerwerk, das die ganze Stadt verſorgt, iſt bei der Belagerung zerſchoſſen worden. Man hat zwar ſofort mit der Ausbeſſerung begonnen und einige Berliner Waſſertechniker telegraphiſch herberufen, doch iſt vor Ablauf einer Woche nicht an eine Verſorgung Antwerpens mit zweifelsfreiem Waſſer zu denken. Einſtweilen nimmt man das Waſſer der Schelde, filtriert es notdürftig und gibt es in homöopathiſchen Doſen ab.

16. Oktober.

In ſämtlichen belgiſchen Bezirken mit alleiniger Ausnahme Oſtendes ſind deutſche Zivilverwaltungen eingeſetzt worden.

19. Oktober.

Der Reichskommiſſär beim Seeamt in Hamburg Kontreadmiral Hubo Louran iſt zum Hafenkommandanten von Antwerpen und zum Kommandeur der Scheldebefeſtigungen ernannt worden. Zum Zivilgouverneur für Antwerpen wurde der Hamburger Senator Juſtus Strandes berufen. Der Hamburger Bankier Georg Behrens wurde gleichfalls der deutſchen Verwaltung in Belgien zugeteilt.

Kontreadmiral Louran gehörte der Marine 29½ Jahre an. Er trat Oſtern 1882 ein und ſchied im November 1911 aus dem aktiven Seeoffizierkorps aus. 1899—1900 war er Kompagnieführer bei der Matroſenartillerie, 1901 Adjutant bei der Artillerie-Inſpektion. Als Schiffskommandant befehligte er zunächſt das Kanonenboot Wolf auf der weſtafrikaniſchen Station, in der Heimat das Küſtenpanzerſchiff Aegir, die Schulſchiffe Moltke und Hertha, ſowie das Linienſchiff Schleſien. Nachdem er zur Dispoſition geſtellt war, übernahm er den Poſten des Reichskommiſſars beim Hamburger Seeamt und erwarb ſich großes Vertrauen in der Handelsmarine.

Senator Juſtus Strandes iſt ein Mann von ſehr reichen kaufmänniſchen Erfahrungen, er iſt beſonders in der Kolonialwirtſchaft und im Schiffahrtsweſen gründlich bewandert. Er iſt Chef der Hamburger Ueberſeefirma Hanſing u. Co., die in mehreren Ortſchaften Oſtafrikas Zweighäuſer hat. Senator Strandes weilte ſelbſt zwölf Jahre lang in Oſtafrika, ehe er als Mitinhaber in ſeine Firma eintrat. Er gehört den Aufſichtsräten der Deutſchen Oſtafrika-Linie, der Deutſch-oſtafrikaniſchen Geſellſchaft, der Oſtafrikaniſchen Eiſenbahngeſellſchaft, der Deutſch-oſtafrikaniſchen Bank und der Handelsbank für Oſtafrika an. Ferner wirkte er im Vorſtand der Deutſchen Kolonialgeſellſchaft und des Kolonialwirtſchaftlichen Komitees; er iſt auch Mitglied des Kolonialamts. Hamburger Senator wurde Herr Strandes anfangs 1911. Seitdem gehört er der Senatskommiſſion für das Eiſenbahnweſen und der Deputation für Handel, Schiffahrt und Gewerbe an.

Herr Georg Behrens, Teilhaber der Hamburger Bankfirma L. Behrens und Söhne, wird vornehmlich in Finanzfragen tätig ſein und die Aufſicht über die belgiſchen Banken ausüben. Das alte Bankhaus in Hamburg hat ſchon in der Vergangenheit mit Belgien nähere Beziehungen gehabt; der Vater des Herrn Georg Behrens war hamburgiſcher Generalkonſul des Königreichs Belgien.

20. Oktober.

Die belgiſche Staatsregierung hat ſämtliche Zahlungen und namentlich die Zahlungen für die Kupons der Staatsſchuld eingeſtellt. Die deutſche Regierung zieht vom 1. Oktober ab die belgiſchen Steuern für eigene Rechnung ein.

Dazu ſchreibt die Wiener „Neue Freie Preſſe“: „Die belgiſche Scheinregierung mit dem Sitze in Havre hat es offenbar verſchmäht, ſich mit dem von Deutſchland eingeſetzten Gouverneur Freiherrn v. d. Goltz wenigſtens ſo weit zu verſtändigen, daß die Frage hätte geprüft werden können, ob nicht für den finanziellen Dienſt ſelbſt in der Kriegszeit durch irgend ein Auskunftsmittel hätte geſorgt werden können. Sie hat die Zahlungen eingeſtellt, um die Bevölkerung noch mehr aufzuhetzen und das von ihr verſchuldete Elend noch zu verſchärfen und Mißſtimmung zu verbreiten. Belgien hat ſchon vor dem Kriege eine ſehr ſchlechte Finanzwirtſchaft gehabt. Aber der Reichtum und die natürlichen Schätze des Landes ſind außerordentlich groß, und gewiß wäre es möglich geweſen, über die Schwierigkeiten des Augenblicks durch eine ſchwebende Operation oder durch eine ſonſtige Vorkehrung hinwegzuhelfen. Die belgiſche Regierung ſteht jedoch ganz unter dem Einfluſſe des giftigen Haſſes in England, und in dieſer Verblendung ſchlägt ſie die eigenen Bürger. Deutſchland wird wohl auch die belgiſchen Finanzen ſelbſt in die Hand nehmen müſſen, und ſchlechter werden ſie unter der Verwaltung der deutſchen Gouverneure ſicher nicht werden.“

23. Oktober.

Feldmarſchall Gouverneur v. d. Goltz beſuchte den Biſchof von Mecheln, Kardinal Mercier, der verſprach, allen Einfluß daranzuſetzen, um wieder geordnete Verhältniſſe und Beruhigung in die weitaus überwiegend katholiſche Bevölkerung Belgiens zu bringen. Während der Unterredung klärte der Biſchof das Mißverſtändnis auf, das von deutſcher Seite einige Zeit über das Auftreten der belgiſchen Geiſtlichkeit beſtand. Ueberhaupt haben ſich für die in vielen Feldpoſtbriefen ausgeſprochene Beſchuldigung, belgiſche Geiſtliche hätten ſich am Franctireurkrieg beteiligt, offenbar keine ſtichhaltigen Beweiſe erbringen laſſen. Soweit wir derartige Briefſtellen in unſere Chronik aufgenommen hatten, — z. B. bei der Schilderung der Ereigniſſe in Löwen und Andenne, — ſind ſie in den neueren Drucken beſeitigt.

Das Ringen im Osten bis zur Neugruppierung der verbündeten Heere

Gesamtüberblick über die Kämpfe

Generalstabsmeldungen

(Die deutschen und österreichisch-ungarischen Meldungen sind vollzählig wiedergegeben, eine Auslese russischer Meldungen ist zur Ergänzung eingefügt. Vgl. Uebersichtskarte Bd. I S. 96.)

18. September.

Deutsche Meldung: Das Ostheer setzt seine Operationen im Gouvernement Suwalki fort; Teile gehen gegen die Festung Osowice vor.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Die Neugruppierung unseres Heeres auf dem galizischen Kriegsschauplatz ist im Zuge. Ein isoliertes Vorgehen einer russischen Infanteriedivision am 17. September wurde blutig abgewiesen. Der ostseitige kleine feldmäßige Brückenkopf Sienjawa, unsererseits nur von sehr schwachen Abteilungen heldenmütig verteidigt, zwang die Russen zur Entfaltung zweier Korps und schwerer Artillerie. Als die Befestigungen ihre Aufgabe erfüllt hatten, wurden sie freiwillig geräumt.

19. September.

Deutsche Meldung: Die vierte finnländische Schützenbrigade wurde bei Augustow geschlagen. Bei dem Vorgehen gegen Osowice wurden Grajewo und Szczuczyn nach kurzem Kampf genommen.

26. September.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Die nach der Schlacht von Lemberg eingeleitete Versammlung unserer Streitkräfte in einem Raume westlich des San (vgl. S. 3) hat nicht nur der Ententepresse Veranlassung zu den böswilligsten Erfindungen und lächerlichsten Kommentaren gegeben, sondern auch anderwärts unrichtige Vorstellungen über die Lage unseres Heeres hervorgerufen. Demgegenüber muß darauf hingewiesen werden, daß die erwähnte Versammlung durchaus freiwillig erfolgt, wofür als Beweis nur angeführt sei, daß sie der Gegner nirgends zu stören vermochte oder versuchte. Feindlicherseits aufgestellte Behauptungen über Erfolge an der Sanlinie sind ganz unwahr. Es handelt sich lediglich um einzelne, mit großem Aufwand an Truppen, schwerem Geschütz und Munition inszenierte Bombardements gegen feldmäßig gesicherte und schwach besetzte Uebergangsstellen, die nach Erfüllung ihres Zweckes und Sprengung der Brücken freiwillig geräumt wurden. Die aus London stammende Nachricht vom Falle zweier Forts von Przemysl ist ganz aus der Luft gegriffen.

28. September.

Deutsche Meldung: Russische Vorstöße, die über den Njemen gegen das Gouvernement Suwalki erfolgten, sind gescheitert. Gegen Osowice trat schwere Artillerie in Kampf.

29. September.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Angesichts der von den verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräften eingeleiteten neuen Operation sind beiderseits der Weichsel rückgängige Bewegungen des Feindes im Zuge. Starke russische Kavallerie wurde von uns bei Biecz zersprengt. Nördlich der Weichsel werden mehrere feindliche Kavalleriedivisionen vor den verbündeten Armeen hergetrieben.

2. Oktober.

Deutsche Meldung: Ein Vormarsch russischer Kräfte über den Njemen gegen das Gouvernement Suwalki scheint bevorzustehen.

3. Oktober.

Deutsche Meldung: Das III. sibirische und Teile des feindlichen XXII. Armeekorps, die sich auf dem linken Flügel der über den Njemen vordringenden russischen Armeen befinden, sind nach zweitägigem erbittertem Kampfe bei Augustow geschlagen worden. 3000 Gefangene, 18 Geschütze, darunter eine schwere Batterie, und viele Maschinengewehre, Fahrzeuge und Pferde sind erbeutet worden.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Das Kriegspressequartier hat in mehreren Gruppen den Vormarsch angetreten, um Zeuge der Vorgänge in der Front zu sein.

4. Oktober.

Deutsche Meldung: In Polen gewannen die gegen die Weichsel vorgehenden deutschen Kräfte Fühlung mit den russischen Truppen.

Russische Meldung: Die Schlacht bei Augustow dauerte zwei Tage. Es wurde mit äußerster Erbitterung gekämpft. Der Feind verteidigte sich aus den Stellungen nördlich vom Wigrysee, machte einen Angriff bei Raczka und Zorjimene und suchte die westlichen Ausgänge und Wälder von Augustow ab. Eine deutsche Reiterdivision suchte die Offensive der russischen Reiterei einzuhalten. Der Kampf spielte sich in der Nacht ab.

Auf dem rechten Weichselufer fand ein kleines Gefecht statt.

Die letzten deutschen Operationen waren besonders energisch. Sie wollten Wilna unter Umgehung von Kowno erreichen. Die Russen gingen zunächst zurück, machten dann aber einen Gegenangriff. Der Zusammenstoß war furchtbar.

5. Oktober.

Deutsche Meldung: In Russisch-Polen vertrieben deutsche Truppen am 4. Oktober die russische Gardeschützenbrigade aus einer befestigten Stellung zwischen Opatow und Ostrowiec und nahmen ihr etwa 3000 Gefangene, mehrere Geschütze und Maschinengewehre ab. Am 5. Oktober wurden zwei und eine halbe russische Kavalleriedivisionen und Teile der Hauptreserven von Iwangorod bei Radom angegriffen und auf Iwangorod zurückgeworfen.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Die Operationen in Russisch-Polen und Galizien schreiten günstig vorwärts. Schulter an Schulter kämpfend warfen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen den Feind von Opatow und Klimontow gegen die Weichsel zurück.

In den Karpathen wurden die Russen am Uzsoker Paß vollständig geschlagen.

6. Oktober.

Deutsche Meldung: Der russische Vormarsch gegen Ostpreußen wurde im Gouvernement Suwalki zum Stehen gebracht. Bei Suwalki wird der Feind erfolgreich angegriffen.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Das plötzliche Vordringen der deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte in Russisch-Polen scheint die Russen vollständig überrascht zu haben. Sie verschoben zwar starke Kräfte aus Galizien nach Norden, wurden jedoch bei ihrem Versuche, die Weichsel in der Richtung Opatow zu überschreiten, von den Verbündeten über den Fluß zurückgeworfen. Unsere Truppen haben den russischen Brückenkopf bei Sandomir erobert.

In Galizien rücken wir planmäßig vor. Bei Tarnobrzeg wurde eine russische Infanteriedivision unserseits geworfen.

7. Oktober.

Deutsche Meldung: Der Angriff der Russen im Gouvernement Suwalki ist abgewiesen. Die Russen verloren 2700 Gefangene und neun Maschinengewehre.

In Polen wurden in kleinen erfolgreichen Gefechten westlich Iwangorod 4800 Gefangene gemacht.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Unsere Offensive erreichte auch am 6. Oktober, da und dort unter kleineren Gefechten, überall ihre Ziele. Laut Meldung eines in kühnem Fluge aus Przemysl zurückgekehrten Generalstabsoffiziers wird die Verteidigung der Festung von der kampfbegeisterten Besatzung mit größter Tätigkeit und Umsicht geführt. Mehrere Ausfälle drängten die feindlichen Linien zurück und brachten zahlreiche Gefangene ein. Alle Angriffe der Russen brachen unter furchtbaren Verlusten im Feuer der Festungswerke zusammen.

In den Karpathen steht westlich des Wyszkower Sattels kein Feind mehr. Bei Marmaros—Sziget wurde der eingebrochene Gegner geschlagen; die Stadt gelangte in der vergangenen Nacht wieder in unseren Besitz.

Russische Meldung: An der Grenze von Ostpreußen setzten die Deutschen, die Verstärkungen von Königsberg her erhalten haben, ihren hartnäckigen Widerstand in einer Linie zwischen Wladislawow und Raczka fort, indem sie den Engpaß zwischen den Seen und Sümpfen im Flußgebiet der Tschernogensha ausnützen.

Jenseits der Weichsel werden Vorhutgefechte aus der Gegend von Opatow und Sandomir gemeldet.

In den Karpathen und westlich von dem Fluß San wurde eine österreichische Abteilung geschlagen. Wir haben ihr Maschinengewehre und Gefangene abgenommen.

8. Oktober.

Deutsche Meldung: Eine von Lomsha heranmarschierende russische Kolonne erreichte Lyck.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Im weiteren Vordringen unserer Truppen wurde der Feind an der Chaussee nach Przemysl bei Barycz (westlich von Dynow) geworfen und auch Rzeszow wiedergewonnen, wo Geschütze erbeutet wurden. Im Weichsel-San-Winkel nahmen wir den flüchtenden Russen viele Gefangene und Fuhrwerke ab. Erneute heftige Angriffe auf Przemysl wurden glänzend abgeschlagen. Der Feind hatte viele tausend Tote und Verwundete.

In den siegreichen Kämpfen bei Marmaros—Sziget wetteiferten ungarischer und ostgalizischer Landsturm sowie polnische Legionäre an Tapferkeit.

9. Oktober.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Unser Vorrücken zwang die Russen, in ihren vergeblichen Anstrengungen gegen Przemysl, die in der Nacht auf den 8. Oktober ihren Höhepunkt erreichten und die Stürmenden ungeheure Opfer kosteten, nachzulassen. Am Vormittag wurde das Artilleriefeuer gegen die Festung schwächer und der Angreifer begann, Teile seiner Kräfte zurückzunehmen. Bei Lancut stellte sich unseren vordringenden Kolonnen starker Feind zum Kampfe, der noch andauert. Aus Rozwadow ist der Gegner bereits vertrieben.

Auch in den Karpathen steht es gut. Der Rückzug des Feindes aus dem Marmaroser Komitat artet in Flucht aus. Bei Bocsko wurde eine starke Kosakenabteilung zersprengt. In diesen Kämpfen zeichnete sich auch das ukrainische Freiwilligenkorps aus. Unser Vorrücken über den Beskid- und Vereckepaß ist im Fortschreiten gegen Slawsko und Tucholka. Der vom Uzsoker Paß geworfene Feind wird über Turka weiter gedrängt.

Russische Meldung: Am 8. Oktober fuhren unsere Truppen auf der ostpreußischen Front fort, den Feind zu verdrängen, der zwei Gruppen von Kämpfenden gebildet hatte. Die erste operierte in der Gegend von Wladislawow. Unsere Truppen vertrieben sie von Wladislawow, jedoch behaupteten diese Gruppen ihre Positionen östlich und südlich von Wirballen. Die sehr starke zweite feindliche Gruppe hat in der Gegend von Bakalarschew einen energischen Kampf begonnen. Am 8. Oktober morgens begannen wir eine sehr energische Offensive gegen ihre Front. Der Feind, der

sich mit starken Nachtruppen deckt, sucht, wie es scheint, aus dem Kampfbereich herauszukommen. Unsere Truppen bemächtigten sich in erfolgreichen Sturmangriffen der Stellungen, wo der Feind sich nacheinander zu halten versuchte. Wir haben Lyck besetzt. Unsere Offensive auf der ganzen Front wird energisch weitergeführt.

10. Oktober.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Am 9. Oktober versuchte der Feind noch einen Sturm auf die Südostfront von Przemysl, den die Besatzung wieder unter schweren Verlusten des Angreifers abwies; dann wurden die rückgängigen Bewegungen der Russen vor der Festung allgemein. Die Westfront mußten sie vollständig räumen; unsere Kavallerie ist dort bereits eingeritten. Der durch die Schnelligkeit der Operationen in Russisch-Polen und Galizien verwirrte Gegner versuchte zwar, seinen Angriff auf die Festung durch Hinausschieben von Heeresteilen gegen Westen zu decken, vermochte aber unseren heraneilenden Armeen nirgends standzuhalten. Die fünf bis sechs russischen Infanteriedivisionen, die sich bei Lancut stellten, sind auf fluchtartigem Rückzuge gegen den San. Ebenso wurden eine Kosakendivision und eine Infanteriebrigade, die östlich von Dynow eine verstärkte Stellung innehatten, nach kurzem Widerstande zurückgeworfen. Unsere Truppen sind dem Gegner überall an den Fersen.

Auch Ungarn dürfte von den noch in den Komitaten Marmaros und Beszterce-Naszod herumirrenden feindlichen Abteilungen bald gänzlich gesäubert sein.

Russische Meldung: Die Deutschen haben durch Brückensprengungen den russischen Vormarsch bei Lyck zum Stehen gebracht.

11. Oktober.

Deutsche Meldung: Im Norden wurden alle Angriffe der ersten und zehnten russischen Armee gegen Ostpreußen am 9. und 10. Oktober zurückgeschlagen. Auch ein Umfassungsversuch der Russen über Schirwindt wurde abgewiesen. Dabei wurden 1000 russische Gefangene gemacht.

In Südpolen erreichten die Spitzen unserer Armeen die Weichsel. Bei Grojec, südlich Warschau, fielen 2000 Mann des 2. sibirischen Armeekorps in unsere Hände.

Russische amtliche Nachrichten über einen großen russischen Sieg bei Augustow-Suwalki sind Erfindung. Wie hoch amtliche russische Nachrichten einzuschätzen sind, zeigt die Tatsache, daß über die gewaltigen Niederlagen bei Tannenberg und Insterburg keine amtlichen russischen Nachrichten veröffentlicht wurden.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Unser rasches Vorgehen an der San hat Przemysl von der feindlichen Umklammerung befreit. Unsere Truppen rückten in die Festung ein. Wo sich die Russen noch stellten, wurden sie angegriffen und geschlagen. Bei ihrer Flucht gegen die Flußübergänge von Sieniawa und Lezajsk fielen massenhaft Gefangene in unsere Hände.

Russische Meldung: Auf dem linken Weichselufer haben Kämpfe in der Richtung auf Iwangorod und Warschau begonnen.

12. Oktober.

Deutsche Meldung: Auf dem ostpreußischen Kriegsschauplatz verlief der 11. Oktober im allgemeinen ruhig. Am 12. Oktober wurde ein erneuter Umfassungsversuch der Russen bei Schirwindt abgewiesen.

In Südpolen wurden russische Vortruppen südlich von Warschau durch unsere Truppen zurückgeworfen. Ein Uebergangsversuch der Russen über die Weichsel, südlich von Iwangorod, wurde unter Verlusten für die Russen verhindert.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Unsere Offensive hat unter vielfachen, für unsere Truppen durchwegs siegreichen Kämpfen den San erreicht. Der Entsatz der Festung Przemysl ist vollzogen. Nördlich und südlich der Festung werden

die Reste der feindlichen Einschließungsarmee angegriffen. Jaroslau und Lezajsk sind in unserem Besitze. Von Sieniawa geht starker Feind zurück. Oestlich von Chyrow schreitet unser Angriff gleichfalls fort.

In Russisch-Polen wurden alle Versuche starker russischer Kräfte, die Weichsel aus und südlich von Iwangorod zu überschreiten, abgeschlagen.

13. Oktober.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Am 12. Oktober schlugen unsere gegen Przemysl anrückenden Kräfte, unterstützt durch einen Ausfall der Besatzung, die Einschließungstruppen derart zurück, daß der Feind jetzt nur mehr vor der Ostfront der Festung hält. Bei seinem Rückzuge stürzten mehrere Kriegsbrücken nächst Sosnica ein; viele Russen ertranken im San. Der Kampf östlich von Chyrow dauert noch an. Eine Kosakendivision wurde von unserer Kavallerie gegen Drohobycz geworfen.

In den durch sehr ungünstige Witterung und schlechte Wegverhältnisse außerordentlich erschwerten Märschen und Kämpfen der letzten Wochen hat sich die Leistungsfähigkeit unserer braven Truppen neuerdings glänzend bewährt.

14. Oktober.

Deutsche Meldung: Bei Schirwindt, wo die Russen geworfen wurden, haben sie 3000 Gefangene, 26 Geschütze und zwölf Maschinengewehre verloren. Lyck ist wieder in unserem Besitz. Bialla ist vom Feind geräumt.

Weiter südlich sind beim Zurückwerfen der russischen Vortruppen auf Warschau 8000 Gefangene und 25 Geschütze erbeutet worden.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: In der Linie Stary-Sambor—Medyka sind befestigte Stellungen des Feindes. Unsere Truppen greifen an. Diese Kämpfe nehmen an Ausdehnung zu.

In den Karpathen nahmen wir Toronya nach viertägigen Kämpfen und verfolgen die Russen gegen Wyszkow. Kleinere erfolgreiche Gefechte mit zurückgehenden feindlichen Abteilungen fanden auch im Bissotale statt.

15. Oktober.

Deutsche Meldung: Der mit starken Kräften unternommene russische Vorstoß auf Ostpreußen ist als gescheitert anzusehen. Die Russen versuchten am 14. Oktober sich wieder in den Besitz von Lyck zu setzen. Die Angriffe wurden zurückgewiesen. 800 Gefangene, ein Geschütz und drei Maschinengewehre fielen in unsere Hände.

Der Angriff unserer in Polen Schulter an Schulter mit dem österreichischen Heere kämpfenden Truppen befindet sich im Fortschreiten. Unsere Truppen stehen vor Warschau. Ein mit etwa acht Armeekorps aus der Linie Iwangorod—Warschau über die Weichsel unternommener russischer Vorstoß wurde auf der ganzen Linie unter schweren Verlusten für die Russen zurückgeworfen. Die in russischen Zeitungen verbreiteten Berichte über erbeutete deutsche Geschütze entbehren jeder Begründung.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Am 14. Oktober eroberten unsere Truppen die befestigten Höhen von Staraſol. Auch gegen Stary-Sambor gewann unser Angriff Raum.

Nördlich des Strwiaz haben wir eine Reihe von Höhen bis zur Südostfront von Przemysl im Besitz. Am San, flußabwärts der Festung, wird gleichfalls gekämpft.

Unsere Verfolgung des Feindes über die Karpathen erreichte Wyszkow und Skole.

16. Oktober.

Deutsche Meldung: Im Gouvernement Suwalki verhielten sich die Russen ruhig. Die Zahl der bei Schirwindt eingebrachten Gefangenen erhöhte sich auf 4000, auch wurden noch einige Geschütze genommen. Die Kämpfe bei Warschau dauern fort.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Die Kämpfe an unserer ganzen Front von Stary-Sambor bis zur Sanmündung dauerten auch gestern an. In der Marmaramos nahmen unsere den Feind verfolgenden Abteilungen Raho in Besitz. Im Tale der Schwarzen Bistritza ziehen sich die Russen, von unseren Truppen bei Rafailowa geschlagen, gegen Zielona zurück.

Russische Meldung: An der ostpreußischen Front kam es zu kleinen Zusammenstößen. An der mittleren Weichsel und in Galizien sind die Heere Oesterreich-Ungarns und Deutschlands am 15. Oktober auf der ganzen Linie zum Angriff übergegangen.

17. Oktober.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Sowohl die in der Linie Stary-Sambor—Medyka und am San entbrannte Schlacht als auch unsere Operationen gegen den Dnjestr nehmen einen guten Verlauf. Nördlich Wyszkow wurden die Russen abermals angegriffen und geworfen. Bei Synowodsko forcierten unsere Truppen den Stryjfluß, gewannen die Höhen nördlich des Ortes und nahmen die Verfolgung des Feindes auf. Ebenso gelangten die Höhen nördlich von Podbuz und südöstlich von Stary-Sambor nach hartnäckigen Kämpfen in unseren Besitz. Auch nördlich des Strwiazflusses schreitet unser Angriff vorwärts. Nördlich Przemysl begannen wir bereits auf dem östlichen Sanufer festen Fuß zu fassen. Die Zahl der während unserer jetzigen Offensive gemachten Gefangenen läßt sich natürlich noch nicht annähernd übersehen; nach den bisherigen Meldungen sind es schon mehr als 15 000.

In Russisch-Polen schlugen unsere Verbündeten gestern einen neuerlichen Angriff aus Iwangorod—Kozienice unter sehr schweren Verlusten für die Russen ab.

18. Oktober.

Deutsche Meldung: In der Gegend von Lyck sind unsere Truppen im Vorgehen. Der Kampf bei und südlich von Warschau dauert an.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Unser Angriff in der Schlacht beiderseits des Strwiazflusses wurde gestern fortgesetzt und gelangte stellenweise bereits nahe an die feindlichen Linien heran. An einzelnen Punkten arbeiten sich unsere Truppen nun wie im Festungskriege mit Laufgräben vorwärts. In der vergangenen Nacht wurden mehrere Angriffsversuche der Russen blutig abgewiesen. Auch heute ist die Schlacht auf der ganzen Linie im Gange. Unsere schwere Artillerie hat eingegriffen.

Die Verfolgung des nördlich von Wyszkow geworfenen Feindes wird fortgesetzt. Andere Teile unserer über die Karpathen vorgerückten Kräfte sind bis Lubience, auf die Höhen nördlich von Orow und in den Raum von Uroz vorgedrungen.

Die Verluste der Russen vor Przemysl betrugen etwa 40 000 Tote und Verwundete.

19. Oktober.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: In der Schlacht östlich von Chyrow und Przemysl brachte uns der gestrige Tag neuerdings große Erfolge. Besonders erbittert war der Kampf bei Mizyniec. Die hohe Magiera, die bisher in den Händen des Feindes war und unserem Vordringen bedeutende Schwierigkeiten bereitet hatte, wurde nach mächtiger Artillerievorbereitung nachmittags von unseren Truppen genommen. Nördlich von Mizyniec kam unser Angriff bis auf Sturmdistanz an den Gegner, östlich von Przemysl bis in die Höhe von Medyka heran.

Am südlichen Schlachtflügel wurden die namentlich gegen die Höhen südwestlich von Stary-Sambor gerichteten, auch nachts fortgesetzten Angriffe der Russen abgeschlagen. Im Stryj- und Swicatale sind unsere Truppen kämpfend im weiteren Vordringen begriffen. Auch am San wurde an mehreren Punkten gekämpft. Ein nach Einbruch der Dunkelheit eingesetzter Angriff auf unsere bei Jaroslau auf das Ostufer des Flusses überschifften Kräfte scheiterte vollständig.

In Russisch-Polen schlug vereinigte deutsche und österreichisch-ungarische Kavallerie einen großen feindlichen Kavalleriekörper, der westlich von Warschau vorzudringen versuchte, über Sochatschew zurück.

20. Oktober.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Die Schlacht in Mittelgalizien hat, namentlich nördlich des Strwiazflusses noch an Heftigkeit zugenommen. Unser Angriff gewinnt stetig Raum nach Osten. Um einzelne besonders wichtige Höhen wurde von beiden Seiten mit äußerster Erbitterung gekämpft. Alle Versuche des Feindes, uns die Magiera wieder zu entreißen, scheiterten. Dagegen eroberten unsere Truppen die vielumstrittene „Baumhöhe" nordöstlich Tyszkowce. Südlich der Magiera wurde der Gegner aus mehreren Ortschaften geworfen. In diesen Kämpfen wurden wieder viele Russen, darunter ein General, gefangen genommen und auch Maschinengewehre erbeutet. Die Gefangenen berichten von der furchtbaren Wirkung unseres Artilleriefeuers. Südlich des Strwiaz, wo unsere Front über Stary-Sambor verläuft, steht die Schlacht. Stryj, Körösmezö und Sereth wurden von unseren Truppen nach Vertreibung des Feindes in Besitz genommen.

21. Oktober.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: In schwerem, hartnäckigem Angriff auf die verstärkten Stellungen des Feindes von Felsztyn bis an die Chaussee östlich von Medyka gewannen wir wieder an mehreren Stellen Terrain, während die russischen Gegenangriffe nirgends durchzudringen vermochten. Vergangene Nacht erstürmten unsere Truppen die „Kapellenhöhe" nördlich von Mizyniec. Südlich der Magiera gelang es ihnen, sich von den eroberten Ortschaften gegen die Höhen vorzuarbeiten. Am Südflügel wird der Kampf hauptsächlich von der Artillerie geführt. Durch weitgehende Anwendung der modernen Feldbefestigung nimmt die Schlacht größtenteils den Charakter eines Festungskrieges an.

In den Karpathen wurde der Jablonicapaß, der letzte noch von einer russischen Abteilung besetzte Uebergang, von uns genommen. Auf ungarischem Boden ist kein Feind mehr.

Unser Vorrücken in der Bukowina erreichte den Großen Sereth.

22. Oktober.

Deutsche Meldung: Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz folgen Teile unserer Truppen dem weichenden Gegner in der Richtung Osowice. Mehrere hundert Gefangene und Maschinengewehre fielen in unsere Hände.

Bei Warschau und in Polen wurde nach dem unentschiedenen Ringen der letzten Tage nicht gekämpft. Die Verhältnisse befinden sich noch in der Entwicklung.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: In der Schlacht beiderseits des Strwiaz gelang es uns, nun auch im Raume südlich dieses Flusses den Angriff vorwärts zu tragen: auf der beherrschenden Trigonometerhöhe 668 südöstlich von Stary-Sambor wurden zwei hintereinander liegende Verteidigungsstellen des Feindes genommen. Nordwestlich des genannten Ortes gelangte unsere Gefechtslinie näher an die Chaussee nach Staraſol heran. Nach den bisherigen Meldungen wurden in den letzten Kämpfen 3400 Russen, darunter 25 Offiziere, gefangen genommen und 15 Maschinengewehre erbeutet.

In Czernowitz sind unsere Vortruppen eingerückt.

23. Oktober.

Deutsche Meldung: Russische Angriffe in der Gegend westlich von Augustow wurden zurückgeschlagen und dabei mehrere Maschinengewehre erbeutet.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Während in der Schlacht südlich von Przemysl hauptsächlich unsere gegen die feindlichen Stützpunkte eingesetzte schwere Artillerie das Wort hatte, entwickelten sich heftige Kämpfe am unteren San, wo

wir den Gegner an mehreren Punkten auf das westliche Ufer übergehen ließen, um ihn angreifen und schlagen zu können. Die übergegangenen russischen Kräfte sind bereits überall dicht an den Fluß gepreßt.

Bei Zarzecze machten wir über tausend Gefangene.

Teile unseres Heeres erschienen überraschend vor Iwangorod, schlugen zwei feindliche Divisionen, nahmen 3600 Russen gefangen und erbeuteten eine Fahne und fünfzehn Maschinengewehre.

24. Oktober.

Deutsche Meldung: Westlich von Augustow erneuerten die Russen ihre Angriffe, die sämtlich abgeschlagen wurden.

25. Oktober.

Deutsche Meldung: Unsere Truppen haben die Offensive gegen Augustow ergriffen. In der Gegend von Iwangorod kämpfen unsere Truppen Schulter an Schulter mit den österreichisch-ungarischen Truppen. Sie machten 1800 Gefangene.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatze stehen nunmehr unsere Armeen und starke deutsche Kräfte in einer fast ununterbrochenen Front, die sich von den Nordabfällen der östlichen Karpathen über Stary-Sambor, das östliche Vorterrain der Festung Przemysl, den unteren San und das polnische Weichselanland bis in die Gegend von Plozk erstreckt, im Kampfe gegen die Hauptmacht der Russen, die auch ihre kaukasischen, sibirischen und turkestanischen Truppen heranführten. Unsere Offensive über die Karpathen hat stärkere feindliche Kräfte auf sich gezogen. In Mittelgalizien, wo beide Gegner befestigte Stellungen innehaben, steht die Schlacht im allgemeinen. Südöstlich von Przemysl und am unteren San errangen unsere Truppen auch in den letzten Tagen mehrfache Erfolge.

In Russisch-Polen wurden beiderseits starke Kräfte eingesetzt, die südwestlich der Weichselstrecke Iwangorod—Warschau kämpfen.

26. Oktober.

Deutsche Meldung: Unsere Offensive gegen Augustow schreitet vorwärts. Bei Iwangorod steht der Kampf günstig. Eine Entscheidung ist noch nicht gefallen.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: In den Kämpfen vor Iwangorod nahmen wir bisher 8000 Russen gefangen und erbeuteten 19 Maschinengewehre. Nächst Jaroslau mußten sich ein russischer Oberst und 200 Mann ergeben.

Bei Zaluze (südwestlich von Sniatyn) und bei Pasieczna (südwestlich von Nadworna) wurde der Feind zurückgeworfen.

27. Oktober.

Deutsche Meldung: Westlich von Augustow ist der Angriff der Deutschen im langsamen Fortschreiten.

Südwestlich von Warschau sind alle Angriffe starker russischer Kräfte von unseren Truppen zurückgewiesen worden. Nördlich von Iwangorod haben neue russische Armeekorps die Weichsel überschritten.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Die Situation in Mittelgalizien ist unverändert. Südwestlich von Iwangorod stehen unsere mit unübertrefflicher Bravour fechtenden Korps, von denen eines allein 10 000 Gefangene machte, im Kampfe gegen überlegene Kräfte.

28. Oktober.

Deutsche Meldung: In Polen mußten die verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen vor neuen russischen Kräften, die von Iwangorod—Warschau und Nowo-Georgiewsk vorgingen, ausweichen, nachdem sie bis dahin in mehrtägigen Kämpfen alle russischen Angriffe erfolgreich abgewiesen hatten.

Phot. R. Mohrmann, Lübeck

Generalleutnant Kurt Ernst v. Morgen

Phot. F. Hundt Nachf., Münster i. W.

General d. Infanterie v. François
Kommand. General der VIII. Armee

Phot. N. Perscheid, Berlin

General d. Inf. v. Woyrsch
Kommand. General d. schles. Landwehrkorps

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Auf der Flucht vor den Russen verunglückt

Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau

Ostpreußischer Landsturm im Schützengraben

Die Russen folgten zunächst nicht. Die Loslösung vom Feind geschah ohne Schwierigkeit. Unsere Truppen werden sich der Lage entsprechend neu gruppieren.

Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz sind keine wesentlichen Veränderungen eingetreten.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: (Wörtliche Wiederholung der vorstehenden deutschen Meldung über den Rückzug in Polen). In Galizien ereignete sich auch gestern nichts Wesentliches. An manchen Teilen der Front haben sich beide Gegner eingegraben. Unsere schweren Geschütze vernichteten mehrere feindliche Batterien und Stützpunkte.

Russische Meldung: Wir haben den Widerstand der letzten feindlichen Einheiten gebrochen, die sich bis jetzt ständig nördlich der Pilitza zu halten versuchten. Alle österreichisch-deutschen Armeekorps sind im Rückzuge begriffen. Wir haben Strykow, Jetzow und Nowemjasto besetzt. Die russische Kavallerie ist in Radom eingerückt. In Galizien ist keine Aenderung zu verzeichnen.

Auf der ostpreußischen Front hat das erste deutsche Armeekorps, unterstützt von anderen Einheiten, während der vier letzten Tage in der Gegend von Bakalarschew heftige Angriffe ausgeführt. Die Verluste des Feindes sind groß.

29. Oktober.

Deutsche Meldung: Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz befinden sich unsre Truppen in fortschreitendem Angriff. Während der letzten drei Wochen wurden hier 13 500 Russen zu Gefangenen gemacht, 30 Geschütze und 39 Maschinengewehre erbeutet.

Personalien

30. September.

Der österreichisch-ungarische Armeeoberkommandant General der Infanterie Ritter v. Auffenberg ist erkrankt.

2. Oktober.

Generaloberst v. Hindenburg wurde bisher von 25 deutschen Städten zum Ehrenbürger ernannt.

3. Oktober.

Vor Przemysl befehligt auf russischer Seite der ehemalige bulgarische General Radko Dimitriew (vgl. I, S. 188).

Dimitriew hat in jüngeren Jahren die russische Generalstabsakademie besucht, und dann, mehr unfreiwillig als aus eigenem Antrieb, längere Zeit in Rußland eine zweite Heimat gefunden. Die Geschichte jener Nacht nämlich, in der Alexander von Battenberg zur Abdankung gezwungen wurde, verzeichnet auch Dimitriews Namen. Er war damals junger Hauptmann und einer der Rädelsführer der Verschwörung. Mit dem Revolver in der Hand zwang er seinen Gebieter, die Abdankungsurkunde zu unterschreiben. Er flüchtete dann nach Rußland, diente mit Auszeichnung zehn Jahre in der russischen Armee und kehrte, als Gefahr für ihn nicht mehr vorhanden war, nach Bulgarien heim. Im Balkankriege hat er sich verschiedentlich bewährt. Seine Aehnlichkeit mit Napoleon I. trug ihm damals den Beinamen Napoleontscheto — der kleine Napoleon — ein. Das Hineinstürmen mit dem Bajonett in die feindlichen Stellungen ohne entsprechende Feuervorbereitung war Radko Dimitriews Lieblingsmethode. Die Schlacht zwischen Lüle Burgas und Visa war ein Beispiel davon.

10. Oktober.

Prinz Joachim von Preußen trat, von seiner Verwundung genesen, die Reise zur Armee an. Kurz vor der Abreise hatte der Prinz die Nachricht erhalten, daß er vom Kaiser zum Rittmeister befördert worden sei.

Kaiser Franz Joseph hat den bisherigen Korpskommandanten General der Infanterie Boroevic v. Bojna (vgl. S. 4) für die „vorzügliche Führung seines Korps in den galizischen Schlachten" mit dem Orden der Eisernen Krone erster Klasse ausgezeichnet und zum Führer der dritten Armee ernannt.

11. Oktober.

Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar befindet sich in Rußland in der Front. Aus einem Feldpostbrief des Großherzogs an die Großherzogin teilt diese folgende Stelle mit: „Vorgestern haben wir die Russen gehörig verhauen. Von drei Seiten hatten wir sie umklammert. Leider sind uns doch noch welche entkommen. Der Feind stand in stark befestigter Stellung, konnte sich aber wegen der Umfassung nicht halten. Ich war zu meinem Regiment, das ich lange nicht gesehen hatte, geritten und kam gerade zu Leyen, als das erste Bataillon angriff. Da packte mich doch die Passion, ich blieb bei ihm, nahm einen Karabiner und machte den Angriff mit. Die Russen rissen aus den Schützengräben mächtig aus. Die Verfolgung machte ich zum Teil mit, spielte teils Zugführer, teils Schütze. Das Regiment hat allein über tausend Gefangene gemacht und mehrere Maschinengewehre erobert. Das Gefecht ist für mich eine schöne Erinnerung."

12. Oktober.

Der österreichisch-ungarische General der Infanterie Ritter v. Auffenberg ist, weil ihm sein Gesundheitszustand die Pflicht längerer Schonung auferlegt, in den Stand der Ueberzähligen versetzt worden. In einem überaus huldvollen Handschreiben behält sich Kaiser Franz Joseph die Wiederverwendung des Generals vor.

13. Oktober.

Zu den auf dem nordgalizischen Kriegsschauplatz Gefallenen gehört auch Prinz Karl Solms. Der junge Prinz diente als Dragonerleutnant und stand seit Beginn des Krieges im Felde. Vor kurzem wurde er vermißt, traf aber nach fast dreiwöchiger Abwesenheit wieder ein. Er war, nachdem er an einer Reihe von Kämpfen teilgenommen hatte, mit einigen seiner Leute versprengt worden und dabei tief in die russischen Linien geraten. Er gab sich aber keineswegs gefangen, sondern versuchte, wieder zurückzukehren. Prinz Solms entwickelte dabei großes Geschick, so daß er schließlich — nachdem man ihn schon tot oder in Gefangenschaft wähnte — wieder wohlbehalten mit seinen Reitern zu den Seinigen stieß. Leider ist ihm das Glück nicht treu geblieben.

15. Oktober.

Kaiser Franz Josef hat dem Feldmarschalleutnant Kusmanek, dem Kommandanten der Festung Przemysl, in Anerkennung seiner heldenmütigen Verteidigung der Festung den Orden der Eisernen Krone erster Klasse mit der Kriegsdekoration verliehen.

Hermann Rudolf Kusmanek begann seine Offizierslaufbahn 1879 als Leutnant im Infanterieregiment Nr. 63. Nach Absolvierung der Wiener Kriegsschule, die er in den Jahren 1882—84 besuchte, wurde er als Oberleutnant dem Generalstab zugeteilt, in dem er einen großen Teil seiner glänzenden und raschen Karriere verbrachte. 1903 erhielt er den Posten des Vorstands im Präsidialbureau des k. und k. Reichskriegsministeriums. Seit 1910 ist Kusmanek Feldmarschalleutnant. Im Frieden kommandierte er die 28. Infanterie-Truppendivision in Laibach.

23. Oktober.

Der Kaiser hat auch dem Generalmajor v. Ludendorff, Chef des Generalstabs der 8. Armee und dem General der Infanterie v. Zwehl, kommandierendem General des 7. Armeekorps, den Orden Pour le mérite verliehen.

27. Oktober.

Auf dem galizischen Kriegsschauplatz ist Prinz Joseph Ferdinand Lobkowitz einem Anschlag zum Opfer gefallen. Der Prinz wurde von einem Divisionskommandanten aufgefordert, ihn als Ordonnanzoffizier auf einer Automobilfahrt zu begleiten. Kurz nach der Abfahrt fiel der Prinz an der Seite des Divisionärs; eine Gewehrkugel hatte ihn getroffen und sofort getötet. Der Feldmarschalleutnant blieb unverletzt. Die Ausfahrt des Automobils geschah weit entfernt von der Schlachtlinie und während dieser Zeit wurde in der Nähe überhaupt nicht gekämpft. Woher der Schuß

kam, konnte nicht feſtgeſtellt werden. Es liegt aber nahe, an einen traurigen Erfolg der Ruſſen zu denken, die auf den Kopf mehrerer öſterreichiſcher Generale hohe Prämien ausgeſetzt haben. So hatten ſie für die Ermordung des Oberſtleutnants Eduard Fiſcher, der vom Kaiſer Franz Joſeph für ſeine Verdienſte um die Befreiung der Bukowina zum Oberſten befördert worden iſt, eine Belohnung von 80 000 Rubel in Ausſicht geſtellt. Ein Rumäne, der ſie ſich verdienen wollte, wurde ſtandrechtlich erſchoſſen.

28. Oktober.

Kaiſer Franz Joſeph hat dem Feldmarſchalleutnant Erzherzog Joſeph in Anerkennung tapferen und erfolgreichen Verhaltens vor dem Feind den Orden der Eiſernen Krone erſter Klaſſe mit der Kriegsdekoration verliehen.

Die ruſſiſchen Befeſtigungen in den deutſch-ruſſiſchen Grenzgebieten

Die Beſchießung der ruſſiſchen Feſtung Oſowice durch die Deutſchen und das deutſch-öſterreichiſche Vorgehen gegen Warſchau rücken die ruſſiſchen Befeſtigungen nächſt der deutſchen Grenze in den Vordergrund des Intereſſes. Ueber dieſe weiß die „Voſſiſche Zeitung" folgendes zu berichten:

„Das ruſſiſche Feſtungsſyſtem beruht auf dem Abſchnittsſyſtem, das heißt, es benutzt die durch die Waſſerläufe gebildeten natürlichen Abſchnitte, um dieſe ſtrategiſchen Linien zu verſtärken und ihre Benutzung zu erleichtern. Dies erfolgt nach zwei Richtungen hin. Zunächſt wird die paſſive Widerſtandskraft durch die Anlage von Befeſtigungen erhöht, die Stärke des Hinderniſſes vermehrt, alsdann ſoll die Manöverierfähigkeit einer dahinter befindlichen Armee erleichtert und ihr der Uebergang zur Offenſive gewährleiſtet werden. Dafür iſt es notwendig, die Uebergänge zu ſichern und die Befeſtigungen brückenkopfartig vorzuſchieben.

Gegen eine deutſche Invaſion aus Oſtpreußen kommt als erſte Verteidigungslinie der Narew und ſein rechter Nebenfluß, der Bobr, in Betracht, die mit der oſtpreußiſchen Grenze ziemlich gleichlaufend dahinfließen, auf eine Entfernung von nur 50—60 Kilometern, und die deshalb jede Invaſionsarmee öſtlich der Weichſel überſchreiten muß. Dieſer Abſchnitt iſt von den Ruſſen in erſter Linie befeſtigt worden. Es liegen hier die Befeſtigungen von Nowogeorgiewſk, Legrſh, Pultuſk, Rozan, Oſtrolenka, Lomſha und Oſowice. Alle dieſe Anlagen ſperren wichtige Uebergänge.

Oſowice bildet den rechten Flügel des polniſchen Feſtungsſyſtems, am Bobr gelegen, der hier eine Breite von 60 Meter hat und von der Bahn Lyck—Grajewo—Bjelo-ſtok überſchritten wird. Zwei Forts in Lünettenform ſind als Brückenkopf auf das nördliche Ufer vorgeſchoben.

Die Befeſtigungen von Lomſha, die den Narew-Uebergang ſperren, beſtehen aus ſechs ſtarken, zum Teil bombenſicheren Werken, und mehreren permanenten Batterien.

Oſtrolenka, Rozan und Pultuſk beſitzen nur Erdwerke und offene Batterien von ſehr geringer Widerſtandskraft.

Legrſh und Nowogeorgiewſk bilden mit dem weiter ſüdlich an der Weichſel gelegenen Warſchau eine zuſammenhängende Feſtungsgruppe, die in den letzten Jahren ausgebaut und verſtärkt worden iſt. In allerletzter Zeit war die Rede davon, daß dieſe Befeſtigungen aufgegeben würden, weil der Aufmarſch weiter zurückverlegt werden ſollte. Dann wiederum hieß es, daß dieſe Abſicht auf franzöſiſchen Einfluß wieder rückgängig gemacht ſei. Es iſt daher nicht genau zu ſagen, in welchem Zuſtande ſich die Befeſtigungen, namentlich diejenigen von Warſchau befinden. Die vielfachen Schwankungen über deren

Bedeutung und Behandlung werden jedenfalls für ihren Ausbau nicht sehr günstig gewesen sein. Es ist eher anzunehmen, daß sie nur geringe Widerstandskraft besitzen.

Serozk(=Legrsh) an der Einmündung des Bug in den Narew sollte mehrere Forts erhalten; Nowogeorgiewsk, an der Einmündung des Bug-Narew in die Weichsel, hat neben der alten Kernbefestigung in den dreißiger Jahren einen Gürtel von acht vorgeschobenen Forts erhalten, die etwa sieben Kilometer von der Kernumwallung entfernt liegen. In den letzten Jahren soll ein neuer, weiter vorgeschobener Fortsgürtel angelegt worden sein.

Warschau hat auf dem linken Weichselufer elf Forts und ein Zwischenwerk, auf dem rechten Ufer sechs Gürtelwerke. Auch hier sollte ein neuer Fortsgürtel angelegt werden, der eine unmittelbare Verbindung mit demjenigen von Nowogeorgiewsk herstellen sollte. Wie weit dieser Plan ausgeführt ist, ist nicht bekannt geworden.

Für einen Vormarsch aus westlicher Richtung aus Posen und Schlesien kommt die Weichsel in Betracht, die in Halbkreisform die Mitte des ganzen polnischen Kriegschauplatzes durchströmt. Dieser Fluß bildet wegen seiner Breite und Tiefe ein sehr bedeutendes militärisches Hindernis, das noch dadurch vermehrt wird, daß der Fluß häufig über die niedrigen, nicht eingedeichten Ufer tritt und weite Strecken Landes unter Wasser setzt. Die Westfront wird auf dem nördlichen Flügel durch die bereits erwähnte Festungsgruppe von Warschau gebildet, während auf dem linken, an der Einmündung des Wieprz, die Festung Iwangorod liegt. Die Anlagen bestehen aus einem Kernwerk, das von acht Werken umgeben ist, die einen Umfang von 20 Kilometer besitzen. Nur ein Teil ist modernisiert. Aber die Zwischenfelder sind durch bombensichere Räume verstärkt.

Den Rückhalt der ganzen Weichselbefestigung bildet in zweiter Linie das am Bug gelegene Brest-Litowsk, das zugleich als Brückenschutz wichtig ist und die Eisenbahn Warschau—Moskau beherrscht. Die Festung hat sechs Forts, von denen zwei auf dem linken und vier auf dem rechten Bugufer liegen. Sie haben den Nachteil, daß sie sehr nahe an der Brückenstelle liegen und diese deshalb nur unvollkommen schützen. Einige kleinere im Süden von Polen gelegene Anlagen haben keinen größeren militärischen Wert mehr.

Ein von der Nordgrenze Galiziens ausgehender Vormarsch findet deshalb keinen fortifikatorischen Widerstand. An den Festungen Brest-Litowsk und Iwangorod kann er ohne weiteres vorbeimarschieren, da sie an keinem nach Süden gerichteten Abschnitt liegen.

Die russischen Befestigungen haben im allgemeinen nur eine geringe Widerstandskraft, namentlich fehlen alle Panzeranlagen, da die Russen bis vor kurzem grundsätzliche Gegner der Panzerbefestigung waren. Es bedarf deshalb vielleicht gar nicht des Einsetzens der schwersten Belagerungsgeschütze, um mit ihnen fertig zu werden. Sie werden weder einen deutschen noch einen österreichischen Vormarsch kaum lange aufhalten können, mag er aus dieser oder jener Richtung kommen."

Die Kämpfe an der ostpreußischen Grenze

Die Reorganisation der russischen Armee

Die Narewarmee des gefallenen Generals Samsonow hatte nach der Schlacht bei Tannenberg zu existieren aufgehört; ihre kümmerlichen, zersprengten Reste wurden von den Festungsbesatzungen und Reserveformationen Warschau, Ostrolenka und Lomsha aufgenommen. Die aufgelösten und stark gelichteten Reihen der Wilnaer Armee erreichten den Festungsgürtel Kowno—Grodno—Bjalostok, wo sie sich sammeln und durch Reserven ergänzt werden konnten. Immerhin hatten sich noch 300 000 Mann aus der Hindenburgschen Umklammerung gerettet; waren ihm doch im ganzen nicht weniger als 650 000 gegenübergestanden!

Auch die Hindenburgsche Armee bedurfte einer kurzen Rast, um sich zu sammeln. Vor allem die Infanterie, die durch den Sieg ihrer Beine den Erfolg vervollständigt hatte. Die Kavallerie dagegen blieb in ununterbrochener Vorwärtsbewegung über die Grenze.

Für eine energische deutsche Offensive gegen die ganze befestigte Narew—Bug-Linie fehlte es zunächst an Menschen- wie an Kriegsmaterial. Um Ostpreußen jedoch möglichst vor weiteren Schrecken des Kriegs zu bewahren, war nicht nur das Gouvernement Suwalki besetzt worden (vgl. S. 71), sondern man ging auch gegen die den kürzesten Weg nach Lyck beherrschende Festung Osowice vor. Um eine planmäßige Belagerung handelte es sich allerdings nicht, sondern der Zweck war nur die Absperrung des Bobr-Uebergangs. Der Kriegsberichterstatter des „Berliner Tageblatts" schreibt über diese Kämpfe: „Unsere Truppen sind in unaufhörlicher Bewegung und leiden unter schlechter Witterung, Anstrengungen und Entbehrungen. Es wäre daher nichts falscher, als zu glauben, daß wir nun mit Hurra und Hussa tief in Rußland einrückten, den Gegner vor uns hertreibend, bis wir uns in St. Petersburg und Warschau häuslich niederlassen können. Im Gegenteil, es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß wir hier und da aus der so kühnen und erfolgreichen Offensive zur Defensive zurückkehren müssen, bis auch wir neue Verstärkungen erhalten und die durch die jetzt monatelangen Kämpfe entstandenen Lücken genügend auszufüllen vermögen. Trotz dieser monatelangen Kämpfe sind Mut, Entschlossenheit, Zähigkeit unserer braven Feldgrauen noch ebenso wie am ersten Tage. Das können wir hier draußen am besten beurteilen. Welche Anforderungen wurden beispielsweise an die Belagerungsmannschaften der kleinen, aber gut bewehrten und verteidigten russischen Festung gestellt! Vier Tage und Nächte hindurch gab es keinen Schlaf in den von unaufhörlichen Regengüssen aufgeweichten Laufgräben und Geschützstellungen, fortwährend mußte aus unseren Mörsern und schweren Feldhaubitzen gebummert werden, um den Feind über unsere geringen Kräfte zu täuschen. Es handelte sich weniger um eine Bezwingung der Feste, als darum, den Gegner in seiner Truppenzusammenziehung zu stören, die unserige aber zu ermöglichen. Das schlechte, trübe Wetter, auf das so viele schimpfen, war da ein guter Bundesgenosse, denn von den feindlichen Fesselballons, von denen wir zwei herunterholten, war schlecht Ausguck zu halten, und der Dienst der feindlichen Flieger war auch lahmgelegt. Trotz alledem schossen die Russen, die unter anderem zwei große Schiffsgeschütze hatten, sehr gut und brachten uns manche Verluste bei, setzten aber absichtlich auch ihre eigenen Dörfer durch Granaten in Brand, um unseren Truppen Unterkunft und Verpflegung zu erschweren. Die deutschen Truppen litten hier aber keinen Mangel, dafür sorgten unsere Proviantkolonnen und auch Requisitionen, wobei jedes Huhn und jedes Ei bezahlt wurden."

Inzwischen hatten sich die Russen im Schutze ihres Festungsgürtels neu gruppiert und neu ausgerüstet. Alle, die den Wert dauernder Befestigungen bestreiten und alles Heil von der Feldarmee erwarten, können an diesem Beispiel die Unzulänglichkeit ihres Standpunkts erkennen: die Befestigungen der Narewlinie hatte nicht nur die geschlagenen Heere der Vernichtung entzogen, sondern erleichterten auch ihre Sammlung und Wiederordnung, verhinderten die feindliche Aufklärung, ermöglichten eine unbemerkte Versammlung der Streitkräfte und schließlich — ein plötzliches Hervorbrechen. Ueberraschend kam dieses der deutschen Heeresleitung jedoch nicht: am 2. Oktober hatte sie es in einer amtlichen Mitteilung angekündigt.

Die neue russische Offensive

In langer Linie, mit alten und neuen Kräften drangen die Russen über den Njemen vor, um wieder in Ostpreußen einzufallen. Von Grodno aus setzte der Offensivstoß zunächst gegen Suwalki ein. Das III. sibirische und Teile des XXII. finnischen Korps

gingen auf Augustow—Suwalki vor. Die deutschen Korps hielten mit starker Artillerie den im Anfang energisch geführten russischen Angriff auf, bis genügend Kräfte gegen den nördlichen Flügel der Russen angesetzt werden konnten. Die Zusammenstöße bei Augustow und Suwalki waren sehr blutig und endigten mit einem vollen Erfolg der Deutschen. Einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit haben Berichte, nach denen japanische schwere Artillerie mit japanischer Bedienung bei Suwalki eingegriffen haben soll. Eine deutsche Division kämpfte hier im Rücken der Russen, mußte sich aber dann mit den anderen Truppen in der Front vereinen, da sich starke russische Massen zeigten, die von Olita aus eine nördliche Umgehung vornehmen wollten.

Dadurch gewannen die Russen bei Suwalki Luft und holten in der Richtung Wilkowischki—Wirballen zu einem neuen Stoße aus, um die Straße Eydkuhnen—Stallupönen zu erreichen. Am 5. Oktober kam es nördlich des Wystyter Sees zu einem Zusammenstoß mit dem deutschen Grenzschutz. Dieser ist in Ostpreußen so organisiert, daß einem stärkeren Angriff auch stets stärkere Truppen entgegengestellt werden können. Das haben die Russen hier erfahren müssen. Der Angriff wurde „unter schweren Verlusten für den Feind zurückgeschlagen; die Russen ließen über 4000 Mann als Gefangene und 10 Maschinengewehre in unseren Händen," wie es in dem Bericht der deutschen Heeresleitung heißt. In diesen Kämpfen haben drei Landsturmkompagnien einen Sturmangriff auf russische Schützengräben gemacht und dabei fast ein russisches Regiment sich gegenüber gehabt. Ein Landsturmhauptmann berichtet im „Königsberger Tageblatt" über die tapfere Tat: „Am 5. Oktober hatten Truppen eines deutschen Detachements eine im Walde gelegene Seeenge infolge heftiger Beschießung durch feindliche Artillerie räumen müssen; die Enge war dann von den Russen besetzt worden. Nach Eintritt der Dunkelheit erhielten drei Landsturmkompagnien den Befehl, im Bajonettangriff die Russen aus dem Walde herauszuwerfen und die von den deutschen Truppen am Tage geräumten Stellungen wieder zu besetzen. Die Landstürmer überraschten eine Feldwache und stürmten mit Hurra in den Wald, vom Feinde mit Maschinengewehr- und Gewehrfeuer empfangen. Sie nahmen einen Obersten, vier andere Offiziere und 400 Mann gefangen und erbeuteten sieben Maschinengewehre, zahlreiche Patronen und zwei Taschen mit Papieren. Unsere wackeren drei ostpreußischen Landsturmkompagnien hatten bei dieser Heldentat fast ein ganzes russisches Regiment zum Gegner. Als der russische Oberst erfuhr, daß nur drei Kompagnien Landsturm den so erfolgreichen Angriff ausgeführt hatten, schüttelte er den Kopf und wollte es nicht glauben."

Die Russen hatten die ganze Linie Wladislawow (gegenüber der preußischen Stadt Schirwindt)—Marggrabowa für ihre Angriffe ausersehen. Die Deutschen standen hier in starken Feldbefestigungen. Am 12. Oktober unternahmen die Russen auf ihrem rechten Flügel bei Schirwindt gegen den linken deutschen Flügel einen Umgehungsversuch, der unter bedeutenden Verlusten scheiterte. Hier führten sie auch ihre zur Ergänzung herangezogenen, nur flüchtig ausgebildeten Rekruten ins Feuer, die nur in dichten Kolonnen vorzubringen waren und fürchterlich dezimiert wurden. Unter den bei Schirwindt erbeuteten 24 Geschützen befanden sich zwei Vorderlader, wie man auch bei den gleichzeitig gemachten 3000 Gefangenen Gewehre aller Systeme fand. Die Niederlage bei Schirwindt hatte die Stoßkraft des rechten russischen Flügels gebrochen; es machte sich eine rückgängige Bewegung bemerkbar.

Im Zentrum des russischen Vorstoßes, das in der Romintener Heide anzunehmen ist, kam es nicht zu größeren Entscheidungen. Paul Lindenberg, der Berichterstatter des „Berliner Tageblatt" ist in jenen Tagen über die Heide gefahren; er erzählt: „In der Heide hat der Krieg die Ordnung gehörig gestört. Das am äußeren Rande nach Rußland zu gelegene Dorf Szittkehmen, das von seinen Bewohnern fast ganz verlassen ist,

wurde von den Russen gehörig mitgenommen. Mehrere Brandstellen, zerschlagene Läden, geplünderte Wohnungen, alles drunter und drüber, alles in kaum erdenkbarer Verwüstung. Aber unsere Soldaten machten, so gut es ging, Ordnung, vernagelten die zertrümmerten Türen, verklebten die Löcher der Fenster, entfernten die Schmutzgebirge, entwickelten mit Schrubber und Wasser, mit Besen und Schippe Hausfrauenkenntnisse. Offiziere und Mannschaften quartierten sich ein, Infanteristen und Artilleristen, Jäger zu Pferde, Pioniere, Kürassiere, Ulanen, die Scheunen wurden für die Pferde eingeräumt, die nötigen Wagen auf den Höfen untergebracht, in trefflicher Kameradschaft fügte sich einer zum andern. Denn wenn in den Stübchen auch gar kein Plätzchen mehr frei war, so wurde es mit einer wahren Kunst der Raumausnutzung doch ermöglicht, daß sich dieser und jener Soldat zum Schlummer noch ausstrecken konnte. Häufig genug ward und wird dieser Schlaf gestört. Die Russen lieben die Nachtangriffe, denn „Pruß schießt gut, zu gut", namentlich am Tage! Erst in der vergangenen Nacht (auf den 15. Oktober) hatten sie einen Vorstoß auf Szittkehmen unternommen, aber unsere Leute in den vordersten Schützengräben hatten gut aufgepaßt, die Scheinwerfer spielten, Gewehre und Geschütze knatterten und bummerten los, die grauen Nachtvögel wurden schnell zurückgescheucht."

Auf dem linken russischen Flügel wurden, nachdem Marggrabowa bereits am 9. Oktober von den Truppen des Generals v. Morgen genommen worden war, die dahinter befindlichen, außerordentlich starken feindlichen Stellungen bei Wilkassen und Wielitzken am 15. und 16. Oktober gestürmt. Paul Lindenberg, der auch dieses Schlachtfeld unmittelbar hernach besucht hat, berichtet: „Sechs-, acht-, zehnfache Schützengräben durchzogen terrassenförmig verschiedene Anhöhen — rechts und links der nach dem sechs Kilometer entfernten Dorfe Wielitzken führenden Chaussee. Die Schützengräben waren nach oben durch Bretter und Stämme gedeckt, diese wiederum waren mit Erde und Tannenzweigen bestreut; inwendig Stroh und Heu. Die Tiefe betrug etwa einen Meter, all diese Erdarbeiten waren mit gleichmäßiger Sorgsamkeit ausgeführt. Jenes Dorf Wielitzken bildete den Mittelpunkt der russischen Stellung, es war von uns konzentrisch angegriffen und genommen worden. Die frischen Spuren des heftigen Gefechts waren überall, vor der Ortschaft und natürlich erst recht in derselben, sichtbar: tote Russen, deutsche Verwundete, Brandstellen, die Verheerungen der Granaten, von denen glücklicherweise das malerische Kirchlein mit seinem stumpfen, braunen Holzturm — eins der ältesten Gotteshäuser Ostpreußens — verschont geblieben war. Einzelne Bewohner suchten in den grauenhaft verwüsteten Häusern noch zu retten, was zu retten war — herzlich wenig, denn die russischen Truppen hatten ja hier mehrere Tage gelegen. Ganz sinn- und zwecklos wurde dies und jenes fortgeschleppt; so sah ich, wie ein betagter Mann eine Tür auf dem Rücken trug und in der einen freien Hand einen Eimer. Furchtbar sah es in den niedrigen Häuschen aus, in die sich die Gegner geflüchtet und aus denen sie wohl noch geschossen hatten, denn mancher von ihnen lag niedergestreckt da, das Gewehr noch in der starren Hand. Blutlachen, blutgetränkte Kleidungstücke und Uniformen, Waffen, Munition, schnell hergestellte Verstecke und Schutzwehren, alles drunter und drüber. Auch wir hatten Verluste gehabt, wie es so manche Gräber mit Helmen und Kreuzen in Gärten und an einem kleinen Hügel andeuteten. Die stillen Schläfer hören nicht mehr das singende Sausen der Granaten, die von einer linksseitig des Dorfes stehenden Batterie schwerer Geschütze auf die feindlichen Stellungen nahe der Grenze, an der sich bewaldete Anhöhen hinziehen, geschleudert werden. Dort leckten an mehreren Stellen die Flammen auf. Und nun vernahm man auch das Salvenfeuer unserer Infanterie und das Knack-knack-knack-knack der Maschinengewehre. Es mußte in jenen dunklen Forsten scharf zugehen, die sich wenige Kilometer vor uns zur rechten und linken Seite der Chaussee ausdehnten."

Eine russische Kolonne in Lyck

Während der Angriff der russischen Njemenarmee im Gouvernement Suwalki zum Stehen kam, gelang es einer anderen russischen Kolonne, von Lomscha aus Lyck zu erreichen. Sie sollte mit der Njemenarmee in der Weise kooperieren, daß diese in breiter Front ihren Vormarsch nach Westen antrat, während die Kolonne, die die hinter der Narewlinie gesammelten Kräfte umfaßte, in die rechte, südliche Flanke der Deutschen vorstoßen sollte. Vielleicht war sogar beabsichtigt, den im Gouvernement Suwalki kämpfenden deutschen Truppen die rückwärtigen Verbindungen abzuschneiden.

Der nächste Weg nach Lyck wäre der von Osowice aus gewesen; aber hier lag das deutsche Belagerungskorps. Ein Angriff gegen dieses versprach wenig Erfolg, wäre auch zu zeitraubend gewesen. So wählte man den nächstgelegenen Uebergang von Lomscha aus.

Die Absicht des Flankenstoßes geht klar daraus hervor, daß die Kolonne nicht den für sie gegebenen Weg auf Johannisburg nahm, sondern nach Nordosten umbog und auf Lyck marschierte, das Belagerungskorps vor Osowice gewissermaßen umgehend. Der Plan der Russen wurde vereitelt. Als sich das Eingreifen der auf Lyck vorgestoßenen Kräfte fühlbar machen konnte, war das Vorgehen der Njemenarmee bereits abgeschlagen.

Ueber diesen zweiten Vormarsch der Russen auf Lyck weiß der Kriegskorrespondent der „Münchner Neuesten Nachrichten" noch folgendes zu erzählen: „Bei Sybba stießen die Russen auf energischen deutschen Widerstand. Unter anderem bot der Landwehrhauptmann Meyer, in seinem Zivilverhältnis Oberförster, mit seiner Schar der Uebermacht erfolgreich die Spitze. Aus geschickt angelegten Schützengräben wurden die Sibiriaken, die stürmen wollten, mit Feuer überschüttet, ein Gegenstoß mit dem Bajonett brachte ihre Reihen ins Wanken. Aber schließlich war die russische Uebermacht, die nicht mehr darauf bestand, den Stier bei den Hörnern zu fassen, sondern zu Umgehungen ihre Zuflucht nahm, zu groß. Langsam zog am 8. Oktober der Verteidiger nordwärts und überließ die Stadt dem Gegner." Die Beschießung von Osowice mußte natürlich aufgegeben werden.

Erst nach einigen Tagen gelang es, Lyck wieder in deutschen Besitz zu bringen. Paul Lindenberg berichtet: „Nach schweren Kämpfen besetzte unsere Vorhut am Nachmittag des 13. Oktober die Stadt. Es war der Abzug des Feindes gemeldet worden. Die Unseren machten auf dem Markt Halt, setzten die Gewehre zusammen, holten Wasser, wollten abkochen. Da prasselt es mit einemmal auf sie von allen Seiten herab, Infanterie- und Maschinengewehrfeuer, aus jedem Fenster, selbst vom Kirchturm sprüht es nieder. Die Russen hatten sich in den Häusern festgesetzt und selbst in die Wohnungen ihre Maschinengewehre gebracht. Am folgenden Tage wurden sie dann ausgeräuchert durch unsere schwere Artillerie. Da sie einen Beobachtungsposten auf dem Kirchturm hatten, mußte auch dieser unter Feuer genommen werden. Dann ging unsere Infanterie im Sturm vor. Der Feind hielt nochmals im hinter Lyck liegenden Sybbaer Wald stand, es kam zu schwerem Aufeinanderprall, aber auch hier drangen wir erfolgreich vor, die Russen über die Grenze treibend und sie unausgesetzt verfolgend ...

Wie sah es in Lyck aus! Von den Tausenden betriebsamen Menschen waren nur ein paar ganz verschüchterte zu erblicken, sonst alles leer, verödet! Ein Drittel der Stadt zerstört, die übrigen zwei Drittel verwüstet. Furchtbar der Anblick des Marktes! Nur die Gerippe der meisten Häuser, auch die stattliche protestantische Kirche bis auf die Backsteinmauern ausgebrannt, der obere Teil des Turmes eingestürzt, die Glocke am Eingang liegend. Alle Läden und Wohnungen ausgeraubt, zertrümmert, beschmutzt, viele der Gebäude und ihre Dächer wie durchsiebt von Schrapnells und Granaten. Und mit steigendem Grauen vernehme ich von sächsischen Artilleristen, die auf Grund eigener Wahrnehmungen berichten, von den an Frauen und Mädchen begangenen entsetzlichen Scheußlichkeiten, die an die gräßlichsten Freveltaten des Neronischen Zeitalters erinnern."

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Aufstieg eines Fesselballons zur Beobachtung des Feindes in Polen

Phot. A. Grohs, Berlin

Aufrichten eines Fontanamastes bei einer Feldtelefunken-Station in Polen

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Eine deutsche Trainkolonne auf dem Marsch

Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau

Eine deutsche Proviantkolonne auf dem Marsch

Die russische Offensive gegen Ostpreußen war zum zweitenmal kläglich gescheitert. Mit zäher Energie drängten unsere Truppen den Feind zurück auf sein eigenes Gebiet. Bakalarschew und Augustow bezeichnen die Gegenden, in denen der Kampf in den letzten Wochen des Oktober tobte*).

Vom deutschen Grenzschutz im Nordosten

Die Wachsamkeit des ostpreußischen Grenzschutzes ist bei der Schilderung der neuen russischen Offensive gebührend hervorgehoben worden. Der Kriegsberichterstatter Rudolf v. Koschützky hat dem sogenannten Entenschnabel, dem schmalen nördlichsten Streifen unseres Reichsgebiets, einen Besuch abgestattet und schildert die tapfere Grenzwacht, die dort ein kleines Häuflein treuer Vaterlandsverteidiger hält. „In Ruß," schreibt er im „Stuttgarter Neuen Tagblatt", „ist militärisches Treiben. Von hier wird die Verteidigung des nördlichen Reichszipfels mit Umsicht und Tatkraft geleitet, so daß bisher nur unbeträchtliche Grenzverletzungen den Frieden dieses Landstriches störten. Dabei tritt die Bedeutung guter Verkehrslinien für den Krieg wieder einmal deutlich zutage. Eine Eisenbahn und eine Chaussee gehen etwa in der Mitte des „Entenschnabels" nach Memel hinauf, während eine ganze Reihe guter Chausseen von diesen Hauptadern nach der Grenze hinführen, die natürlich überall mit Feldwachen besetzt sind. Zeigt sich irgendwo eine überlegene feindliche Abteilung, so können die Grenzwachen in kürzester Zeit von den Stützpunkten her verstärkt werden, wobei Eisenbahn, Autos und Wagen ausgiebig zu Hilfe genommen werden. Die Hauptsache ist freilich auch hier die moralische Kraft, die hinter allen Bewegungen sitzt und in erster Linie natürlich von dem Führer ausgehen muß. Der Kommandeur dieses oberen Abschnittes ist in Friedenszeiten Landwirt. Seine drei Güter sind von den Russen ausgeplündert und verbrannt worden, während er hier seinen Mann steht. Ein paar kleine Züge, die ich im Fluge auffing, scheinen mir so charakteristisch für den soldatischen Geist auch bei unseren Landwehr- und Reserveoffizieren, daß ich sie kurz wiedergeben will.

Herr v. L., der auch einen Sohn im Felde hat, war anfangs bei den fast täglichen Gefechten stets in der Feuerlinie selbst mit einem Gewehr bewaffnet. Während des Kampfes sprach er mit seiner kräftigen, ruhigen Stimme immer zu den Leuten: „Noch nicht schießen — Mensch, laß'n doch erst rankommen. — Nimm Druckpunkt. — Hast auch das Visier nicht verkantet?" Kriecht hinter der Schützenlinie entlang, um eine andere Gruppe zu beobachten und sich mit ihr zu unterhalten, bis auch hier die Leute ruhig zielen, wie sie es auf dem Schießstand gelernt haben. Eines Sonntags kommt während des Gottesdienstes die Meldung, daß die Russen in K. eindringen. Im Laufschritt geht es aus der Kirche; auf Autos und Wagen hinaus nach dem bedrohten Dorf. Die Autos setzen ihre Leute ab, rasen zurück, um neue Wageninsassen aufzunehmen; und so ein zweites und drittes Mal, bis genügend Kräfte in dem Dorfe sind. v. L. ist mit einem Dutzend zur Posthalterei vorgedrungen. Sie wollen am linken Giebel vorgehen, bekommen starkes Feuer und springen hinter die Außenwand. Da das Feuer nicht nachläßt, schieben sie sich hinter den rechten Giebel. Aber auch hier ist das impertinente: ßt, ßt der Kugeln das gleiche, so daß ein dicker Unteroffizier die denkwürdigen Worte ausruft: „Donnerwetter, hier ist man ja seines Lebens nicht mehr sicher! Ich geh' bauchwärts," und sich ins Gras wirft. Es zeigte sich nun bald, daß die Russen aus den Bäumen der umliegenden Gärten schossen, von wo sie nun rasch heruntergeknallt wurden. Die andern hatten sich inzwischen in den gegenüberliegenden Wald geflüchtet, und

*) Die in den vorhergehenden Abschnitten mehrfach angeführten Berichte von Paul Lindenberg sind auch in Buchform erschienen unter dem Titel „Gegen die Russen mit der Armee Hindenburgs" (Preis brosch. 2 M., geb. 3 M.). Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

nachdem ein Maschinengewehr die Linien ein paar Mal entlang gestrichen war, hörte das feindliche Feuer auf. Die Unsern hatten drei Tote und vier schwer Verwundete, während die Russen 15 Tote auf dem Platze ließen. Es mußte nun festgestellt werden, ob der Wald vom Feinde geräumt sei, und der Kommandant gibt den Befehl: „Freiwillige vor!" Es war ein scharfes Gefecht gewesen, die Leute sind meist Familienväter, die Schwerverwundeten sind eben fortgebracht. Zwei Mann treten vor. v. L.: „Die beiden Leute schließen sich mir an." Nimmt seine Flinte unter den Arm und geht los. Sofort springt die halbe Mannschaft vor und will mit. Seitdem gab es nie mehr eine Verlegenheit um Freiwillige, auch unter den schwierigsten Umständen. Sobald die Zeit es erlaubte, wurde exerziert und Scheibe geschossen, wobei Gewinne ausgesetzt wurden. Bei alledem befestigte sich in den Leuten das Gefühl, daß ein Gefecht nicht eine Sache der Aufregung, sondern ganz einfach der ruhigen und gewissenhaften Ausführung des in Friedenszeiten Gelernten ist; so daß sie im Feuer sich bald so ruhig und sachlich unterhielten, wie sie es von ihren Führern gewöhnt waren. Da sich nun häufig Tiere den Truppenteilen anschließen, so besaß die eine Kompagnie einen schönen Kriegskater, der sich immer bei den Mannschaften aufhielt und an Gefechtstagen mit hinauszog.

Wie ich schon sagte, versuchten die Russen wiederholt, die Gilge von Süden her zu überschreiten, als sie im Besitz des Hinterlandes waren. Die Besatzung des „Entenschnabels" ließ aber nicht mit sich spassen und fuhr höchst ergrimmt über den Franzosendamm in die Höhe, sobald der Feind sich sehen ließ. Einmal hatten die Russen sich einen Uebergang bei einem Dorfe ausgesucht, und als unser Ziethen aus dem Busch herausfährt und mit seinen Leuten den Damm besetzt, schossen sie aus den Fenstern und von den Dächern herunter über den Fluß. Der Kater aber war mit seiner Kompagnie ausmarschiert und saß zwischen den feuernden Leuten. Plötzlich rafft ihn eine Kugel hin und er wälzt sich in seinem Blute. Seine Nebenleute werfen einen betrübten Blick auf den toten Kameraden, und während der eine die Hülse aus der Kammer springen läßt und sich zum neuen Schuß vorbereitet, sagt er: „Nu seh mal, nu hebbe se unsern Pikatz dotgeschosse." v. L. liegt mit in der Reihe: „Da rechts der auf dem Molkereidach war's. Den holt mal runter." Die bärtigen Leute, voll Grimm und Trauer über ihren schönen Pikatz, gehen in Anschlag, zielen bedächtig, nehmen Druckpunkt und lassen fliegen. Der Russe kommt ins Rollen, schlägt auf den Mauervorsprung und fällt auf die Erde. Da sagt der Bärtige ebenso ruhig wie vordem: „Seh mal, fosts wie e Gruschke" (fast wie eine Birne), wirft die Hülse raus, geht in Anschlag, nimmt Druckpunkt und schießt. Im übrigen ist das Verhältnis des „Entenschnabels" zum russischen Reiche ein durchaus korrektes. Das einmal festgesetzte Zeremoniell wird unverbrüchlich respektiert. Einmal kommen die Russen herüber und verbrennen W.... Sofort läßt der Gewaltige von Nord-Nord-Ost die Kanonen bespannen, fährt über die Grenze und donnert ein Stadtviertel von Nowoje Mjasta in Brand. „Das ist für W...," läßt er ihnen sagen und fährt ruhig nach Hause. Ein andermal werden fünf Pferde und ein russischer Wärter eingebracht. Die Pferde sind drüben ausgerissen, der Wärter hinterdrein. So hat man sie gefangen. Herr v. L. schreibt einen höflichen Brief an den Besitzer und schickt ihm die Pferde und den Wärter wieder zurück. Hier hast du dein Eigentum. Pferdediebe sind wir nicht. Haben nur den Auftrag, unsere Grenze zu verteidigen. Was wir auch in Zukunft nach besten Kräften tun wollen. Amen!"

Wessen sich ostpreußische Grenzorte im Falle ungenügender Bewachung zu versehen haben, lehrt ein Bericht aus Schmalleningken. Die „Tilsiter Allgemeine Zeitung" berichtet: „Dieser Grenzort, der seit Beginn des Krieges die Nähe des russischen geloßten Landes ja wohl öfter empfindlich hat spüren müssen, war am 6. Oktober vorübergehend ohne militärischen Schutz. Da erschien am Mittwoch, 7. Oktober, eine stärkere

ruſſiſche Kavallerie-Patrouille, um ſich zu überzeugen, ob Schmalleningken von deutſchen Truppen frei ſei. Noch am Abend des 7. Oktober ſoll in Georgenburg drüben ein Anſchlag gemacht worden ſein, daß ſich am 8. Oktober jeder an einem Plünderungszug nach Schmalleningken beteiligen könne. Und ſiehe da: am 8. Oktober zog ein kleiner Trupp ruſſiſcher Soldaten, nur vier oder fünf Mann, anſcheinend die „Bedeckung", in Schmalleningken ein. Und dahinter folgte der Schwarm der Plünderer. Die Schaufenſter der Läden wurden eingeſchlagen, die Waren herausgeworfen; in die Läden drang das Raubgeſindel ein und ſuchte das beſte aus. Ein großer Teil dieſer Ruſſen waren in Friedenszeiten Kunden der Schmalleningker Geſchäftsleute, wußten alſo genau, wo die gute, teuere, und wo die billige Ware aufgeſtapelt lag. Die Bewohner des Ortes waren machtlos, da ja die bewaffneten, „wachhabenden" ruſſiſchen Soldaten dafür ſorgten, daß das Plünderungswerk ungeſtört bleibe. Aber unſere Dragoner hatten doch Wind bekommen, und unternahmen einen ſcharfen Ritt nach Schmalleningken. Kaum wurde das Räubervolk unſerer anſprengenden Soldaten anſichtig, als mit dem Ruf: Pruß! Pruß kommt! die wilde Flucht begann. Aber die deutſchen Dragoner ſind gründlich dazwiſchen geſprengt; mehrere Leichen lagen auf dem Weg nach der Grenze."

Das Vorgehen der deutſchen und öſterreichiſch-ungariſchen Armeen gegen Ruſſiſch-Polen

Die taktiſche Bedeutung des deutſch-öſterreichiſchen Vorgehens

Der Offenſive des verbündeten deutſchen und öſterreichiſch-ungariſchen Heeres gegen Ruſſiſch-Polen kommt inſofern eine beſondere taktiſche Bedeutung zu, als man in militäriſchen Kreiſen von jeher angenommen hat, Deutſchland werde ſich Rußland gegenüber auf die Defenſive beſchränken, ſolange es Frankreich nicht gänzlich niedergerungen hätte. Daher auch die Ueberraſchung der franzöſiſchen Preſſe, die klar erkannt hat, daß nun umgekehrt auch über Frankreichs Los auf den polniſchen Schlachtfeldern entſchieden wird, und ihr Aerger darüber, daß das verbündete Rußland nicht noch mehr für die Verteidigung Polens getan hat. Die „Neue Zürcher Zeitung" ſchreibt über dieſe Fragen: „Bekanntlich iſt das militäriſche Abkommen zwiſchen Rußland und Frankreich nach gründlicher Erörterung der Frage durch beide Generalſtäbe, 1894 zuſtande gekommen. Das Wort „Alliance" wurde erſt während des Beſuches Felix Faures in Rußland ausgeſprochen. „Welcher Art iſt der Charakter dieſes Bündniſſes?" fragt General Maitrot, eine der Leuchten der franzöſiſchen Armee, und ſeine Antwort lautet: „Seit der Unterzeichnung jener militäriſchen Konvention wurden ruſſiſche Truppen an die deutſche Grenze, und zwar nach dem Herzogtum Warſchau, entſandt; ihre Anzahl wuchs unaufhörlich, ſo daß in einem gegebenen Moment ſich die Hälfte der Armee in Friedenszeiten Deutſchland und Oeſterreich gegenüber befand. Dies wurde zu einer beſtändigen Gefahr für Deutſchland. Und gleichzeitig wurden Bielokſtok, Grodno und Warſchau zu eigentlichen Feſtungen."

Aber nach der Potsdamer Monarchenzuſammenkunft 1910, wo Deutſchland Rußland für ſeine Politik in Perſien eine Carte blanche ausſtellte, wurde bekanntlich das ruſſiſche Heer aus Polen zurückgezogen, und jene Truppen, die bis dahin in einer Entfernung von nur vierundzwanzig Stunden von der deutſchen Grenze ſtanden, wurden nach dem Gouvernement Perm, an den Fuß des Uralgebirges verſetzt. Zwar ſuchte die franzöſiſche Regierung der Kammer gegenüber dieſen Schritt Rußlands zu rechtfertigen, ihre dafür angeführten Motive finden aber keineswegs die Zuſtimmung des bereits genannten

Generals Maitrot. Mit ihm ist bemerkenswerterweise auch der erste militärische Theoretiker Deutschlands, der bekannte General v. Bernhardi, einverstanden; in seinem Buche vertrat er 1912 die Meinung, Rußland könne am schnellsten und stärksten über Deutschland herfallen, hätte es in Polen, besonders im Norden Russisch-Polens, zwischen Warschau und Wilna, genügende Aktivkräfte zur Verfügung. Nach Potsdam war aber dies nicht mehr der Fall, auch vermochte Rußland jene 120 000 Mann Kavallerie nie aufzubringen, die laut dem Abkommen mit Frankreich immer an der deutschen Grenze bereitstehen sollten.

Diese Haltung des russischen Verbündeten erregte in Frankreich große Unruhe. Man war sich jenseits des Rheins darüber ganz im klaren, daß im Kriegsfalle Deutschland zunächst gegen Frankreich und dann erst gegen Rußland ziehen werde. Die Erfahrung eines halben Jahrhunderts, von den theoretischen Ansichten eines Moltke bis zur Strategie der deutschen Manöver vom Jahre 1912, sprachen für diese Voraussetzung. Noch 1913 wurde in der französischen Kammer, bei den Debatten über die Möglichkeit russischer Hilfe im Falle eines Krieges mit Deutschland, Moltkes Meinung erwähnt, die er seinem König gegenüber äußerte, als sich Preußen 1866 gleichzeitig von Hannover, Bayern und Oesterreich bedroht sah. „Was auch kommen mag, mag auch Hannover siegen, oder mögen Süddeutschlands Heere in unser Gebiet eindringen, — wir haben vor uns einen Hauptgegner, nämlich Oesterreich, und wir würden zunächst gegen diesen Feind alle unsere Kräfte konzentrieren und die übrigen Gegner außer acht lassen oder nur einen unbeträchtlichen Teil unserer Armee ihnen entgegenstellen. Und erst wenn die Hauptschlacht gewonnen, würden wir uns gegen die übrigen wenden und ihnen das schon eroberte Terrain wieder nehmen." Moltke wiederholte eigentlich sich selbst, als er 1868—69, in Voraussetzung eines gleichzeitigen Krieges gegen Oesterreich und Frankreich, jene Zeilen niederschrieb, die die Methode des großen Feldherrn am besten zur Schau tragen: „Wir werden zunächst gegen Frankreich, nur gegen Frankreich, mit allen unsern Kräften ziehen, auch wenn Oesterreich inzwischen ohne Hindernisse preußischen Boden betreten, ja sogar wenn es von Berlin Besitz ergriffen haben sollte. Sodann aber werden wir mit unserem glorreichen Heer durchs ganze enthusiastische und vom Geist des nationalen Sieges durchdrungene Deutschland zurückkehren und in Berlin unsern Doppelsieg über die Franzosen und Oesterreicher unter einstimmigem Beifall feiern."

In Frankreich hielt man, auch während der letzten Jahre, diese Taktik für die des künftigen deutsch-französisch-russischen Krieges. Als die Kammer den Gesetzentwurf über die dreijährige Dienstzeit zu beraten hatte, war es nach den deutschen Manövern vom September 1912, denen folgende Disposition zugrunde lag: „Der blaue Teil hat den von Osten her anrückenden roten Armeen zuerst nur ganz schwache Kräfte entgegenzustellen, auch dann, wenn die Hauptstadt des blauen Reiches in die Hände des Feindes fallen würde. Nicht die Besetzung einer Stadt oder eines Gebietes soll das Ziel der Kriegsoperationen sein, sondern die Vernichtung der feindlichen Armee. Infolgedessen wird erst nach der Zertrümmerung der Hauptmacht auf dem westlichen Kriegsschauplatz die Konzentrierung unserer Kräfte gegen den Feind von Osten beginnen können." Das ist eigentlich das Prototyp des heutigen Krieges von Anfang an gewesen, und diese Taktik ist auch auf französischer Seite keineswegs nur als vermessenes Selbstvertrauen der Deutschen auf ihre Kräfte angesehen worden. So äußerte sich der damalige Kriegsminister Etienne nach dem Stenogramm der Armeekommission in der Diskussion über die dreijährige Dienstzeit folgendermaßen: „Si nous restions dans la situation où nous sommes, il serait très facile à l'Allemagne, étant données la lenteur de la mobilisation russe et l'obligation dans laquelle nous nous trouvons de faire notre mobilisation, de fondre sur nous en trois jours et, nous ayant écrasés, de marcher directement vers la Russie."

Der erste Vormarsch auf Warschau

Die freiwillige Zurücknahme der in Polen und Galizien kämpfenden österreichisch-ungarischen Armeen (vgl. S. 20 f.) und ihre Konzentration nach Westen erfolgte nach einem wohl überlegten strategischen Plan, zu dessen Hauptzwecken ein glatter und unauffälliger Anschluß an die deutschen Kräfte nördlich von Krakau gehörte. Die Russen drängten in Galizien in blindem Siegestaumel nach, bis sie Ende September die Linie Krakau—Jaslo—Jaroslau—Sambor—Uzsoker Paß erreicht hatten. Dadurch ließen sie den Deutschen in Polen Zeit, in aller Ruhe in der Linie Czenstochau—Olkusch—Krakau aufzumarschieren, in festem Anschluß an den linken Flügel des österreichisch-ungarischen Heeres.

Bei ihrem Aufmarsch gegen den neuen Versammlungsraum der österreichisch-ungarischen Armee hatten sich die Russen gegen die auf der Linie Olkusch—Czenstochau stehenden deutschen Kräfte nur schwach gesichert, da sie diese offenbar bedeutend unterschätzten. Daher mußte ihr ganzer strategischer Plan in die Brüche gehen. Denn ein Hervorbrechen der deutschen Truppen aus der Linie Olkusch—Czenstochau in östlicher Richtung bedeutete einen Flankenangriff auf die Stellung, die die Russen gegen die neue österreichische Front bezogen hatten. Einem solchen Flankenangriff aber wäre auch das stärkste russische Heer nicht gewachsen gewesen, und wenn er gelungen wäre, hätte er die Kooperation mit den gegen West- und Ostpreußen eingesetzten 15 Korps unmöglich gemacht. So war denn die russische Heeresleitung genötigt, ihren um den Preis schwerer und blutiger Kämpfe und furchtbarer Opfer vollzogenen Aufmarsch gegen die Linie Przemysl—Krakau aufzugeben und sich so schnell wie möglich in eine andere Stellung zurückzuziehen, in der sie der Offensive der vereinigten deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen nicht mehr so hoffnungslos gegenüberstand.

Der allgemeine Rückzug der Russen konnte angesichts der energischen Verfolgung der Verbündeten selbstverständlich nicht ohne Kämpfe und schwere Verluste für die Russen durchgeführt werden. Es half ihnen nichts, daß sie rasch starke Kräfte aus Galizien nach Norden verschoben. Sie standen knapp vor der Weichsel-Sanlinie, als sie, im Begriff über die Weichsel zu gehen, von den verfolgenden österreichisch-ungarischen Truppen bei Klimontow, und gleichzeitig von den deutschen Truppen bei Opatow eingeholt und geschlagen wurden. Im weiteren Vordringen eroberten die Oesterreicher am 5. Oktober den wichtigen Brückenkopf von Sandomir und warfen gleichzeitig südöstlich der Weichsel eine russische Infanteriedivision bei Tarnobrzeg. Die geschlagenen Gegner konnten sich bei der energischen Verfolgung über das Hindernis der beiden Flüsse nicht rasch genug zurückziehen und fielen samt ihrem Train abteilungsweise als Kriegsgefangene den auf dem rechten Weichselufer vordringenden österreichisch-ungarischen Truppen in die Hände.

Inzwischen hatten am 4. Oktober deutsche Truppen eine russische Gardeschützenbrigade aus einer befestigten Stellung zwischen Opatow und Ostrowiec vertrieben und ihr 3000 Gefangene, mehrere Geschütze und Maschinengewehre abgenommen. Am 5. Oktober wurden zweieinhalb russische Kavalleriedivisionen und Teile der Hauptreserve von Iwangorod bei Radom von den deutschen Truppen angegriffen und auf Iwangorod zurückgeworfen. Die ansehnliche Menge von Gefangenen, 4800 Mann, die die Russen bei einer Reihe kleinerer Zusammenstöße westlich von Iwangorod verloren, läßt den Schluß zu, daß ihre Stoßkraft nicht mehr allzu stark war.

Welchen Schwierigkeiten der deutsche Vormarsch in Polen begegnete, schildert folgender Feldpostbrief eines Adjutanten bei einer schweren Munitionskolonne: „Von Czenstochau ging es in starken Märschen nach Osten. In den ersten zwei Tagen hatten

wir noch leidliche Chausseen, dann aber wurde es fürchterlich, zumal es seitdem täglich regnete. An einzelnen Strecken bestanden die Wege überhaupt nur aus Sumpf und Morast. Einmal haben wir eine volle Stunde gebraucht, um einen Munitionswagen mit sechs Pferden 15 Meter weiter zu bringen. Streckenweise konnte man von einem Wege überhaupt nicht mehr sprechen. Die Pferde versanken bis zum Leib im Schmutz, die schweren Wagen verschwanden bis zu den Achsen! Die Munition, die wir befördern, ist sehr schwer. Eines Nachts kamen wir im strömenden Regen an eine unpassierbare Stelle. Es blieb nichts anderes übrig, als mit den ganzen Kolonnen in den Wald einzubiegen, um die Stelle zu umgehen. Zu diesem Zwecke mußte mit Axt und Säge ein 500 Meter langer Weg mitten durch den Wald gebahnt werden. Ein paar Stunden lang mußten Bäume gefällt werden. So kommt es, daß wir außerordentlich lange und anstrengende Märsche haben. Beim Reiten befindet man sich eigentlich immer in Gefahr, zu stürzen. In den letzten acht Tagen waren wir fast jede Nacht unterwegs. Einmal bin ich ununterbrochen dreißig Stunden im Sattel gewesen. Die Strapazen sind um so größer, als wir eigentlich niemals, außer den beiden letzten Tagen, ordentlich Ruhe gehabt haben. Entweder kamen wir überhaupt erst morgens im Quartier an oder frühestens in der Nacht. Außerdem sind die Dörfer und kleinen Städte derartig miserabel, daß man sich nur mit einem leisen Grauen schlafen legt. Betten kennen wir kaum noch. Gewöhnlich schlafen wir zu sieben in einer einzigen Stube auf Stroh. Aus den Kleidern bin ich seit zehn Tagen nicht gekommen. Kommt man im Quartier an, so geht es häufig schon nach wenigen Stunden weiter. Und dazu der ewige Regen!... Mit der Verpflegung wird es täglich knapper. Butter, Wurst und dergleichen gibt es schon lange nicht mehr. Wir sind froh, wenn wir Brot und etwas Schmalz haben. Manchmal gelingt es, Vieh zu kaufen. Dann wird geschlachtet und ein großes Kochen beginnt. Neulich hat der Schlächter, den wir bei der Kolonne haben, frische Leberwurst gemacht. Das wurde ein ordentliches Festessen. Getrunken wird fast ausschließlich Tee. Spirituosen, die man infolge der Kälte und Nässe sehr nötig braucht, sind leider auch nirgends mehr zu finden. Die Strapazen sind also etwas reichlich, mir geht es aber trotzdem sehr gut und ich fühle mich außerordentlich wohl. Manchmal wundere ich mich selbst darüber, was man alles aushalten kann."

Der deutsche Vormarsch hat sich zum Teil auch der Eisenbahn bedient, nachdem die Schienen auf deutsche Spurweite umgelegt worden waren. Es kommen allerdings nur zwei Strecken, die parallel laufend von Czenstochau auf Warschau und von Kattowitz über Kielce und Radom auf Iwangorod führen, in Betracht. Erst hinter der Weichsel beginnt das große strategische Eisenbahnnetz, das den Russen eine starke Ueberlegenheit für den Nachschub von Verstärkungen und Bedürfnissen sichert.

Rasch arbeiteten sich die deutschen Streitkräfte an Warschau heran: am 11. Oktober erreichten die Spitzen der deutschen Armee die Weichsel und bei Grojec, südlich von Warschau, fielen 2000 Mann des II. sibirischen Armeekorps in ihre Hände. Am 13. Oktober erfahren wir, daß die russischen Vortruppen südlich von Warschau von der deutschen Armee zurückgeworfen worden seien. Am 14. Oktober wird gemeldet, daß beim Zurückwerfen russischer Vortruppen auf Warschau 8000 Gefangene gemacht und 25 Geschütze erbeutet worden seien, und am 15. Oktober wird mitgeteilt, der Angriff in Polen schreite vorwärts und die Deutschen stünden vor Warschau.

Warschau in Erwartung der Deutschen

Man erinnert sich, welche Begeisterung in Warschau über die anfängliche Räumung der Stadt herrschte (vgl. I, S. 106). Als die Russen nach zehn Tagen zurückkehrten, (vgl. S. 71), mußten zwar die offenen Kundgebungen verstummen, aber das Feuer

glimmte unter der Asche weiter. Ein Brief aus Krakau entwirft auf Grund von authentischen Berichten folgendes Bild von der allgemeinen Lage in Warschau vor dem deutschen Anmarsch: „Warschau bietet das Aussehen einer Stadt, die äußerlich optimistisch und ruhig scheinen will, aber in der es unaufhörlich kocht und gärt. Den Optimismus und die Ruhe wollen die russischen Behörden aufrecht erhalten. Deshalb schmeicheln sie der polnischen Bevölkerung, verbreiten das bekannte Manifest des Nikolai Nikolajewitsch (vgl. I, S. 107), lassen in den Theatern neben der Zarhymne „Noch ist Polen nicht verloren" singen und drängen der Presse gefälschte Berichte über den Stand des Krieges auf. Wer näher hinsieht, merkt, daß in der polnischen Gesellschaft alles voll Erwartung ist und sich auf kommende Ereignisse vorbereitet. Vor allem wird das Elend immer größer. Die Beamten der Reichsbank sind nach Petersburg abgereist; die anderen Banken, die der Barquelle entbehren, funktionieren kaum noch: etwa 60 Prozent Kaufleute und Industrieller stehen an der Schwelle des Bankrotts oder haben bereits bankrottiert. Diese wirtschaftliche Depression übt eine allseitige Wirkung aus. Trotz staatlicher Subvention wurden einige Theater wegen mangelnden Besuchs geschlossen. Ein Bürgerkomitee hat sich gebildet zwecks Verteilung von Mittagessen unter die ohne Mittel verbliebene intelligente Bevölkerung; ein anderes Komitee unterstützt die Familien der Reservisten. Das sind kaum Tropfen im Meer. Ein erschreckendes Elend breitet sich unter den Arbeitern aus. In Warschau soll es etwa 60 000 unbeschäftigte Arbeiter geben (in Lodz etwa 130 000). Die Tageszeitungen sind überfüllt mit Nachrichten über Ohnmachten und Todesfälle in den Straßen infolge von Hunger, wie mit Selbstmordnachrichten. Trotz allen Unterdrückungsmaßregeln greift das Banditenwesen in erschreckender Weise um sich: abends ist auf der Straße kein Mensch seines Lebens sicher. Wenn der Krieg länger anhält, kann man den Ausbruch von Hungerunruhen und einer wirtschaftlichen Revolution erwarten, schlimmer, als in den Jahren 1905 bis 1907. Bei den Behörden herrscht eine immer größere Zügellosigkeit. Der Polizeimeister Meyer wurde wegen Veruntreuungen verhaftet; der Theaterintendant Melyszew ist in seinem Hause interniert. Die Behörden verbreiten Nachrichten über die Siege des Zylinski, der, wie bekannt, Generalgouverneur von Warschau ist. An das Publikum gelangen indessen Nachrichten über die Niederlage, die er zusammen mit Rennenkampf erlitten hat. Die Oppositionsstimmung wächst bei der Bevölkerung. In beständiger Angst davor unternehmen die Behörden fortwährende Verhaftungen. Da sie keine greifbaren Beweise haben, verhaften sie nach rechts und nach links, ohne Wahl. So wurde z. B. der berühmte Dichter Tadhäus Micinski verhaftet und nach Kaluga verschickt, obwohl er seiner Ueberzeugung nach Slawophile ist. Zügellosigkeit der Behörden, immer stärkere Oppositionsbewegung, Elend und drohende wirtschaftliche Revolution — das sind die hauptsächlichsten Symptome im gegenwärtigen Warschau."

Vom eigentlichen Krieg fühlte Warschau bis zum 10. Oktober wenig. Nur die Verwundeten aus den Schlachten in Ostpreußen wurden nach Warschau gebracht oder über Warschau nach Rußland weiter befördert. Am 10. Oktober aber wurde es ernst. Schon seit einiger Zeit waren die Deutschen um Skierniwice und schickten ihre Patrouillen immer näher, bis sie plötzlich an diesem Tage nur einige Werst von Warschau standen. In der Stadt hieß es anfangs, die russischen Regimenter wollten den Rückzug über Warschau hinter die Weichsel antreten, weil ihre Generäle meinten, sie seien zu schwach, um die Stadt zu verteidigen. Plötzlich aber ereignete sich etwas Unvorhergesehenes. Es hieß Großfürst Nikolajewitsch sei angekommen. Er griff mit Energie ein, zog mächtige Verstärkungen heran, ersetzte die Führer und befahl, Warschau bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Ununterbrochen kamen neue Truppen an, vor allem viele Kosaken vom Don, aus dem Kaukasus und aus dem Ural, auch zahlreiche sibirische Regimenter.

Auf den Straßen erschienen Anschläge, die besagten, daß die Verteidigung Warschaus mit der äußersten Kraftanstrengung zu geschehen habe und die die Bevölkerung zur Ruhe ermahnten. Denn es herrschte bereits eine ungeheure Verwirrung. Alles ergriff die Flucht: Bank-, Post-, Eisenbahn-, Verwaltungsbeamte, Angestellte und eine Menge Privatleute. Das erste Zeichen zur Flucht gab das Erscheinen eines Zeppelins. Das Luftschiff wurde so heftig aus Geschützen und Gewehren beschossen, daß alle überzeugt waren, der Kampf tobe schon an den Schlagbäumen. „Alles möchte das Weite suchen," schreibt der Berichterstatter der „Times", „aber dazu ist eine besondere Erlaubnis nötig, die man nur durch große Geldaufwendungen erlangen kann, und außerdem sind die abgehenden Züge alle überfüllt. Die meisten müssen also noch warten, und sie tun es, zitternd vor Angst und nervös. Jeden Augenblick werden Spione festgenommen, und es geht kein Tag vorüber, ohne daß ein paar gehängt oder erschossen werden." Im Zentrum der Stadt kam es sogar zu blutigen Zusammenstößen zwischen den Arbeitern und dem Militär, was jedoch nach Möglichkeit geheim gehalten wurde. Die Blätter mußten sich darauf beschränken, eine Liste der dabei Getöteten und Verwundeten zu veröffentlichen.

Der Zeppelinbesuch blieb nicht vereinzelt. Fortwährend erschienen nun deutsche Luftschiffe und Flugzeuge über Warschau, oft sogar gleichzeitig in größerer Zahl, so daß die Russen von einem Luftgeschwader sprechen konnten. An zwei Tagen wurden zusammen über hundert Personen durch Bombenwürfe getötet; der Warschauer Hauptbahnhof wurde schwer beschädigt. Den Besuch einer deutschen Taube schildert Stephan Graham, der Korrespondent der „Times" sehr anschaulich. „Um 3 Uhr nachmittags," schreibt er, „dränge ich mich mit den andern durch die Hauptstraße. Plötzlich kommt in den Bienenschwarm wilde Erregung. Die Leute beschatten die Augen mit den Händen und gucken in den sonnigen Himmel, und ich gucke mit ihnen. Ein großer Vogel eilt vorwärts über die Stadt; er sieht aus wie ein deutscher Adler, der sich brüstet im Sonnengold. Mit rasender Schnelligkeit nähert er sich, schon ist er über unsern Köpfen. Das Volk versucht zu fliehen, bald nach dieser Seite des Weges, bald nach der andern. Man stößt sich und drängt sich hin und her. Schreie lösen sich aus dem Menschenknäuel, man wird fast erdrückt. Zwei Augenblicke später zuckt ein Blitz aus rauchigem Feuer, und ein dumpfer Aufschlag erfolgt. Stücke eines Daches fliegen auf die Straße, drei Häuser entfernt von der Stelle, an der ich stehe; eine Bombe ist auf die Spitze meines Lieblingscafés gefallen und hat den Platz verwüstet, an dem ich zehn Tage lang meinen Kaffee schlürfte und meine Artikel schrieb. Nachdem es die Bombe abgeworfen, schießt das rastlose Flugzeug fast senkrecht empor in den Himmel und verschwindet. Eine ungeheure Menge hat sich um das Café versammelt und schreit und spricht in dumpfem Schrecken. Aber sogleich kommt der preußische Adler vom Horizont, in dem er verschwunden war, wieder zurück und nähert sich mit atemberaubender Schnelligkeit. Eine große Panik entsteht nun in den Straßen, ein Augenblick des höchsten Schreckens, in dem jedem das Herz still zu stehen scheint. Alles flüchtet. Selbst die Soldaten stürzen fort, um irgendwelchen eingebildeten Schutzwinkel aufzusuchen. Die Straßenbahnwagen stehen wie versteinert vor Grauen still, die Droschken fahren nicht mehr weiter, und die Kutscher springen von ihren Sitzen. Jeder hat das Gefühl, als sollte er im nächsten Augenblick in kleine Stücke zerschmettert werden. Die Verwirrung ist unbeschreiblich. Keiner ist sicher, denn die Bomben fallen auf Gerechte und Ungerechte mit großer Unparteilichkeit. Die, vor der wir uns fürchteten, fiel zwei Straßen von uns entfernt herunter und tötete sechs Menschen, die nicht einmal ahnten, daß ein Feind über ihren Häuptern schwebe. So lauert die Gefahr beständig in den Lüften über Warschau. Die einen sehen sie, die andern wissen nichts von ihr. Die russischen Behörden aber

haben einen schweren Stand, die nervöse Bevölkerung in diesen Tagen der höchsten Aufregung im Zaum zu halten."

Zu der Beunruhigung durch die deutschen Luftschiffe und Flieger kam noch das aufregende Kampfgetöse selbst, das Tag und Nacht hörbar war. In einem Privatbrief aus Warschau heißt es: „Zehn Tage lang, das heißt bis zum 22. Oktober, war in der Stadt ein solcher Kanonendonner, daß die Scheiben in den Fenstern zitterten. Es wurde von den nächsten, nur einige Werst entfernten Forts geschossen. Abends sah man das Feuer der Schrapnells. Der bedenklichste Augenblick war aber, als die Bauern der Umgegend mit ihren ganzen Habseligkeiten nach der Stadt zu fliehen anfingen, immer schlimmere Nachrichten ausstreuend. An den Schlagbäumen war ein furchtbares Gedränge. Truppen, Infanterie, Geschütze, Kavallerie, eilten nach einer Richtung. Man sah, daß es schlecht stand, daß sie den anderen zu Hilfe zogen. Das Getöse kam immer näher. So lebten wir zehn Tage in Unsicherheit, indem wir die Deutschen zum Frühstück und dann wieder zum Mittagessen oder zum Abendbrot erwarteten. Gegen den 20. aber begannen Nachrichten über das Zurückdrängen der Deutschen zu kursieren, das Schießen hörte auf, die Vorortskleinbahnen nahmen den Betrieb wieder auf und in großen Mengen machten die Leute Ausflüge, um sich auf den Schlachtfeldern Kriegsandenken zu holen."

Das Ringen um Warschau

Ueber die Kämpfe um Warschau berichtet Francis McCullagh, der Kriegskorrespondent der Chicagoer „Daily News", ausführlich:

„Der Angriff auf Warschau kam aus der Richtung Grojec und Grodzisk her und wurde von drei, hauptsächlich sächsischen Armeekorps ausgeführt. Großfürst Nikolaus aber hatte angesichts des südlichen Vormarsches der Deutschen von der ostpreußischen Grenze her geglaubt, daß die Deutschen entweder Kowno oder Grodno zu nehmen oder von Norden her auf Warschau zu marschieren beabsichtigten; deshalb verlegte er sein Hauptquartier von Warschau nach Grodno, während General Scheidemann als Kommandant in Warschau blieb. Inzwischen drangen die Deutschen unter General v. Morgen vom Süden vor. Am 9. Oktober waren sie in Grojec, und von da strebten sie mit furchtbarer Energie und wunderbarer Schnelligkeit vorwärts. Sonntag den 11. Oktober waren sie nur ungefähr zwölf Kilometer südlich von Warschau.

Ihre Annäherung erfolgte ganz unerwartet. Die Russen hatten nach Süden überhaupt nicht aufgeklärt, und als Flüchtlinge nach Warschau einzuströmen begannen, mit der Neuigkeit, daß die Deutschen in Sehweite der Stadt seien, wollte General Scheidemann kaum seinen Ohren trauen. Ja, er erhielt von der Nachricht einen Schock, von dem er sich immer noch nicht erholt hat, obwohl er seither seines Kommandos enthoben worden ist. Seine Schuld bestand natürlich darin, daß es ihm nicht gelungen war, die Annäherung der Morgenschen Armee festzustellen, bevor sie in der Nähe Warschaus stand. Jedoch muß als mildernder Umstand für General Scheidemann angeführt werden, daß er es nicht nur mit Unfähigkeit bei seinen Kosakenaufklärungstruppen, sondern auch, wie verlautet, mit Verräterei unter einigen seiner Untergebenen zu tun hatte. General v. Krause, der ziemlich weit südlich von Warschau aufgestellte sibirische Truppen kommandierte, soll sich so verdächtig aufgeführt haben, daß er während der Schlacht kriegsrechtlich verurteilt und erschossen wurde.

44 furchtbare Stunden hindurch hielten drei sibirische Korps drei deutsche mit überlegener Artillerie ausgerüstete Korps zurück. Die russischen Verluste waren entsetzlich. Ganze Regimenter wurden vollständig vernichtet, andere verloren alle Offiziere. Die russischen Verluste überstiegen alles, was in diesem Kriege bisher verzeichnet wurde, ausgenommen die Verluste des Generals Samsonow in der Katastrophe von Tannenberg.

Sonntag den 11. Oktober lagen die Dinge am schlimmsten. Die Straßen Warschaus waren vollgepfropft mit flüchtigen oder verwundeten Soldaten. Hungrige, abgezehrte Truppen strömten Tag und Nacht in die Stadt — alles Deserteure, viele ohne Waffen. Die Deutschen standen bei Jeziorna, dem bloß 15 Kilometer südlich von Warschau gelegenen Vorort, und bei Pruszkow, einem 12 Kilometer südwestlich von Warschau gelegenen Vorort. Ihre Linie erstreckt sich von Blonje im Westen (25 Kilometer von Warschau), wo das russische Hauptquartier unter General Scheidemann war, in südöstlicher und östlicher Richtung bis zum Weichselufer. Am 13. Oktober wurde bei Blonje furchtbar gerungen; die Deutschen mußten es räumen und am 14. auch Pruszkow. Am 15. nahmen die Russen Nadarzyn (zwischen Blonje und Jeziorna) im Bajonettkampf. Am 16. gewannen die Deutschen das verlorene Terrain teilweise zurück. Am 17. gingen sie unterhalb Karczew auf einer Pontonbrücke über die Weichsel, wurden aber von einer großen, rechts von der Weichsel stehenden russischen Armee zum Rückzuge gezwungen. Jetzt bauten die Russen ihrerseits nahe Karczew eine Pontonbrücke, die aber mangels einer genügenden Zahl von Pontons erst nach 48 Stunden fertig wurde und wertlos war, weil die Deutschen sich inzwischen am linken Ufer eingegraben hatten. Deshalb gaben die Russen den Uferwechsel auf.

Sonnabend den 17. Oktober wütete der Kampf auf der ganzen Linie vom Morgen bis in die Nacht. Sonntag den 18. hatten die Russen durch Verstärkungen eine ziffermäßige Ueberlegenheit von 4 zu 1 und eine große artilleristische Ueberlegenheit erlangt. Nicht weniger als 20 schwere Haubitzen trafen an diesem Tage aus Brest-Litowsk ein. Und ihre Ankunft war entscheidend. Montag den 19. gaben die Deutschen den Kampf um Blonje auf, den sie drei Tage lang mit höllischer Energie geführt hatten. Aber wenn auch die deutsche Artillerie schwieg, das deutsche Gewehrfeuer blieb heftig von Pruszkow bis Powssin (an der Weichsel). Es war ein Nachhutfeuer.

Unter dem Schutze dieses Nachhutfeuers vollzog der deutsche General v. Morgen einen Rückzug, der noch brillanter war als sein Vormarsch. Er verschwand wie ein Geist und ließ zurück kein Geschütz, kein Gewehr, keine Patrone und nur wenige Marschunfähige.

Dienstag den 20. Oktober sandten die Russen ihre Kavallerie zur Aufklärung vorwärts; aber nachdem sie einige dreißig Kilometer vorgerückt war, kehrte die Kavallerie trostlos zurück — sie hatte es vollständig verfehlt, den Feind zu ermitteln. Das gelang zwar am 21., doch war jetzt keine Aussicht mehr, den Deutschen den Rückzug abschneiden zu können. Dies war vom Stab des Großfürsten Nikolaus eine Zeitlang allerdings sehr gehofft worden. Denn während General v. Morgen gegen die äußeren Linien Warschaus anrannte, hatten die Russen eine große Armee nicht nur in seiner Front, sondern auch auf beiden Flanken angesammelt. Auf v. Morgens linker Flanke kam ein russisches, 20 000 Mann starkes Kavalleriekorps bei Lowicz (westlich von Blonje) mit dem Feind in Berührung. Es überschüttete ihn von Blonje aus mit Schrapnells, aber entdeckte dann beim Einzug in Lowicz, daß die Opfer meist russische Gefangene der Deutschen gewesen waren. Auf der rechten Flanke der Deutschen hatten die Russen über die Weichsel gesetzt und Gora-Kalwarja genommen. Hier suchten sie ihre Linie von Lowicz bis Gora-Kalwarja zu schließen, um Morgens einzige Rückzugslinie, die nach Süden führte, abzuschneiden. Aber der deutsche General war wieder zu gewandt für die Russen. Allerdings hatte er seine Verwundeten zurücklassen müssen, die von den polnischen Bauern und dann vom russischen Roten Kreuz sorgfältig gepflegt wurden.

Daß die russische Kavallerie die Fühlung mit dem zurückgehenden Feinde verlor, gereicht ihr nicht zu großem Ruhme, wie denn die russische Armee überhaupt bei dieser Gelegenheit einen gewissen Mangel an Beweglichkeit zeigte. Dagegen war der deutsche Plan des Vormarsches auf Warschau meisterhaft entworfen und wäre auch ohne Zweifel

erfolgreich gewesen, wenn nicht der heftige Regen das Vorrücken in dem sumpfigen und waldigen Gelände verzögert und v. Morgen verhindert hätte, sich Warschaus zu bemächtigen. Anfangs waren um Warschau nur 120 000 Russen gelegen, aber schließlich hatte General Rußky, der den General Zylinsky im Kommando abgelöst hatte, 400 000 Mann zur Verfügung."

Die Kämpfe vor Iwangorod

Die Gesamtfront der verbündeten Heere erstreckte sich während der Kämpfe vor Warschau in einer Ausdehnung von über 240 Kilometern vom Weichsel-Narew-Zusammenfluß bei Nowogeorgiewsk über Iwangorod bis zum Einfluß des San in die Weichsel bei Sandomir. Außer vor Warschau wurde vor allem bei Iwangorod heiß gekämpft: am 7. Oktober war von kleineren erfolgreichen Kämpfen in dieser Gegend die Rede, die fast 5000 Gefangene brachten, am 12. wurde hier ein Uebergangsversuch der Russen vereitelt, ein mit acht Korps unternommener weiterer Versuch wurde am 14. Oktober blutig zurückgewiesen; am 23. endlich erschienen Teile des österreichisch-ungarischen Heeres überraschend vor Iwangorod, schlugen zwei feindliche Divisionen, nahmen 3600 Russen gefangen und erbeuteten eine Fahne und 15 Maschinengewehre.

Folgender Feldpostbrief vom 18. Oktober berichtet über die Kämpfe vor Iwangorod: „Unter dem Donner unserer Belagerungsgeschütze und nachdem wir sieben Tage dauernd im Gefecht gelegen, schreibe ich Euch diese Zeilen. Wir sind hier bei Iwangorod auf eine starke, uns doppelt überlegene russische Macht gestoßen, die sich aus der Festungsbesatzung und einer Armeegruppe zusammensetzt, die aus der gegen Oesterreich kämpfenden russischen Hauptarmee herausgezogen wurde, um gegen uns zu operieren. Unsere Armee unter Hindenburg umfaßt vier Armeekorps, von denen das eine mit der Spitze schon Warschau erreicht hat. Wir fanden hier vor Iwangorod einen erbitterten Widerstand, da unsere Pioniere die Weichselbrücke gesprengt hatten, um dadurch den westlich, also diesseits der Weichsel stehenden Russen den Rückzug abzuschneiden. Allerdings gelang es zwei russischen Korps bei Nacht mit Fähren nach dieser Seite überzusetzen, so daß sich unsere Brigade am dritten Schlachttage einem ganzen feindlichen Korps gegenübersah. Unsere Kompagnie hatte sich eingegraben, während ein mörderisches Feuer russischer Schrapnells und Maschinengewehre auf uns gerichtet war, das sich aber glücklicherweise als mehr ohrenbetäubend denn gefährlich erwies. Die Russen lagen hinter dem hohen Weichseldamm und schossen auf uns herunter, während uns das Schießen fast unmöglich war, des verschwindenden Zieles wegen. Den bei Nacht mit dem Bajonett blutig gestürmten Ort Newo mußten wir andern Tags aufgeben, da wir mit unsern paar Mann in Gefahr waren, von der Uebermacht auf diesem Kampfabschnitt erdrückt zu werden. Drei Tage hatten wir so Tag und Nacht ohne Stroh bei Regen und Kälte in den Schützengräben gelegen. Teilweise konnte selbst die Feldküche wegen des Feuers nicht herankommen, so daß wir, als wir am dritten Tag von Truppen der Garde abgelöst wurden, wie die heißhungrigen Tiger „fraßen". Beim Sammeln waren von 250 Mann unserer Kompagnie noch 85 zur Stelle — so hatten Tod und Verwundungen unter unseren lieben Kameraden aufgeräumt. Daß ich immer noch lebe, ist mir geradezu ein Rätsel, denn die Granatsplitter sausten einige Schritte vor und hinter mir nieder. Am siebten Tage hatten unser elftes und Gardekorps die Russen außerhalb der Festung auf der ganzen Linie geschlagen, d. h. was sich nicht ergab, fand in den Sümpfen oder in der Weichsel seinen Tod. Nun gilt es vermutlich, nach der Beschießung der Festung, diese zu stürmen und mit den jenseits der Weichsel stehenden Truppen fertig zu werden — eine große Aufgabe für unsere so stark gelichtete Armee. Hoffentlich haben die Oesterreicher durch unser Wirken kräftig Luft bekommen, denn es sah recht übel um sie aus."

Der Rückzug der Verbündeten

Es kam nicht mehr zur Beschießung oder gar zum Sturm auf Iwangorod, wie unsere tapferen Truppen gehofft hatten. Wir wissen bereits aus dem Bericht von Francis McCullagh, daß die ungeheuren Verstärkungen, die die Russen auf Warschau heranzogen, die deutschen Streitkräfte dort zum Rückzug zwangen. Noch am 10. Oktober waren die russischen Militärschriftsteller der Meinung gewesen, die deutschen Streitkräfte vor Iwangorod und Warschau seien eine zu vernachlässigende Größe, die nur untergeordnete Ziele verfolge. Aber Notabilitäten aus Warschau trafen in Petersburg ein, um zu bitten, daß die Stadt „nicht strategischen Zwecken geopfert" werde. Daraufhin wurde, vor allem aus politischen Erwägungen, die außerordentliche *Verstärkung der russischen Truppen* beschlossen, und zwar bei Warschau durch die sibirischen Korps, von denen durch die gleich beim Kriegsbeginn erfolgte Einziehung des Landsturms zwei Ersatzkorps gebildet werden konnten. Ein Teil der Sibiriaken wurden zwischen Plotzk und Nowogeorgiewsk über die Weichsel geworfen. Gewaltige Truppenmassen wurden auch auf Lublin und Iwangorod vorgeschoben. Die gegen Ostpreußen eingesetzten Streitkräfte wurden geschwächt, um die Offensive über Warschau zu unterstützen, und aus Galizien wurden etwa zwanzig Divisionen nach dem Raum Iwangorod—Warschau gezogen.

In den *Kämpfen*, die sich bis zum 23. Oktober auf der *Linie Warschau—Iwangorod* abspielten, hatten die verbündeten deutsch-österreichisch-ungarischen Heere mehr als 50 000 Russen gefangen genommen und 35 Feldgeschütze, sowie zahlreiche Maschinengewehre erbeutet. Zwischen dem 24. und 26. Oktober meldeten Zeppeline und Flugzeuge den Anmarsch der verstärkten feindlichen Kräfte. Zwei Tage lang wurden jedoch alle Vorstöße des Feindes über die Weichsel zurückgetrieben und noch am 27. Oktober machte ein österreichisch-ungarisches Armeekorps 10 000 Gefangene. Da jedoch immer neue Korps über die Weichsel übersetzten, standen die verbündeten Armeen vor der Wahl, entweder die Schlacht in dem Raume anzunehmen, den ihnen hier ein an Zahl überlegener Gegner vorschrieb, oder aber ihre Truppen rechtzeitig zurückzunehmen, um später in einem andern, ihnen mehr zusagenden Gebiet, den Feind zur Schlacht zu zwingen. Sie entschieden sich für das letztere auf Grund der Erfahrungen, die die Armee Hindenburg im masurischen Seengebiet und die österreichisch-ungarischen Armeen nach Lemberg gemacht hatten. Die *Neugruppierung der deutsch-österreichisch-ungarischen Heere* vor Annahme der Entscheidungsschlacht war also eine aus höhern strategischen und taktischen Rücksichten gebotene Notwendigkeit.

Der Bericht von Francis McCullagh hebt schon zur Genüge hervor, mit welcher Gewandtheit und Umsicht der deutsche Rückzug bewerkstelligt wurde. Ueber einzelne *Rückzugskämpfe* besitzen wir eine ausführliche Schilderung des aus dem japanischen Krieg her bekannten russischen Berichterstatters Nemirowitsch-Dantschenko, die, obgleich vom russischen Standpunkt aus geschrieben, interessante Einzelheiten enthält. Seine Angaben über die schweren russischen Verluste decken sich mit denen Francis McCullaghs. Besonders verlustreich für die Russen war die Erstürmung von Rakitni südwestlich von Warschau. Die Deutschen hatten acht Reihen von übereinanderliegenden Verschanzungen hergestellt. Mit schweren Haubitzen beherrschten sie den ganzen Umkreis. Mit stoischer Gelassenheit seien die Sibiriaken in die Hölle marschiert, die die tödlichen Geschosse zu Tausenden ausgespieen habe. Heute noch könne man die deutschen Verhaue sehen, dieses Zickzack von Verteidigungsstellungen, die die russischen Truppen von außen nicht hätten vermuten können. Unter dem mörderischen Feuer lösten sich alle Verbände, die Offiziere fielen und jeder Soldat war sein eigener Leutnant. Es kam wie eine Wut über die Sibirier, sie griffen zum Bajonett und bahnten sich den Weg. Der Kampf

wütete bis in das Dunkel der Nacht; unter ihrem Schutze zogen die Deutschen dann ziemlich ungehindert ab. Ihre Stärke soll eine Brigade gewesen sein. Die Russen haben acht Offiziere und 374 Mann in einem Massengrab beigesetzt, das in dem Schützengraben besteht, den sie den Deutschen entreißen wollten. In der Nähe befindet sich noch das Einzelgrab des russischen Obersten, der die dem Tode geweihte Schar geführt. Die ersten Schneeflocken fallen und verhüllen das grausige Bild. Die Kirche wurde dreimal von den Russen genommen und dreimal wieder verloren, dann wurde sie von der russischen Artillerie zerstört. Aber selbst um die Trümmer des Gotteshauses tobten noch Bajonettkämpfe. Jeder Steinblock wurde verteidigt. Was sich bei Rakitni abspielte, wiederholte sich bei Eschoff, bei Prussamj und vielen anderen kleineren Orten, die kein Bericht bisher erwähnte, die aber blutigere Schlachten sahen, als sie bisher in Frankreich sich zutrugen. Offen gibt Nemirowitsch-Dantschenko zu, daß es die deutsche Nachhut war, die den nachdrängenden Russen standhielt, zum Teil in natürlichen, zum Teil in künstlich geschaffenen Befestigungen. Die schweren deutschen Geschütze seien derart versteckt aufgestellt gewesen, daß die russische Artillerie sie nicht finden konnte. Die deutsche Artillerie habe den russischen Batterien schwere Verluste zugefügt, die meisten hätten 20 Prozent ihres Bestandes verloren. Ein einziges Regiment hatte 22 zerschossene Geschütze.

Ein junger österreichischer Kavallerieoffizier, der unter Hindenburgs Kommando mitgefochten hat, berichtet über den Rückzug: „Von Sochaczew marschierten wir unter fortwährenden schweren Gefechten an die Warthelinie, wo wir durch längere Zeit hartnäckigen Widerstand leisteten, um das Nachdrängen des Feindes zu verhindern und die Bewegungen der eigenen Armee zu erleichtern, die dann auch vollkommen glatt vor sich gingen. Das Gelände an der Warthe ist überaus ungünstig, der Boden ist flach und sandig; die Ortschaften sind nur sehr spärlich, die Gegend fast gar nicht kultiviert, die Bevölkerung sehr arm. Stellenweise gibt es große Sümpfe. Die Ortschaften zeichnen sich dadurch aus, daß alle Häuser nur in der Küche einen Ofen haben, und bei der bitteren Kälte und den starken Nordostwinden, die seit mehreren Tagen eingesetzt haben, litten wir ziemlich. An der Warthe wurden wir hauptsächlich von überaus starker russischer Gardekavallerie und Kosaken belästigt. Wir hatten dort ungefähr 35 russische Kavallerieregimenter gegen uns, die die Linie forcierten und uns vom rechten Ufer auf das linke abdrängen wollten. Es gelang uns jedoch, dem Feinde hier einen längeren Aufenthalt zu bereiten, und wir fügten ihm große Verluste zu. Am 27. Oktober kamen wir in Warta selbst, einem kleinen, hübschen Städtchen an der Warthe, an. Hier erfuhren wir, daß zwei sächsische Kavalleriedivisionen zu der unserigen gestoßen seien, und traten von diesem Augenblick an unter das Kommando eines preußischen Generals der Kavallerie. Der Verkehr mit den preußischen Offizieren, mit denen wir nun in engste Fühlung kamen, war ein äußerst herzlicher und kameradschaftlicher. Auch die Mannschaften freundeten sich gegenseitig an. Die Kameradschaft wurde besonders dadurch gefördert, daß bei den beiderseitigen Kommandostellen sich sogenannte „Verbindungsoffiziere" mit größeren Patrouillen befanden, welche die Verbindung zwischen den einzelnen österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen während des Gefechtes oder während des Marsches herzustellen haben. Die deutschen Kameraden waren voll Bewunderung für die herrlichen Leistungen unserer braven Truppen, aber auch wir spendeten den deutschen Soldaten uneingeschränktes Lob. Von Warta zogen wir uns Ende Oktober in westlicher Richtung kämpfend zurück und erhielten den Befehl, ein Vordringen des Gegners über die Linie Kalisch-Kolo um jeden Preis zu verhindern. Dieser Aufgabe wurden wir auch vollkommen gerecht, indem wir durch fortwährendes Manöverieren unter Unterstützung einer preußischen Infanteriebrigade Kalisch und die nördlich davon gelegenen Gegenden schützen konnten."

Die Lage in den besetzten Teilen von Russisch-Polen

Die in Russisch-Polen unter Graf Meerveldt in Tätigkeit getretene deutsche Zivilverwaltung (vgl. S. 71) hat außer den üblichen Verwaltungsmaßnahmen sofort Vorkehrungen gegen die drohende Not getroffen. Eine Holländerin, die aus Lodz nach Rotterdam zurückgekehrt ist, berichtet dem „Nieuwe Rotterdamsche Courant": „Im September hörte die Kohlenzufuhr auf und infolgedessen stand die ganze Industrie still. Darauf folgte natürlich der Mangel an Arbeit sowie die Erhöhung der Preise. Die Zeitungen berichteten täglich von Menschen, die vor Hunger auf der Straße in Ohnmacht fielen. Das änderte sich erheblich, sobald die Deutschen mit einem ausgedehnten Verpflegungsdienst in die Stadt kamen. Die Soldaten gaben der Bevölkerung nicht nur Brot, sondern verschafften auch jedem, der sich meldete, warmes Essen. Ueberall wo die Deutschen sich in Polen zeigen, treten sie menschenfreundlich auf. So verteilten sie in Pietrokow 500 Waggons Kohlen unter den Einwohnern. Die ganze Stadt erhielt durch die Verwaltung der Deutschen ein erheblich anderes Aussehen, besonders durch die Reinigung der Straßen. Das Einvernehmen zwischen der deutschen Besatzung und der Bevölkerung, zwischen Polen und Deutschen, Christen und Juden war ausgezeichnet. Die deutschen Soldaten und Offiziere in Lodz sprachen polnisch, da sie zum größten Teil aus Deutsch-Polen kamen."

Als Verständigungsmittel zwischen Deutschtum und Polentum läßt das deutsche Armee-Oberkommando allwöchentlich in Thorn ein in polnischer Sprache abgefaßtes amtliches Organ, die „Gazeta Wojenna" (Kriegszeitung) erscheinen. Die Nachfrage nach diesem Blatt wächst beständig.

Besondere Schwierigkeiten machte der deutschen Verwaltung nur die Uebernahme der russischen Eisenbahnen. Da nur die Strecke Kattowitz—Czenstochau—Petrikau der Warschau-Wiener-Bahn normalspurig ist, mußten die übrigen Strecken für Normalspur umgebaut werden, was allerdings erstaunlich rasch von statten ging.

Die polnischen Ortsbehörden und Körperschaften kamen den deutschen und österreichisch-ungarischen Beamten überall auf das liebenswürdigste entgegen und beteiligten sich energisch an der Aufrechterhaltung der Ordnung. So wird von österreichischer Seite über die Verwaltung im Gouvernement Kielce berichtet: „Nach der Räumung des Gouvernements durch die russischen Behörden haben die polnischen Kommissariate die Verwaltung der Gemeinden in die Hand genommen und überall autonome Körperschaften eingesetzt. Durch die Errichtung von Milizen und Bürgerwehren konnte der Sicherheitsdienst organisiert und dem Treiben der aus den Gefängnissen entlassenen Verbrecherbanden ein Riegel vorgeschoben werden. Gleichzeitig ließ sich der Spionage auf den Leib rücken. Auf die sich versteckt haltenden russischen Beamten, die ihr Kundschafterhandwerk weiterhin ausüben wollten, wurde eine förmliche Treibjagd veranstaltet; die auf frischer Tat Ergriffenen wurden sofort abgeurteilt, die andern nach Krakau gebracht und daselbst den Behörden übergeben."

* * *

Ein Stimmungsbild aus dem von den Deutschen besetzten Czenstochau gibt die „Vossische Zeitung". „Werktags wie Sonntags," schreibt sie, „sind die Leute in Czenstochau auf der Straße. Glückliches Land, wo alle Tage Sonntag ist, mag mancher denken. Aber die Ursachen dieses „Glückes" sind für die Einwohner von recht zweifelhafter Art. Die Leute sind alle auf den Straßen — weil sie nichts anderes zu tun haben. Abgesehen von den Inhabern der kleinen offenen Läden, die mit Lebensmitteln, Tabak usw. handeln, und abgesehen von den Aerzten, die in den Spitälern unsere Verwundeten pflegen und den Militär- und Sanitätsmannschaften, die ihren Pflichten nach-

gehen, hat hier gegenwärtig kein Mensch etwas zu tun. Alle Fabriken, zumeist Jutewebereien und Zelluloidwarenfabriken, haben den Betrieb eingestellt, nur die Zündholzfabrik arbeitet noch mit halber Tagesschicht. Nicht einmal die Zigarettenmacher, die sich sonst in diesem Städtchen selbst in den Zeiten schlimmster Not noch kümmerlich durchschlagen, können sich beschäftigen, denn auch der Tabak beginnt rar zu werden, und der Zigarettenverbrauch, wenn auch durch die deutschen Truppen, die hier durchzogen oder hier stationiert sind, etwas gesteigert, wird namentlich von der ärmeren Bevölkerung aufs äußerste eingeschränkt. Auch der Handel liegt noch vollständig danieder, und nur in Lebensmitteln und Kohlen beginnt er sich langsam, allzu langsam, wieder zu beleben. Aber der Nerv des ganzen wirtschaftlichen Lebens fehlt. Die Reichsbank schloß sofort nach dem Bekanntwerden der Kriegserklärung ihre Pforten, und ihre Beamten sind mit allem Bargeld, allen Wechseln „nach Rußland" abgereist. Die Folge war natürlich, daß augenblicklich auch alle anderen Bankbüros geschlossen wurden und eine gewerbsfleißige Industriestadt von über 70 000 Einwohnern mit einem Schlage fast ohne Bargeld blieb. Für die noch fälligen Lohnzahlungen gaben die großen Werke und Fabriken eigene Bons aus unter Garantie einer lokalen Bank oder auf ihren eigenen Kredit hin, und diese Zettel, in allen möglichen Farben und Größen, von 5 Rubeln bis herab zu 20 Kopeken und 10 Kopeken, zirkulieren noch heute hier als Geld. Obwohl natürlich durch die deutschen Truppen und die zum großen Teil von Oesterreich gekommenen polnischen Legionäre deutsches und österreichisches Geld, Silber- und Papiergeld, Darlehnskassenscheine und Banknoten, hereingekommen sind, und obwohl ja auch noch eine Menge russischen Geldes in Umlauf ist, hat man heute noch hier bisweilen Mühe, einen Zweimarkschein gewechselt zu bekommen. Gibt man einen Zehn- oder gar Zwanzigmarkschein in Zahlung, so ist man in kleineren Geschäften oder Lokalen in Gefahr, als Hochstapler, Banknotenfälscher oder dergleichen verdächtigt zu werden."

Die Festung Przemysl

Dem armen Bruder Medardus aus den „Elixieren des Teufels" klang, wie man weiß, noch lange ein unangenehmes Geräusch im Ohre nach, nachdem sich ihm ein Pole mit einem unaussprechbaren Namen vorgestellt hatte. So kann auch kein Deutscher den Namen der Festung, um die jetzt in Galizien gekämpft wird, aussprechen, und die armen Zeitungshändler haben beim Ausrufen ihr Kreuz mit diesem Ortsnamen.

Seinen Namen verdankt das befestigte Lager dem polnischen Fürsten Przemyslaw, der die Stadt um das Jahr 750 n. Chr. gegründet haben soll. Im 11. Jahrhundert war sie zu einer Festung geworden, seit damals hat sie den Ruhm der Uneinnehmbarkeit nicht verloren. So haben nacheinander im 17. Jahrhundert zuerst die Kosaken, dann die Schweden unter Douglas Leitung und der Siebenbürger Rakoczy die Stadt belagert, ohne daß es ihnen gelungen wäre, die strategisch wichtige Stadt zu erobern. Mit den Deutschen stand Przemysl jedenfalls in guten Beziehungen, sonst hätte der große Jagello diese Stadt nicht mit dem Magdeburger Rechte beschenkt. Ja, dem Bischof von Lebus (Mark Brandenburg) gehörte bis zum Jahre 1375 die Przemyslaner Diözese. Erst Papst Gregor IX. hat mit einer eigens erlassenen Bulle die Stadt zu einem Bistum erhoben.

Die österreichisch-ungarische Militärverwaltung hat, auf den Lehren der Geschichte fußend, Przemysl mit den besten Mitteln der modernen Befestigungskunst versehen. Zeitlich verdankt Przemysl seine Ausgestaltung zu einer starken und ausgedehnten Lagerfestung ersten Ranges den Wirren des Krimkrieges und dem mit ihnen verbundenen Aufmarsche eines zahlreichen österreichischen Heeres in Galizien und Siebenbürgen 1853/54. Damals entwarf Feldmarschall Heß im Verein mit Genieoffizieren

einen wohldurchdachten Plan für die Landesbefestigung Galiziens, auf dessen Grundlagen dann in späteren Jahren gebaut worden ist. Ausgebaut wurde die Festung in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von einem Schweizer in österreichischen Diensten, dem jetzt noch lebenden Feldzeugmeister Daniel Freiherrn v. Salis-Soglio.

Przemysl hat, wie Antwerpen, eine innere und eine äußere Verteidigungslinie. Die innere Linie besteht aus einer Reihe von Werken, die miteinander durch dünne Erdwälle verbunden waren, die nun natürlich stark ausgebaut worden sind. Ihr Umzug beträgt rund zwölf Kilometer, sechs auf jedem Ufer des San. Die äußere Linie besteht aus

Übersichtskarte der Festung Przemysl

selbständigen Forts mit verschiedenen Zwischenwerken und Batterien, die sich mit einem Radius von etwa sechs Kilometer um die Stadt gruppieren. Auf dem linken Sanufer liegen etwa zwölf, dreizehn Forts mit Zwischenwerken, auf dem rechten Sanufer sieben selbständige Forts und dazu noch Zwischenbefestigungen. Der Raum zwischen den einzelnen Werken mißt in der Regel nicht mehr als ein Kilometer. Der äußere Fortsgürtel hat einen Umfang von über vierzig Kilometer. Das verlangt für eine nur matte Einschließung vom Gegner eine Heeresstärke von mindestens 80 000 Mann. Für eine regelrechte Belagerung bedarf es folgerichtig eines noch weit stärkeren Heeres. Die Festung vermag somit höchst beträchtliche feindliche Kräfte zu fesseln und anderweitiger Verwendung zu entziehen.

Phot. Josef Glück, Raab

Feldmarschalleutnant v. Kusmanek

Phot. Eugen Schöfer, Wien

Gen. d. Inf. Svetozar v. Boroevic v. Bojna

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Der Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Josef in den Befestigungswerken von Przemysl

Phot. Kilophot, Wien

Abtransport gefangener Russen durch österreichisch-ungarische Truppen

Phot. Kilophot, Wien

Beerdigung gefallener Soldaten des österreichisch-ungarischen 99. Inf.-Regiments

Der west- und mittelgalizische Kriegsschauplatz

Die erste Belagerung von Przemysl

Unter dem Schutze ihrer starken neuen Positionen konnte sich die österreichisch-ungarische Armee hinter der Sanlinie in Ruhe gründlich verproviantieren, die bei einzelnen Regimentern recht beträchtlichen Verluste durch frische Mannschaften ausgleichen und den Gesamtbestand durch bedeutende Reserven erhöhen. Infolge ihrer Erschöpfung und Munitionsverschwendung kamen die Russen unterdessen nicht über die Besetzung der ihnen freiwillig überlassenen Gebietsteile Galiziens und der Nordbukowina und kleinere Plänkeleien hinaus. Ueberdies erschwerte der wochenlange Regen, der die russischen Zufuhrgebiete aus Siedlce und Podolien in Sümpfe verwandelte, die Nachschübe und die Verproviantierung der russischen Armee.

Mit ihrem linken Heeresflügel sahen sich die Russen der Festung Przemysl gegenüber. Sie hatte in letzter Zeit in verschiedenen Spionageprozessen eine bedeutsame Rolle gespielt. Aber was verraten wurde, hat den Wert der Verteidigungskraft nicht vermindert und konnte dem Geist der Besatzung keinen Eintrag tun.

Am 16. September erschienen die ersten Kosaken vor der Festung, von deren Zivilbevölkerung ungefähr die Hälfte die Stadt hatte verlassen müssen. Am 17. September ging der letzte Eisenbahnzug ab. Bis zum 22. September waren fünf russische Korps vor der Festung versammelt. Sie begannen die Beschießung der Werke vorzubereiten.

Am 2. Oktober sandte der Kommandant der russischen Belagerungsarmee, der frühere bulgarische General Radko Dimitriew, einen Oberstleutnant des Generalstabes als Parlamentär mit der Aufforderung zur Uebergabe in die Festung. Sein Brief hatte folgenden Wortlaut: „Herr Kommandant! Das Glück hat die k. u. k. Armee verlassen. Die letzten erfolgreichen Kämpfe unserer Truppen haben mir die Möglichkeit gegeben, die Euer Exzellenz anvertraute Festung Przemysl zu umringen. Irgendwelche Hilfe für Sie von außen halte ich für unmöglich. Um das unnütze Blutvergießen zu vermeiden, finde ich es jetzt zur rechten Zeit, Euer Exzellenz die Unterhandlung über die Uebergabe der Festung vorzuschlagen, da es in diesem Falle möglich wäre, für Sie und die Garnison ehrenvolle Bedingungen beim allerhöchsten Oberkommando zu erbitten. Falls Eure Exzellenz die Unterhandlung zu beginnen wünschen, so wollen Sie unserm entsprechend bevollmächtigten Delegierten Oberstleutnant Wandam Ihre Bedingungen gütigst mitteilen. Ich benütze diesen Anlaß, um Euer Exzellenz meine Hochachtung auszusprechen. Das Kommando der Przemysl belagernden Armee. General Radko Dimitriew."

Die auf dieses Schreiben sofort erteilte Antwort lautete: „Herr Kommandant! Ich finde es unter meiner Würde, auf Ihr schimpfliches Ansinnen eine meritorische Antwort zu erteilen. Der Kommandant der Besatzung Przemysl." In der Festung wie in der Stadt brach lauter Jubel aus, als diese Antwort bekannt wurde.

Tags darauf begann die Beschießung der Festung aus den schweren Kalibern, die mittlerweile mit größter Umsicht in Stellung gebracht worden waren. Es wird erzählt, daß sich die Russen im Besitze ausgezeichneter Informationen über alle Einzelheiten der Festungswerke befunden haben müssen, da sie ihre Batterien nicht nur fast durchweg mustergültig und mit ihren Kalibern genau den zu bekämpfenden Zielen entsprechend eingebaut hatten, sondern auch Objekte beschossen, deren genaue Lage und Bestimmung ihnen sonst unmöglich bekannt sein konnten. Die russischen Stellungen waren durchweg vorzüglich maskiert und nur mit größter Mühe zu entdecken.

Am 5. Oktober eröffneten die Russen den Hauptangriff. Ein auf direkte Veranlassung des Zaren ergangener Tagesbefehl besagte, die Festung müsse um jeden Preis

bis zum 8. Oktober genommen werden. Nun konnte Radko Dimitriew die Festung Przemysl freilich nicht mit dem Bajonett nehmen, aber er war bei den Russen, die den Massenmord ihrer eigenen Leute geradezu als Sport im Kriege betreiben, in seinem richtigen Fahrwasser. Was Dimitriew vor Przemysl geleistet hat, war nichts anderes als solcher Massenmord. Der „gewaltsame Angriff", wie der Fachausdruck lautet, sollte offenbar dem Ruhm, den sich Dimitriew vor Adrianopel erworben hat, die Krone aufsetzen. Vielleicht wollte er auch den Deutschen die Einnahme von Lüttich nachmachen.

„Vom 6. Oktober an," schreibt der Kriegsberichterstatter v. Reden im „Neuen Wiener Tagblatt", „wurden volle 72 Stunden hindurch alle Mittel in rücksichtslosester Weise aufgeboten, um die Festung zu Fall zu bringen. Artilleristisch waren die Russen sehr gut vorgesehen. Sie hatten außer ihrer ohnehin sehr zahlreichen und guten Feldartillerie noch einen reichen Belagerungspark von 15-, 18-, 21- und 24-Zentimeter-Kalibern, ferner eine Menge von Marinegeschützen in Tätigkeit, die alle Werke mit größter Präzision ununterbrochen unter Feuer hielten, um das Herankommen der Infanterie auf Sturmdistanz zu ermöglichen und unsere Verteidigungsmittel bis dahin möglichst zu vernichten oder ihre Wiederherstellung unmöglich zu machen. Alles scheiterte aber an der wirklich überlegenen Ruhe unserer Offiziere und Mannschaften in der Verteidigung. Die Leute schossen sorgfältig wie nach Scheiben, so daß sogar das Infanteriefeuer enorme Erfolge hatte, von der Wirkung der Geschütze und Maschinengewehre gar nicht zu reden."

Ueber die österreichisch-ungarische Festungsartillerie schreibt der Kriegsberichterstatter des „Az Est", der sich während der Belagerung in Przemysl befand: „Auch Przemysl hatte Belagerungsbatterien, schwerere und größere, als die Russen. Es waren die 30,5er. Diese Belagerungsgeschütze leisteten hier Verteidigungsdienst. Man holte sie aus den Remisen hervor und es zitterten die Häuser in den Straßen der Stadt, als sie von den schweren Automobillokomotiven in die Forts gebracht wurden. Draußen, hinter den Deckungen und Forts, wurden sie in eine betonierte Stellung gebracht, und sie warteten auf Arbeit. Es wurde ermittelt, daß ein russisches Korpskommando sich in einem Kastell einquartiert hatte. Von dem einen Mörser fiel ein Schuß auf das Kastell. Der Kommandant des Mörsers bat flehentlich um die Erlaubnis, auf das Kastell schießen zu dürfen. Man wollte es nicht gestatten, da man dem Feinde nicht frühzeitig verraten wollte, was seiner in der Festung harrte. Die Gelegenheit war aber zu verführerisch und der Schuß wurde endlich gestattet. Es wurden drei Schüsse bewilligt. Ringsherum in Pikulice, Hermanovice und in den Kasernen der übrigen Lagerplätze wurden zuerst überall die Fenster entfernt, und dann durfte es losgehen. Infolge der drei Schüsse ging das Kastell vollständig in Trümmer. Man konnte durch das Fernglas die Wirkung der Geschosse bemerken, und später, als wir die Festung verlassen konnten, sahen wir uns die Zerstörung an. Trümmer des Schlosses flogen einen Kilometer weit. Leichen konnte man natürlich nicht mehr finden, doch aus der großen Anzahl der herumliegenden Pferdekadaver konnte man schließen, daß Lebewesen sich hier kaum hatten retten können. Als die Belagerung fortgeschritten war, traten auch die Mörser häufiger in Aktion. Sie gaben einzeln etwa achtzig Schüsse ab, hauptsächlich in der Nacht."

Während die schweren Geschütze ununterbrochen donnerten, lief das russische Fußvolk in hellen Scharen aus den rings um die Festung gezogenen Schützengräben gegen die völlig unerschütterten Werke an, mit Handgranaten und Drahtscheren ausgerüstet, von Offizieren mit Peitschen angetrieben. Die aufgelesenen Verwundeten und die Gefangenen waren mit Striemen übersät. Wer zurücklief, wurde von den russischen Maschinengewehren und Kartätschen niedergemacht. In zehn Reihen rannten die Muschiks an, taumelten durcheinander und fielen reihenweise. Drei Tage und Nächte brandeten so unzählige Bataillone heran und zerschellten.

Ernste Gefahr drohte an der Südfront, wo die Russen gegen ein einziges Fort, das schwächste dieses Abschnittes, elf Bataillone ansetzten, von denen sich schließlich etwa 200 Mann einzeln kriechend ungesehen bis zur Kehle schlichen und plötzlich oben auf dem äußeren Wall auftauchten. Nun entspann sich ein wütender Kampf, von dem Roda Roda, der Kriegskorrespondent der „Neuen Freien Presse" folgende packende Schilderung gibt: „Durch die Kämpfe am vorhergegangenen Tage, durch Verluste während der Beschießung war die Mannschaft auf dem Wall schon geschwächt. Oberleutnant Svrljuga schickte auch noch die Leute der Beleuchtungsabteilung an die Brustwehr, an die Sandsäcke. Die Russen, von den Maschinengewehren der Grabenbestreichung dezimiert und vertrieben, lagen auf dem Glacis, den Unseren dreißig Schritt gegenüber, und schossen. Ueber sie hinweg prasselten immer noch die Schrapnells der russischen Artillerie. Sie feuerte ohne Rücksicht darauf, ob sie Freund oder Feind traf. Da erkletterten die Russen die Brustwehr und waren auf dem Infanteriewall, im nächsten Augenblick auf dem Dach des Werkes. Die eigenen Schützen waren zurück ins Innere geflüchtet, in die Poternen und Bereitschaftsräume. Die eisernen Tore schlossen sich, der nächtliche Kampf dauerte fort. Er hat dreieinhalb Stunden gedauert. An dieser eisernen Tür standen hinter den Schießscharten zwei Landstürmer gegen dreißig Russen. Die Tür wurde von den Russen gesprengt und eingerannt, die Landstürmer sprangen ins Mannschaftszimmer und feuerten durch das vergitterte Fensterchen, hinter Sandsäcken hervor. Die Feinde stachen mit den Bajonetten in die Lücken zwischen die Säcke. Hinten im Mannschaftszimmer lud man unaufhörlich Gewehre und reichte sie den beiden wackeren Schützen ans Gitterfenster zu. Das Mannlichergeschoß hat auf solche Distanz Explosivwirkung; halbe Schädel flogen im Mittelgang vor dem Gitterfenster umher; das Blut rauchte. Noch heute, eine Woche fast nach dem fürchterlichen Abenteuer, trotz allem Fegen und Waschen, kommt ein aufdringlicher Verwesungsgeruch aus dem zerschrammten Mauerwerk; der einzelne Ziegelstein ist von Stichen, von Geschossen durchbohrt und geschunden, sogar die Gitterstäbe — Narben eines Nahkampfes, wie er wohl selten in der Geschichte vorkam. Am anderen Tor stand der Offiziersdiener Franz Suchy, ein Reservist, Dachdecker aus Wien. Er allein verteidigte die Scharte, er allein hat fünfundzwanzig Russen tot und fünfundzwanzig verwundet vor seine Tür hingestreckt. Vergebens suchten die Russen, die Tür zu verrammeln, die Ritzen zu verkeilen; Suchy schoß alle, die nahten, nieder. Stolz und lebhaft zeigt er mir, wie er einen Rotblonden in die Schläfe traf, der links vom Wall eines unserer Maschinengewehre herangeschleppt hatte, um es auf die Besatzung der Kehle spielen zu lassen. Es war zufällig ein russisches Maschinengewehr, von den Unseren in der Schlacht bei Grodek erobert und hier eingebaut." Hilfe zu bringen war zunächst nicht möglich, weil die Russen das Gelände hinter dem Werk mit Schrapnells überschütteten. Dreieinhalb Stunden blieb das Werk eingeschlossen. Endlich drang eine Honvedabteilung über die Schrapnellzone und feuerte die Kehlböschung hinauf. Sofort hoben 150 Russen die Hände hoch, ebensoviele lagen tot oder schwer verwundet umher. Weitere 140 Leichen lagen im Graben. Später kam ein ganzes Honvedregiment, das in dem befreiten Werk zwei Kompagnien als Verstärkung zurückließ.

Am stärksten ist ein Fort der Nordfront mitgenommen worden; v. Reden berichtet darüber: „Es waren etwa 250 Treffer darin erzielt. Merkwürdigerweise war aber die Wirkung verhältnismäßig gering, trotz der schweren Kaliber; zwei auf offenem Wall stehende leichte Geschütze waren demontiert, die Erde war vielfach durch tiefe Trichterbildungen aufgewühlt, Betonbauten und Panzerkuppeln blieben völlig intakt, so daß die Kampffähigkeit des Werkes nicht gelitten hatte. Ich sah dort einen sehr merkwürdigen Zufallstreffer: Eine Granate war direkt in eine Scharte eingedrungen und hatte einen Mann getötet. Dies der einzige Tote in jenem Werk überhaupt, sonst waren nur einige

Dutzend Verwundete. Ein Beweis für die Schußpräzision war das Trefferbild, das vom Walle aus sehr gut zu sehen war. Alle Schüsse symmetrisch beiderseits der Mittellinie, die Flanken wiesen fast keinen Treffer auf. Die aus Honvedtruppen bestehende Besatzung erzählte, daß die in den Kasematten dienstfrei ruhende Mannschaft nur in der ersten Nacht wegen der ungeheuren Detonationen der einschlagenden Bomben nicht schlafen konnte, später gewöhnten sich die Leute und schliefen ruhig, da sie sich von der Widerstandsfähigkeit der Decken überzeugt hatten."

Nicht minder furchtbar als an den Forts wütete der Kampf im Vorgelände. Hier wurde von den Verteidigern sehr erfolgreich mit Flatterminen und ähnlichen Mitteln gearbeitet. Ein Honvedunteroffizier, dessen Kompagnie einen Bergrücken besetzt gehalten hatte, erzählt: „Die Russen drängten uns vom Berg herunter, unsere Geschütze von der andern Seite dröhnten unaufhörlich und richteten fürchterliche Verheerungen in den Reihen der Russen an, doch ihrer waren so viele, daß es nur so wimmelte. Als wir am Fuße des Berges angelangt waren, hörten wir ein höllisches Krachen, als ob der Himmel eingestürzt wäre und tausend Donner eingeschlagen hätten. Eine fürchterliche Kraft hob uns in die Höhe und wir flogen. Als wir unsere Sinne sammeln konnten, sahen wir keinen Russen mehr. Auf der Berglehne lagen russische zerfetzte Leichen, Gewehre und Kleiderfetzen umher, unsere Geschütze schossen noch weiter. Auf dem Verbandplatze erfuhren wir, daß die Berglinie unterminiert war, und als wir hinuntergedrängt wurden, brachten die Unsrigen die Minen zur Explosion."

Angesichts solcher Schilderungen wirkt es gar nicht so erstaunlich, wenn man hört, daß die russischen Verluste an 50 000 Mann betrugen. Der Berichterstatter der Wiener „Reichspost" schildert das Totenfeld vor Przemysl folgendermaßen: „Es ist ungeheuer, wie viele Tote die Russen vor Przemysl gelassen haben. Ich habe dort Massengräber gesehen von riesiger Ausdehnung. Trotzdem liegen noch tausende von ungeborgenen Leichen auf dem Feld. Weithin war Tod und Vernichtung gesät, soweit wir sahen. Wir haben geschanzt, was wir konnten, aber für tausende von Armen gab es dort noch Arbeit, um diese breiten Spuren eines tausendfachen Todes zu verwischen."

Bis zum 8. Oktober blieb der eiserne Ring der Belagerungsarmee eng um die Festung geschlossen. Aber sie war doch nicht ganz von der Außenwelt geschieden. Der Funkentelegraph, der sogar die Ausgabe einer Belagerungszeitung in deutscher, polnischer und ungarischer Sprache ermöglichte, und Flugzeuge stellten die Verbindung her. Der Berichterstatter des „Berliner Tageblatts" erzählt: „Am 1. Oktober ist ein österreichischer Flieger mit einem Generalstabshauptmann vom Hauptquartier über die russische Armee nach dem zernierten Przemysl geflogen. Bald nach dem Aufstieg wurde das Flugzeug von Maschinengewehren und Kavallerie und später bei Dubieczko von Artillerie beschossen, wobei drei Schrapnellsplitter das Flugzeug trafen. Nach einer Stunde landete das Flugzeug im Festungsgebiet von Przemysl, erstattete Meldung und lieferte Briefpost sowie Zeitungen ab. Das Hauptquartier wurde drahtlos von der glücklichen Landung verständigt. Infolge der dauernd ungünstigen Witterung erfolgte der Rückflug erst am 6. Oktober, wobei die Flieger wieder von Kavallerie und Artillerie beschossen wurden und der Apparat achtmal getroffen wurde. Die Flieger blieben unverletzt und landeten trotz des heftigen Schneesturms, wobei sie oft im Kreise umhergewirbelt wurden und das Druckrohr mit der Hand festhalten mußten. Ein zweiter österreichischer Pilot mit Aufklärer mußte unter Feinden landen. Sie schlichen sich durch die feindlichen Linien und kehrten nach vierzehn Tagen unverhofft zu Fuß zurück."

Der Sturmangriff vom 6. Oktober hatte außer dem Befehl des Zaren noch eine zweite Ursache: die Russen wußten, daß eine österreichisch-ungarische Entsatzarmee unter General Boroevic nach Przemysl unterwegs war, die von Rzeszow—

Bario auf Lancut—Dynow vorstieß. Schon am 8. Oktober war bei der Westgruppe des Belagerers eine rückgängige Bewegung bemerkbar; er baute seinen Angriff allmählich ab. Immerhin setzten die Russen den Angriff an den übrigen Fronten fort, in der allerdings nur mehr schwachen Hoffnung, daß es vielleicht doch gelingen könnte, Przemysl vor dem Eintreffen der österreichisch-ungarischen Armeen in Besitz zu nehmen. Das rasche Fortschreiten der österreichisch-ungarischen Offensive, die den Feind an drei Tagen hintereinander schlug, und die Leistungen der heldenhaften Verteidiger von Przemysl, ließen diese Hoffnung zu nichte werden. Nun schien das Streben der Russen nur mehr darauf gerichtet, aus der Klemme, in die sie geraten waren, mit heiler Haut herauszukommen. Sie stellten den österreichisch-ungarischen Truppen bei Lancut und östlich von Dynow starke Kräfte entgegen, die einen ungestörten Abmarsch der Belagerungstruppen von der Westfront der Festung verbürgen sollten. Diese Deckungstruppen wurden geschlagen. Die aus drei Korps bestehende Armee von Lancut wich, mit gewaltiger Energie angegriffen, gegen den San zurück. Recht schwierig war auch die Lage der bei Dynow geschlagenen russischen Kräfte, die aus einer Kosakendivision und einer Infanteriebrigade bestanden.

Am 11. Oktober war Przemysl frei. Durch den westlichen Sektor zogen die österreichisch-ungarischen Abteilungen in die Festung ein. Der Jubel über den gelungenen Entsatz war groß. Wenige Tage später stattete der österreichisch-ungarische Thronfolger Erzherzog Karl Franz Joseph der tapferen Besatzung persönlich einen Besuch ab, über die ihr Kommandant, Feldmarschall-Leutnant Kusmanek, folgendes Urteil fällte: „Die Stimmung unserer Truppen war geradezu unbeschreiblich begeistert. Nur mit der größten Energie — in vollem Sinne des Wortes — konnten wir sie veranlassen, die Ausfälle zu mäßigen. Ich will gar nicht mit der Würdigung unserer Braven beginnen, sonst wird mein Lob kein Ende finden. Soviel kann ich jedoch mit ruhigem Gewissen sagen, daß sie die Anerkennung unseres obersten Kriegsherrn wirklich verdient haben. Seit 28 Jahren diene ich meinem Kaiser, ich bin im Dienste ergraut, aber ich kann mich nicht beklagen, die Ereignisse der letzten Tage haben mich für alles entschädigt."

Kämpfe nach dem Entsatz von Przemysl

Nachdem der Ring der russischen Belagerungsarmee durchbrochen war, berührten ihre Stellungen den Fortgürtel von Przemysl nur noch tangentenartig, und zwar auf der Ostfront bei Medyka an der Bahnlinie, im Süden der Festung, östlich der Straße Przemysl—Dobromi—Chyrow. Hier leisteten die Forts der Festung bei dem nun einsetzenden Kampf gute Dienste; sie bildeten etwa die Mitte der halbkreisförmigen Gesamtfront. Von der West- und Südseite der Festung hatten sich die Russen in vorbereitete Stellungen östlich und südlich von Przemysl zurückgezogen, wobei sie von den über Chyrow vorrückenden österreichisch-ungarischen Truppen hart bedrängt und schließlich in langwierigen, zähen Kämpfen auf Stary-Sambor zurückgeworfen wurden. Von der Nordfront wichen die Russen fluchtartig über den San, wo sie sich, durch abgesondert operierende Truppenteile und bedeutende Nachschübe verstärkt, zu hartnäckigem Widerstand verschanzten. Es kam hier zu erbitterten Kämpfen, besonders nordöstlich zwischen San und Wysznia und nördlich bei Radymno. Die österreichisch-ungarische Armee mußte ihrem Gegner den Boden Zoll für Zoll abringen und zufrieden sein, wenn sie an einem Tag einen Kilometer vorwärts kam.

Leonhard Adelt, der Kriegsberichterstatter des „Berliner Tageblatts" für den galizischen Kriegsschauplatz, hat das Kampffeld bei Radymno am späten Abend des 18. Oktobers besucht. Er schreibt: „Aus Nordost, wo die Honveddivision vorgestern nach dreitägigem Kampfe durch einen Angriff in Front und Flanke die Russen warf, kommt der Donner der österreichischen Geschütze. Im Feld rechts der Straße ist manchmal ein

schwaches Aufblitzen wie ein flüchtiger Sonnenstrahl auf Glasscherben. Durch den Feldstecher erkenne ich die Schwarmlinie der Unseren, die sukzessive vorgeht. In Radymno, das bis auf eine einzige zurückgekehrte Judenfamilie völlig ausgestorben erscheint, sehen wir von der Kirche aus am Bahndamm Bewegung. Zwei zerschossene Bahnwagen stehen auf dem Gleise. Ein Eisenbahnzug der Eisenbahner, welche die Sanbrücke bei Radymno wiederherstellen wollen, fährt durch. Das Geschützdröhnen nimmt an Heftigkeit zu. Deutlich ist das Pfeifen der Granaten zu hören. Es wird klar, daß die auf dem anderen Sanufer stehenden Russen es auf die Verbindung Jaroslau-Przemysl abgesehen haben. Krachend fährt eine Granate in den Güterwaggon des fahrenden Zuges. Granaten und Schrapnells bestreichen die menschenleere Straße vor uns und hindern uns an der Weiterfahrt. Die erkämpfte Verbindung darf nicht unterbrochen werden. Während wir in der schnell hereingebrochenen Dunkelheit heimkehren, kommen uns schon nächtlich die schemenhaften Kolonnen der Artillerie und Kavallerie entgegen, die zur Verstärkung herbeieilen. Auf den zerstampften Feldern innerhalb des Fortgürtels brennen tausend Lagerfeuer."

An verschiedenen Stellen der Nordfront gelang es den österreichisch-ungarischen Truppen, *jenseits des San Fuß zu fassen*. Einen derartigen Flußübergang schildert folgender Feldpostbrief: „Auch für uns kam der Befehl vorzugehen, und zwar in einer flachen Ebene, in der die einzige Deckung die Furchen der Kartoffelfelder bildeten. Gleichzeitig mit uns strömten die Tschechen von rechts auf die Brücke über den San zu, die einzige, die an dieser Stelle hinüberführte. Wenn wir den Feind solange hinhalten konnten, um das Gros unserer Brigade auf das andere Ufer gelangen zu lassen, dann mußte es den Russen übel ergehen. Obgleich wir seit zwölf Stunden auf den Beinen waren und zum Essen keine Zeit fanden, ging es im Laufschritt über die etwa einen Kilometer breite San-Niederung hin. Das Bataillon an der Spitze erreichte glücklich die Brücke, und in wenigen Minuten war es auch am andern Ufer, zerstreute sich da links und rechts und eröffnete ein heftiges Feuer gegen den Feind. Unsere zwei Bataillone standen als Reserve in Staffel links von der Brücke, die Tschechen in kompakter Masse rechts davon. Jeder Nerv bebte in uns, wir möchten eilig die Unseren verstärken, da auf einmal packt uns Entsetzen. Aus den gegenüberliegenden waldigen Höhen feuert feindliche Artillerie auf die trennende Brücke, Schrapnells bohren sich wie Würmer in die Holzdecke, ein Aechzen und Krachen, es vergeht keine Viertelstunde und die an mehreren Stellen durchlöcherte, glimmende Brücke stürzt mit einem donnerähnlichen Getöse ein, in den reißenden Fluß, der sie im Nu verschlingt. Ich glaube, jeder von uns hat in diesem Moment leise aufgeschrien vor Wut und vor Mitleid mit unserem vorgeschobenen Bataillon, das unrettbar verloren schien. Wir kannten ja die Nebenflüsse der Weichsel und wußten, daß da an ein Ueberschreiten kaum zu denken war, und der San galt als deren mächtigster. In diesem Moment atemloser Spannung kehren sich plötzlich alle Blicke nach rechts, nach den Tschechen, denen ihr Oberstleutnant, vom Pferde aus hoch in den Bügeln aufgerichtet, mit dem Säbel auf den Fluß weisend, eine tschechische Ansprache hielt. Er wurde immer röter, man hätte meinen können, das Blut würde ihm aus allen Poren dringen, und, obwohl wir auch nicht ein Wort auffangen konnten, und auch keines verstanden hätten, glaubten wir doch jede Wendung seiner Rede zu verstehen. Gleich darauf brach ein fast übermenschliches Rufen in den tschechischen Reihen los, eine ungeheure Menge stürzte, die Gewehre mit aufgepflanzten Bajonetten hochschwenkend, in das Wasser hinein. Sie versperrten uns geradezu den Weg, wateten immer tiefer, drängten, wie Wahnsinnige, immer stürmischer, mit beiden Armen arbeitend, durch die Wogen, und als die ersten das gegenüberliegende Ufer erreicht hatten, da brauste ein Jubelgeschrei durch alle Reihen. Wie sie dann alle hinüber kamen, durchnäßt, oben

grau und unten fast schwarz, da schüttelten sie sich nicht einmal, sondern rannten wie besessen in die vorderen Reihen. Nach wenigen Minuten verstärkte sich das Feuer und das Geknatter merkbar und die Remontenställe gerieten in Brand. Jetzt kam auch für uns, als letzte Reserve, der Befehl zum Vorwärtsrücken, und da folgten wir dem Beispiel der Tschechen, um so freudiger, als die feindliche Batterie mangels der Brücke sich bereits auf uns bedenklich eingeschossen hatte. Am anderen Ufer war inzwischen nicht mehr viel zu machen. Die Russen wurden gewaltsam in den Wald gedrängt, wo die Verfolgung fast unmöglich war, weil es inzwischen dunkel wurde. Viele konnten sich nicht gerettet haben, denn das Feld war mit ihren Leichen geradezu übersät. Wir aber tranken an dem Abend unsere Versöhnung den böhmischen Brüdern zu."

Ueber die Kämpfe am Sanufer bei Jaroslau berichtet der Kriegskorrespondent der „Neuen Freien Presse": „Am erbittertsten sollen die Kämpfe am 22. und 23. Oktober gewesen sein. Wir brachten damals im gegnerischen Feuer Infanterie über den Fluß. Die Geschosse der Russen pickten wie ein Hagelschauer an die Stahlwände der Pontons, dennoch faßten einige Kompagnien drüben Fuß und konnten sich halten. Der Brückenkopf von Sieniawa, den wir vor der Einschließung von Przemysl plangemäß geräumt hatten*), ist längst wieder von uns besetzt. Die Russen stehen vier Kilometer östlich davon. Sie haben, solange die Befestigungen von Sieniawa ihnen gehörten, alles zusammengerafft, was nicht niet- und nagelfest war, um es in ihre neuen Stellungen zu bringen und diese zu verstärken."

Von allen Kämpfen an der Sanlinie waren die um die von den Russen besetzte, strategisch außerordentlich wichtige Magierahöhe am heftigsten und blutigsten. Schwere Artillerie leistete die Vorarbeit. Ein Berichterstatter der „Vossischen Zeitung" hat die österreichisch-ungarischen Batterien während der Beschießung der Magiera besucht; er erzählt: „Wir biegen nach links ab, wo eben ein paar hundert Schritte vor uns eine Haubitzenbatterie ihre Salven abgibt. Zwei Tage und zwei Nächte steht sie hier und beschießt immerfort dieselbe Höhe, die etwa fünftausend Meter vor ihr liegt. Kunstvoll ist jedes der sechs Geschütze eingegraben und mit Brettern und schweren Steinen überdacht. In diesen Erdgruben ißt und schläft die Mannschaft und denkt an nichts als an jenen blau herüberschimmernden Höhenzug, dem sie nun schon tage- und nächtelang ihre großen schweren Geschosse entgegensendet. Es ist die Höhe Magiera, von der jedermann spricht und die jetzt bald genommen werden soll. Aber sie muß erst „weich gekriegt" werden, wie der Batteriekommandant, ein großer blonder Oberleutnant, sagt. Die Russen antworten ja mit allen Kräften, aber in der Batterie gab es bei dieser Kanonade noch nicht einen Verletzten. Bloß einem Zugführer wurde durch den Luftdruck einer Granatenexplosion die Kappe weggerissen, worüber er alsbald furchtbar zu schimpfen begann. Unausgesetzt arbeitet das Telephon, und eben hören wir, wie der Telephonoffizier, ein junger Fähnrich, in den Apparat spricht: „Ein Wagen mit Granaten muß unter allen Umständen vorgebracht werden!" Uns aber lockte es, noch bis zu jener Höhe, wo sich die vorderste der zusammenwirkenden Batteriestellungen befindet, vorzugehen. Von

*) Ueber das damalige Gefecht — es fand am 17. September statt — schrieb die Krakauer „Nowa Reforma": „Auf unserer Seite standen drei Bataillone Infanterie mit drei Batterien und etwas Kavallerie. Von russischer Seite waren zwei Korps mit schwerer Artillerie im Anmarsch. Wir hielten uns trotz der russischen Uebermacht bei geringen Verlusten drei Tage. Als russische schwere Artillerie nahte, gingen wir schrittweise über die Brücke zurück und stellten uns in einer Entfernung von zwei Kilometern auf, durch einen Wald gut gedeckt. Bald folgten die Russen nach. Zuerst Kavallerie, dann eine Batterie und hierauf ein Bataillon Infanterie. Wer über die von uns unterminierte Brücke ging, wurde getötet. Gleichzeitig eröffneten unsere Maschinengewehre das Feuer und von den bereits über die Brücke gegangenen russischen Mannschaften konnten nur wenige entkommen."

dort aus können wir vielleicht den Infanterieangriff sehen, der, wie zeitweilig das Tacken der Maschinengewehre verrät, eben im Gange ist. Eine Salve unserer Haubitzenbatterie gibt uns das Geleite. Rascher steigt unsere kleine Gruppe bergan, nachdem wir eine breite Talmulde überschritten haben. Wir machen einen kleinen Bogen um die Batterien vor uns, über denen der Rauch der Schrapnellwolken sich immer dichter zusammenballt. Fast atemlos kommen wir oben an. Da sehen wir, daß noch eine Bodenerhebung uns von den feindlichen Stellungen trennt. Aber gleichzeitig sehen wir weit vor der Artillerie und von ihr rastlos überschossen, die dunkleren Punktreihen unserer Schwarmlinien. Auch über ihnen die weißlichen Schrapnellwölkchen. Drei Reihen erblicken wir, durch größere Abstände voneinander getrennt. Regungslos liegen sie vor dem Kamm der Höhe. Mit dem Fernglas sieht man jeden einzelnen Mann, dahinter, auch platt auf dem Bauch liegend, den Schwarmführer. Jetzt springt einer in der vordersten Reihe auf und fast in demselben Augenblick setzt sich die ganze Reihe in Bewegung. Nur wenige Sekunden und sie sind hinter dem Hang verschwunden. Und seltsam! Wie auf ein verabredetes Zeichen wird es für eine Minute still bei uns. Kein einziges feindliches Schrapnell blitzt mehr über unseren Batterien auf, während drüben auf dem Hange fünf, sechs, zehn, zwanzig der kleinen Rauchpunkte sichtbar werden. Es ist klar, daß die feindliche Artillerie ihr Feuer auf die vorgehende Infanterie konzentriert. Hinter dem Hange muß es höllisch heiß hergehen. Während unsere Batterien ununterbrochen Salven abgeben, hört man zugleich in der Ferne die rastlose Arbeit der Maschinengewehre und das unaufhörliche prasselnde Geräusch des Schnellfeuers der Infanterie. Unterdessen erhebt sich auch die zweite und dritte Schwarmlinie und verschwindet hinter dem Hang. Einsam feuerte die vordere Batterie, in gleicher Höhe mit uns, ihre Ausfeuerlagen nach der Magierahöhe ab."

Bald darauf wurde die Magiera von der Infanterie erstürmt. Aber die Kämpfe gingen mit unverminderter Heftigkeit weiter. Die Russen zogen Verstärkungen aus Lemberg herbei und machten verzweifelte Versuche, die ihnen entrissene Höhe zurückzuerobern. Vergebens. Die österreichisch-ungarischen Artilleriegruppen waren beherrschend aufgestellt. In diesen Kämpfen schlugen sich die Bozener Landesschützen mit besonderer Tapferkeit; sie lösten allein eine Aufgabe, die drei Regimentern gestellt war.

Im ganzen war die Schlacht in West- und Mittelgalizien Ende Oktober zum Stehen gekommen. Sie hatte auf der ganzen Linie den Charakter des Stellungskampfes angenommen, der eine schnelle und vollständige Entscheidung ausschloß.

Die Russen als „Befreier" Galiziens

Die Kosaken in Galizien

In Galizien haben sich die Truppen des Zaren immerhin etwas menschlicher benommen als in Ostpreußen. Der Grund ist klar: für Galizien hatten sich die Russen die Rolle der „Befreier" zurechtgelegt. Schon seit Jahren hatten allslawische Agitatoren die zum Teil ruthenischen Gegenden des Landes bereist und dort unter der unwissenden Bevölkerung das Märchen vom Zaren als Messias aller Rechtgläubigen verbreitet. Diese Bevölkerung hat denn auch zu ihrem Unglück den heuchlerischen Stimmen geglaubt und dem Feind, als er ins Land strömte, die wertvollsten Dienste geleistet. Natürlich konnten die Russen dieses Land, das sie „befreien" zu wollen erklärten, nicht verwüsten wie das Feindesland Ostpreußen, und den Reiterhorden, die zunächst in das von den österreichisch-ungarischen Truppen freiwillig geräumte Land eindrangen, wurde durch strenge Befehle der russischen Armee-Kommandanten gewisse Zügel angelegt. Daß es dennoch an verschiedenen Stellen zu schweren Ausschreitungen kam, kann bei der im russischen

Phot. Kilophot, Wien

Übergang öſterreichiſch-ungariſcher Truppen über den Wiar bei Hermanovice (Galizien)

Phot. Kilophot, Wien

Reſervelager des XI. öſterreichiſch-ungariſchen Korps bei Hermanovice (Galizien)

Phot. Kilophot, Wien

Von den öſterreichiſch-ungariſchen Truppen gefangene Ruſſen

Phot. Kilophot, Wien

Vergraben von Pferdekadavern auf einem Schlachtfeld in Galizien

Heer herrschenden Disziplinlosigkeit nicht wundernehmen. An den entsprechenden Berichten aus Ostpreußen (vgl. S. 48 ff.) gemessen, liest sich aber folgender amtlicher Bericht aus dem k. u. k. Kriegspressequartier verhältnismäßig noch harmlos: „Unsere Truppen, die auf Tarnow über Rzeszow vorrückten, hatten Gelegenheit, sich von dem allen militärischen Bräuchen hohnsprechenden barbarischen Vorgehen der russischen Truppen gegenüber der einheimischen Bevölkerung zu überzeugen. Alle Ortschaften auf der Strecke bieten ein Bild ärgster Verwüstung. In Dembica wurde ein Teil der Stadt eingeäschert. Das schöne Schloß Zawada wurde, da sich die einzige, mit der Aufsicht betraute Person weigerte, das ihr anvertraute Eigentum widerstandslos der Plünderung preiszugeben, vollkommen ausgeraubt, mit Petroleum begossen und angezündet. Alle Herrenhäuser bieten ein trauriges Bild der Verwüstung. Die meisten Möbel sind zerschlagen, die Spiegel mutwillig zerbrochen, Matratzen zerfetzt, kostbare Gemälde zerschnitten. Der Boden ist besät mit Bergen von Fetzen, Papieren, Scherben, kurz: ein Bild rohesten Vandalismus. Die russischen Soldaten gingen in allen von ihnen besetzten Orten nach dem gleichen System vor, das mit einer ehrlichen, geordneten, soldatischen Kampfesweise nichts gemein hat, sich vielmehr als ein unter dem Deckmantel militärischen Vorgehens unternommener Raubzug darstellt. Die Bewohner wurden auf der Straße einer Leibesvisitation unterzogen. Es wurde ihnen alles, was irgend Wert hatte, abgenommen. Besonders hatten es die russischen Truppen auf die Uhren abgesehen, die mit meist sehr unsanftem Griff aus der Westentasche des Besitzers in die Stiefelröhre eines Kosaken befördert wurden. Dem Pfarrer in Mrowla wurde seine Beichtuhr, welche die Zahl der abgenommenen Beichten anzeigte, aus der Tasche gezogen. Als der Mann später erkannte, daß sie wertlos war, wurde sie wieder zurückgestellt. Beim Rauben von Uhren taten sich auch die Offiziere keinen Zwang an. So erschien bei dem Rzeszower Uhrmacher Nikolaus Musokowski ein russischer Regimentsarzt, der ihn beauftragte, seine goldene Uhr zu reparieren. Die Uhr erkannte Musokowski als sein Fabrikat und wies dies auch dem Regimentsarzt durch Vorlegung des Verkaufsregisters nach, aus dem die Nummer der Uhr und der Verkaufstag zu ersehen war. Geraubt wurde nach einem sehr einfachen und praktischen System. Die Kosaken drangen in Rudeln von acht bis zehn Mann in Läden und Wohnungen ein und packten unter Vorhaltung von Revolvern Kleider und Pelze, Wäsche und Einrichtungsgegenstände in mitgebrachte Säcke. Der Inhalt wurde sodann mit den Offizieren geteilt. Die römisch-katholische Geistlichkeit wurde unhöflich, oft brutal behandelt. So wurde der hochbetagte Kanonikus von Dembica gezwungen, die Kosaken persönlich zu bedienen und ihnen Löffel und Messer aus der Küche zu bringen. Die Geistlichen wurden vielfach zur Oeffnung der Kirchen gewaltsam genötigt. In einem Spital in Rzeszow wurden zwanzig erkrankte österreichisch-ungarische Soldaten aus den Betten gejagt, ein Beweis dafür, daß selbst Kranken gegenüber das primitivste Gefühl der Menschlichkeit nicht beobachtet wurde. In vereinzelten Fällen waren Lebensmittel bezahlt worden. Allerdings kam der Verkäufer meistens nicht auf seine Rechnung, da er eine Quittung über den richtigen Empfang der Geldsumme ausstellen mußte, ohne den bestätigten Betrag zu Gesicht zu bekommen. Wurde tatsächlich gezahlt, so war dank des hinaufgeschraubten Rubelkurses, der mit 3 Kronen 30 Heller bestimmt ist, der Preis auf ein Minimum herabgedrückt. Auch Verkäufe wurden von den russischen Soldaten durchgeführt. Namentlich geraubte Kühe wurden den Bauern der Nachbarorte um einen Spottpreis zum Kaufe angeboten. War der Preis bezahlt, so erklärte der Verkäufer, daß er sich die Sache überlegt hätte und zog mit der Kuh und dem Gelde davon. So wurden mit einer Kuh mehrere Verkäufe durchgeführt, der schließliche Besitzer blieb aber immer derselbe russische Soldat. Besonders zu erwähnen ist, daß in einzelnen Bezirken Frauen und Mädchen vergewaltigt wurden."

Lemberg unter russischer Verwaltung

Zum Gouverneur von Lemberg ist Graf Schremetjew ernannt worden. Die städtischen Behörden wurden bis auf weiteres im Amt belassen. Die Stadtbewohner mußten die Waffen abliefern. Für die Ruhe in der Stadt bürgen 16 Geiseln, die im Hotel George untergebracht sind, sich frei bewegen können, aber die Stadt nicht verlassen dürfen.

Auf der Straße darf nur russisch oder polnisch gesprochen werden. Alle Vereine sind verboten und alle Unterrichtsanstalten geschlossen worden. Um die russische Sprache rasch einzubürgern, wurden kurzfristige Kurse für Lehrer eingerichtet. Der Rubel hat einen Zwangskurs von 3 Kronen 30 Heller. Dieser hohe Kurs soll eine Kontribution für die Stadt darstellen.

In der Stadt herrscht Totenstille. Die Bürger, besonders die Juden, haben allen Grund dazu. In dem Lemberger „Jüdischen Tagblatt", das gegenwärtig in Wien für die zahlreichen galizischen Flüchtlinge erscheint, berichtet ein Augenzeuge folgende Einzelheiten: „Bis Sonntag den 23. September war es in Lemberg ruhig. Die Bevölkerung, insbesondere die Juden, war sehr niedergeschlagen. Die Gassen waren wie ausgestorben, die meisten Geschäfte gesperrt. Nach etlichen Tagen begann sich die Bevölkerung an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen; man öffnete die Geschäfte und spazierte in der Stadt herum, die Kaufhäuser sind offen gewesen, von den polnischen Zeitungen sind erschienen „Wiek Nowy", „Wieczorna" und „Slowo Polskie". Die zwei ersten Blätter haben noch halbwegs vorsichtig geschrieben, „Slowo Polskie" war aber unverhüllt in seinem Moskalophilismus. Das Blatt schrieb fortwährend, Oesterreich müsse fallen und die Polen müssen es mit Rußland halten. Die Juden hoben diese Nummern vom „Slowo Polskie" auf eine bessere Zeit auf. An einem Sonntag, dem 27., ist das Unglück gekommen. Plötzlich begannen russische Soldaten auf der Krakauer-, Bema-, Kasimieschowska- und Boimowgasse auf vorübergehende Juden und in die Häuser hinein zu schießen. Auf der Gasse wurden 14 Juden getötet, die Mehrzahl aus Winiky, welche zufällig nach Lemberg gekommen sind. Auch ein Mädchen aus der „Podembesgaß" ist erschossen worden. Einige dreißig Personen sind verwundet worden. Es heißt, daß irgendwo ein Jude einen russischen Soldaten erschossen habe. Das ist aber nicht wahr, wenigstens hat keiner etwas davon gehört. In der Stadt ist es seither einsam geworden. Kein einziger Jude traute sich aus der Wohnung, überdies begann man die verlassenen Wohnungen zu berauben und zu plündern. Gewöhnlich haben die Hausmeister Gruppen von russischen Soldaten die Wohnungen gezeigt, die sodann geplündert wurden."

Auch „offiziell" ist geplündert worden: aus dem Ossolinskischen Nationalmuseum wurden die wertvollsten kunsthistorischen Sammlungen und Bücherschätze nach Petersburg entführt, und zwar 1034 Gemälde, darunter Meisterwerke alter und neuer Zeit von Raffael, Tintoretto, Luca Giordano, Gerard, Matejko und anderen, ferner 28 000 Kupferstiche, 17 000 Münzen, 4300 Medaillen, 142 000 Bücher, 5000 Handschriften, nationalpolnische Reliquien und andere wertvolle historische Dokumente.

Am rücksichtslosesten gingen die Russen in konfessioneller Beziehung vor. Der russische Metropolit Eulogius kam nach Lemberg und hielt am 27. September in der griechisch-katholischen Kirche russischen Gottesdienst ab, wobei der russische Glaube für den „herrschenden" erklärt wurde. Der unionistische Erzbischof Szeptycki wurde nach Nischni Nowgorod gebracht, damit er diesem Gewaltakt gegen die Griechisch-Katholische Union nicht entgegentreten konnte. Die ukrainische parlamentarische Vertretung Galiziens erhob gegen diese Vergewaltigung der Glaubensfreiheit energischen Protest.

Die Russen in den Karpathen und in der Bukowina

Die österreichisch-ungarische Gebirgsverteidigung

Nach der Besetzung von Ostgalizien stand den Russen der Zugang zu den nur schwach besetzten Karpathenpässen frei. Die Bodengestaltung verbot aber einen rasch durchführbaren Angriff auf die ungarische Tiefebene eigentlich von selber, zumal die österreichisch-ungarische Armee viel besser auf den Gebirgskrieg vorbereitet ist als die russische. Ein militärischer Mitarbeiter der „Vossischen Zeitung" schreibt: „Als Gebirgstruppen sind zunächst alle in Bosnien und in der Herzegowina stehenden Truppen zu betrachten, die auch abweichend von den übrigen Armeekorps in besondere gemischte Gebirgsbrigaden formiert sind, ferner die Tiroler Kaiserjäger und von der Landwehr die drei Tiroler Landesschützenregimenter, sowie die Landwehrinfanterieregimenter Nr. 4 und 21. Dabei sei erinnert, daß in Oesterreich die Landwehr eine aktive Truppe mit eigenem Offizierkorps und Rekrutenersatz ist, die sich eigentlich nur in staatsrechtlichem Sinne von den Linientruppen unterscheidet. Die Landesschützen sind, wie Wiener Meldungen besagen, nach Galizien herangezogen und haben dort bereits verschiedentlich Gelegenheit gehabt, ihre Fähigkeiten und Leistungen im Gebirgskriege zu beweisen ... Auch die Gebirgsartillerie ist schon eingesetzt worden; die gewöhnliche Feldartillerie läßt sich nämlich im Gebirge nur schwierig verwenden. Die gewöhnliche Gebirgskanone hat ein Kaliber von 7,25 Zentimeter bei einer Rohrlänge von einem Meter. Das Rohr besteht aus geschmiedeter Bronze mit einem Mantel von Coquillenbronze. Das Gewicht des Rohres beträgt 140 Kilogramm. Rohr und Lafette werden auf zwei Tragtieren verladen. Daneben ist noch ein neueres Modell vorhanden, das ein ganz modernes Geschütz darstellt mit Rohrrücklauf und Schutzschilden. Bei günstigen Wegeverhältnissen kann es auch fahrend fortbewegt werden. Die Gebirgshaubitzen werden auf Karren von Pferden gezogen fortgebracht. Es bezeichnete einen großen Fortschritt, als es gelang, auch eine Haubitze für die Verwendung im Gebirge herzustellen. Die Hauptschwierigkeit hatte darin bestanden, das Gewicht so herabzusetzen, daß auch im Gebirge die Fortbewegung unter allen Umständen gesichert war und gleichzeitig eine genügende Wirkung beizubehalten."

Der Einbruch der Russen in Ungarn

Trotz der Ungunst des Geländes und der besseren Bereitschaft des Gegners unternahmen die Russen Ende September einen Vorstoß gegen die Karpathenpässe. Die Bedeutung und den Gesamtverlauf dieser Operation schildert die „Frankfurter Zeitung" folgendermaßen: „Wenn auch Uebergänge von Heeren über schwierige Gebirgspässe nichts Ungeheuerliches sind und die Russen selber im Balkankrieg 1878 mitten im Winter den Schipka überschritten, so läßt sich doch mit den jetzigen Riesenheeren ein solches Unternehmen nicht ohne sorgfältigste Vorbereitung durchführen. Kleinere Truppenmassen aber können gegenüber den Bewegungen der Hauptstreitkräfte aller Kriegführenden nicht ins Gewicht fallen. Es ist auch kaum anzunehmen, daß die russische Heeresleitung mit dem bald gescheiterten Versuch wirklich eine strategische Absicht verband, obwohl die russische Presse sofort eine „Ueberschwemmung" der ungarischen Tiefebene ankündigte und schon von einer russischen Militärdiktatur in Budapest faselte. Ernsthafte Petersburger Blätter berichteten sogar, daß man dort eine Abordnung ungarischer Magnaten erwarte, die vom Zaren die Belassung der Bukowina und Siebenbürgens beim Königreich Ungarn erflehen wollten, da sie sich mit dem unausbleiblichen Verluste Kroa-

tiens und Slavoniens schon abgefunden hätten. Vielmehr scheint der Versuch darauf berechnet gewesen zu sein, in Oberungarn, wo die Magyaren gegenüber anderen Nationalitäten in Minderheit sind, eine Panik hervorzurufen: das Verhalten der russischen Truppen, die, offenbar bestimmten Weisungen folgend, überall die rumänische und ruthenische Bevölkerung bevorzugten, weist deutlich darauf hin. Nationale Selbständigkeitsregungen in diesen Gebieten hätten leicht im nahen Balkan einen Widerhall finden können. Diese Berechnungen wurden aber sehr schnell durch die österreichisch-ungarische Armeeleitung vereitelt, die in knapp zwei Wochen mit dem russischen Einbruch fertig geworden ist.

Der Einbruch, an dem insgesamt sechs russische Divisionen beteiligt gewesen sind, erfolgte fast gleichzeitig an vier Stellen der Karpathen, wo Paßstraßen den Transport von Artillerie und Train ermöglichten. Kleinere Abteilungen gingen gleichzeitig über Schleichwege und durch Wälder. Die stärkste russische Säule ging von Turka aus über den Uszok-Paß vor, wo es im Tale der Ung vom 26. bis zum 29. September zu viertägigen, für die Russen äußerst verlustreichen Kämpfen kam, worauf sie fluchtartig zurückgehen mußten. Vorstoß und Flucht erfolgten auf demselben Weg. Eine zweite Einbruchstelle liegt bei Vereczkö, wo die Russen bis Szolyva gelangten. Ein Gefecht setzte dort am 4. Oktober dem russischen Vorstoß das Ziel; flüchtend gingen die geschlagenen Russen zurück, der größere Teil auf der ursprünglichen Einbruchslinie, eine kleinere Truppe anscheinend weiter östlich über Volocz nach Tucholka. Bei Tucholka kam es später noch zu Rückzugsgefechten. Die dritte russische Kolonne, die am 27. September bei Tornya von ungarischen Truppen gestellt wurde, konnte zunächst den Vormarsch bis Oekörmezö erzwingen, wo es am 1. Oktober zu einem Gefechte kam, in dem die Russen ihre Stellung zu behaupten vermochten. In einem neuen Gefecht am 10. Oktober wurde aber auch diese russische Abteilung geworfen und mußte nach Galizien zurückkehren. Verwickelter gestaltete sich der Vormarsch der vierten russischen Einbruchskolonne, die man, vermutlich weil sie in ein zum Teil mit ruthenischen Bauern durchsetztes Gebiet ging, fast ungehindert bis Marmaros-Sziget, das sie einige Tage besetzt hielt, vordringen lassen mußte und die dann über Taracköz bis in die Nähe vom Tecsö vorging. In der Nähe dieser Ortschaften und bei Hosszumezö kam es am 5. und 6. Oktober zu heftigen Kämpfen, in denen die Russen auseinandergetrieben wurden. Fluchtartig mußten sie über Marmaros-Sziget bis Nagy Boscko zurückgehen, wo sich ein Teil der Zurückgehenden am 7. Oktober den nachdrängenden österreichisch-ungarischen Truppen nochmals stellte, aber wiederum geschlagen und zum Rückzuge gezwungen wurde, der bei Raho zunächst zum Stehen kam, nach einem weiteren Gefecht aber zur Flucht wurde. Kleinere Abteilungen waren, zum Teil schon nach dem ersten Gefecht bei Hosszumezö, das Vissotal aufwärts nach Südosten in verschiedenen Richtungen geflohen. Bei Felsö-Viso und bei Telcs kam es am 7. Oktober mit Teilen dieser Versprengten zu Einzelgefechten, die durchweg zur Auflösung der russischen Verbände führten. In mehreren Richtungen flüchteten die Russen übers Gebirge zurück; eine kleinere Abteilung floh von Telcs westwärts in der Richtung Magyar Lapos. Von diesen versprengten Abteilungen abgesehen, waren die Russen wieder über die Grenze zurückgewiesen.

Die Kämpfe, die dieses Ergebnis erzielten, haben den Russen insgesamt mindestens 15 000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen gekostet, also nahezu die Hälfte der für die Einbrüche eingesetzten Mannschaften. Die Zahl der Toten allein belief sich auf über 8000."

Wenn es in dem vorstehenden Gesamtbericht heißt, daß man die vierte, erfolgreichste Einbruchskolonne bis Marmaros-Sziget und weiter vordringen lassen mußte, so soll damit nicht gesagt sein, sie hätte überhaupt keinen Widerstand gefunden. Welch erbitterte Kämpfe sich im Marmaroser Komitat damals abspielten, schildert ein

Uebersichtskarte

über die Teile der Karpathen, in denen die Russen den ersten Einfall nach Ungarn versuchten.

Vergleiche auch die Uebersichtskarte, die der Schilderung von dem „Ansturm der russischen Heeresmassen gegen Oesterreich" beigegeben wurde.

0 5 10 20 30 40 50
Kilometer

ungarischer Verwundeter in der „Neuen Freien Presse". Er erzählt: „Als am 30. September die russischen Vorposten auftauchten, wollten wir Marmaros-Sziget verständigen, doch zu unserer größten Bestürzung funktionierte weder Telephon noch Telegraph. Die Linie war hinter unserem Rücken abgeschnitten worden. Wir schickten einen Reiter nach Marmaros-Sziget, der aber nicht ankam. Da wir über die Stärke des Feindes keine genaue Kenntnis hatten, versuchten wir mit unserer 1200 Mann starken Truppe die Russen aufzuhalten. Erst später erfuhren wir, daß wir einer bedeutenden Uebermacht gegenüberstanden. Unsere Stellung war insofern günstig, als wir in dem engen Paß in der längs der Eisenbahn und Fahrstraße vorbereiteten Stellung kämpften und von der Artillerie unterstützt wurden, die Russen aber nicht imstande waren, ihre Geschütze in Stellung zu bringen. Sie machten unsägliche Anstrengungen, um ihre Kanonen auf die Berge hinaufzubringen, doch unsere Geschütze vernichteten stets die russischen Artilleristen, die keine Deckung hatten, und da die Pferde die Berge nicht erklimmen konnten, mußten sie selbst die Kanonen in die Höhe schleppen. Mit einfachem Gewehrfeuer konnten wir die Russen 17 Stunden lang aufhalten, sie hatten ungemein große Verluste, während wir bloß Verwundete und nur wenige Tote hatten. Die Russen unternahmen zweimal einen Bajonettangriff gegen unsere Stellungen, doch wir trieben sie zurück. Auch in der Nacht zum 1. Oktober wogte der Kampf, und die Russen konnten keinen Fuß breit Terrain gewinnen. Schließlich mußten wir aber einsehen, daß wir uns auf die Dauer gegen die Uebermacht nicht halten konnten. Es befanden sich unter uns Leute, die mit mehrfachen Verwundungen, nachdem sie verbunden wurden, weiter kämpften. Wir brauchten jeden Mann. Aus unserem eisernen Widerstand mußte der Feind folgern, daß ihm eine bedeutende Macht gegenüberstehe, und er versuchte am 1. Oktober nicht, unseren Rückzug zu stören. Die Szekler waren sehr unzufrieden, als sie Befehl zum Rückzug erhielten. Beinahe die Hälfte unserer Leute war verwundet, doch schadete dies der Kampfesstimmung nicht im geringsten.

Wir mußten uns aber auch aus dem Grund zurückziehen, damit wir nach Marmaros-Sziget Bericht erstatten konnten. In Visovölgy konnten wir bereits telephonieren. Wir erhielten Befehl, den Feind noch kurze Zeit aufzuhalten. Zwischen Visovölgy und Nagybocsko, wo sich geeignetes Terrain darbot, hielten wir denn auch die Russen weitere sechs Stunden auf. Inzwischen konnten die rückwärts gelegenen Dörfer geräumt werden. Am 1. Oktober abends zogen wir uns weiter gegen Marmaros-Sziget zurück; es gab unter uns kaum einen, der nicht verwundet gewesen wäre. Die Russen wagten sich infolge unseres harten Widerstandes nur langsam vorwärts und so erreichten ihre Vorposten erst am folgenden Tage Marmaros-Sziget."

An diese Erzählung schließen sich folgende Berichte von Aage Madelung an, die dieser im „Berliner Tageblatt" veröffentlicht: „Am 3. Oktober vormittags erschienen die Russen vor Marmaros-Sziget, nachdem sie auf dem die Stadt beherrschenden Berge Tempa Artillerie in Stellung gebracht hatten. Die Behörden und der größte Teil der Einwohner hatte schon im voraus die Stadt geräumt. Der von den Zurückgebliebenen gelegentlich gewählte Bürgermeister empfing vor der Stadt mit einem Munizipalmitgliede den russischen Korpskommandanten. Nachdem die Uebergabe ohne Widerstand verlangt und zugesagt war, zogen 1200 Donsche Kosaken mit Musik und Gesang in die Stadt hinein. Der russische Korpskommandant forderte 160 000 Kronen Kriegskosten, was unerfüllbar war, weil die Finanzkassen und alle wohlhabenden Bürger unerreichbar waren. Statt dessen verlangte und erhielt er 150 Pferde, Heu, Hafer, Tee und Zucker ohne Vergütung.

In sämtliche Aemter wurde unter Leitung russischer Offiziere eingebrochen und die nicht im voraus geöffneten Stahlschränke wurden aufgebrochen. So geschah es z. B. in der Verwaltung der Salzgruben. In viele Wohnungen wurde mit Beihilfe der russo-

philen Elemente der ruthenischen und rumänischen Bevölkerung eingebrochen und geplündert. In der Synagoge wurden die Kosakenpferde aufgestellt und in geraubtem Bettzeug gebettet....

Mit besonderem Interesse erkundigten sich die Russen nach dem Aufenthaltsort des Oberstaatsanwaltssubstituten Dr. Andor Illés. Die Russen wissen überhaupt genau, mit wem sie es zu tun haben in den Gebieten, die sie besuchen. So haben sie z. B. in der Bukowina die Verwaltung der Stadt Czernowitz einigen Herren übergeben, die schon in Friedenszeiten ihre Agenten waren, den Brüdern Gerowski. Ihren Feinden aber, d. h. denjenigen, die der großrussischen Propaganda in der Monarchie entgegengetreten waren, halten die Russen auch Stellen bereit, und zwar in den Gefängniskellern von Nowgorod und noch östlicher. Dr. Andor Illés aber hatte es vorgezogen, sich rechtzeitig aus Marmaros-Sziget zu entfernen. Als aber die Russen nach einer Woche sich zurückziehen mußten, war er der erste Zivilbeamte, der nebst dem Obergespan sich wieder auf seinen Posten begab.

Illés' Name ist mit dem berüchtigten Schismaprozeß, der sich vor einem Jahre in Marmaros-Sziget abspielte, eng verbunden. Er war es, der allen diesen geheimen Fäden der russophilen Propaganda nachspürte und die Schuldigen stellte. Hätte der Prozeß jetzt stattgefunden, wäre das Resultat ein anderes geworden und Graf Bobrinski, der damals mit sicherem Geleit nach Marmaros-Sziget gekommen war, um seine Jünger im Namen des Zaren zu verteidigen, wäre, falls er sich jetzt eingefunden hätte, nicht zurückgekehrt, um Gouverneur der Bukowina zu werden."

Die Russen gebärdeten sich in Marmaros-Sziget sehr siegesgewiß und übermütig. Der stellvertretende Bürgermeister, der Gymnasiallehrer v. Dobay, erzählt: „Die russischen Offiziere veranstalteten am ersten Tage ihres Aufenthalts ein Festmahl. Ich mußte teilnehmen. Ich fragte, was der eigentliche Zweck der ins Land eingedrungenen Truppen sei. Der General lachte und wandte sich dann an einen in der Nähe sitzenden Offizier mit der Frage: „Leutnant Dimitri, was ist unser Ziel?" Der Offizier sprang auf, schlug die Hacken zusammen und antwortete: „Budapest!" „Leutnant Dimitri, wieviel Stationen haben wir bis Budapest?" fragte der General weiter. Die Antwort lautete: „Drei: Szatmar, Debrezin und Budapest." „Wann werden wir in Budapest sein?" fragte schließlich der General. „In einer Woche", antwortete der Offizier. Alle Offiziere lachten, unsere erschrockenen Gesichter belustigten sie."

Am 6. Oktober, nach dem Sieg der österreichisch-ungarischen Truppen bei Hosszumezö, wurde Marmaros-Sziget frei. Nun wurde der Kampfplatz mehr nach Nordosten verlegt. Die Russen hofften, bei Körösmezö wieder vordringen zu können und ergriffen dort die Offensive, wurden aber immer wieder zurückgeschlagen. Panikartig flohen sie am 19. Oktober aus Körösmezö. Am 21. konnte, nach der Eroberung des Jablonicapasses, amtlich festgestellt werden, daß kein Feind mehr auf ungarischem Boden stehe.

Bei der Befreiung des Marmaroser Komitats hat sich der Landsturm ausgezeichnet bewährt; nicht zu vergessen sind auch die polnischen Legionäre, die bei Marmaros-Sziget heldenmütig mitgefochten haben.

Die Russen in der Bukowina

Anfang September bereits, als die Oesterreicher ihre gesamte Macht um Lemberg zusammenzogen, wurde Czernowitz von den Russen besetzt. Wie sie sich dort einführten, schildert die „Neue Freie Presse": „Um 9 Uhr abends erschienen zwei Generale und mehrere Offiziere und begaben sich zum Rathaus, wo sie vom Bürgermeister Dr. Weisselberger und der Geistlichkeit erwartet wurden. Einer von ihnen war der Kosakengeneral Ariutinow und der andere war General Pawlow, Kommandant des Infanterie-

regiments Alexander I. General Ariutinow, ein kleiner, stämmiger Mann mit wilden Gesichtszügen, richtete mit gröhlender, weithinschallender Stimme an die Bevölkerung eine Ansprache,in der er sagte: „Mit Gottes Hilfe reihe ich die Bukowina dem russischen Reiche an. Ich lasse als sichtbares Zeichen dieses historischen Aktes unsere Regimentsfahne hissen und fordere den Bürgermeister auf, sofort auch unsere Reichsfahne aufzustecken. Die russischen Soldaten werden nicht plündern und ebenso keine Gewalttat verüben. Aber ich werde dem Beispiele der Oesterreicher folgen, und das gleiche verlangen, was General Baumann forderte, als er in Kamenetz Podolski einmarschierte. Ich lege der Stadt eine Kontribution von 600 000 Rubel auf, die in barer Münze oder in Gold und Silber bis morgen 5 Uhr geleistet werden muß. Sollte dies nicht geschehen, so werde ich die Kanonen gegen die Stadt richten und sie dem Erdboden gleichmachen." Die Rede klang in ein Hurra aus, worauf die Kosakenmusik die russische Hymne anstimmte. Bei uns löste das Ganze ein furchtbares, bitteres Gefühl aus. Die Haare standen den Leuten zu Berge und es überlief uns alle kalt. Man sah und hörte viele Leute laut schluchzen. Nach dieser Botschaft begab sich der General mit den Honoratioren der Stadt und der Geistlichkeit ins Rathaus. Es galt zunächst die Höhe der Kontribution zu reduzieren, da die wohlhabenden Bürger die Stadt verlassen hatten und der zurückgebliebene Teil der Bevölkerung sich aus den armen Schichten zusammensetzte und nicht in der Lage war, diese Summe zusammen zu bringen. Der General gebärdete sich wild und wollte anfänglich nichts davon wissen. Er klopfte mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Die Oesterreicher haben dasselbe gemacht. In Kamenetz-Podolski mußte meine Tochter den Schmuck hergeben, um die Stadt zu retten." Erst dem eindringlichen Zureden des greisen Erzbischofs und der überaus taktvollen Intervention des Bürgermeisters ist es gelungen, den General umzustimmen. Er willigte ein, die Kontribution von 600 000 Rubel auf 300 000 Kronen zu reduzieren. Noch am selben Abend begann man die Beiträge einzuheben. Der Bürgermeister erließ einen Aufruf an die Bevölkerung, die er aufforderte, die Stadt in dieser schweren Stunde zu retten und zur Kontribution nach Kräften beizusteuern.

Am folgenden Tag stand die Bevölkerung unter dem Eindrucke der ihr drohenden Gefahr. Es waren rührende Bilder, die sich allenthalben darboten. Die ärmsten Leute trugen ihre Habe ins Rathaus. Silbergegenstände, Geld, und was sie nur an Pretiosen besaßen, gaben sie hin. Man sah Frauen silbernes Besteck, Ohrgehänge, Eheringe eilig ins Rathaus bringen; arme orthodoxe Juden gaben ihre Sabbatleuchter hin, kurz, es gab keinen Menschen in der Stadt, der nicht irgendeinen, wenn auch noch so bescheidenen Beitrag geleistet hätte. Allerdings hätten diese Opfer nicht hingereicht, um die Summe zusammen zu bringen, wenn die wenigen noch zurückgebliebenen Reichen nicht ihre Schätze freudig hingegeben hätten. Der Erzbischof stellte Silbergeräte im Werte von 50 000 Kronen bei. Als aber der Vormittag verstrichen war und die Kontribution noch immer nicht zustande gekommen war, beschloß man unter Zustimmung der Gerichtsbehörde, die verschlossenen Juwelierläden zu öffnen und ihnen Beiträge zu entnehmen. Um 5 Uhr kam die Summe zusammen. Der General erschien und erklärte, er nehme die Kontribution nicht, er habe nur die Czernowitzer Bevölkerung jene Gefühle auskosten lassen wollen, die die Bevölkerung von Kamenetz-Podolski empfunden habe."

Gleichzeitig mit der Befreiung des Marmaroser Komitats gelang auch die Säuberung der Bukowina. Die Russen, die in Czernowitz bereits eine Verwaltung mit einem Zivilgouverneur an der Spitze eingerichtet hatten, mußten die Stadt räumen. Unter unbeschreiblichem Jubel der Bevölkerung zogen die österreichisch-ungarischen Truppen in die beflaggten Straßen ein. Die Russen hatten die Stadt völlig unversehrt verlassen und keine öffentlichen Gebäude oder Privathäuser zerstört.

Phot. Kilophot, Wien

Lager österreichisch-ungarischer Infanterie an der russischen Grenze

Phot. Kilophot, Wien

Erdhöhlen der Tiroler Landesschützen in Galizien

Phot. Lilophot, Wien

Eine österreichisch-ungarische Ulanen-Vorhut im Felde während einer Rast

Phot. Phototek, Berlin

Österreichisch-ungarische Infanterie hinter einer Deckung

Die Vertreibung der Ruſſen aus der Bukowina iſt vor allem dem Oberſtleutnant der Gendarmerie Eduard Fiſcher zu verdanken. Ueber ihn — er iſt der Abſtammung nach Schwabe — ſchreibt Karl Fr. Nowak in den „Leipziger Neueſten Nachrichten“ unter dem Titel „Schwabenſtreich“: „Jeder Krieg, der um großer, gerechter Dinge willen geführt wird, bringt irgendwann im Wirbel der Kämpfe, irgendwo in einem Winkel ſeiner Schauplätze plötzlich einen Helden hervor, deſſen Namen keiner geſtern noch kannte, deſſen Tatkraft oder ſoldatiſches Genie noch geſtern niemand ahnte. Eduard Fiſcher, Held am äußerſten Rand der Monarchie, Eduard Fiſcher, verläßlicher Oberſtleutnant der Gendarmerie: jetzt erſt weiß man, daß ſeine gutgedrillten Leute nicht bloß der Schrecken aller Diebe, Räuber und Gauner bedeuteten, daß vielmehr er ſelbſt auch — ſo nebenher und im ſtillen — der Befreier der Bukowina geworden iſt.

Ihn hat's vielleicht noch mehr geärgert, als alle andern, daß die Ruſſen ſich in dem Bergland in Rumäniens Nachbarſchaft breit machten. Und ſein Aerger drängte ihn ſchließlich zu ſeiner perſönlichen Auseinanderſetzung mit den ruſſiſchen Herrſchaften. Bukowinas ſüdliches Bergland hatten ſie in feiner politiſcher Witterung unbeſetzt gelaſſen. Wenn die Rumänen auch zu klug waren, ſolch deutlichen Wink zu verſtehen, ſo hielten die Ruſſen doch an ihrer Politik des Lockmittels und der Großmut gegenüber einem Neutralen feſt, deſſen Bajonette ihnen ſo überaus erwünſcht kämen: kurz und gut, der Süden des Berglandes blieb unbeſetzt, blieb „reſerviert“. In Wahrheit nur nicht für die Rumänen, die ſichtlich keine Luſt zu Manövern und Experimenten hatten, ſondern für den kecken Oberſtleutnant Fiſcher, den juſt die Liebe zur Heimat zu Experimenten und Manövern trieb.

Fiſcher treibt ſich in den einſamen Bergen herum. Fiſcher holt ſeine zerſprengten Gendarmen zuſammen. Da und dort kommen ein paar Landſtürmer dazu. Die Bauern halten mit. Er weiß, wo verſteckte Gewehrdepots zu finden ſind. Außerdem gibt es Heugabeln, Hacken, Aexte, Beile und Dreſchflegel. Die Gendarmen richten alle Leute ab. Eine kleine, aber verwegene Armee wird gebildet.

Indes die Leute lernen, geht der Herr Kommandant auf Urlaub. Zwar ſitzen die Ruſſen dick und breit in Czernowitz, aber gerade darum iſt Czernowitz ein unterhaltſamer Ort. Der Herr Oberſtleutnant reiſt in Zivil. Der Herr Oberſtleutnant ſpaziert acht Tage lang durch Czernowitz. Iſt herablaſſend mit allen Leuten, allen Soldaten, wie ſich's für einen Armeekommandanten geziemt, und weiß endlich alles, was er will. Wo die Ruſſen rundherum in der Bukowina ſtehen, wie ſie dort ſtehen, wie ſtark ſie dort ſtehen, woher ſie ihren Verpflegungsnachſchub nehmen uſw.

Angefüllt mit ſolch nützlicher Wiſſenſchaft, kehrt er zu ſeiner „Armee“ zurück. Die Leute ſind draufgängeriſcher als Garibaldis Freiſchärler, ſie ſind zäh und totentſchloſſen, wie Andreas Hofers Leute. Vorwärts alſo: — nach Beſſarabien. Dort zerſtört er zunächſt alle Zufahrtswege. Haut alles kurz und klein, was ſich ihm in den Weg ſtellt. Die Ruſſen wiſſen nicht, was los iſt. Aber erfahren es prompt.

Fiſcher ſchlägt jetzt Schlachten. Prügelt den Feind am Sereth, prügelt ihn bei Nowoſelica. Schließlich wirft er die ganze Geſellſchaft — diesmal kam er nicht in Zivil — aus Czernowitz heraus. Auf ſeinen plumpen, bei all dieſen Gelegenheiten vielfach eingezwickten vier Füßen tappt der Ruſſenbär davon. Geht wiederum nicht ſo einfach: vorher gibt's noch Erinnerungsprügel bei Kuty, bei Sniatyn Zalucze. Bis hinauf nach Kolomea kommt Fiſcher, kommt ſein Heer.

Der Kaiſer machte ihn zum Oberſt. Vielleicht kriegt er noch einmal das Maria-Thereſien-Kreuz. Niemand gab ihm Befehl und Auftrag. Es war ſeine perſönlichſte Auseinanderſetzung mit den Herren Ruſſen.

Und außerdem: — der Mann iſt ein Schwabe.“

Vom österreichisch-ungarischen Heer

Die innere Geschlossenheit der Armee

Der stellvertretende Chef des österreichisch-ungarischen Generalstabs, Generalmajor v. Höfer, hat folgende amtliche Erklärung erlassen: „Einzelne ausländische Preßorgane behaupten, in unserem Heere hätten Truppen der einen oder der anderen Nationalität im Kriege nicht voll entsprochen. Eine englische Quelle, die sich auch sonst durch Verbreitung der unsinnigsten Tatarennachrichten auszeichnet, wußte sogar von Meuterei böhmischer Regimenter zu berichten. Diesen tendenziösen Entstellungen gegenüber, die auf die mancherorts bestehende Unkenntnis der Verhältnisse der Monarchie berechnet sind, muß mit aller Entschiedenheit erklärt werden, daß wie in früheren Zeiten so auch im gegenwärtigen uns aufgezwungenen Kampfe alle Völker unserer ehrwürdigen Monarchie, wie unser Soldateneid sagt, „gegen jeden Feind, wer es immer sei", in Tapferkeit wetteifernd, einmütig zusammenstehen. Ob auf den russisch-galizischen Schlachtfeldern, ob auf dem Balkankriegsschauplatze kämpften Deutsche und Magyaren, Nord- und Südslawen, Italiener und Rumänen in treuer Anhänglichkeit an den allerhöchsten Kriegsherrn und im Bewußtsein, welch' hohe Güter wir verteidigen, mit gleich bewunderungswürdigem Heldenmut, der unseren Truppen selbst die Anerkennung unseres gefährlichsten, numerisch weit überlegenen Gegners errungen hat. So hat im Norden — um nur ein Beispiel anzuführen — das aus Slowenen, Kroaten und Italienern zusammengesetzte Infanterieregiment Nr. 97 bei Lemberg mit hervorragender Bravour und Zähigkeit gefochten und schwere Verluste standhaft ertragen. Wenn noch des Otocaner Infanterieregiments Nr. 79, das sich ebenso wacker im Süden in den schweren Kämpfen an der unteren Drina hielt, gedacht wird, so geschieht dies nur, um den von serbischer Seite verbreiteten, sehr übertriebenen Angaben über die Verluste dieses Truppenkörpers entgegenzutreten. Während die Serben von 3000 Toten dieses Regiments berichten, beträgt der bisherige Gesamtverlust der braven Truppe nach amtlicher Feststellung 1424 an Toten, Verwundeten und Vermißten. Nachrichten wie die aus russischer Quelle stammende von 70 000 österreichisch-ungarischen Gefangenen in den Schlachten von Lemberg bedürfen nach den bisherigen amtlichen Richtigstellungen wohl keines Dementis mehr."

Wenn wir dieser amtlichen Erklärung noch einige private Zeugnisse über die für einen wirklichen Kenner der Donaumonarchie von jeher selbstverständliche Einmütigkeit ihrer Nationen hinzufügen, so geschieht das nicht, um — was wir für ganz unnötig halten — den Höferschen Bericht durch weitere Dokumente zu unterstützen, sondern um den Anteil bestimmter einzelner Nationalitäten an dem heldenmütigen Ringen unserer Verbündeten noch stärker hervorzuheben, als es im Lauf der zusammenhängenden Schilderungen geschehen konnte.

Ein Korrespondent des „Berliner Tageblatts" schreibt in einem Brief aus Galizien: „Immer wieder erzählen die Offiziere, daß die Mannschaft einfach nicht zu halten ist: daß sie am liebsten mit dem Bajonett bis Moskau rennen und den Zaren spießen möchte. Die Mannschaft aller Nationen. Die Tschechen gehören mit zu den Tapfersten. Die Mähren haben bei Komarow Außerordentliches vollbracht. Ein Freund erzählte mir, wie er in dieser Schlacht seinen tschechischen Burschen hinter die Feuerlinie schickte. Es begann kühl zu werden. Auf einmal kam mitten durch den Schrapnellregen der Bursche spaziert und brachte seinem Leutnant den Mantel. Selbstverständlich; wenn es kühl wird... Derselbe tschechische Bursche hielt mir einen Vortrag über die Deutschen. Die Deutschen, sagte er, waren früher gegen uns Tschechen. Aber jetzt haben sie sich

geändert und sind wie unsere Brüder. Ueberhaupt, es hat sich viel geändert. Die galizischen Polen wurden früher wild, wenn sie nur von den Preußen hörten. Und ich habe es doch erlebt, wie ein polnisches Freiwilligenbataillon plötzlich im Zuge die „Wacht am Rhein" anstimmte."

Von den zahlreichen Zeugnissen über den Heldenmut der Ungarn seien hier die Worte eines deutschen Generals wiedergegeben, den ein Berichterstatter des „Az Est" besucht hat: „Besonders überraschten uns Ihre Honveds und Landsturmleute, die sich als sehr gutes Material, tapfere und ausgezeichnete Soldaten erwiesen haben. Mit besonderer Anerkennung muß ich von Ihren „roten Teufeln" sprechen, die den Russen so fürchterlich erscheinen. Ihre Artillerie gehört zu der besten der Welt. Was Ihre Motorengeschütze vor Lüttich, Namur und Maubeuge geleistet haben, verschafft Ihnen die Anerkennung aller Nationen der Welt."

In einem Brief aus Vukovar, den die „Frankfurter Zeitung" veröffentlicht, heißt es: „Wenn die kroatischen Regimenter zum Sturme vorwärts gehen, dann rufen sie nicht „Hurra", sondern „Zivio", was ungefähr dem Worte „Heil" entspricht. Doch während früher kroatische Ziviorufe in serbischen Ohren angenehm klangen, damals als sich die Helden von Kumanovo von kroatischen Jünglingen auf den Schultern tragen ließen, bedeutet heute das „Zivio" der kroatischen Krieger alles eher denn „Heil". Wo es ertönt, bleibt den Helden von Kumanovo nichts anderes übrig, als für das Heil ihrer Seelen zu beten. Man darf es den serbischen Gefangenen aufs Wort glauben, daß es der serbischen Armee vielleicht weniger schlimm ergangen wäre, „wenn nur diese Teufel nicht wären, die unsere Sprache sprechen und fortwährend „Zivio" rufen . . . wenns zum Sturme kommt." Die kroatischen Regimenter verstehen sich wohl aufs Schießen, aber ihre Stärke bleibt doch der Sturm, vielleicht weil er dem Charakter dieses Volkes, das jetzt sein heroisches Zeitalter erlebt, am besten entspricht."

Die Kriegsbegeisterung der bosnischen Moslems kommt in folgendem Schreiben aus Banjaluka zum Ausdruck, das an Roda Roda, den Kriegskorrespondenten der „Neuen Freien Presse", gerichtet ist: „Die Witwe des Mustapha Beg Fazli Pasic stiftete eine halbe Million Kronen zugunsten des Kriegsfonds, ferner einige bespannte Wagen und Automobile, die Celebi Hanuma Beglerovic zehntausend Kronen, die Witwe Djamel Aga Ibrisagic viertausend Kronen. Die kleineren Gaben sind nicht zu zählen. Alle die Unseren, alt und jung, sind an der Grenze. Ich bin zu alt, zu Feld zu ziehen, aber meine drei Söhne, meine Enkel, Brüder und Neffen sind draußen, um für unsern allergütigsten Kaiser zu fechten. Meine Enkel sind noch nicht dienstpflichtig; sie sind freiwillig mitgezogen. Eben rüstet sich auch der junge Omer, hinauszugehen. Möchte man ihn beim Militär nur annehmen. Der Knabe würde sich schämen, daheim bleiben zu müssen. Wir segnen ihn und schicken ihn mit Freuden weg, denn es ist jedermanns Pflicht, sich aufzuopfern. Hadji Mahmud Beg Dzinic, der totgesagt war, dieser edelste unserer Leute, lebt. Ich umhalse dich und sag auch den Soldaten im Norden, daß wir Moslems für sie beten."

Ein Offizier eines bosnischen Regiments schreibt: „Die nationale Eintracht ist in Oesterreich-Ungarn gewissermaßen eine Reserveformation, die erst im Kriegsfalle mobil gemacht wird. Bezeichnend für diesen Geist ist, daß die Kompagnien mit ihren Nationalfahnen ausziehen; da sieht man eine Truppe mit den ungarischen Farben, eine andere mit rumänischen, wieder ein Regiment, das mit schwarzrotgoldenen, den großdeutschen Fahnen, „Heil" rufend und die Wacht am Rhein singend ins Feld zieht. Selbst die grüne Fahne des Propheten fehlt bei unsern Bosniaken nicht; nur die serbischen Fahnen (rot-blau-weiß) sind natürlich verfemt, dafür treten die ähnlichen kroatischen (rot-weiß-blau) ein. Es ist das ein sehr kluges Verfahren, dem Nationalgefühl der verschiedensten

Völkerschaften Freiheit zu lassen, und es in den Dienst des Staatsgedankens zu zwingen. Denn all den verschiedenen Stämmen schwebt, wenn auch unbestimmt, auf diese Weise das Ziel vor, zugleich für ihre nationale Sache und für den Bestand des Gesamtstaates zu kämpfen."

Die polnischen Legionen.

Die Polen haben bekanntlich für den Krieg eigene freiwillige Legionen gebildet, die sich unter österreichisch-ungarischen Oberbefehl gestellt haben. Ueber diese berichtet ein Mitarbeiter der „Leipziger Neuesten Nachrichten":

„Ganze Regimenter sind numehr auf Polens Felder hinausgezogen: den weißen Adler auf dem roten Grund ihres Banners, das über neuer polnischer Freiheit flattern will. In den ersten Kämpfen und Geplänkeln mit den Russen waren die Mannschaften dieser „Polnischen Legionen" die ersten Streiter. Aus Ostgalizien, aus Westgalizien, aus allen Städten, allen Dörfern, vom Pfluge und von der Gymnasiastenbank waren sie herbeigeeilt. Im Anfang mochten die Kompagnien ein wenig bunt aussehen, nicht jeder war feldgrau von Kopf bis Fuß, manch ein Bauernbursch, der sich jetzt nicht mehr um Hof und Vieh kümmern wollte, hatte nicht mehr zum Abzeichen als die Soldatenmütze oder die Konföderatka mit dem Polenadler.

Indes arbeitete unermüdlich der oberste „Polnische Nationalrat". In Wien, in Lemberg, in Krakau, wo seine Sitze waren, flossen die Mittel aus Spenden der polnischen Städte zusammen. Lemberg allein gab eine runde Million. Die Knechtkleider der Bauernburschen verschwanden rasch, sie wurden alle ganz regelrecht eingekleidet. Und sie übten nicht mehr, halb heimlich in der Stille baufälliger Klöster, auf langen Gängen und Korridoren, wie sie es vor Tarnow oder anderwärts im Osten getan, um sich für das Werk des Polenkampfes vorzubereiten; jetzt tat man die letzte Vorarbeit zur Russenschlacht auf den Lemberger Exerzierplätzen; später, als man Lemberg aufgab, drüben vor Krakaus Toren. Die polnischen Jungschützen und die Sokoln, die Turner, waren Infanterie und Kavallerie geworden, jetzt komt noch Artillerie hinzu: eine kleine Polenarmee will mit Franz Josefs Truppen gemeinsam durch Tod oder Sieg sich schlagen.

Den Russen paßten die Legionen mit dem weißen Adler nicht. Sie waren überall die Vordersten im Gefecht, waren tollkühn im Ansturm, hieben überall die Kosaken kurz und klein. Und überdies strömte ihnen aus den eroberten polnischen Städten, aus Kielce oder aus der Schusterstadt Staszow — hier gleich auf einmal 200 Mann — stets neue Jugend zu. Im Anfang dachten die Russen als bequemste Abwehr und als Entmutigungsmittel den Schrecken auszuspielen. Wer von den Polen in ihre Hände fiel, ward gnadenlos gehenkt. Ob sie auch Mann für Mann auf Kaiser Franz Josefs Namen vereidigt waren und dem österreichischen Landsturm beizählten, ob sie die schwarz-gelbe Landsturmbinde auch alle am Arm trugen: die Russen behandelten sie als Freischärler. Jetzt freilich ist keinerlei Auslegung mehr, keinerlei Beschönigung völkerrechtswidriger Grausamkeit durch die Russen möglich. Denn der Kaiser hat die Polenbataillone als „k. u. k. polnische Legionen" seiner Truppenmacht einfach angegliedert.

Sie schlugen sich bisher alle voll edelster Bravour. Jedenfalls besser als die armseligen Dreihundert unter Oberst Dmowski, die sich in Warschau in einer anderen, feindlichen polnischen Legion gegen die Oesterreicher zusammentaten, sich nach jener ersten Schlacht bei Tannenberg (russisch-polnisch: Grünwald) vom Jahre 1410 „Grünwaldsche Legion" nannten und dann im ersten Vorpostengefecht — anders als damals ihre Vorfahren vor dem Deutschen Ritterorden — panisch erschreckt davonliefen. Seither haben die Grünwaldischen freilich keinen besonderen Wert mehr darauf gelegt, im Kugelregen zu erscheinen.

Phot. Phototek, Berlin

Polnische Legionäre in Schützengräben

Phot. Phototek, Berlin

Offiziere der Polnischen Legion

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Österreichisch-ungarische Infanterie

Phot. Phototek, Berlin

Freiwillige polnische Jungschützen (polnische Legion) beim Exerzieren

Von ſeinen Abenteuern auf wilden Märſchen, wilden Ritten weiß jeder Legionär ein ganzes Schock. Vielleicht malt manchmal das Temperament der jungen Helden die erlebten Dinge noch ein weniger farbiger, als ſie in Wahrheit draußen leuchten mochten. Aber rechnet man ſelbſt den feurigen Polenüberſchwang ab, bleibt reichlich viel noch übrig, das nur durch größte Tapferkeit ertragen und überwunden werden kann. Ein keckes, mutiges Soldatenſtück, wie ſie als die erſten in Kielce einmarſchierten, die Stadt nahmen, unter Verwaltung des Oberſten Nationalrats ſetzten — von Anbeginn zog gleich eine Art Zivilkommiſſär in die neuen, zu erobernden Gebiete mit den Bataillonen — und ſogleich die Freiwilligen, die ſich zum Eintritt in die Legion meldeten, zur Ausbildung nach Krakau ſchickten. Sie fochten bei Miechow, balgten ſich bei Lubaſchow, hielten mehr als eine Brücke — oft nur ein paar Mann — gegen vierfache und fünffache Uebermacht.

Unter der Spionage litten und leiden auch die polniſchen Legionäre nicht weniger, als ihre öſterreichiſch-ungariſchen Brudertruppen. Und man macht mit den Ertappten genau ſo kurzen, ſtrengen Prozeß wie anderwärts im Heere. Einmal verſchüchtern die Ruſſen die dümmſten Bauern: „Oeſterreich iſt eine ſo ſchrecklich tyranniſche Macht, daß es Polen gegen Polen zu kämpfen zwingt.“ So werden die Urteilsloſen ohne weiteres Franctireure gegen die eigenen Brüder. Oder der Rubel rollt. Dann werden ſie Spione. Harmloſer iſt der Kampfbericht eines Legionärs ſelten, als dieſer eine Tagesrapport eines der erſten Grenzgefechte: „Erſt rauften wir — zwanzig Mann — mit fünfzig Koſaken und ſchlugen ſie. Dann aber führten wir noch zwei Dutzend „Kavaliere“ zum Galgen. Wir hatten zehn Tote. Macht nichts, wenn nur Oeſterreich und Deutſchland ſiegen.““

Uebereinſtimmend wird erzählt, daß der Maſſenandrang zu den Jungſchützen in dem Augenblick begonnen hat, als die Nachrichten über die Kämpfe bei Miechow (vgl. I, S. 101) eintrafen und bekannt wurde, daß dort verhältnismäßig viele Jungſchützen gefallen waren.

Die polniſchen Legionäre begleiteten die deutſchen und öſterreichiſch-ungariſchen Truppen nach Ruſſiſch-Polen hinein, wo ſie begeiſtert empfangen wurden und reichlichen Zuwachs erhielten. In einem Privatbrief aus Lodz heißt es: „Zugleich mit der deutſchen Beſetzung erſchienen auch die polniſchen Legionen aus Krakau, die überall mit Freude empfangen wurden. An allen Orten ſchloß ſich die polniſche Jugend den Deutſchen an. In Lodz ſelbſt ſtellten ſich etwa 2000 Jünglinge als Freiwillige zu den polniſchen Legionen. Sie wurden von den Deutſchen vorwiegend zur Beſetzung verwendet. Zwar verſuchte auch Rußland polniſche Legionen für ſich aufzubringen, jedoch mit wenig Erfolg. Nur ganze zwei Freiwillige ſchloſſen ſich ihnen in Lodz an, und auch dies rief unter der Bevölkerung Befremden hervor.“ Der Berichterſtatter der „Voſſiſchen Zeitung“ ſchreibt aus Czenſtochau: „Hier beherrſchen deutſches Militär und die polniſchen Legionäre in ihren hübſchen, kleidſamen und kokett getragenen Uniformen das Straßenbild. Den letzten Sonntag hatte die hieſige „Polſka Organi Zacha Narodowa“ (polniſche Volksorganiſation) zum „Kokardentag“ beſtimmt, d. h., auf der großen breiten Allee, an deren Ende ſich auf ſteiler Anhöhe die Kloſterfeſtung Jasna Gora erhebt, gehen Mädchen, jede von einem Legionär begleitet, hin und her und ſtecken, ohne viel zu fragen, jedem Vorübergehenden eine rot-weiße Schleife an, für die man natürlich einen Beitrag in die Büchſe zu entrichten hat. Da der Himmel endlich einmal wieder ein heiteres Geſicht macht und Sonntag iſt, und die Mädchen — man muß der Wahrheit die Ehre geben — in Czenſtochau beſonders hübſch ſind — und da der Beſitz einer Schleife durchaus nicht vor weiteren Schleifchen ſchützt, ſo kann man ſich denken, daß der Tag den Legionären trotz des herrſchenden Mangels an Bargeld einen hübſchen Batzen einbrachte.“

Es wurde bereits erwähnt, daß die Russen die polnischen Legionen als Freischärler behandeln möchten. Daraufhin hat die österreichisch-ungarische Regierung den neutralen Staaten folgende Verbalnote zukommen lassen: „Der Oberkommandierende der russischen Armee ließ in polnischen Blättern eine Erklärung veröffentlichen, die besagt, daß die Mitglieder der „Sokols" genannten polnischen Organisationen, die in Galizien an den Kämpfen gegen die russischen Truppen teilnehmen, Explosivkugeln mit abgeschnittener Spitze verwenden. Daran knüpft der Oberkommandierende die Weisung, die „Sokols" und andere Vereine dieser Art nicht als Kriegführende anzuerkennen und gegen die Mitglieder mit aller Strenge der Heeresgesetze vorzugehen. Die österreichisch-ungarische Regierung stellt dem gegenüber in aller Form folgendes fest: Mit der erwähnten Bezeichnung „Sokols und andere Vereine", können offenbar nur polnische Legionen gemeint sein, die zum Teil aus den Mitgliedern solcher Vereine zusammengesetzt sind. Dieser Umstand kann aber in bezug auf die Qualifizierung der polnischen Legionen hinsichtlich des Kriegsrechts in keiner Weise in Betracht kommen. Die Legionen werden auf solche Art gebildet, daß sie nicht nur allen Bedingungen entsprechen, die im ersten Artikel des Reglements betreffend die Gesetze und Bräuche des Landkrieges vorgeschrieben sind, sondern sie bilden auch einen Teil der österreichisch-ungarischen Armee, mit der sie durch ein organisches Band verknüpft sind. Ihre Mitglieder leisten den Fahneneid. Ihre Unterabteilungen werden von österreichisch-ungarischen Offizieren kommandiert. Sie haben an der Spitze einen österreichisch-ungarischen General, der selbst unter dem Befehl eines Armeekommandos steht. Was die angebliche Verwendung von Explosivkugeln mit abgeschnittener Spitze durch die polnischen Legionen anbelangt, so erklärt die österreichisch-ungarische Regierung, daß weder diese Legionen, noch irgend ein anderer Teil der österreichisch-ungarischen Armee sich solcher Projektile bedient. Angesichts dieses Standes der Dinge würde jede Handlung Rußlands, welche die Nichtanerkennung der polnischen Legionen als Kriegsführende enthielte, offenbar eine flagrante Verletzung der Haager Bestimmungen bilden, wogegen die österreichisch-ungarische Regierung den entschiedensten Protest erhebt."

Die Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz seit Mitte September

Zusammenfassende Darstellung

Der folgende — wohl offizielle — Bericht über die deutsch-österreichisch-ungarische Kooperation im Osten ist erst nach dem Abschluß unserer eigenen Darstellung in der Presse erschienen. Wenn auch beide Schilderungen in den Grundzügen übereinstimmen, so werden doch erst hier die feineren Fäden bloßgelegt, durch die die Ereignisse auf den verschiedenen Teilen des östlichen Kriegstheaters unter einander zusammenhängen, erst hier sehen wir die ganze Kette von Ursachen und Wirkungen lückenlos zusammengeschlossen.

Der Bericht setzt nach der Schlacht bei Tannenberg ein. „Nach der Vernichtung und Vertreibung der in Ostpreußen eingefallenen russischen Armeen waren erhebliche Teile der deutschen Streitkräfte zu neuer Verwendung frei geworden. Da die österreichisch-ungarischen Armeen, von stark überlegenen russischen Kräften angegriffen, um diese Zeit im Zurückgehen über den San hinter die Wisloka sich befanden, wurden die frei gewordenen deutschen Kräfte nach Südpolen befördert, mit der Aufgabe, die Verbündeten durch eine Offensive durch Südpolen über die Weichsel gegen den Rücken der über den San folgenden russischen Kräfte zu unterstützen. Unsere Bundesgenossen schoben alle südlich

der Weichsel entbehrlich gewordenen Teile auf das nördliche Weichselufer, um sich dann mit ihrer gesamten Macht der deutschen Offensive anzuschließen. Noch um die Mitte des Septembers standen die deutschen Truppen im russischen Grenzbezirk, und schon am 28. September konnte die neue Offensive aus der Linie Krakau—Kreuzburg in allgemein östlicher Richtung beginnen, eine gewiß achtungswerte Leistung unserer Bahnverwaltung. Auf dem linken Weichselufer war zunächst nur starke russische Kavallerie — etwa sechs Kavalleriedivisionen — gemeldet, die vor dem deutschen Anmarsch zum Teil unter schweren Verlusten zurückwich.

Die Ende September über den Feind eingehenden Nachrichten ließen erkennen, daß der unmittelbare Zweck der deutschen Offensive, die Entlastung der zwischen den Karpathen und der Weichsel zurückgehenden österreichisch-ungarischen Armeen, bereits voll erreicht war. Starke russische Kräfte hatten von unsern Bundesgenossen abgelassen und wurden östlich der Weichsel im Vormarsch und Abtransport in nördlicher Richtung gegen die Linie Lublin—Kazimierz gemeldet. In den ersten Tagen des Oktobers schickten sich die Russen an, mit Teilen die Weichsel zwischen Sandomir und Josefow zu überschreiten, anscheinend in der Absicht, mit diesen Kräften die nördlich und südlich Opatow gegen die Weichsel vorrückenden Verbündeten in der Front zu fesseln und mit allen übrigen, über Iwangorod vorgehend, den deutschen linken Flügel umfassend anzugreifen. Diese Absicht wurde durch den überraschenden Angriff überlegener deutscher Kräfte vereitelt, welche die über die Weichsel bereits vorgeschobenen russischen Vorhuten am 4. Oktober östlich Opatow über den Fluß zurückwarfen. Die Russen gaben indes in der ihnen eigenen Zähigkeit ihre Absicht nicht auf. Weiter stromabwärts wurden in der Zeit zwischen dem 8. und 20. Oktober bei Kazimierz, Nowo-Alexandria, Iwangorod, Pawlowice und Ryczywol Uebergangsversuche unternommen, die sämtlich und zum Teil unter sehr schweren Verlusten für die Russen von uns verhindert wurden.

Inzwischen war es den österreichisch-ungarischen Armeen gelungen, die in Galizien eingedrungenen russischen Kräfte bis über den San zurückzuwerfen und Przemysl zu entsetzen; ein weiteres Vordringen, das sie in die linke Flanke der den Deutschen gegenüberstehenden russischen Kräfte führen mußte, fand zähen Widerstand am San und hart nordwestlich Przemysl. Hierdurch gerieten die an der Weichsel stehenden deutschen und österreichischen Kräfte, deren Aufgabe es jetzt geworden war, ein Vorbrechen der Russen über die Weichsel zu verhindern, bis die von Süden auf dem rechten Weichselufer vordringenden österreichisch-ungarischen Armeen den Stoß in des Feindes Flanke führen konnten, in eine schwierige Lage. Nachrichten über den Abtransport starker russischer Kräfte nach Warschau, sowohl vom San her wie aus dem Innern des Reiches, sowie Meldungen über den Ausbau einer starken brückenkopfartigen Stellung zwischen Lowitsch-Skierniewice-Grojec-Pilitza-Mündung ließen vermuten, daß die Russen eine große Offensive gegen den deutschen linken Flügel aus Richtung Warschau beabsichtigten. Bestätigt wurde diese Vermutung später durch wertvolle unter den Papieren eines gefallenen russischen Offiziers gefundene Nachrichten; hiernach verfolgten die Russen den Plan, mit etwa fünf Armeekorps die Deutschen an der Weichsel ober- und unterhalb Iwangorod zu fesseln, während die Masse, mehr als zehn Armeekorps, mit zahlreichen Reservedivisionen, über Warschau—Nowo-Georgiewsk vorbrechend, den deutschen linken Flügel eindrücken sollte. Diese Absicht konnte nur durch schleunigen Vorstoß auf Warschau vereitelt werden. Gelang es, hier die Russen am Ueberschreiten der Weichsel zu verhindern, so gewannen die immer noch um den San-Abschnitt kämpfenden österreichisch-ungarischen Armeen Zeit, ihren auf dem rechten Weichselufer geplanten Vorstoß in die linke Flanke der um den Stromübergang ringenden Russen auszuführen. Unter Belassung schwächerer Kräfte zur Sprengung der Weichselbrücken ober- und unterhalb

Iwangorod wurde mit den Hauptkräften unverzüglich auf Warschau aufgebrochen. In raschem, rücksichtslosem Angriff gelang es, schwächere, bereits in der ausgebauten Stellung stehende feindliche Kräfte zurückzuwerfen und bis dicht an die Tore Warschaus vorzudringen, während die ober- und unterhalb Iwangorod stehenden Truppen in längern erbitterten Kämpfen, die sich bis zum 20. Oktober hinzogen, die inzwischen bereits unterhalb Iwangorod über die Weichsel vorgedrungenen russischen Kräfte trotz der feindlichen Ueberlegenheit festhielten.

Gegen die vor Warschau kämpfenden Korps entwickelten die Russen indessen, über Nowo-Georgiewsk ausholend, allmählich eine fast vierfache Ueberlegenheit. Die Lage der Deutschen wurde schwierig, zumal der zähe Widerstand der bei Przemysl und am San stehenden russischen Kräfte ein Vordringen der österreichisch-ungarischen Armeen gegen die linke Flanke des russischen Heeres vereitelte und damit die Aussicht auf die Mitwirkung der verbündeten Armee auf dem rechten Weichselufer schwand. Ein Vordringen der Russen über die Weichsel war jetzt nicht mehr zu verhindern. Ein neuer Plan mußte gefaßt werden; man beschloß, den bei und westlich Warschau übergegangenen Feind anzugreifen, unter Heranziehung der ober- und unterhalb Iwangorod sperrenden deutschen Korps, die hier durch die auf das linke Weichselufer geschobenen, inzwischen herangerückten österreichisch-ungarischen Truppen abgelöst werden sollten. Hierzu wurden die dicht vor Warschau stehenden Truppen in eine starke Stellung in Linie Rawa—Skierniewice zurückgenommen, während die bei Iwangorod freigewordenen Kräfte über die Pilitza vordringen, die in westlicher Richtung nachdrängenden Russen von Süden angreifen und die Entscheidung bringen sollten. Es gelang auch, die Masse der russischen Kräfte bei Warschau in die gewollte Richtung zu ziehen. Mit Ungestüm griffen die Russen die sehr starke deutsche Stellung an, aber alle ihre Angriffe wurden unter blutigen Verlusten abgewiesen. Schon sollten die von Süden gegen die Flanke der Russen bestimmten deutschen Kräfte die Pilitza überschreiten, als die Nachricht eintraf, daß die Verbündeten, die ihrerseits die unterhalb Iwangorod über die Weichsel vorbrechenden Russen von Süden her angegriffen hatten, ihre Stellungen in der Gegend Iwangorod gegenüber der immer mehr anwachsenden feindlichen Ueberlegenheit nicht mehr zu behaupten vermochten. Gleichzeitig entwickelten die Russen sehr starke Kräfte gegen den deutschen linken Flügel bei Skierniewice, der bei der drohenden Umfassung in südwestlicher Richtung zurückgenommen werden mußte.

Die an der Pilitza und Radomka stehenden deutschen Kräfte waren ernstlich gefährdet. Von Iwangorod her entwickelte der Feind in Richtung auf die Lysa Gora immer stärkere Kräfte. Bei Przemysl und am San stand der Kampf. Unter diesen Umständen mußte das verbündete Heer den schweren, aber der Lage nach gebotenen Entschluß fassen, die ganze Operation an der Weichsel und am San, die bei der fast dreifachen Ueberlegenheit des Feindes keine Aussicht auf einen entscheidenden Erfolg mehr bot, abzubrechen; es galt, sich zunächst die Freiheit des Handelns wieder zu sichern, und demnächst eine völlig neue Operation einzuleiten. Die gesamten zwischen Przemysl—Warschau stehenden Kräfte wurden vom Feinde losgelöst und bis Ende Oktober in Richtung auf die Karpathen und in die Linie Krakau—Tschenstochau—Sierads zurückgenommen, nachdem zuvor sämtliche Bahnanlagen, Straßen- und Telegraphenverbindungen nachhaltigst zerstört worden waren. Dieses Zerstörungswerk wurde so gründlich ausgeführt, daß die feindlichen Massen nur sehr langsam zu folgen vermochten, und sich die ganze Bewegung der Verbündeten, nachdem einmal die Loslösung gelungen war, planmäßig vollziehen konnte. Die Russen drangen nur mit Teilen in Galizien ein, ihre Hauptkräfte folgten im Weichselbogen in südwestlicher und südlicher Richtung, schwächere Kräfte rückten vom Narew beiderseits der Weichsel in westlicher Richtung auf Thorn vor."

Phot. Ferd. Urbahns, Kiel

Kapitän z. S. Meyer-Waldeck
Gouverneur d. deutsch. Schutzgebiets Kiautschou

Phot. Ferd. Urbahns, Kiel

Kapitänleutnant Otto Weddigen
Kommandant von S. M. Unterseeboot U 9

Phot. Ferd. Urbahns, Kiel

Freg.-Kapitän Karl v. Müller
Kommandant von S. M. kl. Kreuzer „Emden"

Der englische Panzerkreuzer „Aboukir"
wurde zusammen mit den englischen Panzerkreuzern „Hogue" und „Cressy" am 22. Sept. 1914
vom deutschen Unterseeboot „U 9" in den Grund gebohrt

Phot. A. Renard, Kiel

Das deutsche Unterseeboot „U 9"

Der Seekrieg bis Anfang November 1914

Die Kämpfe in der Nordsee

18. August.

Amtliche deutsche Meldung: Im Laufe des Vormittags sind bei teilweise unsichtigem Wetter mehrere moderne englische Kreuzer und zwei englische Zerstörerflottillen (etwa vierzig Zerstörer) in der Bucht der Nordsee nördlich von Helgoland aufgetreten. Es kam zu hartnäckigen Einzelgefechten zwischen ihnen und unseren leichten Streitkräften. Die deutschen kleinen Kreuzer drängten heftig nach Westen nach und gerieten dabei infolge der beschränkten Sichtweite ins Gefecht mit mehreren starken Panzerkreuzern. S. M. S. „Ariadne" sank, von zwei Schlachtschiffen der Lionklasse auf kurze Entfernung mit schwerer Artillerie beschossen nach ehrenvollem Kampf. Der weitaus größte Teil der Besatzung, voraussichtlich 250 Köpfe, konnte gerettet werden. Auch das Torpedoboot „V 187" ging, von einem kleinen Kreuzer und zehn Zerstörern auf das heftigste beschossen, bis zuletzt feuernd in die Tiefe. Flottillenchef und Kommandant sind gefallen. Ein beträchtlicher Teil der Besatzung wurde gerettet. Die kleinen Kreuzer „Cöln" und „Mainz" sind vermißt; sie sind nach einer Reutermeldung aus London gleichfalls im Kampf mit überlegenen Gegnern gesunken. Ein Teil ihrer Besatzung (neun Offiziere, 81 Mann?) scheint durch englische Schiffe gerettet worden zu sein. Nach der gleichen englischen Quelle haben die englischen Schiffe schwere Beschädigungen erlitten.

Kampf und Untergang der „Ariadne" schildert ein authentischer Bericht folgendermaßen: „Am 28. August morgens erhielt der Kreuzer „Ariadne" in einer rückwärtig der Vorpostenlinie befindlichen Stellung die Nachricht, daß feindliche Torpedobootszerstörer nördlich von Helgoland gesehen worden seien. Dazu kam die Bitte von einem unserer Torpedoboote um Hilfe. Die „Ariadne" ging sofort in der Richtung auf den Geschützdonner vor, suchte aber in dem immer unsichtiger werdenden Wetter zunächst vergebens in verschiedenen Richtungen nach dem Feinde. Das Geschützfeuer verstummte, „Ariadne" ging in eine abwartende Stellung zurück und begegnete dabei dem Kreuzer „Cöln", der mit hoher Fahrt nach Westen lief. Kurz darauf kamen Signale von andern Kreuzern, daß sie sich mit feindlichen Zerstörern im Feuergefecht befänden. Während „Ariadne" nun wieder vorging, vernahm sie erneut Geschützfeuer und erblickte später im Nebel einen großen englischen Schlachtkreuzer der Lionklasse. Dieser warf sich nun auf die „Ariadne". Kurz darauf gesellte sich ein zweiter derselben Klasse dazu, und diese beiden Riesen beschossen die kleine „Ariadne" über eine halbe Stunde lang auf geringe Entfernungen. „Ariadne" erhielt eine große Anzahl Treffer aus den schweren 34,3 cm-Geschützen. Bald brannte das Achterschiff in hellen Flammen, dann wurde das Vorschiff durchlöchert und halb zerstört und der Verbandplatz mit dem dort befindlichen Personal vernichtet. Wieviel Treffer im ganzen eingeschlagen sind, entzieht sich nach dem Berichte des Kommandanten jeder Berechnung. Die „Ariadne" wurde auf diese Weise bald in ihrer Bewegungsfähigkeit stark beeinträchtigt, und die verfolgenden Gegner konnten sie als bequem und nahe liegende Scheibe unausgesetzt aufs Korn nehmen. Trotz dieses fürchterlichen und überwältigenden Feuers wurden auf „Ariadne" die noch gefechtsbrauchbaren Geschütze weiter bedient. Die Verwundeten wurden von den Krankenträgern ordnungsmäßig vom Oberdeck fortgeschafft. Jeder versuchte an seinem Platze nach Möglichkeit Ausbesserungen selbständig auszuführen. Dabei wurde der erste Offizier im

Zwischendeck von einem schweren Treffer weggefegt. Plötzlich drehten die feindlichen Panzerkreuzer nach Westen ab und stellten das Feuer ein. Der Kommandant der „Ariadne" gab den Befehl, den Brand zu löschen. Das Feuer hatte aber schon so weit um sich gegriffen, daß an ein Löschen nicht mehr zu denken war. Der Aufenthalt auf dem Schiffe wurde durch Hitze und Rauch immer unerträglicher. Die Verwundeten wurden auf die Back gebracht, wo auch der übrige Teil der Besatzung sich versammelte. Der Kommandant brachte drei Hurras auf den deutschen Kaiser aus. Das Flaggenlied und „Deutschland, Deutschland über alles" wurde gesungen; auch die Verwundeten stimmten mit ein. Da näherte sich ein anderer kleiner deutscher Kreuzer und schickte Boote herüber. Auch einige Boote der „Ariadne" konnten noch benutzt werden, und in diese wurden die Verwundeten gebracht. Dann sprang der Rest der Besatzung auf Befehl des Kommandanten über Bord. Die Nichtschwimmer unter ihnen hielten sich an Schwimmwesten und Hängematten; alle wurden von den Booten aufgenommen. Der Kommandant der „Ariadne" versuchte noch, sein Schiff in Schlepptau nehmen zu lassen, aber die „Ariadne" legte sich, nachdem sie beinahe ganz ausgebrannt war, auf die Seite und kenterte. Der Kommandant hebt mit hoher Anerkennung die heldenmütige Haltung der Besatzung und der Offiziere hervor."

Ueber den Untergang des Torpedobootes „V 187" berichtet der gerettete Wachoffizier: „Am Morgen des 28. August stand „V 187" in naher Entfernung von Helgoland auf Vorposten. Da kam von einem andern Torpedoboot das Signal: „Werde von feindlichem Torpedobootszerstörer gejagt." „V 187" versuchte, dem Kameraden zu Hilfe zu kommen, fand ihn aber des plötzlich dichter werdenden Nebels wegen nicht, sondern sah sich nach kurzer Zeit auch zwei feindlichen Torpedobootszerstörern gegenüber. Bald darauf kamen noch vier nicht genau bestimmbare feindliche Schiffe in Sicht. „V 187" versuchte, sich angesichts dieser Uebermacht auf Helgoland zurückzuziehen, sah aber den Weg nach Helgoland durch vier neue, in Sicht kommende feindliche Torpedobootszerstörer verlegt. Diese eröffneten auf nahe Entfernung das Feuer. Das Boot versuchte nunmehr seitlich durch Kursänderung an den Feinden vorbeizukommen, fand aber auch diesen Kurs verlegt durch einen feindlichen Kreuzer. Von allen Seiten gestellt, entschloß sich der Kommandant von „V 187", auf die verfolgenden Feinde zuzudrehen. Die feindlichen Zerstörer stutzten zunächst auf dieses unerwartete Manöver hin, dann eröffneten sie sämtlich — zehn an der Zahl und außerdem der Kreuzer — ein konzentrisches vernichtendes Geschützfeuer auf das deutsche Torpedoboot. Dieses erlitt schwere Beschädigungen. Seine Geschütze wurden nacheinander außer Gefecht gesetzt. Der Kommandant wurde durch ein Sprengstück verletzt. In unabsehbarer Folge mehrten sich die Treffer. Das Boot war vollständig in Rauch und Qualm gehüllt, ein großer Teil des Personals tot. „V 187" konnte nur noch ganz geringe Fahrt laufen. Der schwerverwundete Kommandant befahl unter diesen Umständen, das Schiff zu versenken. Aber noch im Untergehen feuerte das hintere Geschütz auf die Zerstörer. Beinahe unmittelbar darauf ging „V 187" mit dem Bug zuerst unter."

Ein umfangreicher Bericht des britischen Kreuzers „Arethusa", der an dem Seetreffen bei Helgoland beteiligt war und nach den damaligen amtlichen Berichten nur leichte Beschädigungen erhalten haben sollte, bestätigt, daß der Kreuzer in Wirklichkeit zum Wrack geschossen wurde. Eine Munitionskammer flog durch eine deutsche Granate auf. Ein schwerer Brand wütete an Bord. Der Kommandant gibt die Präzision des deutschen Feuers zu, das die englische Flottille in eine „ziemlich kritische Lage" brachte. Sie mußte sich die Hilfe von Schlachtkreuzern erbitten, um die zerschossene „Arethusa" nicht aufgeben zu müssen. Diese wurde nach Chatham geschleppt. Ihr trauriger Zustand machte umsomehr Eindruck, als sie kurz zuvor dem Meere übergeben worden war.

5. September.

Der englische Kreuzer „Pathfinder" wurde durch das deutsche Unterseeboot „U 21" (Kommandant Oberleutnant zur See Hersing) zum Sinken gebracht. Die Verluste betragen vier Tote, 13 Verwundete und 243 Vermißte, also fast die ganze Besatzung.

9. September.

Der als Hilfskreuzer ausgerüstete Riesendampfer der White-Star-Line „Oceanic" ist nahe der schottischen Nordküste das Opfer einer deutschen Mine geworden. Offiziere und Mannschaften sind gerettet.

13. September.

Amtliche deutsche Meldung: S. M. kleiner Kreuzer „Hela" wurde am Vormittag durch Torpedoschuß eines feindlichen Unterseeboots zum Sinken gebracht. Der Mannschaftsverlust beträgt 19 Mann, die übrigen 172 wurden gerettet.

18. September.

Das englische Schulschiff „Fisgard II" ist im Kanal bei einem Sturm gesunken. Von der Besatzung von 64 Mann sind 21 ertrunken. Das Schulschiff ist ein als Hulk für Maschinenpersonal benütztes altes Panzerschiff und hieß früher „Invincible".

22. September.

Amtliche deutsche Meldung: Das deutsche Unterseeboot „U 9" hat etwa zwanzig Seemeilen nordwestlich von Hoek van Holland die drei englischen Panzerkreuzer „Aboukir", „Hogue" und „Cressy" zum Sinken gebracht.

Amtliche englische Meldung: Deutsche Unterseeboote schossen in der Nordsee die englischen Panzerkreuzer „Aboukir", „Hogue" und „Cressy" in Grund. Eine beträchtliche Zahl von Mannschaften wurden durch herbeigeeilte englische Kriegsschiffe und holländische Dampfer gerettet.

Ein späterer amtlicher Bericht der englischen Admiralität gibt die englischen Verluste mit 60 Offizieren und 1400 Mann an. Etwa 700 müßten demnach gerettet sein.

Der Kommandant der „Cressy" hat folgenden dienstlichen Bericht erstattet: „Während am Morgen des 22. September die „Aboukir" Patrouillendienst tat, wurde sie um 6 Uhr 25 Minuten auf Steuerbordseite getroffen. „Hogue" und „Cressy" drehten bei und nahmen Stellung, „Hogue" vor „Aboukir" und „Cressy" etwa 350 m auf Backbordseite. Sobald ersichtlich war, daß „Aboukir" Gefahr lief zu sinken, wurden alle Boote der „Cressy" ausgesetzt und eine Barkasse ohne Dampf niedergelassen. In dem Augenblick, wo der Kutter voll Mannschaften auf „Cressy" zukam, wurde „Hogue" getroffen, anscheinend unter der Munitionskammer im Hinterschiff, denn dort folgte auf den ersten ein sehr heftiger weiterer Ausbruch. Beinahe sofort, nachdem „Hogue" getroffen war, wurde ein Periskop an Backbord von uns auf etwa 270 m Abstand sichtbar. Unmittelbar danach wurde das Feuer eröffnet und die Maschine mit voller Kraft in Bewegung gesetzt, um das Unterseeboot zu überfahren. Unser Kanonier Dogherty erklärt bestimmt, daß er das Periskop getroffen habe, daß das Unterseeboot darauf den Kommandoturm darbot, den er auch traf, und daß das Unterseeboot darauf sank. Ein Offizier, der bei dem Kanonier stand, glaubt indes, daß die Granate lediglich treibende Wrackstücke traf, von denen viele umherschwammen; doch auch die Mannschaften an Deck hatten offenbar den Eindruck, daß das Unterseeboot getroffen sei, da sie laut aufjauchzten und in die Hände klatschten. Dieses Unterseeboot ließ keinen Torpedo gegen „Cressy" ab. Kapitän Johnson manöverierte nunmehr derart, daß wir den Besatzungen von „Hogue" und „Aboukir" Hilfe leisten konnten. Ungefähr fünf Minuten später wurde ein anderes Periskop vom Steuerbord unseres Schiffes aus bemerkt. Das Feuer wurde eröffnet. Die Blasenbahn des Torpedos, der von dem Unterseeboot auf 450 bis 550 m Abstand abgelassen wurde, war deutlich sichtbar und sie traf uns an Steuerbord dicht vor der Achter-

brücke. Das Schiff bekam etwa zehn Grad Schlagseite nach Steuerbord, blieb aber fest liegen. Es war 7 Uhr 15 Minuten. Alle wasserdichten Schotten usw. waren im Nu geschlossen, ehe der Torpedo das Schiff traf, sämtliche Stühle und Tische, sowie alles Holz, was zur Hand war, an Deck wie darunter, wurde über Bord geworfen, damit die Schiffbrüchigen sich daran festhalten konnten. Ein zweiter Torpedo von dem einen oder andern Unterseeboot ging fehl und ging auf etwa 7 Meter Abstand längs des Hinterschiffs vorbei. Ungefähr eine Viertelstunde, nachdem der erste Torpedo uns getroffen hatte, traf uns ein dritter von einem Unterseeboot an Steuerbord im fünften Kesselraum. Zeit 7 Uhr 30 Minuten. Das Schiff begann dann überzuholen und kenterte schließlich kieloben. So blieb es ungefähr 20 Minuten liegen, bis es um 7 Uhr 55 Minuten vollends sank."

Dieser Bericht, wie die amtliche englische Meldung, läßt erkennen, daß die Engländer in dem Irrtum befangen waren, sie seien von mehreren deutschen Unterseebooten angegriffen. Folgender authentischer deutscher Bericht widerlegt diese Behauptung endgiltig: „Am 22. September in der Frühe befand sich „U 9" zwanzig Seemeilen nordwestlich von Hoek van Holland mit annähernd südwestlichem Kurs dampfend. Die See war ruhig, das Wetter klar, teils neblig. Gegen 6 Uhr sichtete man von „U 9" drei große feindliche Kreuzer, die bei weiten Schiffsabständen in Dwarslinie nebeneinander fahrend sich in entgegengesetzter Richtung näherten. „U 9" beschloß, zuerst den in der Mitte fahrenden der drei Kreuzer anzugreifen, führte die Absicht aus und brachte dem Kreuzer — es war der „Aboukir" — einen tödlichen Torpedotreffer bei. Der Kreuzer sank nach wenigen Minuten. Als nun die beiden anderen Kreuzer nach der Stelle dampften, wo die „Aboukir" gesunken war, machte „U 9" den erfolgreichen Torpedoangriff auf den „Hogue". Auch dieser Kreuzer verschwand nach kurzer Zeit in den Fluten. Nun wandte sich „U 9" gegen die „Cressy". Beinahe unmittelbar nach dem Torpedoschuß kenterte die „Cressy", schwamm noch eine Weile kieloben und sank dann. Das ganze Gefecht hat, vom ersten Torpedoschuß bis zum letzten gerechnet, ungefähr eine Stunde gedauert. Angaben der britischen Presse, in der Nähe des Gefechtsortes hätten sich Begleitschiffe der Unterseeboote befunden und noch dazu unter holländischer Flagge, sind ebenso unwahr wie die Erzählungen überlebender Engländer, die Kreuzer seien von mehreren deutschen Unterseebooten angegriffen worden und man habe durch Geschützfeuer mehrere von ihnen vernichtet. Tatsächlich ist nur „U 9" dort gewesen. Nach dem Sinken der „Cressy" fanden sich mehrere britische Kreuzer, Torpedofahrzeuge usw. an der Stelle ein; einzelne Torpedobootszerstörer verfolgten das Unterseeboot. Noch am Abend des 22. September nicht weit von Terschellingbank wurde „U 9" von den Zerstörern gejagt. Mit Einbruch der Dunkelheit gelang es „U 9" außer Sicht der Torpedofahrzeuge zu gelangen. Am folgenden Tage langte das Boot mit seiner siegreichen Besatzung unversehrt im heimischen Hafen an."

Der Kaiser verlieh dem Kommandanten des Unterseebootes „U 9", Kapitänleutnant Otto Weddigen, sofort das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse, den übrigen Offizieren und Mannschaften das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Auch von anderen Bundesfürsten erhielt Kapitänleutnant Weddigen hohe Ordensauszeichnungen, von Kaiser Franz Josef das Ritterkreuz des Leopoldordens mit der Kriegsdekoration.

Otto Weddigen ist dem Dienstalter nach der älteste Unterseebootskommandant. Er ist 1882 in Herford in Westfalen geboren und trat im Frühjahr 1901 als Seekadett in die kaiserliche Marine ein. Er wurde 1904 zum Leutnant zur See, 1906 zum Oberleutnant zur See und 1912 zum Kapitänleutnant befördert. Seine erste Ausbildung erhielt er auf dem Schulschiff „Moltke" und in der Marineschule. Nach seiner Beförderung zum Leutnant zur See tat er Dienst als Wachoffizier an Bord der „Niobe" und später des Linienschiffes „Wittelsbach". Während dieses Kommandos erwarb er sich durch eine mutige Tat die Rettungsmedaille. Im Herbst 1905 trat er zur 2. Matrosendivision über. Im Frühjahr 1906 ging er nach Ostasien, um als Wachoffizier des Kanonenbootes „Vaterland" Verwendung zu finden. Von hier aus trat er zum Stabe des

dem Kreuzergeschwader in Ostasien unterstellten Kanonenboots „Tiger". Nach der Rückkehr in die Heimat wurde er der 2. Werftdivision und im nächsten Frühjahr dem Stabe der Jacht „Grille" zugeteilt. Im Herbst 1908 trat er zur Torpedowaffe über und wurde später in die Unterseebootsflottille übernommen, der er noch angehört.

6. Oktober.

Das deutsche Torpedoboot „S 116" ist während des Vorpostendienstes in der Nordsee durch einen Torpedoschuß des englischen Unterseeboots „E 9" verloren gegangen. Fast die ganze Besatzung konnte gerettet werden. „E 9" ist dasselbe Boot, das den kleinen Kreuzer „Hela" zum Sinken brachte.

15. Oktober.

Amtliche englische Meldung: Der englische Kreuzer „Hawke" wurde in der nördlichen Nordsee durch den Torpedoschuß eines deutschen Unterseeboots zum Sinken gebracht. Zur gleichen Zeit wurde der Kreuzer „Theseus" angegriffen, aber ohne Erfolg.

Nach den englischen Verlustlisten betragen die Verluste der „Hawke" 524 Tote und 20 Vermißte. Nur 70 Mann wurden gerettet.

Deutsche Meldung: Die Vernichtung des englischen Kreuzers „Hawke" durch das Unterseeboot „U 9" wird amtlich bestätigt. Das Unterseeboot ist wohlbehalten zurückgekehrt. Der Kaiser hat dem Kapitänleutnant Weddigen den Orden Pour le mérite verliehen.

Wie die Ueberlebenden der „Hawke" erzählen, war der erste Angriff gegen den Kreuzer „Theseus" gerichtet; aber der „Theseus", dem Befehl der Admiralität nach dem Untergang der Kreuzer „Aboukir", „Cressy" und „Hogue" folgend, fuhr so schnell wie möglich davon. Darauf wendete sich das Unterseeboot gegen die „Hawke". Der Kreuzer wurde steuerbord mittschiffs getroffen. Eine heftige Explosion erfolgte. Das Schiff, das ein großes Leck aufwies, legte sich sofort auf die Seite und sank nach fünf Minuten. Nur eine kleine Pinasse, ein Floß und ein Kutter konnten herabgelassen werden. Der Kutter trieb fünf Stunden auf See, ehe er von dem norwegischen Dampfer „Modesta" aufgefunden wurde. Der Kapitän der „Modesta" erzählt, in dem Augenblick, wo er die Geretteten an Bord nahm, sei ein Unterseeboot vor dem Bug der „Modesta" aufgetaucht und habe den ganzen Vorgang beobachtet; die Engländer glaubten erst, es handle sich um ein englisches Unterseeboot; aber es wurde ihnen bald klar, daß sie ein deutsches vor sich hatten.

17. Oktober.

Amtliche deutsche Meldung: Unweit der holländischen Küste gerieten unsere Torpedoboote „S 115", „S 117", „S 118" und „S 119" in Kampf mit dem englischen Kreuzer „Undaunted" und vier englischen Zerstörern. Nach amtlichen englischen Nachrichten wurden die deutschen Torpedoboote zum Sinken gebracht und von der Besatzung 31 Mann in England gelandet.

Darnach wären 193 Mann den Heldentod fürs Vaterland gestorben.

„Daily Telegraph" schreibt über das Gefecht: „Um halb drei Uhr nachmittags bemerkten die Engländer die deutschen Schiffe, und sofort wurde befohlen, mit vollem Dampf zu fahren, um sie nicht entfliehen zu lassen. Das Feuer wurde auf eine Entfernung von vier bis fünf Meilen eröffnet. Das Gefecht dauerte ungefähr anderthalb Stunden. In seinem Verlaufe wurde der britische Torpedobootsjäger „Loyal" durch ein Geschoß getroffen, das ins Innere des Schiffes drang und ein Loch von ungefähr zehn Zentimeter Durchmesser riß. Eine Granate schlug über Deck und schlug einem Offizier, der bei einer Kanone stand, den Fuß ab. Von englischen Schiffen soll nur „Loyal" einigen Schaden erlitten haben. Die englischen Mannschaften rühmen die Tapferkeit der deutschen Seeleute, die, während ihre Boote schon sanken, die Kanonen noch bedienten."

Der Kommandant des britischen Kreuzers „Undaunted", Kapitän Fox, war früher Kommandant des untergegangenen kleinen Kreuzers „Amphion" (vgl. I, S. 161).

Die großen Verluste an Menschenleben erklären sich zum Teil daraus, daß die Engländer das deutsche Lazarettschiff „Ophelia" an der Ausübung des Rettungswerkes hinderten. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schreibt: „Aus dem Haag wurde vor wenigen Tagen berichtet: „Ein Fischdampfer brachte die Leichen des Zahlmeisters und eines Mannes von „S 117" nach Ymuiden. Letzterer hatte die Erkennungsmarke 15. Die Besatzung des Dampfers teilte mit, daß noch mehrere Leichen, alle mit Schwimmwesten, an der Stelle treiben, wo diese beiden aufgefischt worden sind." Diese Mitteilung bezieht sich auf die Besatzungen der vier deutschen Torpedoboote, die am 17. Oktober in jenen Gewässern von einem englischen Kreuzer und vier Zerstörern in den Grund geschossen wurden. Nach dem Untergang der vier Boote wurde von deutscher Seite das Lazarettschiff „Ophelia" ausgeschickt, um nach Ueberlebenden an Ort und Stelle zu suchen. Von englischer Seite wurde ihm das aber unter nichtigen Vorwänden unmöglich gemacht und damit die Reihe der englischen Gehässigkeit um einen ganz besonders verabscheuungswürdigen Fall vermehrt. Wie sich dies „Heldenstück" gegen ein deutsches Lazarettschiff abspielte, ist ein Schulbeispiel für die gemeinen Waffen, mit denen England Krieg führt.

Die „Ophelia" wurde von dem britischen Kreuzer „Yarmouth" angehalten, beschlagnahmt und nach einem englischen Hafen gebracht. Als Grund der Beschlagnahme wurde zunächst angegeben, das Lazarettschiff habe Minen an Bord. Als die Durchsuchung erwies, daß dies nicht der Fall war, erklärte der britische Offizier die an Bord befindliche funkentelegraphische Einrichtung für gefährlich und als Ursache für die Beschlagnahme. Was, beiläufig bemerkt, diesen Punkt anlangt, so herrschte auf der Haager Friedenskonferenz 1907 Einverständnis unter den Vertretern aller Mächte darüber, daß das Vorhandensein einer funkentelegraphischen Einrichtung an Bord eines Lazarettschiffes kein Grund für den Verlust des dem Lazarettschiffe gebührenden Schutzes sei. Auch die großbritannischen Delegierten haben jene Konvention unterzeichnet, während die großbritannische Regierung später deren Ratifizierung verweigerte. Das ist übrigens ein von Großbritannien oft beliebtes Verfahren, um zunächst in der internationalen Oeffentlichkeit als eifriger und aufrichtiger Vertreter der Humanität in der Kriegsführung zu erscheinen, ohne sich aber zu binden, und um dann, im Kriege, von dieser Freiheit im Gegensatz zur Humanität rücksichtslosen Gebrauch zu machen. Wäre die „Ophelia" imstande gewesen, den ihr gewordenen Auftrag auszuführen, so würde sie eine beträchtliche Anzahl von Ueberlebenden gefunden haben, denn, wie die holländische Meldung sagte: die aufgefischten und an der Stelle noch treibenden Leichen waren sämtlich mit Schwimmwesten versehen. Es ist schon oft vorgekommen, daß Schwimmende sich so tagelang im Wasser lebend gehalten haben. Der britische Kreuzer hat verhindert, daß das Rettungswerk in Angriff genommen werden konnte, er hat nicht nur völkerrechtswidrig, sondern barbarisch und unmenschlich gehandelt. Das tritt in ein umso häßlicheres Licht, als auch nicht der Schein einer tatsächlichen militärischen Rücksicht für die Wegnahme der „Ophelia" vorlag."

18. Oktober.

Das englische Unterseeboot „E 3" ist in der deutschen Bucht der Nordsee vernichtet worden.

20. bis 30. Oktober.

An diesen Tagen fanden Angriffe englischer Kanonenboote und anderer Kriegsschiffe auf die von den Deutschen verteidigte belgische Küste statt. Da diese Flottenaktionen im engem Zusammenhang mit den Landoperationen stehen, müssen sie an anderer Stelle behandelt werden.

28. Oktober.

Der englische Ueberdreadnought „Audacious" ist an der Nordküste Englands auf eine Mine gelaufen und gesunken. Die britische Admiralität hält das Ereignis streng geheim, um Aufregung im Lande zu vermeiden.

Ein aus Amerika nach Stockholm heimgekehrter Schwede erzählt über den Untergang der „Audacious" folgendes: „Der Dampfer „Olympic" verließ New York am 25. Oktober. An der irischen Küste passierte der Dampfer ein großes stilliegendes Kriegsschiff, das anscheinend eine schwere Havarie erlitten hatte. Auf die Aufforderung des Kriegsschiffes — es war die „Audacious" — fuhr die „Olympic" heran und nahm 250 Mann von der Besatzung an Bord, die übrigen 550 Mann übernahmen andere zu Hilfe geeilte Kriegsschiffe. Wie erzählt wurde, hatte das Kriegsschiff morgens schweren Schaden erlitten, ungewiß ob durch Aufstoßen auf eine Mine oder durch einen Torpedoschuß eines deutschen Unterseebootes. Der Besatzung und den Passagieren der „Olympic" wurde verboten, bei der Landung in England über den Vorfall zu sprechen. Die „Olympic" versuchte, das havarierte Kriegsschiff in Schlepptau zu nehmen, da dieses aber bereits zu sinken begann, mußte der Versuch aufgegeben werden. Das Schiff verschwand darauf in den Wellen. 250 Matrosen wurden in der Nähe von Belfast von einem anderen englischen Kriegsschiff übernommen, das funkentelegraphisch herbeigerufen worden war."

Der Umstand, daß die ganze Besatzung gerettet wurde, erklärt, warum die englische Admiralität den Verlust längere Zeit geheimhalten konnte. Es ist übrigens nicht uninteressant, daß der untergegangene Ueberdreadnought noch im Juni 1914 gemeinsam mit seinen Schwesterschiffen als Repräsentant der englischen Flotte an der Kieler Woche teilgenommen hat und dort nicht allein die deutsche Kriegsflagge salutierte, sondern auch an dem Trauersalut bei der Ermordung des österreichischen Thronfolgers teilnahm.

31. Oktober.

Amtliche englische Meldung: Der englische Kreuzer „Hermes" ist auf der Rückkehr von Dünkirchen nach Dover im Kanal gestern abend durch zwei Torpedoschüsse eines deutschen Unterseebootes in Grund gebohrt worden. Torpedojäger, die zu Hilfe eilten, retteten den größten Teil der Besatzung. Ungefähr 40 Mann werden vermißt.

Deutsche Meldung: Die Vernichtung des englischen Kreuzers „Hermes" durch ein deutsches Unterseeboot wird amtlich bestätigt. Das Unterseeboot ist wohlbehalten zurückgekehrt.

3. November.

Amtliche deutsche Meldung: Unsere großen und kleinen Kreuzer machten einen Angriff auf die englische Küste bei Yarmouth. Sie beschossen die dortigen Küstenwerke und einige kleinere Fahrzeuge, die in der Nähe vor Anker lagen und augenscheinlich einen Angriff nicht erwarteten. Stärkere englische Streitkräfte waren zum Schutze dieses wichtigen Hafens nicht zur Stelle. Das unseren Kreuzern scheinbar folgende Unterseeboot „D 5" ist, wie die englische Admiralität bekannt gibt, auf eine Mine gelaufen und gesunken.

Amtliche englische Meldung: Ein feindliches Geschwader beschoß das Küstenwachtschiff „Halcyon". Ein Mann der Besatzung wurde dabei verwundet. Die „Halcyon" meldete die Anwesenheit feindlicher Schiffe, worauf sich das Geschwader nach einigen Manövern zurückzog. Einige leichte englische Kreuzer nahmen die Verfolgung auf, konnten jedoch die feindlichen Schiffe nicht mehr erreichen. Der hinterste deutsche Kreuzer warf auf der Rückfahrt Minen aus. Das englische Unterseeboot „D 5" stieß auf eine dieser Minen und sank. Zwei Offiziere und zwei Mann, die sich auf der Brücke des an der Wasseroberfläche fahrenden Bootes befanden, konnten gerettet werden.

Ergänzend melden die „Times“: Ein Seekampf fand bei Yarmouth ganz dicht unter Englands Küste ſtatt. Mehrere deutſche Kriegsſchiffe kamen früh morgens auf der Höhe von Yarmouth in Sicht und eröffneten eine furchtbare Kanonade gegen die Küſte. Von dem Kreuzer „Halcyon“, der leicht beſchädigt wurde, ſind ein Mann ſchwer und vier oder fünf leichter verletzt. Außer dem Unterſeeboot „D 5“, das wenige Stunden ſpäter auf eine Mine ſtieß, ſind noch zwei Dampfbarkaſſen auf Minen geſtoßen und im Laufe von 20 Minuten geſunken. Die ſtarken Detonationen riefen eine ungeheure Aufregung in Yarmouth hervor, wo die Leute zum Strande ſtürmten, aber infolge Nebels nichts ſehen konnten. Nur die Umriſſe eines großen Schiffes mit vier Schornſteinen waren ſichtbar. Einige Geſchoſſe fielen auf das Ufer in die Nähe der drahtloſen Station.

Holländiſche Meldung aus Yarmouth: Die Einwohner von Yarmouth wachten plötzlich durch heftiges Geſchützfeuer auf. Sie ſahen, daß deutſche Kriegsſchiffe ein engliſches Kanonenboot beſchoſſen, das ſich etwa zehn Meilen von der Stadt befand. Es herrſchte ſchwerer Nebel. Die Kanonade war ſo ſtark, daß die Fenſter klirrten und einige zerſprangen. Eine Granate fiel beim nördlichen Teil des Piers ins Meer, in Entfernung von nur einer Meile von der Küſte. Da das engliſche Schiff ſich an der Küſte entlang in der Richtung Gorleſton fortbewegte, fielen die Granaten noch dichter in die Nähe der Küſte, manchmal nur in einer Entfernung von einer halben Meile. Das Lichtſchiff „Saint Nicholas“ entkam knapp der Gefahr, durch eine Granate getroffen zu werden. Da man fürchtete, daß die Deutſchen eine Landung verſuchen würden, wurden Truppen requiriert, die ſich auf den von der Küſte nach der Stadt führenden Wegen aufſtellten.

4. November.

Amtliche deutſche Meldung: S. M. großer Kreuzer „York“ geriet vormittags in der Jade auf die Hafenminenſperre und ſank. Nach bisherigen Angaben wurden 382 Mann, mehr als die Hälfte der Beſatzung, gerettet. Die Rettungsarbeiten wurden durch dicken Nebel erſchwert.

7. November.

Der engliſche Minenſucher „Mary“ wurde bei Loweſtoft durch eine Mine zerſtört.

11. November.

Amtliche engliſche Meldung: Das Torpedokanonenboot „Niger“ iſt vor Dover von einem deutſchen Unterſeeboot in den Grund gebohrt worden.

Den gelungenen Ueberfall des deutſchen Unterſeeboots ſchildern Londoner Blätter folgendermaßen: „Das Kanonenboot „Niger“ lag ungefähr drei Kilometer von der Hafenmole in Deal bei Dover vor Anker. Gerade um zwölf Uhr mittags ertönte eine gewaltige Detonation, von ausbrechendem Dampf und Rauch begleitet. Das Schiff wurde unter dem Vormaſt getroffen und fing augenblicklich an zu ſinken. In einer Viertelſtunde war es in den Wellen verſchwunden. Ein Mitglied der Beſatzung behauptet, das Torpedo ſei aus einer Entfernung von 500 Meter lanziert worden. Die Mehrzahl der Beſatzung war eben unten bei der Mahlzeit, als plötzlich der Befehl erklang, die waſſerdichten Schotten zu ſchließen. Man eilte nach oben. Gleich darauf wurde das Schiff getroffen. Von Deal und Kingsdown aus hatte man den Unfall geſehen. Allerlei Fahrzeuge wurden ins Waſſer gelaſſen, um die herumſchwimmenden Mannſchaften zu retten. Von der Küſte ſchaute eine vielhundertköpfige Menſchenmenge in atemloſer Spannung zu. Das Schiff „Hope“ lag in der Nähe des „Niger“. Von Bord der „Hope“ ſah man die Leute ins Waſſer ſpringen. Die „Hope“ dampfte dann nach der Stelle des Unglücks. Dort wimmelte das ganze Waſſer von herumſchwimmenden Seeleuten. Einige, die mit Schwimmgürteln verſehen waren, hielten andere an der Oberfläche. Viele waren nicht oder nur teilweiſe bekleidet. Etliche klammerten ſich an den Schiffstrümmern feſt. Alle Offiziere und 77 Mann der Beſatzung wurden gerettet.“

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

S. M. gr. Kreuzer „York" geriet am 4. Nov. 1914 in der Jade auf eine Hafenminensperre und sank

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Das englische Unterseeboot „D 5", das am 3. Nov. 1914 durch eine deutsche Mine zerstört wurde

Der engliſche Überdreadnought „Audacious“,
der Ende Oktober 1914 in der iriſchen See ſank

Phot. Berliner Illuſtrations-Geſellſchaft, Berlin

Der engl. Panzerkreuzer „Good Hope“, der am 1. Nov. 1914 zuſammen mit dem Panzerkreuzer
„Monmouth“ von einem deutſchen Geſchwader bei Santa Maria (an der Küſte
von Chile) vernichtet wurde

Die Kämpfe in der Ostsee

26. August.

Amtliche deutsche Meldung: S. M. kleiner Kreuzer „Magdeburg" ist bei einem Vorstoß in dem finnischen Meerbusen in der Nähe der Insel Odensholm im Nebel auf Grund geraten. Hilfeleistung durch andere Schiffe war bei dem dicken Wetter unmöglich. Da es nicht gelang, das Schiff abzubekommen, wurde es beim Eingreifen weit überlegener russischer Streitkräfte in die Luft gesprengt, und hat so einen ehrenvollen Untergang gefunden. Unter dem feindlichen Feuer wurde von dem Torpedoboot „V 26" der größte Teil der Besatzung des Kreuzers gerettet.

Ueber den Untergang der „Magdeburg" berichtet ein Geretteter in einem Brief an seine Eltern: „Am 23. August fuhren wir von Danzig weg nach M., wo wir auf S. M. S. „Augsburg" und zwei Torpedoboote warteten. Am 25. fuhren wir fröhlichen Muts nach Rußland in den finnischen Meerbusen, um die Russen zu überraschen. Die Torpedoboote fuhren voraus, dann kam „Augsburg" und dann wir. Auf einmal, — wir waren diese Nacht alle auf Gefechtsstation — ging durch das ganze Schiff ein Ruck; wir waren aufgelaufen und zwar auf Stein. Zwar wurden die Gesichter etwas blasser, aber dennoch ließen wir die Hoffnung nicht sinken, wieder loszukommen. Nun wurde gearbeitet, die Kohlenbunken wurden leer gemacht und über Bord geworfen, ebenso sämtliche schweren Gegenstände. Es war 1/24 Uhr, da wurde es heller; zu unserem Glück hatten wir Nebel. In den Heizräumen wurde mit wahnsinniger Kraft gearbeitet um loszukommen, aber alles war vergeblich. Die „Augsburg" wußte, daß wir aufgelaufen waren, konnte uns aber nicht finden. Da wurde es Tag. Nun wurden sämtliche bewegbaren Gegenstände, Ketten und Anker, losgehauen und über Bord geworfen, denn auf einmal sahen wir in der Ferne etwas kommen und einen Scheinwerfer leuchten; es war ein Torpedoboot. Da strahlten sämtliche Gesichter. Es wurde versucht, mit seiner Hilfe loszukommen, aber alles vergeblich, wir kamen nicht los. Auf einmal ertönte das Kommando „alle Mann aus dem Schiff", dann kam Befehl „alle Mann über Bord"; wir mußten nun schwimmend das Torpedoboot erreichen. Als ich und ungefähr noch sechzig Mann hinten auf dem Schiff waren, ging das Vorderschiff schon in die Luft, wobei verschiedene getötet wurden; dann fuhr das Torpedoboot ganz nahe heran und der Rest konnte herübersteigen. Auf einmal waren fremde Schiffe in Sicht und schon fingen sie an zu feuern. Da mußten wir auf und davon und unsere armen Kameraden im Stich lassen. Es waren ungefähr 400 Mann auf dem Torpedoboot, das ins Gefecht kam. Die Kugeln flogen uns über die Köpfe. Wir sind mit äußerster Kraft ausgewichen und fuhren zwischen den russischen Torpedobootzerstörern durch in 1200 Meter Entfernung. Eine Granate schlug ungefähr anderthalb Meter von mir entfernt ein; zwei Mann fielen vor meine Füße. Die Granate explodierte in der Offiziersmesse und tötete fünfzehn Mann. Wir haben uns aber auch wacker verteidigt, haben zwei Torpedoschüsse abgegeben, die gesessen haben. Einer von den feindlichen Kreuzern wurde sehr schwer beschädigt. Wir trafen nach dem Gefecht mit der „Augsburg" zusammen, auf der wir nach Danzig gebracht wurden." Die auf dem Schiff zurückgelassenen sechzig Mann fielen in russische Gefangenschaft.

27. September.

Ein älterer russischer Kreuzer ist bei dem Versuch, das Wrack der „Magdeburg" zu bergen, auf Grund geraten.

11. Oktober.

Amtliche deutsche Meldung: Ein russischer Panzerkreuzer der Bajan-klasse ist vor dem Finnischen Meerbusen durch Torpedoschuß zum Sinken gebracht worden.

Amtliche ruſſiſche Meldung: „Am 11. Oktober 2 Uhr nachmittags (ruſſiſcher Zeit) griffen feindliche Unterſeeboote unſere Kreuzer „Bajan“ und „Pallada“ an, die in der Oſtſee auf Vorpoſten waren. Obgleich die Kreuzer ſofort ein ſtarkes Artilleriefeuer eröffneten, gelang es einem Unterſeeboot, Torpedos gegen die „Pallada“ zu ſchießen. Auf dieſer entſtand eine Exploſion, und der Kreuzer verſank mit ſeiner ganzen Beſatzung ſenkrecht in die Tiefe.“

Das Boot, das die „Pallada“ zum Sinken brachte, war „U 26“, das unter dem Kommando des Kapitänleutnants Freiherrn v. Berckheim, Sohn des badiſchen Geſandten in Berlin, ſteht. Die ganze Beſatzung erhielt das Eiſerne Kreuz; die Auszeichnungen wurden durch die deutſche Kronprinzeſſin perſönlich verteilt.

Die Wiener „Zeit“ veröffentlicht eine packende Schilderung eines Augenzeugen des gelungenen Unterſeeangriffs, in der es heißt: „Der Morgen dämmert in bleigrauem Lichte. Da — backbords erſcheint ein ſchwebender, huſchender Schatten, nach wenigen Minuten kreuzt das Tauchboot einen grauen, kaum bemerkbaren Schaumſtreifen, der den eiligen Weg eines feindlichen Torpedojägers flüchtig markiert. Die erſte Vorpoſtenlinie des Gegners iſt durchbrochen. Nun: Achtung! Die Pulſe fliegen in Erregung. Das Signal ertönt, das Boot klar zum Tauchen zu machen. Der Kommandoturm wird abgebaut, die Flagge geborgen, der Maſt umgelegt. Die obere Turmklappe wird geſchloſſen, das Periſkop tritt in ſeine Rechte. Rauſchend ſtrömt das Waſſer in die Außenbordtanks ein: das Schiff taucht unter den Meeresſpiegel. Die Petroleummotoren ſchweigen; ein Elektromotor treibt die Schrauben an.... Wer droben dem Feind ins Auge ſchauen, ſich droben als Herr fühlen könnte über die See! Das iſt ein anderes Los; auch für den, der noch mit ſeinem letzten Blick des Himmels Blau und den friſchen Salzhauch der See in ſich trinken könnte: dort ſtirbt ſich's anders, als hier im Dunkel, eingeengt zwiſchen Stahlwänden und raſtlos ſich drehenden und ſtampfenden Stahlblöcken; hier unten, wo man nichts ſieht, nichts hört von dem, was oben vorgeht; wo, wenn das Boot ſinkt, alles in der dunklen Tiefe erſtickt wird. Da — jeder fährt auf, alle Atemnot, alle Beſchwerden ſind verflogen. in leuchtenden Lettern ſteht auf dem Glastäfelchen des Signalapparates das Kommando: Achtung! — Ein Seufzer der Erleichterung bei allen. Endlich alſo. Die Hand am Hebel, den zweiten Torpedo bereit, daß er ſofort dem erſten ins Rohr nachgeſchoben werden kann; ſo vergehen die Sekunden tropfenweiſe. Man muß wohl dicht am Feinde ſein. ‚Los!‘ erſcheint in Flammenſchrift lautlos der Befehl. Den Hebel herumgeriſſen; ein metalliſches leiſes Schnappen und Klappen im Rohr, ein Gurgeln und Schluchzen im Waſſer, das in die leere Kammerſchleuſe des Ausſtoßrohres hineinflutet. Das Geſchoß iſt fort... Trifft es?... Sehnige Arme ergreifen den zweiten Torpedo. Er gleitet in die dunkle Oeffnung des Rohres, und nach ein paar Sekunden ſieht alles aus wie vorher. Hatte der Schuß getroffen? In Gedanken hatte jeder mitgezählt: Hundert Meter . . . zweihundert Meter . . . dreihundert Meter . . . vierhundert Meter . . . Hier herunter dringt kein Ton. Von hinten nur Brauſen und Sauſen, alles übertönend, die Maſchinen. Von außen her dröhnten nur die Wogen an die Eiſenmauern. Bis jetzt ſind die Bewegungen regelmäßig geweſen. Jetzt wird der Schiffskörper hin und her geworfen. Heftig werden infolge der brüsken Steuermanöver die Mannſchaften gegeneinander geſchleudert. Zuletzt eine raſche Wendung, daß ſich jeder wie im Wirbel gedreht fühlt. Dann wiegt ſich das Boot wieder gleichmäßig auf und nieder. Es geht rückwärts. Der Angriff iſt gelungen.“

Der Panzerkreuzer „Bajan“, der mit der „Pallada“ zuſammen war, hielt genau die gegebenen Anordnungen ein und verſuchte nicht, der „Pallada“ zu Hilfe zu kommen, um nicht auch das Ziel der Torpedos des Unterſeebootes zu werden. Nur ſo entging er ſeinem Schickſal.

28. Oktober.

In einer ruſſiſchen Verluſtliſte wird ein Torpedoboot mit ſeiner ganzen Beſatzung als vermißt bezeichnet; es wird als ſicher angenommen, daß es auf eine Mine geſtoßen und geſunken iſt.

Die Minen in Nord- und Oſtſee

Vorbemerkung.

Es würde zu weit führen, die Meldungen über die durch Minen verurſachten Unfälle von Handelsſchiffen — ebenſo wie die über den Kaperkrieg — einzeln aufzuzählen. Sobald die in Frage kommenden Zahlen einwandfrei feſtgeſtellt ſind, ſoll eine zuſammenfaſſende Notiz darüber folgen.

Amtliche Verkündigungen.

3. Oktober.

Amtliche engliſche Mitteilung: Die deutſche Politik des Minenlegens (vgl. I, S. 162), verbunden mit der Tätigkeit von Unterſeebooten, zwingt die Admiralität dazu, aus militäriſchen Gründen Gegenmaßregeln zu ergreifen. Deshalb hat die Regierung die Genehmigung zum Minenlegen in gewiſſen Gebieten erteilt. Ein Syſtem von Minenfeldern iſt ausgelegt worden und wird in großem Maßſtabe entwickelt. Um die Gefahr für Nichtkämpfer zu verringern, teilt die Admiralität mit, daß es von jetzt an für Schiffe gefährlich iſt, das Gebiet zwiſchen 51 Grad 15 Minuten und 51 Grad 40 Minuten nördlicher Breite und zwiſchen 1 Grad 35 Minuten und 3 Grad öſtlicher Länge zu durchfahren. Im Zuſammenhang hiermit muß daran erinnert werden, daß die ſüdliche Grenze der deutſchen Minenfelder auf 52 Grad nördlicher Breite liegt. Obgleich die Grenzen des gefährlichen Gebietes hierdurch beſtimmt ſind, darf doch nicht angenommen werden, daß die Schiffahrt in irgendeinem Teile der Gewäſſer ſüdlich oder nördlich davon ungefährlich ſei. An S. M. Schiffe iſt Befehl ergangen, oſtwärts ſegelnde Schiffe vor neu ausgelegten Minenfeldern zu warnen.

17. Oktober.

Amtliche ruſſiſche Mitteilung: Da die Anweſenheit von deutſchen Unterſeebooten am Eingang des Finniſchen Meerbuſens feſtgeſtellt worden iſt und ebenſo die Anlegung von Minenſperren durch den Feind an den Küſten Rußlands, ſo bringt die kaiſerliche Regierung zur öffentlichen Kenntnis, daß die ruſſiſchen Marinebehörden ihrerſeits gezwungen ſind, ähnliche Maßnahmen in weitem Umfange zu treffen. Folglich muß die Schiffahrt in dem Gebiet nördlich von 58 Grad 50 Minuten nördlicher Breite und öſtlich von 21 Grad 0 Minuten öſtlicher Länge von Greenwich und die Linie am Eingang des Rigaiſchen Meerbuſens an den Küſten zwiſchen den Alandsinſeln für gefährlich erklärt werden. Damit an den Feindſeligkeiten nicht Teilnehmende den Kriegsgefahren nicht ausgeſetzt ſeien, ſind die Ein- und die Ausfahrt des Rigaiſchen und des Finniſchen Meerbuſens von der Verkündigung dieſer Bekanntmachung ab als geſchloſſen anzuſehen.

2. November.

Amtliche engliſche Mitteilung: Infolge der willkürlichen Minenlegung durch deutſche Schiffe unter neutraler Flagge muß die ganze Nordſee als Kriegsgebiet angeſehen werden. Vom 5. November ab ſollen alle Schiffe, die eine beſtimmte Linie, vom Nordpunkt der Hebriden durch die Faröer Inſeln bis Island paſſieren, ſolches auf eigene Gefahr tun, wenn ſie nicht die Admiralitätsvorſchriften befolgen. Den Handelsſchiffen aller Nationen nach Norwegen, nach der Oſtſee, Dänemark, Niederlande wird angeraten, durch den Aermelkanal nach Dover zu gehen. Dort werden ihnen ſichere Wege angegeben,

von Großbritannien bis Farne Island, von wo aus ihnen eine möglichst sichere Route nach dem Feuerschiff „Lindesnaes" gewiesen wird, der norwegischen Küste zu. Von hier aus muß so dicht wie möglich an der Küste entlang gefahren werden.

Amtliche deutsche Erklärung: Die englische Regierung hat am 2. November unter der falschen Anschuldigung, daß Deutschland durch Lazarettschiffe und Handelsschiffe unter neutraler Flagge in der Nordsee Minen gelegt und Rekognoszierungen ausgeführt habe, eine Bekanntmachung für die Schiffahrt nach und in der Nordsee erlassen, durch welche den Schiffen unter der Vorspiegelung von Minengefahr in der nördlichen Nordsee der Weg durch den englischen Kanal, die Downs und längs der englischen Ostküste empfohlen, vor dem Wege durch die nördliche Nordsee um die Orkneyinseln und die Shetlands herum aber gewarnt wird.

Demgegenüber wird darauf hingewiesen, daß die Gewässer der nördlichen Nordsee einschließlich der Linien Hebriden—Farör—Island, die Gewässer an der norwegischen Küste und des Skageraks durchweg Wassertiefen haben, auf denen jedes Minenlegen ausgeschlossen ist. Dagegen ist bekannt, daß in der südlichen Nordsee und im englischen Kanal zahlreiche Minen, und zwar, wie festgestellt ist, englischen und französischen Ursprungs, umhertreiben, die nicht entschärft sind, und daß an vielen Stellen des von England empfohlenen Weges, längs der englischen Ostküste Minen gelegt sind, von denen in letzter Zeit ebenfalls einzelne treibend angetroffen wurden. Für die Schiffahrt bildet *der von England empfohlene Weg* durch den Kanal, durch die Downs und längs der englischen Ostküste daher *eine schwere Gefahr*, während der Weg durch *die nördliche Nordsee minenfrei* und daher gefahrlos ist.

13. November.

(Auf Einladung der schwedischen Regierung haben seit längerer Zeit zwischen den Vertretern gewisser neutraler Staaten in Stockholm Beratungen stattgefunden über ein gemeinsames Auftreten anläßlich verschiedener Maßregeln, die von kriegführenden Mächten ergriffen worden sind und die den neutralen Handel und die neutrale Seefahrt berühren. Bei diesen Beratungen ist eine Einigung dahin erzielt worden, wegen gewisser Anordnungen, die in bedenklicher Weise den neutralen Verkehr zu stören drohen, bei den betreffenden Mächten Schritte zu unternehmen. *Die schwedische, die dänische und die norwegische Regierung* haben den Vertretern der in Frage kommenden Mächte gleichlautende *Protestnoten* überreicht.)

Hierzu wird aus London amtlich gemeldet: Die Protestnote, die Schweden, Norwegen und Dänemark an die Mächte des Dreiverbandes richteten, ist in durchaus freundschaftlichem Tone gehalten. In der Note legen die drei skandinavischen Reiche die Unzuträglichkeiten dar, die sich für sie aus dem Vorhandensein der Unterseeminen ergeben. Die dänische Gesandtschaft fügte noch hinzu, es handle sich ebenso um die Ostsee wie um die Nordsee.

14. November.

(Mitte Oktober ließ *England* durch seine Gesandten in den neutralen Ländern *gegen das Vorgehen der deutschen Marine protestieren*, die in offener See auch in dem nach den neutralen Häfen führenden Fahrwasser Minen gelegt habe, wodurch schon acht neutrale und sieben englische Schiffe und 60 Menschenleben verloren gegangen seien. Dies stehe im Widerspruch mit den ersten Forderungen der Humanität, aber auch mit den von Marschall v. Bieberstein auf der zweiten Friedenskonferenz abgegebenen Erklärungen. Ebenso verstoße das deutsche Verfahren gegen Artikel 3 des Haager Abkommens, wodurch die neutrale Schiffahrt gegen Minen geschützt wird. Die englische Regierung protestiere gegen die Anwendung solcher unerlaubter Mittel zur Kriegführung. Das verdammende Urteil aller zivilisierten Völker

werde die Strafe dieser unmenschlichen Kriegführung sein. Daß England, wie es selbst bekannt macht, dem angeblichen deutschen Beispiel auf dem Wege der „Unmenschlichkeit" gefolgt ist, wird in diesem Einspruch verschwiegen.)

Amtliche deutsche Erklärung: „Obgleich das achte Haager Abkommen vom 8. Oktober 1907, auf das sich die britische Regierung beruft, völkerrechtlich in dem gegenwärtigen Kriege für keinen der beteiligten Teile bindend ist, hat sich die deutsche Regierung an seine Bestimmungen, abgesehen von dem Teil zwei, den sowohl Deutschland wie Frankreich ausdrücklich vorbehalten haben, freiwillig gebunden. Die Behauptung der britischen Regierung, daß diese Bestimmungen deutscherseits verletzt worden seien, wird auf das Entschiedenste bestritten.

Die Behauptung der britischen Regierung, daß die deutschen Minen offenbar durch Fischerboote, vielleicht sogar unter neutraler Flagge, gelegt worden seien, ist völlig aus der Luft gegriffen. Die deutschen Minen sind ausschließlich von deutschen Kriegsschiffen gelegt worden.

Wie weit von der Küste und in Häfen des Gegners Minen verankert werden dürfen, ist in dem Haager Abkommen nicht bestimmt, auch nicht durch eine völkerrechtliche Uebung festgelegt. Die englische Angabe über die Entfernung der deutschen Minen von der bedrohten Küste ist weit übertrieben, vielmehr sind die Minen so nahe gelegt worden, wie es die Gestaltung des Ankergrundes und die Verhältnisse der Küste gestatteten.

Unwahr ist die Behauptung über die Sperrung neutraler Zufahrtsstraßen. Keine deutsche Mine ist auf die Zufahrtsstraße von der hohen See zu einem neutralen Hafen gelegt worden.

Deutscherseits sind die Minen mit aller möglichen Sorgfalt verankert worden. Sollten einige infolge der Strömungen oder Stürme ins Treiben gekommen sein, so sind diese Fälle weit weniger zahlreich als die englischerseits gelegten Minen, die an der belgischen und niederländischen Küste angetrieben sind und dort Schaden angerichtet haben. Die Pflicht, die Minen zu überwachen, wird in der Regel nur für defensive Minen, nicht aber für offensive Minen gegeben sein.

Der Vorwurf in dem britischen Protest, daß die deutsche Regierung eine Bekanntmachung über den Ort der Minenlegung niemals erlassen habe, wird durch die Mitteilung der deutschen Regierung vom 7. August 1914 an alle neutralen Mächte widerlegt, daß die Zufahrtsstraße zu den englischen Häfen deutscherseits durch Minen gesperrt werden würde.

Der Protest der englischen Regierung ist offenbar nur ein Mittel, um die englischerseits beliebten schweren Verletzungen des geltenden Völkerrechts zu verdecken und die inzwischen erfolgte völkerrechtswidrige Schließung der Nordsee, die in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung der Blockade neutraler Küsten gleichkommt, in der öffentlichen Meinung vorzubereiten. Ein friedlicher Handel ist augenscheinlich für das im Kriege befindliche England nur derjenige Handel, der Waren nach England bringt, nicht aber derjenige, der Waren seinen Gegnern zuführt oder möglicherweise zuführen könnte. Die deutsche Regierung ist sich bewußt, ihrerseits bei den durch die militärische Notwendigkeit gebotenen Maßnahmen die Gefährdung oder Schädigung neutraler Schiffahrt in möglichst engen Grenzen gehalten und sich dabei streng nach den Regeln gerichtet zu haben, die bisher zwischen zivilisierten Völkern für die Seekriegführung galten. Dagegen rechtfertigt sich die Beeinträchtigung der neutralen Lebensinteressen von englischer Seite durch keinerlei militärische Notwendigkeit, da sie mit den kriegerischen Maßnahmen nicht im Zusammenhang steht und lediglich die Volkswirtschaft des Feindes durch Lahmlegung des legitimen neutralen Handels treffen will. Diese grundsätzliche Mißachtung der von ihr angerufenen Meeresfreiheit nimmt der britischen Regierung jedes Recht, in der Frage der die Neutralen ungleich weniger schädigenden Minenlegung als Anwalt dieser Freiheit aufzutreten.

Im Mittelmeer und in der Adria

Vorbemerkung

Die Operationen der franzöſiſch-engliſchen Mittelmeerflotte in der Adria haben nur nebenſächliche Bedeutung. Sie beſchränken ſich auf die Beobachtung der öſterreichiſchen Häfen und auf gelegentliche Unterſtützung der vom Lovcen aus gegen Cattaro operierenden Montenegriner. Die verſchiedenen Demonſtrationen der verbündeten Mittelmeerflotten von Cattaro mußten daher im Zuſammenhange des Landkriegs behandelt werden (vgl. S. 81—86 und S. 93—95).

Meldungen

1. September.

Der franzöſiſche Admiral De Lapeyrière wurde zum Kommandanten der Mittelmeerflotte ernannt. Der engliſche Admiral Milne und der engliſche Vizeadmiral Tronbridge wurden nach London zurückberufen. Der Admiralitätsrat unterſuchte ihre Strategie und ihre Maßnahmen bei der Verfolgung der „Göben" und „Breslau" (vgl. I, S. 164), kam jedoch zu dem Ergebnis, daß keine Pflichtverſäumnis vorliege.

13. September.

Die engliſch-franzöſiſche Flotte, die ſich trotz der Neutralität Griechenlands ganz offen die Inſeln Korfu und Zakynthos zu Verproviantierungszentren auserſehen hat, hat ſich etwas von Korfu entfernt. Im Adriatiſchen Meer operiert gegenwärtig nur eine franzöſiſche Flotte mit Hilfe einiger engliſcher Kreuzer, während die engliſche Maltaflotte die Aufgabe übernommen hat, die Türkei zu überwachen. Der Suezkanal iſt ſtreng bewacht. Cypern bildet die Operationsbaſis für die engliſche Flotte.

26. September.

Eine engliſche Flotte kreuzt vor den Dardanellen.

9. Oktober.

Die franzöſiſchen Torpedoboote „338" und „347" ſind auf hoher See zuſammengeſtoßen und ſofort geſunken. Die Beſatzungen wurden gerettet.

Unſere Kreuzer in den überſeeiſchen Gewäſſern

Vorbemerkung

Zu Beginn des Krieges befanden ſich zehn deutſche Kreuzer und einige Hilfskreuzer in überſeeiſchen Gewäſſern. Der Kreuzer „Straßburg", der bei Kriegsausbruch an der mittelamerikaniſchen Küſte weilte, iſt glücklich in den heimiſchen Hafen zurückgekehrt. Das Kanonenboot „Geier", das noch am 25. Juli in dem britiſchen Hafen Singapore lag, entkam nach Honolulu, wo es ſich von der amerikaniſchen Behörde entwaffnen ließ. Der Kreuzer „Königsberg" operierte in den afrikaniſchen Gewäſſern. Der Kreuzer „Emden" verlegte ſich im Meerbuſen von Bengalen auf die Jagd nach feindlichen Schiffen; ſeinem Beiſpiel folgten „Scharnhorſt", „Gneiſenau", „Leipzig" und „Nürnberg" im Stillen Ozean, und „Karlsruhe" und „Dresden" an der Oſtküſte von Amerika.

S. M. kleiner Kreuzer „Königsberg"

19. September.

Amtliche engliſche Meldung: Der engliſche kleine Kreuzer „Pegaſus", der von Sanſibar aus operiert, beſchoß Daresſalam und verſenkte daſelbſt das deutſche Kanonenboot

„Möve“*). „Pegaſus“ wurde, als er in der Bucht von Sanſibar lag und Maſchinen reinigte, von der „Königsberg“ angegriffen und vollſtändig unbrauchbar gemacht; 25 Mann der engliſchen Beſatzung ſind tot, 30 verwundet.

Eine weitere amtliche engliſche Meldung berichtet noch folgende Einzelheiten: Die „Königsberg“ näherte ſich morgens 5 Uhr mit hoher Geſchwindigkeit und zerſtörte ein britiſches Frachtboot durch drei Schüſſe. Dann eröffnete die „Königsberg“ auf etwa 8000 m ein wohl gezieltes Feuer auf die „Pegaſus“ und ſetzte dieſes bis auf 6000 m Entfernung fort. Die eine Seite der „Pegaſus“ ſtand unter der Feuerwirkung und wurde in 15 Minuten zum Schweigen gebracht. Nach einer Kampfpauſe von fünf Minuten eröffnete die „Königsberg“ von neuem das Feuer, das eine Viertelſtunde währte. „Pegaſus“ war nicht in der Lage, das Feuer zu erwidern. Beinahe alle Verluſte der Engländer traten bei den Geſchützen und auf dem oberen Deck ein. Das Schiff, das mehrere Treffer in der Waſſerlinie erhalten hatte, legte ſich auf die Seite. Die britiſche Flagge wurde zweimal heruntergeſchoſſen, aber von britiſchen Matroſen mit der Hand hochgehalten. „Die „Königsberg“ hat anſcheinend keine Beſchädigungen erlitten.

1. November.

Amtliche engliſche Meldung: Nachdem der Aufenthaltsort des deutſchen kleinen Kreuzers „Königsberg“ durch den Angriff auf die „Pegaſus“ am 19. September bekannt geworden war, hatte die Admiralität eine Anzahl ſchneller Kreuzer in den oſtafrikaniſchen Gewäſſern zuſammengezogen. Am 30. Oktober wurde die „Königsberg“ durch die „Chatam“ entdeckt. Der Kreuzer lag ungefähr ſechs Seemeilen von der Mündung des Fluſſes Rufiji, gegenüber der Mafia-Inſel (Deutſch-Oſtafrika). Wegen größeren Tiefgangs konnte „Chatam“ der „Königsberg“ nicht beikommen. Wahrſcheinlich ſitzt der deutſche Kreuzer außer bei hohem Waſſergang auf Grund. Ein Teil der Bemannung der „Königsberg“ iſt an Land geſetzt worden und hat ſich weiter oberhalb des Fluſſes verſchanzt. Sowohl dieſe Verſchanzung als der Kreuzer ſelbſt ſind durch die „Chatam“ beſchoſſen worden, aber im Wege ſtehende Palmbüſchel verhindern die Feſtſtellungen des Schadens, der angerichtet wurde. Um den Kreuzer einzuſchließen, iſt ein Kohlenſchiff in der engen Fahrſtraße verſenkt worden. Da der Kreuzer ſo gefangen iſt und keinen Schaden mehr anrichten kann, ſind die ſchnellen Schiffe, die ihn aufgebracht hatten, für anderen Dienſt wieder frei geworden.

Ueber die Einſchließung der „Königsberg“ berichteten die engliſchen Blätter: „Unter den Schiffahrtskreiſen des Indiſchen Ozeans herrſchte große Beunruhigung über das Auftauchen der „Königsberg“; kein Schiff wagte die Reiſe nach Europa anzutreten. Der Ellermandampfer „City of Wincheſter“ wurde in Grund gebohrt, nachdem die „Königsberg“ die Mannſchaft auf ihr Begleitſchiff „Ziſton“ überführt hatte. Ein Schiff der Caſtlelinie entging mit Mühe dem gleichen Schickſal, dann folgte die Zerſtörung der „Pegaſus“ vor Sanſibar. Ein paar Tage ſpäter machten Schiffe des oſtindiſchen und des Mittelmeergeſchwaders Jagd auf die „Königsberg“, und eines Tages ſahen ſie, daß der Dampfer „Somali“, der die „Königsberg“ begleitete, eine der Mündungen des Rufijifluſſes verließ. Kurz darauf wurde auch die „Königsberg“ im Flußlauf entdeckt. Beide Schiffe wurden bombardiert. Die „Somali“ geriet in Brand und ſank inmitten der Fahrrinne des Fluſſes. Da die „Königsberg“ weiter flußaufwärts dampfte und ſich der Reichweite der engliſchen Kanonen entzog, anderſeits aber der geſunkene „Somali“ den Engländern die Verfolgung unmöglich machte, beſchloß der Befehlshaber der eng-

*) Die „Möve“ war kein kampffähiges Kanonenboot, ſondern ein Vermeſſungsfahrzeug ohne taktiſchen Wert. Bei Beginn des Krieges wurde ſie als für die Kriegführung wertlos abgerüſtet.

liſchen Flotte eine völlige Blockade des Fluſſes vorzunehmen. Zu dieſer Operation benutzte man den Handelsdampfer „Newbridge", deſſen Mannſchaft an Land gebracht und durch Marineſoldaten erſetzt wurde. Der „Newbridge" fuhr langſam flußaufwärts und wurde von der „Königsberg" ſofort beſchoſſen, als er in die Reichweite ihrer Kanonen kam. Das Feuer der Deutſchen war ſo genau, daß der Dampfer beinahe zum Sinken gebracht wurde, bevor er noch in die notwendige Lage gebracht werden konnte. Nur mit großer Mühe gelang es, die „Newbridge" quer über den Fluß zu bugſieren und zu verankern. Dann wurde das Zerſtörungswerk der deutſchen Granaten durch die Exploſion von Schießbaumwolle vollendet, und die „Newbridge" ſank, auf dieſe Weiſe den letzten Ausweg der „Königsberg" verſperrend. Zur größeren Vorſicht wurde jedoch von den Engländern noch ein dritter, älterer großer Küſtendampfer im Rufiji zum Sinken gebracht. Die ganzen Operationen fanden unter beſtändigem Feuer der Deutſchen ſtatt, die ſich auf beiden Ufern des Rufiji feſtgeſetzt hatten. Vier engliſche Offiziere und eine Reihe von Soldaten wurden ſchwer verletzt.

Die Streifzüge des kleinen Kreuzers „Emden".

21. September.

Amtliche engliſche Meldung: Der deutſche Kreuzer „Emden" von der Oſtaſiatiſchen Seeſtation, der ſechs Wochen lang ganz aus dem Geſichtskreis verſchwunden war, erſchien am 10. September plötzlich im Golf von Bengalen, nahm ſechs Schiffe, verſenkte fünf davon und ſandte das ſechſte mit den Bemannungen nach Kalkutta, wo es am 21. September ankam.

Die engliſchen Zeitungen wiſſen folgende Einzelheiten zu berichten: „Der Streifzug des Kreuzers „Emden" begann am 10. September; an dieſem Tage nahm er den Hilfskreuzer „Indus" und brachte ihn durch Geſchützfeuer zum Sinken, nachdem ſeine Beſatzung auf die „Emden" übergeführt war. Als der Kreuzer auf die Höhe der Bai kam, fing er alle drahtloſen Nachrichten auf, die die Abfahrten aus dem Hafen meldeten, und kannte infolgedeſſen die Lage ſämtlicher Schiffe in der Bai. Am 11. September ſichtete die „Emden" den Dampfer „Loo", übernahm ſeine Beſatzung und verſenkte ihn. Der Dampfer „Kabinga" wurde in der Nacht zum 12. September genommen und zwei Stunden ſpäter ebenſo der Dampfer „Killin". Während derſelben Nacht wurden drei andere Schiffe geſichtet, jedoch nicht verfolgt. Am Mittag des 12. September nahmen die Deutſchen den Dampfer „Diplomat", der ſpäter verſenkt wurde. Dann wurde der italieniſche Dampfer „Laruano" angehalten und unterſucht, aber am ſelben Tage wieder freigelaſſen; er iſt in Kalkutta eingetroffen. Auf ſeinem Rückweg warnte der Dampfer mehrere andere Schiffe, die zurückfuhren und ſo der Kaperung entgingen. Am 14. September nahm die „Emden" den Dampfer „Tratbock" und verſenkte ihn durch eine Mine. Die Beſatzungen ſämtlicher erbeuteter Schiffe wurden dann an Bord eines Fahrzeuges gebracht, das den Befehl erhielt, nach Kalkutta zu fahren; zwei deutſche Schiffe begleiteten es bis 75 Meilen von der Mündung des Hooghly. Die Offiziere und Mannſchaften der von der „Emden" verſenkten Schiffe äußerten ſich anerkennend über die ihnen von den deutſchen Offizieren erwieſene Höflichkeit.

Nach der Durchführung dieſer Manöver zwang die „Emden" den griechiſchen Dampfer „Pontoporos", der Kohlen von Kalkutta nach Karrachee brachte, ihren Kohlenvorrat zu erneuern. Eines der Schiffe, das von der „Emden" in den Grund gebohrt wurde, ſoll für 20 Millionen Mark Tee an Bord gehabt haben. Mag das wahr ſein oder nicht, jedenfalls wiegt das Zerſtörungswerk des kleinen deutſchen Schiffs ſeinen dutzendfachen Wert auf. Wir zahlen ſchwer für unſer Verſäumnis, nicht mehr ſchnelle Kreuzer für unſeren Ueberſeedienſt gebaut zu haben."

Phot. F. Urbahns, Kiel

Vizeadmiral Graf Maximilian v. Spee

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Englische Torpedobootzerstörer-Flottille

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

S. M. kleiner Kreuzer „Emden"

22. September.

Amtliche engliſche Meldung: Der deutſche Kreuzer „Emden" erſchien bei Nacht vor Madras und gab neun Schuß ab. Sie trafen die Tanks der Firma Oil Company, von denen zwei brennen. Anderthalb Millionen Gallonen Oel ſind verloren. Auch das Telegraphenamt und das Seemannsklubhaus wurden getroffen. Ein engliſches Fort erwiderte das Feuer. Die „Emden" löſchte die Lichter und verſchwand nach 15 Minuten."

24. September.

Der Kreuzer „Emden" ankerte in der Nähe von Pondichery und verſchwand ſpäter.

30. September.

Amtliche engliſche Meldung: Die „Emden" hat in den letzten Tagen im Indiſchen Ozean vier weitere engliſche Dampfer verſenkt und ein Kohlenſchiff weggenommen. Die Beſatzungen wurden auf dem Dampfer „Cyfedale", der ebenfalls genommen, aber wieder freigelaſſen wurde, nach Colombo gebracht.

1. Oktober.

Der „Mancheſter Guardian" ſchätzt den Schaden, den der Kreuzer „Emden" der engliſchen Handelsſchiffahrt im Indiſchen Ozean bisher zufügte, auf 20 Millionen Mark, den Inhalt der verſenkten Schiffe auf 50 000 Tonnen. Das Blatt lobt den Kapitän der „Emden", v. Müller, wegen der menſchenfreundlichen Behandlung der engliſchen Beſatzungen und bemerkt dazu, daß in den aſiatiſchen Gewäſſern ſechs engliſche Kreuzer ſeien, die ebenſo ſchnell ſeien wie die „Emden".

10. Oktober.

Der engliſche Kreuzer „Triumph" und die japaniſchen Kreuzer „Niſſin" und „Kaſſuga" haben in aller Eile Hongkong in der Richtung nach dem Malayiſchen Archipel verlaſſen, wo der deutſche Kreuzer „Emden" japaniſche Reisſchiffe zerſtört hat.

21. Oktober.

Vier britiſche Dampfer und ein Bagger ſind von dem deutſchen Kreuzer „Emden" verſenkt worden. Ferner wurde der Kohlendampfer „Exford" mit 7000 Tonnen guter walliſiſcher Kohle an Bord gekapert.

22. Oktober.

Die anglo-indiſche Preſſe verlangt Maßregeln zur Herſtellung der Sicherheit der Schiffahrt nach Indien, deren gänzliche Hemmung durch die Tätigkeit der „Emden" die indiſche Volkswirtſchaft ſchädige. Die indiſche Handelsſtatiſtik für September weiſe gegen September 1913 einen ernſten Rückgang auf, wofür die „Emden" in höherem Maße verantwortlich ſei, als der bloße Kriegszuſtand. Allein der Import von Baumwolle aus Mancheſter ſank im September um zwei Millionen Pfund Sterling. Kalkutta litt beſonders unter dem Rückgang der Ausfuhr von Rohjute und Juteprodukten, der allein im September mehr als drei Millionen Pfund betrug. Die Ausfuhr von Reis, Weizen, Häuten und Fellen ſank um je eine halbe Million, die von Rohbaumwolle und Baumwollgarn um anderthalb Millionen!! Gleiche Klagen kommen aus dem Innern. Die „Times of India" deutet an, daß die Erfolge der „Emden" auf die Stimmung der Eingeborenen einwirken könnten.

23. Oktober.

Die britiſche Admiralität hat, um der wachſenden Beunruhigung über die Tätigkeit der „Emden" und der Unzufriedenheit mit den Maßnahmen der engliſchen Marine entgegenzutreten, folgende amtliche Erklärung veröffentlicht: „Im Atlantiſchen, Großen und Indiſchen Ozean befinden ſich acht oder neun deutſche Kreuzer. Ueber 70 engliſche, japaniſche, franzöſiſche und ruſſiſche Kreuzer, ungerechnet die Hilfskreuzer, wirken zuſammen, um die deutſchen Schiffe aufzufinden. Die große Ausdehnung des Ozeans und die tauſende Inſeln ſetzen die deutſchen Kreuzer in den Stand, faſt endlos zu manöve-

rieren. Die Entdeckung und Vernichtung dieser Fahrzeuge ist also in erster Linie eine Frage der Zeit, der Geduld und des Glücks. Daß die englischen Handelsschiffe in die Hände des Feindes gefallen sind, ist hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben, daß sie die Vorschriften der Admiralität unbeachtet ließen. Die Verlustprozente sind aber niedriger, als vor Kriegsbeginn erwartet wurde. Von 4000 englischen Handelsschiffen sind nur 39 versenkt worden, was nur ein Prozent ausmacht. Die Versicherungsprämie für Ladung ist seit Anfang des Krieges von fünf auf zwei Guineen von Hundert gesunken; nur fünf von tausend Ueberfahrten von England nach überseeischen Häfen sind durch den Feind gestört worden.

25. Oktober.

Die „Emden" hat auch vier japanische Dampfer versenkt.

28. Oktober.

Amtliche russische Meldung: Der russische Kreuzer „Schemtschuk" und der französische Torpedojäger „Mousquet" sind auf der Reede von Penang durch Torpedoschüsse des deutschen Kreuzers „Emden" zum Sinken gebracht worden.

Meldung des russischen Admiralstabs: Am 28. Oktober um 5 Uhr früh näherte sich der Kreuzer „Emden", der einen vierten falschen Schornstein aufgerichtet hatte, in der Dunkelheit den Wachschiffen, die ihn für ein Schiff der Verbündeten hielten. Die „Emden" fuhr unter Dampf gegen den „Schemtschuk", eröffnete das Feuer und schoß einen Torpedo ab, der nahe dem Bug explodierte. Der „Schemtschuk" erwiderte das Feuer, doch schoß die „Emden" einen zweiten Torpedo ab, der den „Schemtschuk" zum Sinken brachte. Von der Besatzung kamen 85 Mann um, 250 wurden gerettet; von diesen sind 112 verwundet.

Einer der überlebenden Russen schildert den Ueberfall folgendermaßen: „Bei Morgengrauen fuhr ein Kriegsschiff, das vier Schornsteine hatte, langsam in den Hafen von Penang ein und blieb etwa 200 Meter von dem russischen Kreuzer zwischen diesem und der Küste liegen. Die russische Wache fragte nach dem Namen, worauf die „Emden" antwortete: „Yarmouth". Plötzlich sah die russische Wache, daß sich der eine Schornstein bewegte; sofort rief sie: „Die „Emden!" und schlug Alarm, aber schon begann die „Emden" das feindliche Schiff zu beschießen, das in seiner Ueberraschung nur schwach und erfolglos antwortete. Nach einer Viertelstunde und nachdem eine Explosion auf dem Russen stattgefunden hatte, war von dem „Schemtschuk" nur noch die Mastspitze zu sehen. Von der russischen Besatzung, die mehr als 350 Köpfe zählte, wurden ein Offizier und 89 Mann getötet und ein Offizier und 107 Mann verwundet. Darauf fuhr die „Emden" auf der andern Seite (Penang hat zwei Zugänge) aus dem Hafen, als ihr der französische Torpedojäger „Mousquet" begegnete, der, ehe er es sich versah, das Schicksal des befreundeten russischen Schiffes teilte. Mit zwei Schüssen war er zum Sinken gebracht. Der Kapitän der „Emden" ließ darauf Boote zu Wasser, um die Mannschaft des Torpedojägers zu retten. Von der Besatzung, die zirka 60 Mann betrug, wurde ein Teil später durch einen Kauffahrer in Sabang (Sumatra) gelandet."

Der vierte Schornstein der „Emden" war eine Attrappe aus Holz oder Karton und hat der „Emden" schon einmal aus der Verlegenheit geholfen. Ein Leutnant z. S., der mit 60 Mann der Besatzung der „Emden" von Engländern beim Kohlen überrascht und gefangen wurde, soll in Singapore erzählt haben, daß die Idee mit dem Schornstein vom Oberingenieur des Kreuzers stamme; dieser ließ den vierten Schornstein machen, als die „Emden" in einem chinesischen Hafen eingeschlossen war, vor dem ein Japaner kreuzte. Die „Emden" spielte „Heil Dir im Siegerkranz" und die japanische Hymne und die Mannschaft rief dreimal Hurra zu den Japanern hinüber, die die „Emden" für einen Engländer und das „Heil Dir im Siegerkranz" für die englische Hymne hielten

und mit dem üblichen Salut die „Emden" vorbeifahren ließen. Die Behauptung, die „Emden" sei unter japanischer oder russischer Flagge in den Hafen von Penang eingefahren, ist später, und zwar von englischer Seite, einwandfrei widerlegt worden.

1. November.

Nach einer Zusammenstellung der „Times" hat die „Emden" bisher fünfzehn englische Dampfer versenkt und fünf gekapert und wieder freigegeben. Die englischen Opfer der „Emden" haben im ganzen einen Gehalt von 93 000 Tonnen.

Der Kaiser hat an den Oberbürgermeister der Stadt Emden folgendes Telegramm gerichtet: Ich beglückwünsche die Stadt Emden zu ihrem Patenkinde im Indischen Ozean, dessen kühne Kreuzerstückchen ein jedes deutsche Herz mit Stolz und Freude erfüllen. Wilhelm, I. R.

4. November.

Dem Kommandanten der „Emden" ist das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse, allen anderen Beamten und Deckoffizieren sowie 50 Unteroffizieren und Mannschaften der Besatzung das Eiserne Kreuz zweiter Klasse verliehen worden.

Das Ende der „Emden"

11. November.

Amtliche englische Meldung: Seit einiger Zeit ist eine umfangreiche Operation gegen den kleinen deutschen Kreuzer „Emden" durchgeführt worden, wobei den englischen Kreuzern durch französische, russische und japanische Schiffe und die australischen Kreuzer „Melbourne" und „Sydney" Hilfe geleistet wurde. Gestern morgen ging der Bericht ein, die „Emden" sei bei den Kokosinseln angekommen und habe auf der Insel Keeling eine bewaffnete Abteilung ausgeschifft, um die drahtlose Station zu vernichten und das Kabel zu durchschneiden. Da wurde „Emden" durch „Sydney" gestellt und zu einem Gefecht gezwungen. In dem heftigen Kampf, der folgte, hatte „Sydney" drei Tote und 13 Verwundete. „Emden" wurde an den Strand getrieben und ist verbrannt.

Bericht des Kommandanten der „Emden", Fregattenkapitäns v. Müller: Der englische Kreuzer „Sydney" näherte sich den Kokosinseln mit hoher Fahrt, als dort gerade eine von S. M. S. „Emden" ausgeschiffte Landungsabteilung das Kabel zerstörte. Das Gefecht zwischen den beiden Kreuzern begann sofort. Unser Schießen war zuerst gut, aber binnen kurzem gewann das Feuer der schweren englischen Geschütze die Ueberlegenheit, wodurch schwere Verluste unter unseren Geschützbedienungen eintraten. Die Munition ging zu Ende und die Geschütze mußten das Feuer einstellen. Trotzdem die Ruderanlage durch das feindliche Feuer beschädigt war, wurde der Versuch gemacht, auf Torpedoschußweite an „Sydney" heranzukommen. Dieser Versuch mißglückte, da die Schornsteine zerstört waren und infolgedessen die Geschwindigkeit der „Emden" stark herabgesetzt war. Das Schiff wurde deshalb mit voller Fahrt an der Nord- (Luv-) Seite der Kokosinseln auf ein Riff gesetzt. Inzwischen war es der Landungsabteilung gelungen, auf einem Schoner von der Insel zu entkommen. Der englische Kreuzer nahm die Verfolgung auf, kehrte aber am Nachmittag wieder zurück und feuerte auf das Wrack S. M. S. „Emden". Um weiteres unnützes Blutvergießen zu vermeiden, kapitulierte ich mit dem Rest der Besatzung. Die Verluste S. M. S. „Emden" betragen: sechs Offiziere, vier Deckoffiziere, 26 Unteroffiziere und 93 Mann gefallen; ein Unteroffizier, sieben Mann schwer verwundet.

Telegramm des deutschen Kaisers an die städtischen Kollegien der Stadt Emden: Herzlichen Dank für Ihr Beileidstelegramm anläßlich des betrübenden und doch so heldenhaften Endes meines Kreuzers „Emden". Das brave Schiff hat auch noch im letzten Kampfe gegen den überlegenen Feind Lorbeeren für die deutsche Kriegsflagge

erworben. Eine neue, stärkere „Emden" wird erstehen, an deren Bug das Eiserne Kreuz angebracht werden soll als Erinnerung an den Ruhm der alten „Emden". Wilhelm I. R.

Die britische Admiralität hat angeordnet, den Ueberlebenden der „Emden" alle kriegerischen Ehren zu erweisen und dem Kapitän und den Offizieren den Säbel zu belassen. Außer Kapitän v. Müller ist auch Leutnant zur See Franz Josef Prinz von Hohenzollern kriegsgefangen. Nach australischen Meldungen befinden sich etwa 150 Mann von der „Emden" unverwundet in englischer Kriegsgefangenschaft.

Fregattenkapitän Karl v. Müller ist ein Neffe des bekannten nationalliberalen Führers Rudolf v. Bennigsen. Karl v. Müller ist im Frühjahr 1891 als Kadett in die kaiserliche Marine eingetreten, wurde 1894 zum Leutnant zur See, 1897 zum Oberleutnant zur See, 1903 zum Kapitänleutnant, 1908 zum Korvettenkapitän und im Januar 1914 zum Fregattenkapitän befördert. Er übernahm 1913 das Kommando des kleinen Kreuzers „Emden". Vorher war er in der Zentralabteilung des Reichsmarineamts tätig gewesen.

* * *

Ueber den Untergang der „Emden" berichtet der Kapitän der „Sydney", Glossop: „Auf einer Patrouillenfahrt erhielten wir ein Funkentelegramm von den Kokosinseln, worauf wir sogleich, es war 7 Uhr morgens, mit Volldampf Kurs auf die Inseln nahmen. Wir erreichten bald eine Geschwindigkeit von 20 Knoten und sichteten um 9.15 Land und sahen fast unmittelbar darauf den Rauch der „Emden", die mit großer Geschwindigkeit auf uns zukam. Sie eröffnete das Feuer um 9.50 Uhr. Ich hielt mich in möglichst großen Abständen, um den Vorteil auszunützen, da ich weittragende Geschütze hatte. Das Feuer der „Emden" war zu Beginn des Gefechtes sehr genau und schnell, ließ aber bald nach. Alle Verluste an Bord der „Sydney" fielen in den Anfang des Gefechtes. Der erste Schornstein der „Emden" wurde zuerst weggeschossen, darauf der vordere Mast. An Bord brach ein schwerer Brand aus, und nachdem der zweite und schließlich der dritte Schornstein umgefallen war, hielt das Schiff auf den Strand zu. Wir gaben noch zwei Salven auf die „Emden" ab und nahmen dann die Verfolgung eines Handelsschiffes auf, das sich während des Gefechtes genähert hatte. Es war das erbeutete britische Kohlenboot „Buresk", das mit einigen Chinesen und Deutschen bemannt war. Die Deutschen bohrten ein Leck in das Schiff, das bald darauf sank. Die „Sydney" kehrte dann zur „Emden" zurück und rettete die im Wasser liegenden Mannschaften. Der deutsche Kreuzer hatte noch die Flagge am Topp. Wir fragten: „Wollt ihr euch ergeben?", erhielten aber keine Antwort, so daß wir wider Willen genötigt waren, um ½5 Uhr das Feuer wieder zu eröffnen. Fünf Minuten später jedoch stellten wir das Feuer ein und begannen zu retten, was noch zu retten war. Am folgenden Tage hatte ein Offizier eine Unterredung mit dem Kapitän der „Emden". Es wurde beschlossen, die Verwundeten und Gefangenen herüberzubringen, was wegen der starken Brandung schwierig war. Der Zustand der „Emden" war unbeschreiblich. Die Verluste an Bord der „Sydney" betrugen vier Tote und zwölf Verwundete. Auf der „Emden" waren acht Offiziere und 111 Mannschaften verwundet. Elf Offiziere und 200 Mann wurden zu Gefangenen gemacht. Unter den Gefangenen befinden sich 54 Verwundete. Die Beschädigung der „Sydney" ist gering, obgleich das Schiff zehnmal getroffen wurde."

Der Offizier der „Sydney", der am Tag nach dem Kampf mit Kapitän v. Müller verhandelte, berichtet über das Zusammentreffen: „Um 11 Uhr waren wir an der Stelle, wo die „Emden" festsaß; ich wurde mit einem unserer Boote zu ihr hinübergesandt. Es war keineswegs leicht, an Bord zu kommen; aber mit Hilfe einer Handreichung der Deutschen, die in einem Haufen auf dem Achterdeck standen, kam ich endlich hinauf und ging zu Kapitän v. Müller und begrüßte ihn. Ich grüßte von meinem Kommandanten

und ſagte, daß, wenn er ſein Ehrenwort geben wolle, ſich als Kriegsgefangener zu betrachten, würden wir ihn und ſeine ganze Mannſchaft an Bord der „Sydney" nehmen und ſie auf dem geraden Wege nach Colombo bringen. Er überlegte ſich das. Ging aber ſchließlich darauf ein. Dann kam die fürchterliche Arbeit, die ſchwer Verwundeten hinunter in unſere Boote zu ſchaffen. Es waren im ganzen wohl 150 Mann, aber glücklicherweiſe hatten wir ausgezeichnet praktiſches Gerät mit, und ſchließlich gelang es, je drei der am ſchwerſten Verwundeten in jedem Boot unterzubringen. Die Deutſchen litten alle zuſammen ſehr an Durſt, ſo daß wir die Waſſerfäſſer aus unſeren Booten an Bord der „Emden" hißten; ſie ſtürzten ſich ſofort über ſie, aber ſie gaben den Verwundeten zuerſt zu trinken.

Sobald ich Gelegenheit bekam, ging ich zu dem deutſchen Kommandanten hin und ſagte: „Die „Emden" hat ausgezeichnet gekämpft." Er ſtutzte bei dieſen Worten und ſagte kurz: „Nein", aber ſofort darauf kam er zu mir hin und ſagte: „Es iſt ſehr freundlich von Ihnen, das zu ſagen; aber ſie hatten ja gleich anfangs das Glück, meine Befehlsleitung zu zerſchießen." Später ging ich eine Runde durch das Schiff; aber ich habe keine große Luſt, zu beſchreiben, was ich ſah. Mit Ausnahme der Vorderſchanze, die faſt unberührt geblieben war, war das ganze Schiff wie ein Schlachthaus. Es war haarſträubend. Der deutſche Arzt bat, der „Sydney" zu ſignaliſieren, etwas Morphium an Bord zu ſchicken, und ich ging nicht wieder hinunter. Unter den deutſchen Offizieren war der Torpedoleutnant V. ein außerordentlich ſtattlicher Mann. Auch Leutnant Sch. war liebenswürdig und obendrein Halbblut-Engländer. Es machte offenbar einen ſtarken Eindruck auf ſie, als ich ihnen erzählte, unſer Kommandant wolle dafür ſorgen, daß nicht Hurra gerufen würde und kein Feſt ſein ſollte, wenn wir mit ihnen in Colombo einlaufen würden. Selbſtverſtändlich wollten wir nichts davon wiſſen, wenn wir mit toten und ſterbenden Feinden hereinkämen. Kapitän v. Müller iſt ein ganz famoſer Mann."

Auch von dem tapferen Landungskorps, das die „Emden" auf den Kokosinſeln zurückließ, liegen genauere Nachrichten vor. Danach erſchien die „Emden" um 6 Uhr morgens im Eingang der Lagune und ließ ſofort eine Barkaſſe und zwei Boote zu Waſſer, die bald darauf drei Offiziere und vierzig Mann landeten; dieſe führten außer ihren Gewehren vier Maſchinengewehre mit ſich. Die kleine Truppe eilte ſofort zu der Telegraphenſtation, entfernte die Telegraphiſten, zerſtörte die Inſtrumente und verteilte Poſten in dem ganzen Gebäude. Alle Meſſer und Schußwaffen wurden dem Stationsperſonal ſelbſtverſtändlich ſofort abgenommen. Die Telegraphiſten arbeiteten bis zum letzten Augenblick, als die deutſchen Seeleute eindrangen. Es gelang ihnen, noch ſchnell einen allgemeinen Hilferuf zu funken, ehe die drahtloſen Apparate zerſtört wurden. Während auch die Kabelſtation außer Betrieb geſetzt wurde, fiſchte eine Abteilung der Deutſchen nach dem Kabel, um es zu durchſchneiden; gleichzeitig wurde das Stationsmagazin in die Luft geſprengt. Leider gelang es nicht, das Kabel zu durchſchneiden. Um 9 Uhr ertönte die Sirene der „Emden" und rief das Landungskorps zurück, das ſich ſofort zu den Booten begab. Die Mannſchaften ſtießen aber nicht ab, da die „Emden" ſich bereits in Bewegung geſetzt hatte, und oſtwärts blickend, ſahen ſie ein fremdes Kriegsſchiff herankommen. Die „Emden" feuerte darauf den erſten Schuß auf 3500 m Entfernung, gleichzeitig nordwärts manöverierend. Je heftiger die beiden Kreuzer ins Gefecht gerieten, umſo weiter entfernten ſie ſich von den Inſeln und entſchwanden ſchließlich den Blicken des zurückgebliebenen Landungskorps, das nur noch wahrnahm, wie das Heck der „Emden" in Brand geriet. Die Deutſchen gingen darauf wieder an Land, ſchwärmten aus, verteilten ſich auf der Küſte der Lagune und ſetzten ſich in Verteidigungsſtellung, um der etwaigen Landung engliſcher Mannſchaften zu begegnen. Die Kreuzer verloren

sich jedoch in der Ferne. Die Deutschen bemächtigten sich darauf des einem Herrn Roß gehörenden Schoners „Ayesha", verproviantierten sich und segelten ab.

Die englische Presse war noch Wochen lang nach dem Untergang der „Emden" voll von Einzelerzählungen über die kühnen Streiche des gefürchteten Gegners. Besonders die Kapitäne und Steuerleute der versenkten englischen Dampfer wußten zu erzählen. Die Offiziere und die Mannschaften der „Emden" waren sehr edelmütig gegen ihre Feinde. Die Offiziere haben ihnen ihre eigenen Kabinen eingeräumt und vom besten Essen gegeben, das sie hatten. Sie erzählten ihnen ganz offen ihre Pläne, daß sie bald wieder von ihnen hören sollten, wenn sie ihnen Lebewohl sagten und die Hand zum Abschied drückten. Sie hatten seit etwa drei Wochen keine Seife gehabt, und als sie in einer gekaperten Ladung einige Kisten Seife fanden, hielten sie erst große Wäsche am eigenen Körper und ihrer Sachen und schickten darauf ein Funkentelegramm an die Regierung in Kalkutta und dankten für die Seife. Sie wußten so genau, wo sich ihre Opfer befanden, daß sie zu der Mannschaft des zuletzt versenkten Dampfers sagten, sie würden zu der und der Zeit einen neuen Fang machen. Interessant sind auch die Erzählungen der deutschen Gefangenen. Schon mehrere Wochen vor dem Untergang war die „Emden" von jeder Verbindung mit der deutschen Regierung abgeschnitten und konnte sich nur durch aufgefangene Funksprüche orientieren. Auch an Bord der gekaperten Schiffe gefundene Zeitungen dienten zur Information. Den dort enthaltenen Schiffsnachrichten entnahm sie die Abgangszeiten der Dampfer und kaperte sie dann an einem bestimmten Punkt, den die Schiffe passieren mußten. Die „Emden" hätte mehrere Passagierdampfer kapern können, tat es jedoch nicht mit Rücksicht auf die Frauen und Kinder an Bord. Ein deutscher Offizier erzählt, daß die Kapitäne der gekaperten Dampfer in der furchtbarsten Weise fluchten, namentlich einer, dem von den Behörden versichert worden war, daß die „Emden" mindestens 1000 Meilen von Colombo entfernt sei, während er eine Stunde darauf gekapert wurde.

Die „Daily News" schreiben zum Untergang der „Emden": „Die englische Nation hat heute nur einen Schmerz, und der ist, daß ein großer Teil der Besatzung der „Emden" umgekommen ist. Der Kapitän der „Emden" ist ein mutiger Mann voll Findigkeit und Ritterlichkeit: er hat die Gefangenen sehr gut behandelt und seine Rolle in bewundernswerter Weise gespielt. Wir freuen uns von Herzen, daß er gerettet ist."

Die deutschen Kreuzer „Scharnhorst", „Gneisenau", „Nürnberg" und „Leipzig" im Großen Ozean

1. September.

Der kleine Kreuzer „Nürnberg" ist in Honolulu eingelaufen, um Kohlen und Proviant einzunehmen. Unter den Mitgliedern der deutschen Kolonie wie unter den Amerikanern herrschte große Begeisterung.

7. September.

Englische Meldung: Das Kabel, das Kanada und Australien verbindet, ist zwischen Britisch Kolumbia und der Fanning-Insel durchschnitten worden. Man vermutet durch den Kreuzer „Nürnberg", der von der „Australia", dem Flaggschiff der australischen Marine, verfolgt wird.

Die Zerstörung des Kabels erfolgte auf der Fanning-Insel. Ein Augenzeuge erzählt: „Am Morgen des 7. September wurden zwei Schiffe gesichtet, und zwar, wie sich herausstellte, der Kreuzer „Nürnberg" und ein Kohlenschiff. Zwei mit Deutschen bemannte Boote stießen von der „Nürnberg" ab und steuerten in großer Eile der Küste zu. Die Insassen warteten nicht einmal, bis die Boote am Strande Grund gefaßt hatten, sondern sprangen schon vorher ins Wasser, forderten mit aufgepflanztem Seitengewehr und ge-

spannten Revolvern die überraschte kleine Schar der Inselbewohner auf, sich zu ergeben und stellten ein Maschinengewehr auf, dessen Mündung sie auf die Hauptgebäude der Kabelstation richteten. Seesoldaten wurden auf der Insel rings umher aufgestellt, während Offiziere und Matrosen, mit Gewehren bewaffnet, nach dem Amtsgebäude marschierten. Die Kabelbeamten waren gerade tüchtig bei der Arbeit und waren vor Schreck wie gelähmt, als sie einen deutschen Offizier mit einem Revolver in der Tür des Arbeitsraumes stehen sahen. „Hände weg von den Apparaten, Sie alle!" befahl er. Alle, mit Ausnahme eines Beamten, gehorchten. Er hörte den Befehl nicht, weil er gerade über seinem Kopfe den Empfänger hatte. Erst als einer seiner Kollegen ihn anrief, merkte er, in welcher Lage er sich befand. Die Leute mußten sich an der Wand aufstellen, während die Matrosen mit Aexten die Instrumente zerstörten. Ein Telegramm war vermutlich aufgegeben worden mit dem Inhalte, daß die „Nürnberg" oder „Leipzig" jeden Tag erwartet würde. Einer der deutschen Offiziere las es und sagte lächelnd: „Sehr interessant, nicht wahr? Ich werde es mir als Andenken mitnehmen."

Eine andere Abteilung versuchte an der Küste das Landungsende des Kabels aufzugraben; da ihr das aber nicht gelang, wurden große Mengen von Dynamit aufgeschichtet und das Kabel in die Luft gesprengt. Eine Mannschaft vom Kohlenschiffe suchte weiter draußen auf der See nach dem Kabel, um es noch mehr zu beschädigen. Noch eine andere Mannschaft legte Dynamit und Schießbaumwolle in den Maschinenraum, in den Kesselraum, in die Kühlanlagen und in den Dynamoraum. Die Explosion dieser Ladungen war schrecklich, aber kein Mensch wurde verletzt. Eine Durchsuchung des Amtes wurde dann vorgenommen und viele wertvolle Schriftstücke wurden mitgenommen. Diese Schriftstücke wurden an Bord der „Nürnberg" gebracht, und ein paar Stunden später erschien der Offizier wieder und rief ein Kommando Matrosen zusammen. Die Schriftstücke hatten nämlich ergeben, daß mehrere wertvolle Instrumente vergraben wären, daß eine Menge vergrabener Waffen und Munition vorhanden wäre, und daß sich im Geldschranke des Amtes dreitausend Dollars befänden. Der Schrank wurde aufgesprengt und das Geld mitgenommen. Die vergrabenen Instrumente wurden zerstört, die Gewehre und die Munition wurden mitgenommen."

In einem anderen Brief heißt es: „Was uns bei diesem Abenteuer den größten Eindruck machte, war die rasende Schnelligkeit, mit der sich alles abspielte. Es schien uns nur Sekunden zu dauern, bis wir völlig abgeschnitten waren. Uns allen war recht unbehaglich zu Mute, aber sie waren sehr freundlich und entsetzlich höflich. „Möchten Sie nicht so liebenswürdig sein und mir eine Axt geben?" lautete z. B. die Aufforderung, als sie die Flaggenstange niederholten. Als zwei Aexte die etwa 40 000 Mark kostenden Vergrößerungsgläser zerschmetterten, sagte ein Matrose entschuldigend: „Es tut mir leid, meine Herren, aber das ist der Krieg." Wir plauderten mit ihnen, und sie rauchten unsere Zigaretten. Sie äußerten alle den brennenden Wunsch, mit japanischen Schiffen zusammenzutreffen."

22. September.

Amtliche französische Meldung: Die deutschen Kreuzer „Scharnhorst" und „Gneisenau" sind vor Papeete auf Tahiti erschienen und haben das kleine Kanonenboot „Zélée", das seit dem 14. September abgerüstet im Hafen lag, in Grund geschossen. Hierauf beschossen sie die Stadt Papeete und fuhren weiter.

Bevor die deutschen Kreuzer vor Papeete erschienen, statteten sie der Insel Bora-Bora bei Tahiti einen Besuch ab. Im „Petit Journal" erzählt ein Bewohner dieser Insel: „Der Gendarmeriebrigadier dieser Insel, der einzige dortige Vertreter der französischen Autorität, gewahrte eines Morgens beim Erwachen Kriegsschiffe ohne Flaggen

in der Bucht. In der Meinung, es könne sich nur um Franzosen oder deren Verbündete handeln, begab er sich an Bord des Schiffes, das er für das Flaggschiff hielt. Er wurde empfangen vom wachthabenden Offizier, der ihm im reinsten Französisch eröffnete, der Admiral werde gern mit ihm sprechen. Sofort wurde er dann beim Admiral eingeführt. Er fand ihn inmitten von Offizieren, die alle Französisch sprachen. Der Admiral erklärte dem Brigadier: „Sie werden mir Lebensmittel, Früchte, Fisch usw. verschaffen. Ich werde alles in Gold bezahlen. Da ich aber aus englischem Gebiet komme, wo ich nur englische Pfunde erhalten konnte, werde ich Ihnen englisches Gold geben." Der Bericht des „Petit Journal" fährt wörtlich fort: „Der wackere Gendarm zog sich mit ausgezeichneten Eindrücken von dem überaus höflichen Admiral und den liebenswürdigen Offizieren zurück. Er hielt es für seine Pflicht, sich mit größtem Eifer zu bemühen, um alles Gewünschte liefern zu können. Ja, um zu zeigen, daß er freundliche Behandlung zu schätzen wisse, forderte er die Eingeborenen sogar auf, den Matrosen Kokosnüsse zu schenken. Er war aber höchst erstaunt, als das Geschenk angenommen und dann doch bezahlt wurde. Dies und manches andere brachte den Brigadier auf den Gedanken, daß es mit den Schiffen nicht geheuer sei. Sein Verdacht fand sich bestätigt, als Eingeborene ihm mitteilten, man könne an den Schiffen durch den Farbenüberstrich die Namen „Scharnhorst" und „Gneisenau" lesen. Jetzt verstand der Brigadier endlich, warum alle seine Versuche, mit den Matrosen zu plaudern, gescheitert waren! Aber es war zu spät! Die Deutschen hatten bereits durch Ausfragen der Begleiter des Brigadiers feststellen können, daß das französische Kriegsschiff „Zélée" im Hafen von Papeete liege, und daß mit seinen Geschützen ein kleines Fort armiert worden sei. Der deutsche Admiral ließ den Brigadier nochmals an Bord rufen. Er bot ihm ein Glas Champagner an und gab seiner Zufriedenheit mit der Verproviantierung Ausdruck. Dann fuhren die deutschen Schiffe ab nach Papeete, das von ihnen mit Erfolg beschossen wurde.

Ueber die Beschießung der „Zélée" und der Stadt Papeete heißt es in einem andern Bericht: „Das Kanonenboot lag im Hafen mit dem von ihm gekaperten deutschen Handelsschiff „Walküre". Als man die Nationalität der beiden Kreuzer erkannte, eröffnete das Fort das Feuer, und die Deutschen blieben eine deutliche Antwort nicht schuldig. Das Feuer erfolgte aus geringer Entfernung, und eine Breitseite folgte der andern, während auf der Insel kein Geschütz vorhanden war, das sich mit den deutschen Achtzöllern hätte messen können. Als die Mannschaft der „Zélée" vollständig wehrlos war, beeilte sie sich, ans Land zu kommen, und bald darauf sank das Fahrzeug, von vielen Geschossen getroffen. Die ganze Beschießung dauerte ungefähr zwei Stunden. Das amerikanische Konsulat hatte die Sterne und Streifen gehißt; die in der Nähe des Konsulats liegenden Häuser wurden infolgedessen verschont. Aber die ganze Wasserfront und das Geschäftsviertel wurden vollständig in Trümmer gelegt. Dann dampften „Scharnhorst" und „Gneisenau" so flott wieder aus dem Hafen heraus, wie sie hineingekommen waren. Das Feuer des französischen Forts war inzwischen sehr kleinlaut geworden."

1. Oktober.

Der deutsche Kreuzer „Leipzig" hat in den letzten Tagen zwei englische Handelsschiffe in den Grund gebohrt. Die Besatzungen wurden durch deutsche Schiffe an der südamerikanischen Küste gelandet.

5. Oktober.

Der kleine Kreuzer „Leipzig" hat den kanadischen Kreuzer „Rainbow" und den französischen Panzerkreuzer „Montcalm" im nördlichen Teil des Stillen Ozeans angegriffen. Beide feindlichen Schiffe sind beschädigt. Der Angriff der „Leipzig" auf die feindlichen Kriegsschiffe ist ein besonders kühnes und schneidiges Unternehmen gewesen.

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

S. M. großer Kreuzer „Scharnhorst" (Flaggschiff)

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

S. M. großer Kreuzer „Gneisenau"

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

S. M. kleiner Kreuzer „Nürnberg"

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

S. M. kleiner Kreuzer „Leipzig"

12. Oktober.

Zuſammenfaſſender Bericht über die bisherige Tätigkeit des deutſchen Kreuzergeſchwaders unter Vizeadmiral Graf Spee, von einem Angehörigen des Admiralſchiffs „Scharnhorſt“: „Wir ſind ſeit dem 26. Juni unterwegs und ſeit dem 12. Juli dauernd gefahren. Die Tage in Ponape muß man auch als Fahrtage rechnen; wir gingen nämlich Seewache durch. Dort haben wir unſre Schiffe mobiliſiert: nämlich unſere „Scharnhorſt“, die „Gneiſenau“, ſowie die „Nürnberg“, die ſofort von Amerika zurückgerufen worden war. Wie wir durch unſern Zeitungsdienſt erfuhren, wuchs die Spannung zwiſchen Oeſterreich und Serbien ſtändig. Bei uns wurde ſchon alles klar gemacht. am 6. Auguſt verließen wir Ponape in Begleitung der „Titania“, unſeres Hilfskreuzers. Keiner wußte, wohin es ging oder wann und wo wir den Feind treffen würden. Nachmittags hielt unſer Admiral, Vizeadmiral Graf v. Spee, eine kernige Anſprache an unſere Beſatzung, die mit einem dreifachen kräftigen Hurra auf Kaiſer und Reich endete. Die Stimmung an Bord war tadellos. Unſern Kurs nahmen wir nach Nordoſt und liefen am 11. Auguſt eine Inſel an, wo ſich am 11. und 12. Auguſt unſere Kohlen- und Lebensmitteldampfer einfanden. Alles arbeitete ſo, wie wir es vorausgeſehen hatten. Am 13. Auguſt fuhren wir, mit allem wohl verſehen, weiter. Am 18. Auguſt erreichten wir die Marſchallinſel. Aber ſchon nach dreitägiger Kohlenübernahme ging es wieder in See. Die „Emden“ verließ uns mit Sonderbefehl am 22. Auguſt, ebenſo die „Nürnberg“. Am 6. September trafen wir wieder mit der „Nürnberg“ zuſammen. Sie brachte uns engliſche und amerikaniſche Zeitungen aus Honolulu. Nun bekamen wir einigermaßen Ueberſicht über den Stand zu Hauſe. Alles war in fröhlichſter Laune. Der Ozean iſt ſo groß und weit: deshalb fahren wir faſt nur mit der „Gneiſenau“ zuſammen, damit wir möglichſt viele feindliche Handelsdampfer kapern können. Auch ſind wir ja nicht der großen feindlichen Uebermacht gewachſen. In Honolulu hatten ſich 37 Kriegsfreiwillige, faſt alles Deutſch-Amerikaner, an Bord geſchlichen; ſie kamen erſt auf hoher See zum Vorſchein. Am gleichen Abend (6. September) verließ uns die „Nürnberg“, um die engliſche Kabelſtation zu zerſtören. Sie lief am 7. September die Fanning-Inſel an und ſtieß darauf wieder zu uns. Sie hatte die Station in die Luft geſprengt, das Kabel gekappt und in See geſchleppt. Ferner erfuhren wir, daß feindliche Streitkräfte in Apia, der Hauptſtadt von Samoo, wären. Sofort fuhren wir mit der „Gneiſenau“ dorthin, wurden aber bitter enttäuſcht. Der Feind hatte bereits am 29. Auguſt Apia verlaſſen und die Stadt mit 800 Mann beſetzt. Wir fuhren weiter, ergänzten bei den franzöſiſchen Geſellſchaftsinſeln unſeren Kohlenvorrat und holten etwas Friſchfleiſch. Am 22. September erſchienen wir vor Papeete auf der franzöſiſchen Inſel Tahiti. Es iſt bekannt, daß die Unſrigen dort die drei Forts, das Kanonenboot „Zélée“, die Werft und das Kohlenlager vernichteten. Die Forts ſchoſſen viel zu kurz. Wir feuerten ganz langſam, jeder Schuß ſollte ſitzen. Heute, am 12. Oktober, ſtieß auch die „Dresden“*) zu uns. Vielleicht gibt es noch ein Gefecht mit vier engliſchen Kreuzern, die die „Dresden“ verfolgten. Ebenſo ſoll die „Leipzig“ zu uns ſtoßen, der ein japaniſcher Kreuzer namens „Idzuma“ auf der Spur iſt.“

Die Seeſchlacht bei Santa Maria

1. November.

Amtliche engliſche Meldung: Am 1. November begegneten die Kreuzer „Good Hope“, „Monmouth“ und „Glasgow“ den deutſchen Kreuzern „Scharnhorſt“, „Gneiſenau“, „Leipzig“ und „Dresden“. Beide Flottenabteilungen

*) Die „Dresden“ hatte an der atlantiſchen Küſte Amerikas operiert (vgl. I, S. 166).

steuerten in südöstlicher Richtung bei starkem Wind und hohem Seegang. Das deutsche Geschwader wich dem Kampf bis zum Sonnenuntergang aus, bis ihm die Lichtverhältnisse bedeutenden Vorteil gewährten. Der Kampf dauerte eine Stunde. „Good Hope" und „Monmouth" gerieten schon bald in Brand; aber die Schiffe kämpften weiter, bis es beinahe ganz dunkel war. Zu dieser Zeit erfolgte die erste Explosion auf der „Good Hope". Das Schiff kenterte. Die „Monmouth" änderte ihren Kurs, schien aber nicht wegkommen zu können und wurde von der „Glasgow" geleitet, die während des ganzen Kampfes mit der „Leipzig" und der „Dresden" gefochten hatte. Nun näherte sich der Feind wieder und beschädigte die „Monmouth". „Die „Glasgow" wurde ebenfalls unter das Feuer des Panzerkreuzers genommen und zog ab. Nun griff der Feind wieder die „Monmouth" an, mit welchem Ergebnis, ist nicht sicher bekannt. Die „Glasgow" ist nicht schwer beschädigt; weder „Otranto" noch „Canopus", die bei dem Kampfe zugegen waren, haben daran teilgenommen.

Dienstliche Meldung des deutschen Geschwaderchefs, Vizeadmirals v. Spee: Am 1. November trafen auf der Höhe von Coronel S. M. Schiffe „Scharnhorst", „Gneisenau", „Leipzig" und „Dresden" die englischen Kreuzer „Good Hope", „Monmouth", „Glasgow" und den Hilfskreuzer „Otranto". S. M. Schiff „Nürnberg" war während der Schlacht detachiert. Bei schwerem Seegang wurde das Feuer auf große Entfernung eröffnet und die Artillerie der feindlichen Schiffe in 52 Minuten zum Schweigen gebracht. Das Feuer wurde nach Einbruch der Dunkelheit eingestellt. „Good Hope" wurde, durch Artilleriefeuer und Explosionen schwer beschädigt, in der Dunkelheit aus Sicht verloren. „Monmouth" wurde auf der Flucht von der „Nürnberg" gefunden. Sie hatte starke Schlagseite, wurde beschossen und kenterte. Die Rettung der Besatzung war wegen des schweren Seegangs und aus Mangel an Booten nicht möglich. „Glasgow", anscheinend leicht beschädigt, entkam. Der Hilfskreuzer flüchtete nach dem ersten Treffer aus dem Feuerbereich. Auf unserer Seite keine Verluste, nur unbedeutende Beschädigungen.

Der Kaiser hat dem Chef des Kreuzergeschwaders, Vizeadmiral Graf v. Spee, das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse, einer großen Anzahl von Offizieren und Mannschaften des Geschwaders das Eiserne Kreuz zweiter Klasse verliehen.

Vizeadmiral Graf Maximilian v. Spee, geboren am 22. Juni 1861 zu Kopenhagen, gehört der Marine seit 1878 an. Als Leutnant zur See war er 1884/85 an Bord der „Möve" kommandiert, die im Dienste unserer damals einsetzenden Kolonialpolitik an den verschiedensten Küstenplätzen Westafrikas die deutsche Flagge hißte. 1887/88 versah er das Amt eines Hafenkommandanten in Kamerun. 1892 zum Kapitänleutnant befördert, war er u. a. Adjutant bei der Inspektion der Marineartillerie, Flaggleutnant beim Kommando der zweiten Division des ersten Geschwaders und Adjutant bei der ersten Marineinspektion. 1897 wurde er Flaggleutnant bei dem Kommando der aus Anlaß der Besitzergreifung des Kiautschougebietes gebildeten zweiten Division des Kreuzergeschwaders, die unter dem Befehl des Prinzen Heinrich im Dezember 1897 die Ausreise antrat. In diesem Kommando blieb er bis Frühjahr 1899, in welchem Jahre er zum Korvettenkapitän aufrückte. Im Herbst desselben Jahres wurde er erster Offizier des Linienschiffes „Brandenburg". Dies gehörte der zweiten Division des ersten Geschwaders an, die 1900 anläßlich der Chinawirren nach Ostasien entsandt wurde. Nach der Rückkehr in die Heimat war Graf v. Spee zunächst Vorsitzender der Minenversuchskommission, dann bis 1905 Dezernent bei der Waffenabteilung des Reichsmarineamts, in welchem Kommando er 1904 zum Fregattenkapitän und 1905 zum Kapitän zur See aufrückte. Er befehligte hierauf das Linienschiff „Wittelsbach", wurde 1908 zum Chef des Stabes beim Kommando der Nordseestation und 1910 nach Beförderung zum Konteradmiral zum zweiten Admiral der Aufklärungsschiffe ernannt. Vom Herbst 1911 bis Sommer 1912 stand er zur Verfügung des Chefs der Ostseestation, hierauf übernahm er die Führung des Kreuzergeschwaders, dessen Chef er 1913 als Vizeadmiral wurde.

* * *

Skizze über den Verlauf der Seeſchlacht bei Santa Maria.

Der Verlauf der Seeſchlacht an der chileniſchen Küſte ergibt ſich in großen Zügen aus der obenſtehenden Kartenſkizze, die der „Times" entnommen iſt. Dieſe gibt dazu folgenden Kommentar:

„1. November 4 Uhr 50 bis 5 Uhr nachmittags: Die „Glasgow" ſichtet den Feind und ruft von Nordweſten das engliſche Geſchwader herbei.

5.30 bis 6.30 nachmittags: Das britiſche Geſchwader ordnet ſich in Kiellinie mit Kurs nach Süden, während der Feind etwa ſieben Meilen (11 Kilometer) öſtlich ebenfalls ſüdlichen Kurs annimmt.

6.40 nachmittags: Das deutſche Geſchwader beginnt den Kampf in etwa 10 000 Yards (9 Kilometer) Entfernung. Die „Otranto", die nur ein Hilfskreuzer iſt, biegt alsbald nach Südweſten ab.

7 Uhr nachmittags: Das britiſche Geſchwader eröffnet das Feuer, nachdem der Feind bis auf 4500 Yards (etwa 4 Kilometer) nahe gekommen war.

7 Uhr bis 7.15 nachmittags: „Monmouth" wird kampfunfähig und dreht nach Südoſt. „Good Hope" wird ebenfalls kampfunfähig und dreht nach Südoſt.

7.30 nachmittags: „Glasgow" biegt nach Südweſt und ſetzt gegenüber dem deutſchen Geſchwader, das in einer Entfernung von 6300 Yards (etwa 5½ Kilometer) fährt, ihre Fahrt nach der Magalhaens-Straße fort."

Eine ausführliche Schilderung der Seeschlacht bei Santa Maria gibt der Korrespondent des „Berliner Tageblatts“ in Buenos Aires: „Die Vereinigung der deutschen Schiffe vollzog sich nördlich von Valparaiso, worauf sie gemeinsam südwärts dampften auf der Suche nach den Engländern. Sonntag den 1. November nachmittags steuerten die vier deutschen Schiffe in Frontlinie und zwar in folgender Ordnung: der Panzerkreuzer „Scharnhorst“ zunächst der Küste, darauf „Gneisenau“, „Dresden“ und „Leipzig“. Beträchtlich zurück folgte der kleine Kreuzer „Nürnberg“ mit den Transportdampfern. Die englische Division, bestehend aus dem Panzerkreuzer „Monmouth“, dem geschützten Kreuzer „Glasgow“ und dem Hilfskreuzer „Otranto“ kam in Kiellinie von Süd nach Nord herauf, um sich zwischen Talcahuano und Coronel mit dem Panzerkreuzer „Good Hope“ zu vereinigen, der von Westen kam. Da beide Geschwader aufeinander losfuhren, mußten sie sich begegnen. Als das deutsche sich der Höhe von Concepcion näherte, sichtete es den Feind; es war kurz nach 6 Uhr nachmittags, es blies ein wütender Nordsturm. Kaum sahen die Engländer sich bemerkt, als sie nach Süden wendeten und Kurs auf die Küste nahmen, in der offenbaren Absicht, neutrale Küstengewässer zu gewinnen und dem Kampf auszuweichen. Die Deutschen jedoch vereitelten das Manöver und schoben sich zwischen die Küste und die Engländer, diese zum Kampfe zwingend. Gleichzeitig gingen die deutschen Schiffe von der Front- in die Kiellinie über: „Scharnhorst“ an der Spitze, dann „Gneisenau“, „Dresden“ und „Leipzig“. In diesem Augenblick erschien im Westen die „Good Hope“ unter Volldampf Kurs SO. und setzte sich an die Spitze ihrer Kameraden in Kiellinie. In dieser Formation steuerten die beiden Geschwader parallel südwärts, die vier deutschen Schiffe auf der Küsten-, die vier britischen auf der Seeseite, die ersteren bestrebt, den Abstand zu verkürzen. Um 6 Uhr 30 Minuten signalisierte „Scharnhorst“ als Abstand 10 500 Meter zwischen sich und „Good Hope“, dem Flaggschiff. Während weiterer zwei Minuten verkürzten die Deutschen den Abstand und um 6 Uhr 32 Minuten feuerten sie die erste Salve, an der je zwei 21-Zentimeter-Geschütze vorne, achtern und Steuerbord von „Scharnhorst“ und „Gneisenau“, also zusammen zwölf Geschütze teilnahmen, alle auf „Good Hope“ gerichtet. Mit je zwölf Schüssen gleichzeitig setzten die Deutschen das Feuer fort. Zunächst traten die kleinen Kreuzer nicht in Tätigkeit, einmal, weil auf 10 000 Meter ihre Artillerie wirkungslos war, sodann weil sie von dem schweren Seegang überspült wurden. Die „Good Hope“ konnte nicht antworten, denn der wütende Sturm nahm ihr das Gleichgewicht. Aus demselben Grunde war anfänglich das deutsche Feuer wenig sicher, darum bog die deutsche Linie weiter nach Südwest ab, sich der englischen immer mehr nähernd und weiter feuernd. Erst als der Abstand sich auf 6000 Meter verkürzt hatte, erwiderte die „Good Hope“ das Feuer, jedoch nur mit ihren beiden 24-Zentimeter-Geschützen. Zwar verfügte sie an Backbord noch über acht 16-Zentimeter-Geschütze, konnte sie aber nicht verwenden, weil sie zu tief lagen. Drei Granaten hatte sie mit ihren 24-Zentimeter-Geschützen verfeuert, als sie eine deutsche Salve erhielt; ein Geschoß schlug in den Turm, ein Brand brach aus und „Good Hope“ mußte das Feuer einstellen; „Monmouth“ deckte sie, selbst weiter kämpfend. Die Entfernung betrug inzwischen 5000 Meter, und die Deutschen brachten ihre 15-Zentimeter-Geschütze ins Gefecht. Es kämpften nur noch „Monmouth“ und „Glasgow“ gegen vier Gegner, die dank ihrer Konstruktion von dem Seegang weniger zu leiden hatten. Die „Otranto“ war beschädigt außer Feuerbereich gegangen. Die beiden deutschen Panzerkreuzer vereinigten nunmehr ihre je sechs 21-Zentimeter-Geschütze auf „Monmouth“ und lösten die erste Salve: vier Schüsse trafen. Eine zweite Salve von zwölf Granaten folgte, das englische Schiff war durchsiebt. Flammen schlugen empor, eine riesige Woge brach über Bord. Das Feuer der Engländer war wirkungslos, vielleicht wegen mangelnder Geschicklichkeit der Artilleristen, aber hauptsächlich wegen

des Sturmes. Bei ruhiger See würden die englischen Schiffe mit hinreichendem Erfolg in Aktion getreten sein, im Sturm war ihre Leistungsfähigkeit gering. Ihnen fehlte Stabilität, und schon darum gingen ihre Schüsse zu weit oder zu kurz. Auf kürzerer Entfernung hätten sie ihre überlegene Mittelartillerie voll ausnutzen können, aber Vizeadmiral v. Spees Taktik erreichte vorher die Zerstörung der Schiffe. Die sechzehn 15,2-Zentimeter-Geschütze der „Good Hope" waren auf beiden Seiten zu je zweien übereinander angebracht, so daß bei dem schweren Seegang die unteren Geschütze alle Augenblicke unter Wasser lagen. „Monmouth" erzielte mit einem 15,2-Zentimeter-Geschoß auf der „Gneisenau" einen Treffer zwischen den beiden vorderen 21-Zentimeter-Geschützen, ohne den Turm zu durchschlagen. Ein anderes Geschoß der „Monmouth" traf die Panzerung über der Wasserlinie, ohne Schaden anzurichten."

Die in dem vorstehenden Bericht nun folgende Darstellung des Untergangs der „Monmouth", ist, wie Briefe von Augenzeugen beweisen, nicht ganz genau. „Nachdem die „Monmouth" schon mächtig Schlagseite hatte," schreibt ein deutscher Matrose, „versuchte sie auszureißen, ist jedoch gerade der „Nürnberg" in die Arme gelaufen. Auf der „Nürnberg" sind sie sich zuerst nicht klar gewesen, um was für ein Schiff es sich handelte. Anfangs haben sie geglaubt, es sei die „Dresden". Sie haben dann drahtlos angefragt, jedoch ohne Antwort zu erhalten, dann durch Lichtsignale — es war ja schon Nacht — jedoch ohne Erfolg. Dann sind sie vorsichtig näher herangegangen und haben schließlich den Scheinwerfer spielen lassen, worauf sie die englische Flagge erkannten. Darauf wurde die „Monmouth" aufgefordert, die Flagge zu streichen; zehn Minuten wurden gewartet. Währenddessen hatte der Engländer noch manövriert, so daß die „Nürnberg" ihn nun von vorn hatte, während er ihr erst die Breitseite, und zwar gerade die Schlagseite zeigte. Nach Ablauf der zehn Minuten eröffnete die „Nürnberg" das Feuer, worauf die „Monmouth" langsam zu sinken begann."

„Bis zum Untergang der „Monmouth", fährt der Bericht des „Berliner Tageblattes" fort, „lag es im Plane des deutschen Admirals, sich zwecks größerer Treffsicherheit den Engländern zu nähern, zu nahe aber wollte er nicht herangehen, um die Torpedobewaffnung der noch schwimmenden „Good Hope" und „Glasgow" matt zu setzen, auf deren Anwendung er selbst im vollen Vertrauen auf die Ueberlegenheit seiner Artillerie gänzlich verzichtete. Darum ging er nach dem Untergang der „Monmouth" unter stetem Feuer von 4500 Meter wieder bis auf 6300 Meter. „Glasgow", beschädigt, suchte alsbald die hohe See, und von „Good Hope" war das letzte, was man bei Einbruch völliger Dunkelheit um 7 Uhr 13 bemerkte, eine heftige Explosion. Die „Nürnberg" suchte während der ganzen Nacht vergebens nach einer Spur des verschwundenen Schiffes und hätte auch keinerlei Rettungsversuche der Mannschaft machen können, da der Sturm ein Aussetzen von Booten aussichtslos machte. Während der Nacht wurden verschiedene drahtlose Anfragen der „Glasgow" an die „Good Hope" aufgefangen, ohne daß diese geantwortet hätte. Da erneutes Suchen bei Tageslicht erfolglos blieb, ist anzunehmen, daß auch die „Good Hope" mit ihren 14 800 Tonnen und 900 Mann auf dem Meeresgrunde liegt." Diese Annahme wird durch folgende Eintragung im Loggbuch der „Glasgow" bestätigt: „7 Uhr 30 Minuten abends: Furchtbare Explosion auf „Good Hope". Flammen bis 2000 Fuß Höhe. Vollständige Vernichtung muß gefolgt sein."

Unsicher ist der Verbleib des englischen Kreuzers „Canopus", der, wie die britische Admiralität amtlich erklärte, unter Admiral Cradock dem Geschwader in die chilenischen Gewässer nachgeschickt worden war. Er muß bei der Seeschlacht zum mindesten in der Nähe gewesen sein, denn der gerettete Funkentelegraphist der gesunkenen „Good Hope" berichtet, er sei mit noch vier Mann von der „Canopus" aufgenommen worden; die übrige Besatzung sei umgekommen. Ein New Yorker Telegramm besagt, Admiral

Cradock sei mit der „Canopus" durch einen kleinen deutschen Kreuzer — gemeint ist offenbar die zu Anfang des Kampfes detachierte „Nürnberg" — irregeleitet worden, habe ihm aber mit der langsamen „Canopus" nicht folgen können. Andererseits scheint es, daß Admiral Cradock ums Leben gekommen ist, denn der Generalgouverneur von Kanada, Herzog von Connaught, hat dem Ersten Lord der Admiralität ein Telegramm gesandt, worin er im Namen der kanadischen Regierung der britischen Marine „das tiefste Beileid an dem Verlust des tapfern Admirals Cradock und der Mannschaft der „Good Hope" und des „Monmouth" ausspricht. Admiral Cradock ist also offenbar an Bord der „Canopus" gefallen.

Der schwer beschädigte englische Kreuzer „Glasgow" tauchte bald darauf in Rio de Janeiro auf, wo er seine Ausbesserungen vornahm.

S. M. kleiner Kreuzer „Karlsruhe"

1. September.

Durch den Brief eines Offiziers des neuen argentinischen Dreadnoughts „Rivadavia", den die „Deutsche Zeitung" in Porto Alegre veröffentlicht, erfährt man nachträglich von ein paar kühnen Stückchen des deutschen Kreuzers „Karlsruhe", die sich schon in den ersten Tagen des Krieges zugetragen haben müssen. Der Brief lautet: „Wir befanden uns in Puerto Rico, als ein deutscher Kreuzer namens „Karlsruhe" in den Hafen einlief. Ein französisches und ein englisches Kriegsschiff, beide von größerem Gefechtswert als die „Karlsruhe", erwarteten diese, um ihr die Einfahrt in den Hafen zu verlegen, wo sich der Deutsche mit Kohlen versehen wollte. Der Kommandant der „Karlsruhe" ließ sich jedoch nicht aufhalten, erzwang sich vielmehr die Einfahrt unter Geschützfeuer auf die feindlichen Kriegsschiffe. Hierbei erlitt der deutsche Kreuzer Haverie. Beim Einlaufen in den Hafen gab er den Ehrensalut, den die Yankees auf Anordnung des Gouverneurs nicht erwiderten. Der Truppenkommandant und der Hafenbefehlshaber schritten indessen ein und wiesen auf die Verfügungen des Präsidenten der Vereinigten Staaten hin, so daß der deutsche Kreuzer, gemäß dem Kriegsreglement, sich mit Kohlenvorrat bis zum nächsten Hafen versehen durfte. Der Kreuzer nahm sogar mehr Kohlen als nötig und verblieb zehn Stunden im Hafen. Um 7½ Uhr abends lief er mit abgeblendeten Lichtern wieder aus. Der Anblick des mit voller Maschinenkraft fahrenden Schiffes war großartig. Außerhalb des Hafens erwarteten ihn statt zwei jetzt vier feindliche Kriegsschiffe, noch stärker als die am Morgen anwesenden, so daß der deutsche Kreuzer alle Veranlassung hatte, umzukehren, einmal wegen der bereits erlittenen Havarien, zum zweiten, weil die Uebermacht ihm ein sicheres Ende zu garantieren schien. Aber in der Wahl, entweder abgerüstet im Hafen zu verbleiben oder den drohenden Gefahren entgegenzufahren, entschied sich der Kommandant als guter Deutscher für das letztere. Wie ein Blitz fuhr die „Karlsruhe" mit 28 Knoten Geschwindigkeit zum Hafen hinaus, und erst in einer Entfernung von 1000 Metern begannen die vier feindlichen Kreuzer zu schießen; die „Karlsruhe" entkam, eine Möglichkeit, mit der wir nie gerechnet hatten. Aber nicht zufrieden hiermit, wandte sich die „Karlsruhe" nach Britisch-Barbados, hißte die deutsche Flagge daselbst, nahm soviel Lebensmittel und Kohlen an Bord, wie möglich war und verbrannte den Rest. Vorher hatte sie schon zwei Handelsdampfer in den Grund gebohrt, deren Mannschaft gerettet wurde. Von all diesen Stückchen spricht man in Puerto Rico in allen Zungen mit der größten Bewunderung."

4. September.

Nach englischen Meldungen lief der deutsche Kreuzer „Karlsruhe" nach einem Kampfe mit den englischen Kreuzern „Berwick" und „Suffolk" in den Hafen von Willemstad (Curacao) ein.

1. November.

Der deutsche Kreuzer „Karlsruhe" hat bis jetzt 17 englische Handels- und Passagierdampfer versenkt.

Ueber die Art, wie die „Karlsruhe" bei ihren Kaperungen verfährt, liegt eine ganze Reihe übereinstimmender Schilderungen vor. Die Passagiere des zuletzt versenkten großen belgischen Personendampfers „Van Dyck" erzählen: „Die Besatzung der „Karlsruhe" behandelte die Gefangenen mit außerordentlicher Freundlichkeit, fast sogar mit Ehrerbietung. Die Beschlagnahme der Schiffe geht wie folgt vor sich: Ein Leutnant der „Karlsruhe" steigt an Bord und drückt sein Bedauern darüber aus, durch den Krieg genötigt zu sein, die Reise des Schiffes zu unterbrechen und die Passagiere zeitweilig festhalten zu müssen. Sodann wendet sich der Offizier mit denselben freundlichen Worten an die Mannschaft. Nachdem er in den Bureaus an Bord das bare Geld beschlagnahmt hat, kehrt der Leutnant an Deck zurück, um allen Passagieren, wie es auch an Bord des „Van Dyck" geschah, die im Geldschrank verwahrten Wertsachen zurückzugeben. Auch bot der Offizier den Passagieren überaus liebenswürdig Ansichtskarten vom Kreuzer „Karlsruhe" an."

Bis Mitte Oktober war die „Karlsruhe" ständig von der „Krefeld" begleitet, die die Besatzungen der versenkten Schiffe aufnahm. Die Gefangenen wurden gut behandelt, man gab sogar Konzerte, um ihnen eine Freude zu bereiten. Die „Karlsruhe" hatte außerdem noch folgende Fahrzeuge im Gefolge: „Rio-Negro", „Patagonia", „Asunzion", „Indrani", die mit einer Ladung von 7000 Tonnen Kohlen genommen wurde, und „Farme", ebenfalls mit Kohlen. Diese Fahrzeuge wurden in einem Abstande von ungefähr 10 km von beiden Seiten des Kriegsschiffes entfernt gehalten, und gaben der „Karlsruhe" Nachricht über jedes Schiff, das in Sicht kam. Denn die gekaperten Schiffe waren alle mit drahtlosen Telegraphiestationen versehen; wenn sie ein Handelsschiff trafen, benachrichtigten die ihnen als Besatzung mitgegebenen deutschen Matrosen die „Karlsruhe". So erging es z. B. dem englischen Dampfer „Condor". Dieser hatte nicht die geringste Ahnung von der Anwesenheit eines feindlichen Kriegsschiffs, als er der „Farme" begegnete, auf deren Mast die britische Flagge wehte. Die „Farme" gab dem „Condor" zu verstehen, zu halten. Der „Condor" hielt und die „Farme" fragte, ob der „Condor" vielleicht irgendwelche deutsche Kreuzer gesehen habe. Inzwischen machte die „Farme" Mitteilung an den Kreuzer „Karlsruhe", der sofort in Sicht kam. Die britische Flagge auf der „Farme" wurde heruntergezogen und die deutsche Flagge an ihre Stelle gesetzt. Die Mannschaft des „Condor" wurde an Bord der „Krefeld" gebracht und der „Condor" versenkt.

Am 22. Oktober setzte die „Krefeld" die Mannschaften der bis dahin gekaperten vierzehn Dampfer in Santa Cruz de Teneriffa auf den Kanarischen Inseln ans Land, — 439 Mann, eine aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengewürfelte Gesellschaft.

9. November.

Der Kaiser hat dem Kommandanten des kleinen Kreuzers „Karlsruhe", Fregattenkapitän Köhler, das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse, allen Offizieren, Beamten, Deckoffizieren, sowie 50 Unteroffizieren und Mannschaften dieses Schiffes das Eiserne Kreuz zweiter Klasse verliehen.

Fregattenkapitän Erich Köhler ist im Frühjahr 1891 als Kadett in die Marine eingetreten. Er wurde 1907 Kapitänleutnant, im Juni 1913 Fregattenkapitän. Im Herbst 1909 in den Admiralstab versetzt, wurde Köhler ein Jahr später dem General-Inspekteur der Marine, Prinzen Heinrich, als Adjutant zugeteilt und blieb in dieser Stellung bis zu seiner im Herbst 1913 erfolgten Ernennung zum Kommandanten des Turbinenkreuzers „Karlsruhe", der damals Probefahrten vornahm. Im letzten Winter erhielt er vorübergehend das Kommando des kleinen Kreuzers „Dresden", das er kurz vor Ausbruch des Krieges mit dem der „Karlsruhe" vertauschte.

Die deutschen Hilfskreuzer

14. September.

Amtliche englische Meldung: Der englische Hilfskreuzer „Carmania" versenkte einen bewaffneten deutschen Dampfer, vermutlich „Cap Trafalgar", nach zweistündigem Gefecht. „Carmania" hatte neun Tote.

Amtliche deutsche Meldung: S. M. Hilfskreuzer „Cap Trafalgar" ist in der Nähe der brasilianischen Küste nach heftigem Kampf mit dem Hilfskreuzer „Carmania" untergegangen. Die Besatzung ist durch den deutschen Dampfer „Eleonore Wörmann" gerettet worden.

Ueber den Untergang der „Cap Trafalgar", eines der neuesten Schiffe der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, berichtet ein Augenzeuge: „Am 14. September mußten wir auf hoher See Kohlen nehmen, da tauchte gegen 12 Uhr eine Rauchwolke am Himmel auf. Sofort wurde „Klar Schiff" angeschlagen und alles zum Gefecht bereit gemacht. Ich bezog meine Gefechtsstation in der Maschine, 11.59 mittags krachte der erste Schuß, das entgegenkommende Schiff feuerte auf uns. Nun war ein heftiges Gefecht im Gange, der Gegner war bedeutend besser armiert, er hatte mindestens acht große Geschütze und konnte ganze Breitseiten abfeuern, während wir zeitweise nur ein Geschütz ins Gefecht bringen konnten. Außerdem bot unser Schiff ein viel zu großes Ziel. Trotzdem schoß der Engländer, denn ein solcher war es, schlecht. Das Gefecht währte beinahe zwei Stunden, kurz vor zwei Uhr neigte sich „Cap Trafalgar" auf die rechte Seite, wir hatten vorne ein starkes Leck bekommen, durch das das Wasser unaufhaltsam eindrang. Als wir über 30 Grad nach Steuerbord lagen, gab der Kommandant, Korvettenkapitän Wirt, Befehl, das Schiff zu sprengen, damit es nicht in Feindeshand fallen sollte, da es nicht mehr manövrierfähig war. Die Sprengpatronen wurden in der Maschine angeschlagen und dann erst der Befehl gegeben, sich zu retten. Zehn Minuten hatte man Zeit. Ich darf mit Stolz sagen, daß ich einer der letzten war. Oben bot sich mir ein grauenvolles Bild der Verzweiflung. Die Boote waren schon fort. Da wurde auf einmal das Flaggenlied gesungen. Wer noch an Bord war, sang mit. Drei Hurra für Seine Majestät und dann über Bord gesprungen. Kaum war ich im Wasser, da krachten die Sprengpatronen und die schöne stolze „Cap Trafalgar" ging um zwei Uhr unter den Hurrarufen der Mannschaften unter, die in den Booten war, oder im Wasser schwamm. Aber auch der Feind hatte genug, er konnte sich nicht mehr um uns kümmern, er brannte lichterloh und was aus ihm geworden ist, weiß niemand. Zu unserem Glück war die „Eleonore Wörmann", die uns Kohlen gebracht hatte, in der Nähe. Nachdem ich zwei Stunden geschwommen hatte, wurde ich von der „Eleonore Wörmann" gerettet. Der Feind verschwand brennend in der Ferne. Wir haben alle nur das nackte Leben gerettet."

Im ganzen verlor „Cap Trafalgar" nur 15 Mann, und auch diese wären nicht alle umgekommen, wenn sie nicht zum Teil den Haifischen zum Opfer gefallen wären. Auch der Kommandant ging unter, mit zwei Oberleutnants, die, wie es in einem Brief heißt, „sich das zur Ehre anrechneten". Die gerettete Besatzung wurde auf der argentinischen Insel Martin Garcia bei Buenos Aires interniert.

25. September.

Der deutsche Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm" hat vor einigen Tagen ein englisches Schiff, das nach New York unterwegs war, in den Grund gebohrt.

28. Oktober.

Der Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm" hat zwei weitere feindliche Dampfer, darunter einen französischen, versenkt.

Phot. F. Urbahns, Kiel

Fregatten-Kapitän Erich Köhler
Kommandant von S. M. kleinem Kreuzer „Karlsruhe"

Phot. A. Renard, Kiel

S. M. kleiner Kreuzer „Karlsruhe"

Phot. Phototek, Berlin

Deutsche Soldaten auf den Befestigungen von Tsingtau

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Deutsche berittene Marinetruppen in Tsingtau

Der Krieg im fernen Osten

Japan und der Krieg

Die Teilnahme Japans am Weltkrieg

Die Stimmung für die Beteiligung am Krieg mußte in Japan erst künstlich „gemacht" werden. Der Korrespondent des „Berliner Tageblatts" schreibt aus Yokohama: „Man macht sich in der Heimat keine Vorstellung, mit welchen Mitteln die Engländer am Werke sind, durch einen Regen erlogener und gefälschter Depeschen in den zum Teil von Engländern geleiteten japanischen Zeitungen die öffentliche Meinung Japans gefangen zu nehmen. Es ist unmöglich, all diese Kriegsberichte, die den Stempel der tendenziösen Mache an der Stirn tragen, wiederzugeben oder auch nur aufzuzählen. Aber sie haben — leider — ihre Wirkung getan. Denn die Japaner dachten anfänglich an nichts anderes, als daran, neutral zu bleiben. Nachdem genügend Propaganda gegen Deutschland gemacht war und England, das lange mit der Regierung in Tokio verhandelte und feilschte, das verlangte Hundertmillionengeschenk bewilligt hatte, folgten das Ultimatum und die Kriegserklärung ziemlich rasch."

Was es mit dem „Hundertmillionengeschenk" Englands auf sich hatte, erklärt ein anderer Bericht desselben Korrespondenten: „Zu einem großen Kriege fehlte das Geld. Die japanischen Finanzen waren außerordentlich schwach. Japan, das keine Staatsanleihen im Ausland mehr erhält, hilft sich schon seit längeren Jahren mit versteckten Staatsanleihen für halbstaatliche Gesellschaften, wie die Südmandschurische Eisenbahn, die Orientalische (Koreanische) Kolonisationsgesellschaft, die Industriebank. Nun wollte Japan kürzlich wieder 126 Millionen Yen Anleihen nach Art der genannten machen, um die staatliche Goldreserve vor dem Austrocknen zu bewahren, fand aber keinen Darleiher, bis England sich jetzt, nach Ausbruch des Krieges, zum Geldgeben bereit erklärte. Es forderte, wie man annehmen darf, die Kriegserklärung Japans an Deutschland. Japan antwortete, daß es ohne Geld keinen Krieg führen könne. England erklärte sich bereit, die gewünschten Anleihen in Höhe von 126 Millionen zu gewähren. Japan aber verlangte ein Geldgeschenk von 170 Millionen Yen. Und England hat schließlich ein Geldgeschenk von 100 Millionen Yen oder mehr bewilligt." Mit einem geradezu haarsträubenden Zynismus schrieb die Zeitung „Niroku" in Tokio am 12. August: „Zwischen Japan und England ist eine Erweiterung des Bündnisses vereinbart worden, wodurch dem politischen ein finanzielles Bündnis hinzugefügt worden ist. Der Finanzminister, der im Rat des Kabinetts und der Aeltern Staatsmänner bei den Reden der Minister des Aeußern, des Kriegs und der Marine ein langes Gesicht gemacht hatte, wurde plötzlich munter, als das zwischen Baron Kato und dem englischen Botschafter Greene vereinbarte Finanzbündnis zum Vorschein kam."

Die Geldklemme, in der sich Japan befand, ist aber doch keine hinreichende Erklärung für seine Beteiligung am Krieg. Diese ist nur verständlich, wenn man weiß, wie sehr die gegenwärtigen leitenden Staatsmänner Japans im Schlepptau der englischen Politik segeln. Das wahre Interesse Japans hätte strenge Neutralität gegenüber Deutschland erfordert. Der Korrespondent des „Berliner Tageblatts" sagt sehr richtig: „Japan hatte keine Ursache aus seiner Neutralität gegenüber Deutschland herauszutreten, vielmehr alle Ursache, sie strikte innezuhalten. Denn der europäische Krieg wird schwerlich unentschieden enden, sondern eine Mächtegruppe in die Führerstellung bringen. Entweder England oder Deutschland wird nach dem Kriege vermutlich die

Vorherrschaft haben. Die Rivalität gleich starker Mächtegruppen dürfte aufhören. Und damit verlöre Japan seine Stärke. Denn diese beruht wesentlich nur auf der Uneinigkeit Europas... Für einen so schwachen Staat wie Japan, der keine Anwartschaft darauf hat, jemals die Rolle einer wirklichen Großmacht zu spielen — was auch einzelne Japaner bereits erkannt haben —, wäre es das einzig Richtige gewesen, sich dauernd neutral zu verhalten und die Gunst der Lage auf ganz anderem Gebiete auszunutzen. Schiffe neutraler Mächte sind heute auf allen Meeren gesucht. Die japanischen Schiffahrtsgesellschaften hätten im Pazifik, im Indischen Ozean, sogar im Atlantik die besten Geschäfte machen und dem Lande einen Goldstrom eröffnen können."

England umgekehrt hatte, vor allem aus dem zuletzt genannten Grund, alle Ursache, Japan in den Krieg hineinzuhetzen. Wäre Japan neutral geblieben, so hätte es Ordnung und Festigkeit in seine Finanzen bringen, sich mehr von der englischen Schuldknechtschaft befreien, einen großen Teil des englischen Handels in China und Indien an sich reißen und abwarten können, wer als Sieger aus dem europäischen Kriege hervorgehen werde, um sich dann gegebenenfalls Deutschland, statt bisher England, als Bundesgenosse anzuschließen, was ihm jetzt, nach diesem schnöden Angriff auf Deutschlands Ehre, nie mehr gelingen wird. Dann wäre Japan die erste Militär- und Seemacht im Stillen Ozean geworden. Um Japan in den Krieg gegen Deutschland zu treiben, fanden die Engländer in dem Minister des Aeußern, Baron Kato, der seinerzeit als Londoner Botschafter das englisch-japanische Bündnis abgeschlossen hat, ein williges und geeignetes Werkzeug. „Baron Kato ist einseitig in englischer Schulung groß geworden," schreibt die „Kölnische Zeitung", „er ist englischer als die Engländer selbst und jedenfalls mehr Engländer als Japaner. Baron Kato konnte sich als Bundesgenossen den Ministerpräsidenten Graf Okuma gewinnen, der an sich als Demokrat im Innern und Allmongole im Aeußern der Wahl zwischen Deutschland und England gleichgültig gegenüberstand und nur ein Interesse daran hatte, bei der „Selbstzerfleischung Europas" recht viel für Japan herauszuholen. Wahrscheinlich wurde Okuma durch den Gedanken gewonnen, sich im Wettstreit mit seinem größern Vorgänger, dem Fürsten Katsura, mit dem er immer wieder zu seinem Nachteil verglichen wird, kriegerischen Ruhm und, was diesem nicht gelungen, eine Kriegsentschädigung und etwaige Zuziehung Japans zu der Friedenskonferenz in Europa zu verdienen. Anders dachten die Aeltern Staatsmänner von der Militärpartei, aus deren Anhang sich zum großen Teil das Koalitionskabinett Okuma zusammensetzt. Sie setzten seinen Absichten von Anfang an leidenschaftlichen Widerstand entgegen. Aber wieder als echter Demokrat hat Graf Okuma es als der erste Ministerpräsident in der neuen japanischen Geschichte fertig gebracht, die Aelteren Staatsmänner einfach mit dem Hinweis abzuweisen, sie hätten nach der Verfassung überhaupt nicht mitzureden, und da die Regierung klug genug gewesen war, sich sofort der Unterschrift des jungen Kaisers unter das Ultimatum zu versichern, blieb den Aeltern Staatsmännern nichts weiter übrig, als die Dinge gehen zu lassen, wie sie gingen."

Im japanischen Volke, soweit es politisch denkt, das heißt in der Bevölkerung der Großstädte, herrscht denn auch keine Freude über die Haltung der Regierung. Eine günstige Folge dieser Stimmung ist, daß die Deutschen in Japan nicht ausgewiesen worden sind und mit der größten Freundlichkeit behandelt werden.

Die Kriegssitzung des japanischen Parlaments

6. September.

Am 4. September eröffnete der Kaiser selbst, in Anwesenheit des englischen, des russischen und des französischen Botschafters sowie des belgischen Geschäftsträgers, die

Tagung des Parlaments mit einer Thronrede. Hierauf kehrte er zum Palast zurück, wohin ihm der Sitte gemäß der Ministerpräsident folgte, um den Dank des Parlaments für das Erscheinen des Kaisers auszusprechen.

Am nächsten Tage begannen die eigentlichen Verhandlungen des Unterhauses. Ministerpräsident Graf Okuma hielt eine Ansprache, in der er sagte, er bedaure aufrichtig, daß Japan unter dem Zwange der ihm aus seinem Bündnis mit England erwachsenden Pflicht, für die Aufrechterhaltung eines dauernden Friedens in Ostasien zu sorgen, Deutschland den Krieg habe erklären müssen. Der Minister des Aeußeren, Baron Kato gab hierauf einen kurzen Ueberblick über den Verlauf der Ereignisse, der natürlich durchaus englisch gefärbt war. Der Minister bezog sich auf die Erklärung der japanischen Regierung vom 4. August, daß sie mit Besorgnis auf die jüngste Entwicklung der politischen Lage in Europa blicke und daß sie hoffe, strikte Neutralität wahren zu können, wenn sich das Kampfgebiet nicht über die tatsächlich im Kampfe stehenden Länder hinaus erstrecke. Aus dieser Erklärung gehe deutlich hervor, daß die Regierung gehofft habe, die Wirkungen des europäischen Krieges würden sich nicht auf Ostasien erstrecken. „Wie aber bereits gezeigt, war England schließlich zur Teilnahme am Kampfe gezwungen, und im ersten Teile des August ersuchte England die kaiserliche Regierung um ihren Beistand entsprechend den Bestimmungen des englisch-japanischen Bündnisses." Der Minister erklärte, daß deutsche Kriegsschiffe in Ostasien den englischen und japanischen Handel bedroht hätten und Deutschland Tsingtau offenbar zu einer Operationsbasis in Ostasien ausgestalte. Dann fuhr er fort: „Deshalb und besonders, weil es von seinen Verbündeten um Hilfe angegangen worden war, zu einer Zeit, wo der Handel in Ostasien, den Japan und England als eines ihrer besonderen Interessen ansehen, ständiger Bedrohung unterlag, konnte Japan, das in jenem Bündnis das Grundprinzip seiner auswärtigen Politik erblickt, nicht anders handeln als dem Ersuchen stattzugeben und sein Teil zu tun. Nach Sanktionierung dieses Beschlusses durch den Kaiser wurde sofort der englischen Regierung davon Mitteilung gemacht." Der Minister besprach dann das Ultimatum an Deutschland und die Entwicklung, die zum Abbruch der Beziehungen zu Oesterreich-Ungarn führte, und dankte zum Schluß der amerikanischen Regierung, die den Schutz der japanischen Interessen in Deutschland und Oesterreich-Ungarn übernommen habe. Nach dem Minister des Auswärtigen erörterte der Finanzminister Wakatsuki das außerordentliche Kriegsbudget von 53 Millionen Yen; er erklärte dabei: „Die Regierung bedauert, daß sie gerade zu dieser Zeit, wo die Finanzen des Reiches verschiedner Reformen bedürfen, unglücklicherweise gezwungen war, mit einer befreundeten Macht Krieg zu beginnen und große Summen für Kriegszwecke zu fordern."

Nach den Reden der Minister erhob sich sofort der Führer der Seijukei-Partei, Ouka, um energisch gegen die Politik der Regierung zu protestieren. Nach ihm führte der Abgeordnete Matsuda aus, daß nur durch völlige Aufklärung über die Lage der Dinge eine Einigkeit der Nation herbeigeführt werden könne. Sonst könne er die Regierung nicht von dem Vorwurf freisprechen, daß sie selbst eine solche Einigkeit nicht aufkommen lasse. Nach dem Text des englisch-japanischen Bündnisses sei Japan in keiner Weise gezwungen, den Bündnisverpflichtungen nachzukommen, solange die territoriale Integrität und die besonderen Interessen Englands in Ostasien einen solchen Schutz nicht erforderten. Er wünsche daher zu wissen, ob Deutschland den dauernden Frieden in Ostasien gestört oder die besonderen Interessen Englands verletzt habe. Die Antwort hierauf erteilte der Minister des Aeußern in einer geheimen Sitzung. Diese geheime Sitzung wird man wohl verstehen, wenn man weiß, daß Deutschland weder den Frieden in Ostasien noch die Interessen Englands in irgend einer Weise gestört hat, daß also Japan Deutschland lediglich auf englische Weisung den Krieg erklärt hat.

In einer der anſchließenden Sitzungen der Budgetkommiſſion richtete ein Mitglied der Seijukei-Partei an den Miniſter des Aeußeren die Frage, ob es wahr ſei, daß Japans Diplomatie unter dem Einfluß der engliſchen Regierung ſtehe, ſo daß das Auswärtige Amt in Tokio geradezu wie eine Zweigniederlaſſung der engliſchen Regierung erſcheine. Der Miniſter wollte zunächſt von jeder Beantwortung dieſer peinlichen Frage abſehen, entſchloß ſich aber dann auf Drängen anderer Abgeordneter, Japans diplomatiſche Tätigkeit vor dem Kriege in einer geheimen Sitzung zu erklären.

Das Budget wurde ſchließlich angenommen, freilich mit einer Erklärung der Mehrheitspartei an den Miniſterpräſidenten, er ſolle künftig in ſeinen Reden vorſichtiger ſein; gegen das Budget laſſe ſich mancherlei einwenden, doch ſehe die Partei wegen der äußeren Lage von jeder Diskuſſion ab. Dieſe Erklärung der Partei wurde in der darauf folgenden Plenarſitzung ausdrücklich wiederholt. Die Vorlagen wurden dann ohne weitere Erörterung angenommen.

Gleichzeitig haben ſich verſchiedene japaniſche Diplomaten interviewen laſſen. Sie erklären, daß Japan ſich auf Operationen im fernen Oſten beſchränken werde und nach Europa kein Heer zu ſchicken gedenke. Vorläufig ſeien kaum 7000 Mann nach Kiautſchou geſchickt worden. Man nehme an, daß dieſe ausreichen würden, Kiautſchou in zwei bis drei Monaten zu beſetzen.

Der Kampf um Tſingtau

Vorbereitungen für die Belagerung

23. Auguſt.

Der Gouverneur von Kiautſchou, Kapitän zur See v. Meyer-Waldeck, hat folgenden Tagesbefehl erlaſſen:

„Am 15. Auguſt hat Japan Deutſchland ein Ultimatum geſtellt, in dem die ſofortige Zurückziehung oder Entwaffnung aller deutſchen Kriegsſchiffe des Kreuzergeſchwaders ſowie die bedingungsloſe Uebergabe Tſingtaus bis zum 15. September gefordert wurde. Friſt zur Beantwortung bis 23. Auguſt mittags. Niemals werden wir freiwillig auch nur das kleinſte Stück Land hergeben, über dem die hehre Reichskriegsflagge weht. Von dieſer Stätte, die wir mit Liebe und Erfolg ſeit 17 Jahren zu einem kleinen Deutſchland über See auszugeſtalten bemüht waren, wollen wir nicht weichen. Will der Gegner Tſingtau haben, ſo mag er kommen, es ſich zu holen. Er wird uns auf unſerem Poſten finden.

Der Angriff auf Tſingtau ſteht bevor. Gut ausgebildet und wohl vorbereitet können wir den Gegner mit Ruhe erwarten. Ich weiß, daß die Beſatzung von Tſingtau feſt entſchloſſen iſt, treu ihrem Fahneneid und eingedenk des Waffenruhms der Väter, den Platz bis zum äußerſten zu halten. Jeder in zähem Widerſtande errungene neue Tag kann die unberechenbarſten, günſtigſten Folgen zeitigen.

Zu ſtolzer Freude gereicht es uns, daß nunmehr auch wir für Kaiſer und Reich fechten dürfen, daß wir nicht dazu verurteilt ſind, tatenlos beiſeite zu ſtehen, während unſere Brüder in der Heimat in ſchwerem Kampfe liegen.

Feſtungsbeſatzung von Tſingtau! Ich erinnere euch an die glorreichen Verteidigungen von Kolberg, Graudenz und der ſchleſiſchen Feſtungen vor mehr als hundert Jahren. Nehmet euch dieſe Helden zum Beiſpiel. Ich erwarte von euch, daß ein jeder ſein beſtes hergeben wird, um mit den Kameraden in der Heimat an Tapferkeit und jeglicher Soldatentugend zu wetteifern. Wohl ſind wir zur Verteidigung beſtimmt. Haltet euch aber ſtets vor Augen, daß die Verteidigung nur dann richtig geführt wird, wenn ſie vom Geiſte des Angriffs erfüllt iſt.

Am 18. Auguſt habe ich Seiner Majeſtät drahtlich verſichert, daß ich einſtehe für Pflichterfüllung bis aufs äußerſte. Am 19. Auguſt habe ich den allerhöchſten Befehl Seiner Majeſtät erhalten, Tſingtau bis aufs äußerſte zu verteidigen. Wir werden Seiner Majeſtät unſerem allergnädigſten Kriegsherrn durch die Tat beweiſen, daß wir des in uns geſetzten allerhöchſten Vertrauens würdig ſind. Es lebe Seine Majeſtät der Kaiſer! Der Feſtungskommandeur.

25. Auguſt.

Die Stimmung in Tſingtau iſt unter dem Eindruck der deutſchen Siegesnachrichten aus Belgien und Lothringen ganz vortrefflich. Ueberzeugt von dem engültigen Sieg der deutſchen Sache, herrſcht hier einmütig der Wille, den deutſchen Platz an der Sonne Oſtaſiens bis zum letzten Atemzug zu halten. Scharen von Freiwilligen eilen aus ganz Oſtaſien nach Tſingtau und ſtellen ſich zur Verfügung. Die Einwohnerſchaft beſteht jetzt nur noch aus Männern; die Frauen und Kinder ſind nach neutralen chineſiſchen Gebieten geſchafft. Alle großen Gebäude, die einer angreifenden Flotte hätten als Zielpunkt dienen können, wurden mit Dynamit niedergelegt. Die Eiſenbahnbrücken an der Grenze des Schutzgebiets ſind ebenfalls zerſtört worden; auch die chineſiſchen Dörfer im Gebiet hat man dem Boden gleich gemacht. Die Bewohner der Dörfer wurden entſchädigt.

Von dem Geiſt, der die deutſchen Verteidiger Tſingtaus beſeelte, legt folgender Brief beredtes Zeugnis ab, den die „Frankfurter Zeitung" veröffentlicht: „Die Zeiten ſind für uns bitterernſt — aber ohne Zagen ſchauen wir in die Zukunft. Möge es kommen, wie es will, wir geben ohne hartnäckige Verteidigung keinen Zoll breit Erde von unſerem ſchönen Tſingtau ab.... Der Krieg macht roh, aber daß das große engliſche Volk unſern Dampfer, der mit unſern Frauen und Kindern nach dem neutralem Hafen Tientſin wollte, aufhielt, nach Weihaiwei ſchleppte und die Frauen und Kinder dann auf einem völlig ungenügenden Dampfer ohne genügenden Proviant und Unterkunft weiter ſchickte, das wird ihnen kein Deutſcher hier draußen vergeſſen. Den engliſchen Damen, die bei Ausbruch des Krieges in unſerer Kolonie waren, wurden die denkbarſten Unterſtützungen zuteil. In Tientſin wurden ſie von der deutſchen Kolonie auf die beſte Weiſe aufgenommen, und alles wurde verſucht, um ſie die durchlebten bangen Stunden vergeſſen zu machen. Uns iſt es ein beruhigendes Gefühl, daß unſere Frauen und Kinder in Sicherheit ſind, und nun gilt alles der Pflicht gegen unſer Vaterland. Wie geſagt, alles iſt bereit; freudig ſieht jeder den kommenden Zeiten entgegen, und alles ſteht auf dem Poſten, reich und arm, ob fern ob weit, alles iſt gekommen, um mitzuhelfen. Zwei Herren ritten elf Tage, um dem Ruf zu folgen, drei andere ſind 23 Tage zu Fuß gewandert, um ihre Pflicht zu erfüllen. Das ſind Einzelfälle aus einer unendlichen Fülle; ſolange dieſer von unſeren Vätern ererbte Geiſt noch lebt, hat es keine Not. Leute, die nie ſchwere Arbeiten verrichteten, ſiehſt Du freudig vom Morgen bis zum Abend arbeiten. Alles kam, ohne Unterſchied, und kein Hindernis gab es. Möge uns der Herrgott behüten und uns die gleichen Erfolge, trotz erdrückender Uebermacht geben, wie ſie uns täglich der Telegraph aus der Heimat meldet."

26. Auguſt.

Telegramm des Kaiſers an Tſingtau: „Gott mit Euch! In dem bevorſtehenden ſchweren Kampf gedenke ich Eurer." Wilhelm I. R.

27. Auguſt.

Die Japaner blockierten Tſingtau mit einem Linienſchiff, zwei Kreuzern und elf Torpedobootszerſtörern.

Ueber das Erſcheinen der Japaner vor Tſingtau heißt es in einem Brief: „Am 27. Auguſt morgens erſchienen Schiffe am Horizont, die wir, wir waren gerade mit

Schanzarbeiten in unserer neuen Verteidigungsstellung beschäftigt, sofort als feindliche Kriegsschiffe erklärten. Die Schiffe kamen näher, verschwanden wieder und beschossen schließlich eine etwa zwanzig Kilometer in der See entfernt liegende Felseninsel, den sogenannten „Heuhaufen". Die Insel ist völlig unbewohnt, nur gekrönt von einem jetzt auch verlassenen Leuchtturm. Die Herren Japaner vermuteten dort allerdings scheinbar dicke Befestigungen, es war spassig, zu sehen, welche Mühe sie sich bei der Beschießung gaben! Als dann immer nichts geschah, sollen sie gelandet sein und die japanische Flagge gehißt haben!

Gegen 12 Uhr wurde dann ein drahtloses Telegramm verlesen, worin der Chef des japanischen Geschwaders die Blockade von Tsingtau ansagte und dem amerikanischen Konsul und der Bemannung des hier liegenden österreichischen Kreuzers freien Abzug innerhalb 24 Stunden anbot."

12. September.

Die Japaner haben sich des Bahnhofs von Kiautschou bemächtigt. (Gemeint ist die, nicht zum deutschen Pachtgebiet gehörige, chinesische Stadt Kiautschou, die der ganzen Bucht den Namen gegeben hat). Japanische Kavallerie hat Tsimo besetzt.

Da die Seebefestigungen von Tsingtau viel stärker sind als die Landbefestigungen, haben die Japaner den Angriff von der Landseite her unternommen, was natürlich eine Verletzung der chinesischen Neutralität bedeutet. Die chinesische Regierung ist ihrer militärischen Ohnmacht wegen nicht in der Lage, diesem Neutralitätsbruch Widerstand entgegenzusetzen. Sie hat eine bestimmte Zone für die Kriegführung freigegeben und beruft sich dabei auf den durch den russisch-japanischen Krieg geschaffenen Präzedenzfall. Es sind die Gebiete von Lungkou und Laitschou und das Hinterland von Tsingtau.

Die Eröffnung der Feindseligkeiten

Letzte direkte Meldungen aus Tsingtau

19. September.

Der Kampf um Tsingtau hat begonnen. Bei Liuting, einer kleinen Stadt am Paishaho und an der Straße nach Tsimo an der Grenze des Schutzgebietes, etwa drei Kilometer östlich von der Eisenbahn, hat ein Vorpostengefecht stattgefunden. Als erster ist dabei der Leutnant der Reserve Freiherr v. Riedesel (von den dritten Gardeulanen), zweiter Sekretär der deutschen Gesandtschaft in Peking gefallen.

24. September.

Japanische Vorposten haben die Grenze des Schutzgebietes überschritten; die Deutschen behaupten ihre Stellungen. In der Nähe des Mecklenburghauses hat ein Vorpostengefecht stattgefunden. Trotz der Uebermacht der Japaner ist dieses für die Japaner verlustreich gewesen. Die Japaner haben sich zurückgezogen. Ein erfolgreicher Angriff wurde von den Deutschen gegen die Japaner beim Kletterpaß in den Bergen westlich vom Laushan (Gebirge im O. der Einfahrt in die Kiautschoubucht) gemacht.

28. September.

Die Japaner sind in das Schutzgebiet eingedrungen. Es ist an verschiedenen Plätzen zu Vorpostengefechten gekommen. In der Bucht von Wangkochuong sind von einundzwanzig Dampfern japanische Truppen gelandet worden, die dann über Wangko in den Hotungpaß eingedrungen sind. Dort hat eine deutsche Abteilung von einigen vierzig Mann eine Stunde lang Hunderten von Japanern Widerstand geleistet und sich darauf ohne Verlust zurückgezogen, während die Japaner Verluste gehabt haben. Die Japaner sind dann durch den Laushan in das Tal des Litsunflusses eingedrungen. Sie haben am 27. September eine Linie besetzt, die sich von Tsangkou an der Bucht von Kiautschou

über Litsun nach Shatseku an der gleichnamigen Bucht hinter dem Kaiserstuhl ausdehnt. Die Japaner haben bei dem Vorgehen starke Verluste gehabt; auf deutscher Seite sind ein Mann schwer und acht Mann leicht verwundet worden.

27. September.

Tsingtau ist im Laufe des Vormittags von einer Linienschiffsdivision beschossen worden. Es ist kein Schaden angerichtet. Bei dem Landangriff ist die Linie Walderſee-Höhe geräumt worden, da die Uebermacht des Feindes, der in großen Massen vorging, zu groß war. Die Festung ist jetzt vollständig eingeschlossen.

Englischer Gesamtbericht über die Belagerung

Ein abgerundetes Bild von dem Ringen um Tsingtau vermittelt die Schilderung, die der militärische Mitarbeiter der Londoner „Times" gibt. Seine Ausführungen mögen hier im Auszug folgen:

„Die Belagerung von Tsingtau begann am 27. August. Die Japaner besetzten sofort einige naheliegende Inseln, die ihnen als örtliche Stützpunkte dienen sollten, und begannen in der Nachbarschaft Minen zu legen. Am 18. September wurden die japanischen Belagerungstruppen in der Lanshanbucht wohlbehalten gelandet. Am 24. September wurden sie durch eine kleine britische Streitmacht unter dem Brigade-

general Barnadiſton verſtärkt, der die Streitkräfte in Nordchina befehligt. Der japaniſche Befehlshaber, General Kamio, ſtellte feſt, daß die äußere Feſtungslinie, die den Prinz-Heinrich-Hügel mit umfaßt, weniger ſtark verteidigt war, als er vermutet hatte. Die Linie fiel in einem Tage, während der General auf drei gerechnet hatte. Der Hügel beherrſcht das Gelände; von ihm aus konnten alle Forts um Tſingtau beſchoſſen werden. Man fragt ſich, warum die Deutſchen ihn nicht gehalten haben.

Damit war jedoch die Eroberung noch nicht vollzogen. Die Deutſchen verlegten ſich auf ihre Artillerie und gaben ungefähr 1000 bis 1500 Schüſſe ab. Während man die Auffahrt der Belagerungsgeſchütze auf den eroberten Prinz-Heinrich-Hügel abwartete, rückten die Angreifer der Feſtung immer näher. Von Zeit zu Zeit kamen ſie dabei in kleine Treffen mit den Deutſchen. Gelegentlich ſchoß das Geſchwader. Im Laufe des Oktobers beſchloſſen die Japaner, die Nichtkämpfer aus der Stadt herauszuholen.

Gegen Ende Oktober waren die Belagerungsgeſchütze in Stellung. Der 31., der Geburtstag des Kaiſers von Japan, wurde für den Anfang der allgemeinen Beſchießung durch die Flotten- und die Landartillerie angeſetzt. Das Feuer wurde bei Tagesanbruch eröffnet. Die Belagerer hatten es insbeſondere auf die Forts Iltis und Siauchanſchan abgeſehen. Indes wurden alle Forts unter Feuer genommen. In dem Raume um den Außenhafen brach Feuer aus. Oelbehälter wurden angeſteckt und füllten den Hafen mit ſchwarzem Rauch. Am 2. November wurde das Fort Iltis zum Schweigen gebracht. Ein Teil der Infanterie rückte vor und beſetzte eine vom Feind gehaltene Anhöhe. Am 3. November wurde die Anſtalt für elektriſche Beleuchtung und die Anlage für Funkentelegraphie zerſtört. Unter heftigem Geſchütz- und Gewehrfeuer rückten die Belagerer weiter.

In der Nacht zum 6. war die Verteidigung zu Ende. Die deutſchen Geſchütze ſchoſſen nur noch in Zwiſchenräumen. Die Infanterie, die einen Vorſtoß unternahm, beſetzte am 7. November um 1 Uhr 45 Min. die mittleren Stellungen auf der Hauptverteidigungslinie ſowie eine Feſte im Weſten. Um 5 Uhr früh wurde die nördliche Batterie auf dem Schautanhügel genommen. 25 Minuten ſpäter war auch die Oſtbatterie von Tatungſchin ſowie das Fort Tſchungiawan im Weſten erobert.

Dadurch bekamen die Angreifer Gelegenheit zu einem Maſſenvorſtoß. Kurz nach Tageseinbruch wurde der Sturm auf die noch bleibenden Forts beſchloſſen. Da wurde zwiſchen 6 und 7½ Uhr an einzelnen Forts die weiße Flagge gehißt. Die erſte erſchien über der Sternwarte um 6 Uhr, wurde jedoch von den Truppen nicht bemerkt, ſie ſahen die Flagge erſt, als ſie ſich unmittelbar davor befanden. Um 7.50 Uhr abends hatten Vertreter der beiden Parteien die Kapitulationsbedingungen unterzeichnet. Die Deutſchen nahmen die Beſchlüſſe der Japaner ohne weiteres an. Der Beſatzung wurden Kriegsehren gewährt.

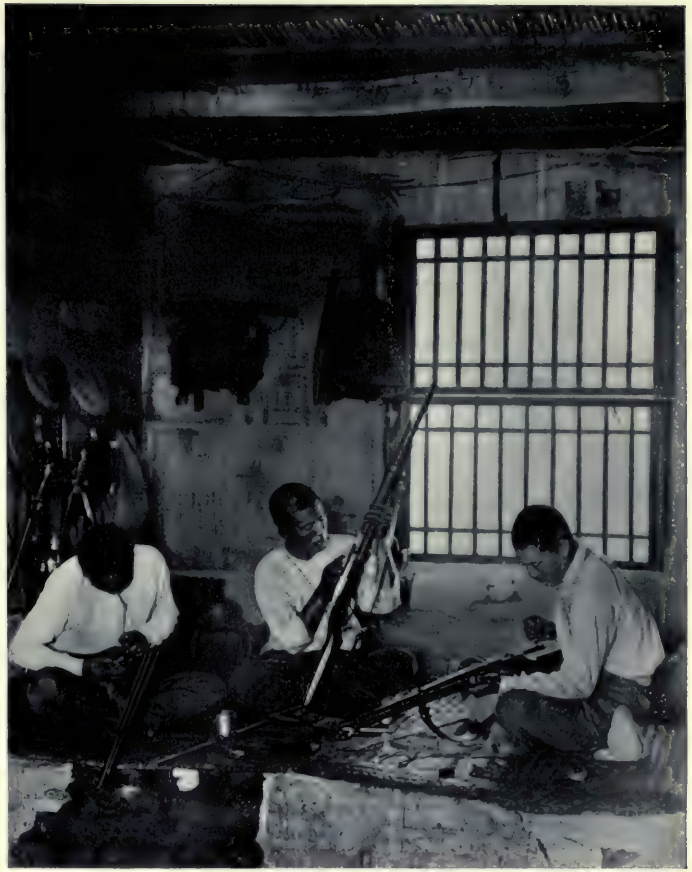
Am 9. November vereinbarten die Vertreter der beiden Parteien, daß die tatſächliche Uebergabe der Beſatzung am folgenden Tage ſtattfinden ſollte, worauf der Gouverneur Meyer-Waldeck dem General Kamio die Beſatzung am 10. November 1914 um 10 Uhr morgens übergab. Der Gouverneur mit 201 Offizieren und 3841 Unteroffizieren und Mannſchaften, ſowie eine Anzahl Nichtkämpfer blieben den Japanern als Gefangene.

Letztere hatten für die Belagerung 22 980 Offiziere und Mannſchaften, ſowie 142 Geſchütze aufgeboten. Die unter General Barnadiſton ſtehende britiſche Abteilung beſtand aus neun Offizieren, 910 Unteroffizieren und Mannſchaften des 2. ſüdwaliſiſchen Grenzbataillons und 450 Unteroffizieren und Mannſchaften vom 36. Sikh-Regiment."

Die Verluſte der Verbündeten gibt der Bericht ſicher viel zu niedrig an (auf insgeſamt 900 Tote und Verwundete).

Phot. Phototek, Berlin

Japanische Infanterie im Schützengraben



Phot. Phototek, Berlin

Japanische Infanterie beim Gewehrreinigen

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Eine Batterie Feldgeschütze in Kamerun

Phot. Phototek, Berlin

Japanische Maschinengewehre beim Feuern

Ein deutscher Bericht über die Belagerung von Tsingtau

Am 23. August, als das Ultimatum Japans abgelaufen war, rückte ein Detachement von etwa tausend Mann ins Vorgelände, um die Straßen nach Tsingtau zu verteidigen. Dieses kleine Häuflein hat seine Aufgabe hervorragend gelöst. Eine Strecke von zuerst dreißig Kilometern, dann zehn Kilometern war zu verteidigen. Da, wohin zwei Armeekorps gehört hätten, standen tausend Mann. In zähem, unerschrockenem Kampf oft nur Patrouillen ganzen Bataillonen gegenüberstehend, wichen sie langsam der Uebermacht. Am 28. September erst, als die erste große Beschießung von der See her einsetzte, kam diese Truppe hinter das Haupthindernis, das sich nun bis nach dem ausgetobten Kampf nicht wieder öffnete.

Von diesem Tage an war Tsingtau umklammert. Und wie sah seine Verteidigungslinie aus? Wer Tsingtau vorher gesehen hatte, würde es kaum wieder erkannt haben. Wie ist da Tag und Nacht gearbeitet und geschuftet worden! Eine Titanenarbeit ist vollbracht worden, um die Verteidigung bis zum äußersten durchführen zu können. Und diese Arbeiten sind bis zum letzten Tag fortgesetzt worden. Fünf Infanteriewerke bildeten mit dem Haupthindernis zusammen die 5000 Meter lange Befestigungslinie, und wir hatten kaum mehr als 3000 Mann, um sie zu verteidigen.

Am 28. September fand die erste große Beschießung von der See aus statt. Die japanischen Schiffe „Suwo" und „Tango" warfen ihre 30,5-Zentimeter-Granaten und das englische Linienschiff „Triumph" seine 25,4-Zentimeter-Granaten auf die Werke in der Stadt. Das Krachen und Krepieren der Granaten in Tsingtau war furchtbar, aber nur so lange, wie wir uns nicht daran gewöhnt hatten. Es war nur ein Kinderspiel gegen das, was später noch kommen sollte. Vom 28. September an kamen die Schiffe fast täglich und warfen ihre „Koffer" auf die Werke oder auch in die Stadt. Auch unsere Geschütze schwiegen nur noch selten. Tag und Nacht nahmen wir die Anmarschstraßen und das Vorgelände unter das Feuer, aber langsam und unaufhaltsam trotz großer Verluste rückten die Japaner zu Lande vor.

Am 2. Oktober um 8 Uhr abends machte die dritte Kompagnie des Ostasiatischen Marinedetachements einen heftigen Ausfall, wobei sie die Japaner aus den vor den Werken liegenden Höhen herausdrängte. Am nächsten Morgen ging sie, einer enormen Uebermacht weichend, wieder hinter das Haupthindernis zurück.

Besonders wichtig für die seitliche Beobachtung war unser Kanonenboot „Jaguar" und der österreichisch-ungarische Kreuzer „Kaiserin Elisabeth", die beide in der Bucht von Kiautschou lagen und die Bewegungen des Feindes wie das Artilleriefeuer von Tsingtau beobachteten. Obwohl beide Schiffe andauernd auf das heftigste mit Steilfeuergeschützen beschossen wurden, hielten sie unerschrocken auf ihrem Posten aus.

Am 5. Oktober wurde der Fesselballon von feindlichen Schrapnells getroffen und sank zu Boden. Der darin befindliche Offizier, Leutnant der Reserve Weihe, wurde nicht verletzt. Auch unser einziger Flieger, Oberleutnant zur See Plüschow, arbeitete unermüdlich. Obgleich er dauernd aufs heftigste mit Gewehren, Maschinengewehren und mit Schrapnells beschossen wurde, zog er unerschrocken stundenlang seine Kreise über den feindlichen Stellungen und kam mit wichtigen Meldungen zurück. Die Tragflächen seines wackeren Flugzeuges wurden meist von feindlichen Gewehrgeschossen und Schrapnellkugeln durchlöchert und mußten nach der Landung wieder geflickt werden.

Am 14. Oktober fand eine besonders heftige Beschießung des Seewerks Huchuin-Huk und der Iltisbatterie statt. Allein Hu-chuin-Huck erhielt unter anderem 51 30,5-Zentimeter-Granaten oder Sprenggranaten. Trotz der heftigen Beschießung feuerte Hu-chuin-Huk auf „Triumph" und brachte ihm bei dem ersten Schuß einen Voll-

treffer mit einer 24-Zentimeter-Sprenggranate bei. „Triumph" drehte sofort ab und verschwand für acht Tage. Das ist das einzige Mal gewesen, daß ein Schiff sich so nahe an die deutschen Seewerke herangetraut hat, daß es beschossen werden konnte und das ist scheinbar auch nur aus Versehen geschehen. Unsere Seewerke haben daher, allerdings zu unserem großen Vorteil, mit nach dem Land zu geschossen.

Die Beschießung nahm ihren Verlauf. Um einen Begriff von der Heftigkeit zu bekommen, seien nur einige Zahlen genannt. Am 29. Oktober erhielt Tsingtau allein von der Seeseite ungefähr 213 und am 30. Oktober 239 30,5-Zentimetergeschosse.

Am 31. Oktober war der Geburtstag des Mikado. Durch Kundschafter hatten wir erfahren, daß die Japaner Tsingtau an diesem Tage bestimmt nehmen würden. Den Tag zu beschreiben, ist unmöglich. Die Japaner hatten bis zu dieser Nacht ihre sämtlichen Landbatterien fertig gebaut, und am 31. um sechs Uhr früh donnerten auf einmal von See und von Land die feindlichen Geschütze und warfen ihre furchtbaren Geschosse auf uns. Die Japaner schossen von Land in erster Linie mit schweren Haubitzen bis zum 28-Zentimeter-Kaliber hinauf. Und von See krachten die schwersten Schiffsgeschütze. Das Fauchen der herabsausenden Haubitzgeschosse, das Zischen der Flachbahngeschosse, das Aufschlagen der Granaten und Sprenggranaten und die Detonation beim Krepieren, dann das Bellen der zerplatzenden Schrapnells und das Dröhnen unserer schweren Geschütze machten einen Lärm, als ob die Hölle selbst losgelassen wäre. Und wie wurden die Werke und all das in der Nähe liegende Gelände mitgenommen! Ganze Bergkuppen wurden abgetragen, Löcher bis zu zehn Meter Breite und fünf Meter Tiefe ausgestampft. Endlich kam der Abend und das feindliche Feuer schwieg. Nach Ansicht des Feindes wie auch nach unserer eigenen mußten unsere sämtlichen Werke niedergekämpft sein, denn sie glichen zum Teil nur noch Trümmerhaufen, aber als unsere braven blauen Jungens an ihre Kanonen eilten, die zum Teil aus Erd- und Steinmassen förmlich herausgegraben werden mußten, fanden sie doch fast sämtliche Geschütze noch heil oder nur gering beschädigt. Da fingen plötzlich mitten in der Nacht, als die feindlichen Sturmkolonnen sich sammelten, unsere sämtlichen Eisenschlünde an zu feuern und überschütteten die feindlichen Batterien und die heranrückenden Sturmkolonnen mit ihrem vernichtenden Feuer. Die Wirkung dieser Beschießung muß für die Japaner verheerend gewesen sein, denn es folgte kein Sturm wie beabsichtigt, und am nächsten Tage setzte das feindliche Artilleriefeuer erst gegen Mittag recht flau wieder ein. Allerdings war das Feuer noch so stark, daß die Bismarckberg-Batterie über 20 Volltreffer und Hu-chuin-Huk über 50 Volltreffer aus schwersten Haubitzen erhielten.

Von da an hat die Beschießung Tag und Nacht keine Minute mehr ausgesetzt und in ganz Tsingtau gibt es kaum noch einen nicht beschossenen Platz, denn wahllos trafen die Granaten in die innere Stadt, die bis dahin nur unter den Bombenwürfen japanischer Flieger zu leiden hatte. Die Beschießung richtete immer größeren Schaden an. In den Batterien wurden einzelne Geschütze zeitweilig oder für immer außer Gefecht gesetzt. Da ihnen sehr bald auch die Munition ausging, konnten sie das feindliche Feuer kaum mehr wirksam erwidern und mußten schließlich nach einander alle schweigen. Die Brustwehren und das Haupthindernis der Infanteriewerke gingen mehr und mehr in Trümmer. Die Mannschaften dort und in den neugebauten Stellungen dahinter hatten auch teilweise schon unter Verpflegungsschwierigkeiten zu leiden, da das lebhafte Feuer der Japaner selbst gegen jede einzelne Person, die sich auf den Zugangswegen blicken ließ, kaum noch irgendwelchen Verkehr gestattete. Unter dem Schutz ihrer Artillerie waren die Japaner auch bereits überall bis auf Sturmentfernung an unsere Linien herangekommen. Zum Teil hatten sie sich bis unmittelbar ans Haupthindernis herangegraben. Trotzdem sind ihnen die ersten Sturmversuche gegen unsern linken Flügel

gänzlich mißlungen. Sie ließen aber nun nicht mehr locker, und bei dem Schwinden der Munition auf unserer Seite und der ungeheuerlichen Wirkung der überlegenen japanischen Artillerie, der wir schließlich völlig machtlos gegenüberstanden, konnte der Fall der Festung doch nur noch eine Frage von Tagen sein. Die Erkenntnis dieser Lage kam auch darin zum Ausdruck, daß die letzten Schiffe versenkt wurden und daß unser Flieger am Freitag früh (6. November) nach Schanghai abging. Er kam unbehelligt von den Japanern davon. Hinter ihm ging der Flugzeugschuppen auf dem Iltisplatz in Flammen auf.

In der Nacht vom 6. zum 7. November setzten die Japaner einen neuen Sturm an, an dem 15 000 Mann beteiligt gewesen sein sollen, und diesmal gelang es ihnen, bei Tagesgrauen schließlich bei Werk 3 unsere Linien zu durchbrechen und auch die schwachen dahinter stehenden Kräfte zu überrennen. Ueber den Iltisberg drangen sie sofort bis zur Bismarckkaserne vor. Auch sonst auf der ganzen Front hatten sie unbestreitbare Erfolge. Noch waren zwar auf dem linken Flügel die Stellungen der zweiten Linie ziemlich unversehrt. Aber eine weitere Fortsetzung des Kampfes in diesem Augenblick angesichts des Durchbruchs im Zentrum hätte das Schlachtenglück doch nicht mehr wenden können und nur zur Niedermetzelung der kleinen, der vielfachen Uebermacht nunmehr so gut wie wehrlos ausgelieferten Besatzung, die schon beträchtliche Verluste erlitten hatte, führen müssen, ohne daß das noch einen erkennbaren, nennenswerten Zweck gehabt hätte. Die Tsingtaubatterie, Hu-chuin-Huk, Yunuisan und der Bismarckberg waren eben noch gesprengt worden. So ging denn etwa um ½7 Uhr früh die weiße Flagge auf dem Signalberg hoch. Das Artilleriefeuer schwieg bald. Nach und nach erlosch auch das Gewehrfeuer, zuletzt auf dem linken Flügel.

Das Ringen, in dem knapp 4000 Mann gegen eine fast zehnfache Uebermacht Deutschlands Platz an der Sonne über alles Erwarten lange mit staunenswerter Tapferkeit gehalten hatten, solange sie noch an Widerstand denken konnten und ihr Widerstand auch noch im geringsten Zweck hatte, war zu Ende. (Ostasiatischer Lloyd.)

In einem Tsingtauer Infanteriewerk

Aus dem Brief eines Mitkämpfers

Mitte September wurde ich ins Blockhaus 3 kommandiert, in dem ich bis zur Uebergabe am 7. November mit einem Vizefeldwebel, einem Unteroffizier und 15 Mann gehaust habe. Dieses Haus lag halb in der Erde, war sehr schlecht geschützt gegen Artillerie und lag noch dazu in der Schußlinie der feindlichen Artillerie, die fast jeden Tag unsere Batterien, die 800 Meter hinter uns lagen, beschossen. Unsere wenigen Truppen im Vorgelände wurden bald von der erdrückenden Uebermacht zurückgedrängt bis hinter unsere einzige Verteidigungslinie, die sich vom Meere bis zur Kiautschoubucht, aus fünf Infanteriewerken bestehend, hinzog. Hinter dieser Linie lagen die Artilleriestellungen, auf etwa hundert Meter hohen Bergen. Von diesem Zeitpunkt an begann für uns eine schwere Zeit. Tagsüber nicht allein die Schiffsbeschießung, sondern auch Beschießung durch Haubitzen von 15, 21 und 28 Zentimeter vom Land. Nachts dauernd Patrouillen ins Vorgelände, bei denen wir bis auf achtzig Meter an den Feind herankamen. Auch dieses ging nach einiger Zeit nicht mehr. Unser Blockhaus bekam die Aufgabe, das Haupthindernis durch Posten und Patrouillen gegen den sich heranwühlenden Feind zu sichern. In dauerndem Schrapnell- und Granatfeuer mußten wir, einmal der andere Unteroffizier, das nächste Mal ich, hinaus vors Hindernis, um unsere dortstehenden Posten zu verbinden und zu unterstützen. In den folgenden Nächten gab es heftige Kämpfe zwischen unseren Patrouillen und den feindlichen, die unser Hindernis zu zerstören oder die Posten zu vertreiben versuchten.

In der letzten Nacht mußten sich unsere Posten vom Werk zurückziehen, weil der Feind etwa fünfzig Meter vor den Postenständen Maschinengewehre aufbaute und außerdem Stinkbomben in die Postenstände warf. In derselben Nacht warfen die Japaner eine Sturmleiter über die Hindernismauer, die von der anderen Patrouille heruntergerissen wurde. In dieser Nacht setzten die Japaner bei Infanteriewerk 3, unserm schwächsten Werk, das sie schon durch Artillerie ganz zerstört hatten, und dessen Hindernisse durch den Feind weggeräumt waren, den Sturm an. Um ½12 Uhr fiel dieses Werk. Um 2 Uhr fiel Infanteriewerk 4; kurz darauf Infanteriewerk 2. Die Japaner drangen darauf in großen Massen durch die Lücken auf die Iltisberge, unsere Artilleriestellung, die sich gänzlich verschossen hatte. Damit war unser Schicksal besiegelt.

Die Seekämpfe vor Tsingtau

25. August.

In Tsingtau befanden sich im Augenblick des Kriegsausbruchs der österreichisch-ungarische Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" (vgl. I, S. 153), die deutschen Kanonenboote „Cormoran", „Iltis", „Jaguar", „Lux" und „Tiger", sowie das älteste deutsche Torpedoboot „S 90". Von diesen Schiffen wurden „Cormoran", „Lux" und „Tiger" unmittelbar darnach aufgelöst und die Besatzungen und die Kanonen zur Verstärkung der Landverteidigung von Tsingtau benützt.

2. September.

S. M. S. „Jaguar" hat den bei Lientau auf einen Felsen aufgelaufenen japanischen Torpedobootszerstörer „Schirotaye" vollständig zerschossen.

Der englische Torpedobootszerstörer „Kennet", der weit außer der Schußzone der Bucht vorüberfuhr, verfolgte das draußen patrouillierende deutsche Torpedoboot „S 90". „Kennet" beschoß „S 90" mit seinen 7,6-Zentimeter-Geschützen. „S 90" nahm den Artilleriekampf mit seinen 5-Zentimeter-Geschützen auf. Kreuzer und Landbatterien haben nicht mitgewirkt. In einer Entfernung von 13 Seemeilen vor den Landbatterien drehte „Kennet" ab und nahm Kurs nach Norden. „S 90" ist unverletzt in den Hafen eingelaufen.

18. September.

Die Japaner haben vor Tsingtau ein weiteres Torpedoboot, nach den einen Meldungen durch eine Mine, nach den anderen durch einen deutschen Kreuzer (gemeint ist wohl die „Kaiserin Elisabeth") verloren.

18. Oktober.

Der japanische Kreuzer „Takatschio" wurde vor Tsingtau von dem deutschen Torpedoboot „S 90" in den Grund gebohrt. Von der 264 Mann starken Besatzung wurden nur ein Offizier und neun Mann gerettet. Das deutsche Torpedoboot wurde nach dem Angriff 60 Meilen südlich von Tsingtau auf den Strand gesetzt und in die Luft gesprengt. Die ganze Besatzung ist gerettet.

Den gelungenen Torpedoangriff schildert der Kommandant, Kapitänleutnant Brunner, folgendermaßen: „Am 17. Oktober abends ging „S 90" in See, passierte die Blockadelinie und wich drei japanischen Torpedobootszerstörern, die zum Blockadegeschwader gehörten, unbemerkt aus. Draußen kreuzte das Boot in der Nacht zum 18. Oktober auf der Suche nach feindlichen Schiffen. Endlich, gegen 1 Uhr 30 Minuten, wurde eines in dunklen Umrissen entdeckt, einen Schornstein und zwei Masten hatte es. Wir pürschten uns heran. Im spitzen Winkel ging es auf den Gegner los, die Maschinen des alten Bootes gaben ihr Letztes her. Das unbemerkte Herankommen an den Feind war mir nur möglich geworden durch das fast rauchlose Fahren der Heizer. Nun waren wir auf 500 Meter herangekommen und ich drehte ab, um die Torpedos abzufeuern. In kurzer

Reihenfolge fielen drei Torpedoschüsse, der letzte auf fast nur 300 Meter Entfernung. Man konnte die Laufbahn genau verfolgen, sie liefen auf das feindliche Schiff zu. Durch das mehrfache Aufblitzen aufmerksam geworden, gab der Gegner ein Alarmsignal. Kaum war dieses beendet, so erfolgten die Explosionen. Die dritte Explosion hatte eine gewaltige Wirkung. Ich hatte in der natürlichen Aufregung und der großen Nervenanspannung, in der ich mich befand, zunächst den Eindruck — und die Offiziere und Mannschaften auch — als wäre „S 90" mit allen Geschützen unter Feuer genommen. Sprengstücke schlugen ringsum ein. Die Ereignisse folgten alle so blitzschnell aufeinander, daß ich mich jetzt nicht einmal erinnern kann, das gewaltige Krachen der Explosion gehört zu haben, das sogar „S 90" erzittern machte. Dann aber sah ich, wie das ganze Schiff buchstäblich in die Luft flog. Schornstein, Masten, Geschütze, Kessel wirbelten in der Luft herum, und eine etwa hundert Meter hohe Feuerlohe schoß aus dem Schiff empor. Ein Hagel von Sprengstücken ergoß sich über „S 90", das noch etwa eine Strecke von 200 Meter durchlaufen mußte, ehe es aus diesem Hagel herauskam. Es ist ein Wunder, daß keiner der an Deck befindlichen Mannschaften getroffen wurde. Neben mir fiel ein etwa drei Kilogramm schwerer Eisenklumpen nieder. Ich habe es nicht bemerkt und bin erst später darüber gestolpert. Der Torpedomaschinist bemerkte ein Sprengstück von mindestens einem Meter Durchmesser, das in hohem Bogen über das Boot hinwegflog und 210 Meter von uns ins Wasser fiel. Außer einigen Beulen hatte das Boot keine Beschädigung erlitten. „S 90" wurde vom Feind sofort verfolgt, entkam aber in der ersten Verwirrung unter dem Schutze der Dunkelheit. Eine Rückkehr nach Tsingtau war unmöglich, da der Feind den Rückzug abgeschnitten hatte. Etwa nach Shanghai zu kommen, war aus anderen Gründen nicht möglich. Im Morgengrauen erreichte ich die Küste und sprengte das Boot mit dem verbliebenen Reservetorpedo noch eben vor Erscheinen des Feindes am Horizont. Vorher wurden unter Ausbringen von drei Hurras auf Se. Majestät den Kaiser Flagge und Wimpel niedergeholt."

Nach einem im „Schwäbischen Merkur" veröffentlichten Brief eines Maschinenmaats der „S 90" erreichte die tapfere Besatzung nach anstrengenden Gewaltmärschen am 27. Oktober eine Station der Tientsin—Pukow-Bahn und fuhr von dort nach Nanking, wo sie, von den Chinesen aufs beste aufgenommen, in den chinesischen Landtagsgebäuden interniert wurde.

2. November.

Der österreichisch-ungarische Kreuzer „Kaiserin Elisabeth" ist nach Erschöpfung seiner Munition versenkt worden. Der Kommandant, Linienschiffsleutnant Richard Makowiz und die Schiffsbesatzung, von der bisher acht Mann gefallen sind, kämpften zu Lande weiter.

11. November.

Ein japanisches Torpedoboot ist vor Kiautschou beim Minensuchen gesunken. Die Mehrzahl der Besatzung wurde gerettet.

Die Uebergabe von Tsingtau

9. November.

Dienstliche Meldung des Gouverneurs von Kiautschou: „Festung nach Erschöpfung aller Verteidigungsmittel durch Sturm und Durchbrechung in der Mitte gefallen. Befestigung und Stadt vorher durch ununterbrochenes neuntägiges Bombardement von Land mit schwerstem Geschütz bis 28 Zentimeter, Steilfeuer, verbunden mit starker Beschießung von See schwer erschüttert; artilleristische Feuerkraft zum Schluß völlig gebrochen. Verluste nicht genau übersehbar, aber trotz schwersten anhaltenden Feuers wie durch ein Wunder viel geringer als zu erwarten." Meyer-Waldeck.

Japanische Meldung: Der Kaiser von Japan hat angeordnet, daß der Kommandant und die Offiziere der Festung Tsingtau ihre Waffen behalten. Von den Gefangenen sind 400 verwundet und befinden sich im Lazarett. Die übrigen Gefangenen wurden nach Japan übergeführt und dort an zehn verschiedenen Plätzen interniert. Der Gouverneur Kapitän zur See Meyer-Waldeck wurde mit 25 Offizieren und 800 Mann nach Fukuoka gebracht. Die japanische Kriegsbeute beträgt 2500 Gewehre, hundert Maschinengewehre, dreißig Feldkanonen und 1200 Pfund Sterling in bar; ferner wurde Proviant für 5000 Mann auf ¼ Jahr vorgefunden. Sämtliche Schiffe im Hafen waren zerstört. Die gefallenen Deutschen wurden sämtlich in Einzelgräbern beigesetzt mit der Aufschrift „Heldengräber". Die Wert- und Erinnerungsgegenstände der Gefallenen, wie Uhren, Börsen, Ringe usw. wurden gesammelt und sollen später den Angehörigen zugestellt werden. Die noch übrige Zivilbevölkerung von Tsingtau wurde nicht zu Kriegsgefangenen gemacht. Sie soll nach einem neutralen Platz Chinas gebracht werden.

Telegramm des deutschen Kaisers: „In wärmster Anerkennung für die heldenmütige Verteidigung Tsingtaus verleihe ich Kapitän Meyer-Waldeck das Eiserne Kreuz und behalte mir vor, in weitgehendem Maße auch die Offiziere und die Besatzung der Festung zu belohnen, ebenso wie die Tapferen von der „Kaiserin Elisabeth". Sie alle werden aber den schönsten Lohn in der Bewunderung finden, die ihnen über die Grenzen des Heimatlandes gezollt wird. Mit Freude habe ich vernommen, daß die Verluste verhältnismäßig gering sind. Die Namen der Gefallenen und Verwundeten sind sobald wie möglich zu telegraphieren." Wilhelm I. R.

Antwort des Kaisers auf ein Beileidstelegramm des Reichstagspräsidenten, Dr. Kämpf: „Ich danke Ihnen für den Ausdruck der Gefühle des Schmerzes und des Vertrauens auf die Zukunft, von denen der Reichstag und alle deutschen Herzen angesichts des Falles von Tsingtau erfüllt sind. Die heldenmütige Verteidigung der in langjähriger Arbeit geschaffenen Musterstätte deutscher Kultur bildet ein neues Ruhmesblatt für den Geist der Treue bis zum Tode, den das deutsche Volk mit seinem Heer und seiner Flotte in dem gegenwärtigen Verteidigungskampf gegen eine Welt von Haß, Neid und Begehrlichkeit schon so mannigfach, will's Gott nicht vergeblich, betätigt hat."

Wilhelm I. R.

* * *

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" schrieb zum Fall von Tsingtau: „Die Verteidigung Tsingtaus gegen eine unübersehbare Uebermacht, die zwei Monate durchgehalten wurde, wird allezeit zu den glorreichsten kriegerischen Taten gehören. Wir gedenken mit tiefer Dankbarkeit der Helden, die dort für das Vaterland gefallen sind, sowie auch derer, die bis zum Aeußersten sich mit Leib und Leben für Deutschlands Ruhm und Ehre eingesetzt haben. In dankbarem Gedächtnis wird bei uns auch die opferfreudige Beteiligung der „Kaiserin Elisabeth" fortleben, die auf Befehl des ehrwürdigen Herrschers auf dem Throne der Habsburger unsere Sache zu ihrer Sache machte und deren Besatzung nach Versenkung des Kreuzers mit unseren Streitkräften Schulter an Schulter kämpfte, ein neues ruhmvolles Blatt in die Geschichte der Bundesgenossenschaft Deutschlands und Oesterreich-Ungarns einfügend, die ihre Unerschütterlichkeit nun auch in der ernstesten Probe glänzend bewährt. Der Kampf im fernen Osten ist ausgekämpft, aber mit seinem Abschluß wird seine Wirkung in die Zukunft nicht erloschen sein. „Deutschland wird es nie vergessen, wer der Anstifter und der Ausführer des heimtückischen Ueberfalles war, dem seine Söhne im fernen Land zum Opfer fielen und der die Früchte langjähriger deutscher Kulturarbeit vernichtete," so schrieben wir vor einigen Wochen, und diese Worte werden fortbestehen."

Der Krieg in den deutschen Schutzgebieten bis Anfang November 1914

Das Reichskolonialamt hat bisher zwei „Mitteilungen über den Krieg in den deutschen Schutzgebieten" veröffentlicht, die auch hier benutzt worden sind. Leider mußte trotzdem auf eine erschöpfende Darstellung verzichtet werden. „Denn alsbald nach Kriegsausbruch war," wie das Reichskolonialamt erklärt, „jeglicher Schiffsverkehr mit den Schutzgebieten ausgeschlossen; gleichzeitig wurden von den Engländern sämtliche deutschen Ueberseekabel zerschnitten, und damit auch die telegraphische Verbindung mit sämtlichen Schutzgebieten unmöglich gemacht. Als einziges Verständigungsmittel blieb zunächst noch der Funkentelegraph übrig. Die ersten kriegerischen Maßnahmen der Engländer zielten indessen darauf ab, auch diese Verständigung unmöglich zu machen. So fielen am 12. August 1914 die Funkenstation Jap und bald darauf diejenige von Nauru, am 29. August 1914 Tafaigata (Samoa) und am 12. September 1914 Bitapaka auf Neupommern. In der Nacht vom 24. zum 25. August 1914 mußte auch die Großfunkenstation Kamina in Togo deutscherseits zerstört werden, um ihre Besitzergreifung durch die feindlichen Truppen zu verhindern. Hiermit entschwand auch die Möglichkeit weiterer direkter Verständigung mit den afrikanischen Schutzgebieten, die bis dahin durch Vermittlung von Kamina aufrecht erhalten werden konnte. Allerdings hatte sich dabei von Anfang an eine Störung bemerkbar gemacht, die es verhinderte, von Ostafrika Nachrichten zu empfangen, so daß gleich nach Kriegsausbruch die Berichterstattung des dortigen Gouverneurs aussetzte."

So ist das im folgenden zusammengestellte Material, das zum großen Teil auf Umwegen verspätet nach Deutschland gelangte und meist Privatbriefen oder aber der feindlichen Presse entstammt, notwendigerweise lückenhaft. Es wird daher nötig sein, später auf einzelne Ereignisse zurückzukommen. (Vgl. Bd. I, S. 167 ff.)

Deutsch-Ostafrika

Vorbemerkungen

Ueber die deutschen und englischen Streitkräfte in Ostafrika äußerte sich der Staatssekretär für Indien, Lord Crewe, im englischen Parlament: Deutsch-Ostafrika sei ein großes und wichtiges Gebiet, etwa 910 000 Quadratkilometer groß mit einer weißen Bevölkerung von 5—6000 Köpfen. Er kenne das Verhältnis der Geschlechter zueinander nicht, allein es sei wahrscheinlich, daß die Anzahl der mutmaßlich in wehrfähigem Alter stehenden Männer beträchtlich höher sei als bei einer Bevölkerung in gleicher Stärke in einem europäischen Lande. Die deutsche Streitkraft in Ostafrika sei bis zu einem gewissen Maße durch Reservisten aus andern Teilen der Welt verstärkt worden. Er vermute, es seien auch Streitkräfte der Flotte aus Ostasien hingebracht worden. Die Deutschen in Ostafrika seien mit gewöhnlichem Geschütz gut versehen und besäßen auch eine Anzahl Maschinengewehre; sie bildeten eine gewaltige Streitmacht. Britisch-Ostafrika sei an Umfang nicht ganz so groß wie Deutsch-Ostafrika, da sein Flächeninhalt nur 650 000 Quadratkilometer betrage; seine Bevölkerung, die ungefähr ebenso groß sei wie die der deutschen Kolonie, sei nicht in gleicher Weise militärisch organisiert. In Deutsch-Ostafrika gäbe es etwa 2000 Mann einheimische Infanterie und Polizeitruppen. In der britischen Kolonie habe man eine beträchtliche einheimische Polizei, sowie eine militärische Truppe, die East African Rifles, die zwar nicht zahlreich, aber sehr schlagfertig und gut von Offizieren geführt seien. Es liege auf der Hand, daß somit beim

Beginn des Krieges die Lage für England in Oſtafrika nicht durchaus ſicher erſchien. Es ſei daher notwendig geweſen, der Kolonie frühzeitig Verſtärkungen zu ſenden. Solche Verſtärkungen ſind denn auch fortgeſetzt aus Indien eingetroffen.

Nach deutſchen Nachrichten war in Deutſch-Oſtafrika der Andrang von Kriegsfreiwilligen — ſowohl Europäern wie Eingeborenen — ſo ſtark, daß längſt nicht alle haben eingeſtellt werden können.

Die kriegeriſchen Ereigniſſe in Oſtafrika ſpielten ſich in fünf weit voneinander liegenden Gegenden ab, und zwar an der Küſte bei Daresſalam, im Südweſten an der deutſch-engliſchen Grenze zwiſchen Njaſſa- und Tanganjika-See, im Norden und Nordoſten jenſeits der deutſch-engliſchen Grenze im engliſchen Gebiet auf dem Oſtufer des Victoria-Sees und in der Gegend nordöſtlich des Kilimandſcharo und ſchließlich im Nordweſten am Kiwu-See. An den vier zuerſt genannten Stellen hatten die Deutſchen mit engliſchen Kolonialtruppen zu kämpfen, in letztgenannter Gegend mit Belgiern.

Amtliche Meldungen und private Mitteilungen

13. Auguſt.

Ueber die erſte engliſche Kriegstat, die Wegnahme des ungeſchützten deutſchen Dampfers „Hermann von Wißmann" in Sphinxhafen an der Weſtküſte des Njaſſa-Sees iſt bereits früher berichtet worden (vgl. I, S. 168).

24. Auguſt.

Meldung des Gouverneurs Schnee: Engliſche Kreuzer beſchoſſen Funkenturm Daresſalam, beſchlagnahmten dort und in Tanga Handelsſchiffe, bombardierten Bagamojo ohne erheblichen Schaden. Offene Küſtenplätze nicht verteidigt, Beſetzung nicht erfolgt. Wir haben nach geringem Widerſtand Taveta (in Britiſch-Oſtafrika) beſetzt. Belgiſcher Dampfer auf Tanganjika-See zerſtört. Funkenturm Daresſalam von uns zerſtört.

18. Auguſt.

Meldung des Gouverneurs Schnee: Oberleutnant v. Oppen hat den Angriff von etwa 36 berittenen Engländern in der Nähe von Moſchi zurückgeworfen. (Moſchi liegt am Südfuß des Kilimandſcharo in Deutſch-Oſtafrika.)

29., 30. Auguſt und 2. September.

Patrouillengefechte bei Taveta und Voi (letzteres an der engliſchen Ugandabahn); die Deutſchen verſuchten erfolglos, die Brücke über die Ugandabahn bei Voi zu zerſtören.

5. September.

Engliſche Meldung: Die Deutſchen greifen Abercorn in Nord-Rhodeſien erfolglos an.

7. September.

Gefecht bei der Station Tſavo der Ugandabahn. Nach 2½ſtündigem Gefecht mit weit überlegenem Gegner zog ſich das deutſche Detachement des Hauptmanns Schulz wegen Umgehungsgefahr zurück. Der Gegner hatte viele Verluſte an Europäern und indiſchen Truppen, die ſechs deutſche Maſchinengewehre in einem Bajonettangriff ohne Erfolg zu nehmen verſucht hatten.

8. September.

Reutermeldung: Der engliſche Regierungsdampfer „Gwendolin" hat Langenburg (am Nordende des Njaſſa-Sees ohne militäriſche Bedeutung) beſchoſſen und dort eine Abteilung gelandet. Der Ort wurde überraſcht. Es wurde kein Widerſtand geleiſtet.

9. September.

Der Sturm einer deutſchen Kompagnie auf Karonga am Njaſſa-See wird von den Engländern abgeſchlagen.

Aus Muanſa am Viktoria-See wird gemeldet: Der Hilfskreuzer „Muanſa" hat den engliſchen Dampfer „Sybill", als er im Begriff war, 150 indiſche Soldaten und zwei

„Lindi" in Deutſch-Oſtafrika

Daresſalam, die Hauptſtadt von Deutſch-Oſtafrika

Tanga in Deutſch-Oſtafrika

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Die Königin-Mutter von Bamum in Kamerun

Geſchütz in Gefechtsſtellung in Deutſch-Südweſtafrika

Phot Gebr. Haeckel, Berlin

Geschütze nördlich Schirati an der Karungubucht zu landen, angegriffen. Das Schiff „Sybill" wurde durch mehrere Granatenvolltreffer schwer beschädigt. Die Besatzung hatte anscheinend viel Verluste durch unser Maschinengewehrfeuer. „Sybill" stellte ihr Feuer ein und dampfte nach Norden.

Übersichtskarte von Deutsch-Ostafrika

10.—13. September.

Eine deutsche Abteilung dringt über Karungu (am Ostufer des Viktoria-Sees) auf Kisii vor, das von ihr besetzt, am 13. aber wieder geräumt wird. Auch Karungu wird wieder durch die Mannschaften englischer Dampfer besetzt.

19. September.

Kleines Gefecht am Loldureish-Fluß, 50 Kilometer nordnordöstlich von Taveta (nach englischer Meldung bei Campi ya Narabu).

20. September.

Der englische kleine Kreuzer „Pegasus", von Sansibar aus operierend, zerstörte die Stadt Daressalam und versenkte daselbst das Kanonenboot „Möve". Der „Pegasus" wurde von dem kleinen Kreuzer „Königsberg" in der Bucht von Sansibar angegriffen und unbrauchbar gemacht (vgl. S. 263). Nach deutschen Privatnachrichten wurde die abgerüstete „Möwe" samt dem Schwimmdock von den Deutschen selbst im Hafen von Daressalam versenkt. Daressalam war völlig unbefestigt.

24. September.

Meldung des Gouverneurs Schnee: Der belgische Posten auf der Insel Kwidschi (im Kiwu-See) ergab sich den Deutschen unter Hauptmann Wintgens. Es wurden fünfzig Mausergewehre, Munition und das zweite belgische Stahlboot erbeutet.

25. September.

Nördlich des Longido (Berg nordwestlich des Kilimandscharo) wurde eine deutsche verstärkte Kompagnie im Lager vom Feind überfallen. Nach etwa einhalbstündigem Gefecht floh der Feind zersprengt und eilig mit einem Verlust von 19 Toten, unter Hinterlassung von Reittieren, Gewehren und Munition.

26. September.

Die Deutschen beschießen ein feindliches Lager am Zusammenfluß des Tsavo- und des Loldureish-Flusses (nach englischer Meldung bei Mfima). Der Feind erlitt erhebliche Verluste.

29. September.

Meldung des Gouverneurs Schnee: Hauptmann Baumstark hat Lager von Madorini (nach englischer Meldung Margerine, jedenfalls in der Nähe der Küste in der Richtung auf Mombasa gelegen) angegriffen, das von den Engländern fluchtartig verlassen wurde. Vorgefunden zwei Vorderladergeschütze mit Munition, Verpflegung und Gewehre mit viel Munition. Gegner hat sich auf Gazi zurückgezogen.

Hier kam es ebenfalls zum Kampf, die Meldung hierüber ist jedoch nicht eingetroffen, sondern nur ein nachträglicher Zusatz, nach dem in dem früher gemeldeten Gefechte bei Ngazi (= Gazi) der Gegner anscheinend schwere Verluste, besonders an Europäern erlitten habe. Englische Meldungen besagen, die Deutschen, die schon eine Umgehung des Feindes in der Richtung auf Mombasa unternommen hatten, seien nach dem Eintreffen indischer Verstärkungen am 8. Oktober zum Rückzug gezwungen worden.

Die „Central News" erhalten über diese Kämpfe einen Bericht aus Nairobi (Britisch-Ostafrika), der nach der „Kölnischen Zeitung" lautet: Der gefährlichste deutsche Angriff war wohl der von Ende September gegen Mombasa. Die Deutschen waren mit sechs Maschinengewehren von Tanga her vorgerückt. In Margerine wurden sie am 25. September durch die arabische Kompagnie des Hauptmanns Wavel sowie auch einige aus dem Jubaland eingetroffene Abteilungen der Polizeitruppen, die zwei Tage später zu Wavel gestoßen waren, zum Stehen gebracht. Der Plan der Deutschen ging dahin, auf der Straße von Tanga nach Mombasa dergestalt vorzurücken, daß sie am 29. September in Mombasa zugleich mit dem Kreuzer „Königsberg" eintreffen wollten, der die Stadt beschießen, eine Landung bewirken und die Mombasa-Insel besetzen sollte, während die Streitkräfte zu Land die sog. Salisburybrücke zerstören würden, welche die Insel mit dem Festland verbindet, und über die die Eisenbahn führt. Der Angriff der „Königsberg" unterblieb wahrscheinlich wegen der Nähe der britischen Kriegsschiffe. Die britische kleine Streitkraft von 300 Mann hielt die Deutschen bis zum 2. Oktober fest, bis indische Verstärkungen eintrafen. Die Jind-Infanterie leistete Besonderes in Gazi, wo sie ein äußerst heftiges Feuer deutscher Maschinengewehre auszuhalten hatte. Von der Schutztruppe wurden sämtliche Offiziere mit ihrem Führer Major Hawthorne gleich bei Beginn des Kampfes verwundet; die Führung ging an einen indischen Unteroffizier über, dessen tapferes Verhalten besonders gelobt wird.

30. September.

Meldung des Gouverneurs Schnee: Nach nichtamtlichen Nachrichten ist belgische Station Goma am Kiwu (-See) von deutschen Truppen genommen.

4. Oktober.

Vier belgische Kompagnien griffen am Kiwusee, nördlich von Kissenji, die deutschen Truppen unter Hauptmann Wintgens an. Der Gegner erlitt schwere Ver-

luſte und wurde zurückgeworfen. Die Niederlagen der Belgier am Kiwuſee und auf der Inſel Kwidſchi (vgl. S. 298) wurden durch Meldungen des belgiſchen Gouverneurs von Katanga beſtätigt.

30. Oktober.

Der kleine Kreuzer „Königsberg", von drei ſchnellen engliſchen Kreuzern verfolgt, läuft in den Rufiji ein und wird vom Kreuzer „Chatam" durch ein Kohlenſchiff blockiert. Die Beſatzung der „Königsberg" geht an Land und verſchanzt ſich. (Vgl. S. 263, 264).

2. November.

Gefecht bei Mſima am Tſavofluß. (Der Ausgang dieſes Gefechts iſt noch unbekannt.)

3.—5. November.

Engliſch-indiſche Truppen griffen eine deutſche Stellung am Longido an. Nach engliſchen Meldungen nahmen die Inder drei deutſche Stellungen, die ſie aber bei Einbruch der Nacht „wegen Waſſermangels" nicht mehr halten konnten. Einige Tage darauf räumten die Deutſchen Longido, das dann von den indiſchen Truppen beſetzt wurde.

Nach einem Bericht der „Times" begann der Kampf am 4. November bei Tagesanbruch und dauerte bis abends 7½ Uhr. Die deutſchen Stellungen ſeien ſehr hartnäckig gehalten, aber von den engliſch-indiſchen Truppen mit größter Bravour genommen worden. Auch der deutſche Gegenangriff ſei zurückgeſchlagen worden. Die Engländer hätten an Europäern zehn Tote, neun Verwundete und einen Vermißten zu verzeichnen gehabt; über ihre Verluſte an Farbigen wird hier nichts berichtet. Hierzu bemerkt die „Köln. Zeitung": Man darf von vornherein annehmen, daß ſich das Gefecht wohl kaum ſo abgeſpielt hat, wie es in den engliſchen Berichten dargeſtellt wird. Anſcheinend iſt es den indiſchen Truppen nicht gelungen, die Stellung der deutſchen Abteilung zu nehmen. Sie beſetzten ſie erſt, nachdem letztere den Platz aus irgendeinem Grunde einige Tage ſpäter geräumt hatte. Wahrſcheinlich dann, als die Engländer ſtärkere Kräfte herangezogen hatten. Waſſermangel kann nicht der Grund zum Aufgeben der angeblich genommenen Stellung geweſen ſein, in der ſich der Gegner noch einige Tage hielt, und die er dann freiwillig räumte. Die Deutſchen in Oſtafrika werden, wenn ihnen ſpäter einmal dieſer engliſche Gefechtsbericht bekannt wird, wahrſcheinlich höchſt erſtaunt ſein, zu vernehmen, daß es in jenem Teil der Maſſaiſteppe einen „bedeutenden Platz" Longido gibt. Außer einigen alten verlaſſenen Maſſaikralen — und zeitweilig dem Zeltlager unſerer Truppe — dürfte der Platz kaum irgendeine menſchliche Behauſung aufzuweiſen haben. In dieſer Hinſicht erinnert die Darſtellung der Engländer lebhaft an die Beſchießung und widerſtandsloſe Beſetzung von Langenburg am Nordende des Njaſſa-Sees, die ſie ſeinerzeit der Welt als großen Erfolg verkündeten (vgl. S. 296).

Nunmehr ſind auch zu dieſen Kämpfen Nachrichten von Gouverneur Schnee eingetroffen, die nach dem „Hamburger Fremdenblatt" lauten: Detachement Kraut wurde am 3. November von etwa 300 Reitern und anſcheinend indiſcher Kompagnie, mit etwa acht Maſchinengewehren und ſechs Geſchützen angegriffen. Nach 15½ſtündigem Gefecht ging der Gegner fluchtartig zurück in der Richtung Erck.

Das Detachement Kraut ſelbſt meldet vom Gefecht am Longido in der Maſſai-Steppe weiter, daß der Feind mehrere Maſſengräber angelegt habe. Außerdem ſeien 35 tote Europäer und Inder gezählt worden, die Verluſte müßten jedoch bedeutend größer ſein. Unſere Maſchinengewehre ſchoſſen oft mit ſichtbarem Erfolg in die Reitermaſſen, der Gegner feuerte wirkungslos etwa 300 Schuß aus einem 7-cm-Geſchütz. Der Angriff erfolgte gleichzeitig auf der Nordoſt- und Oſtfront und wurde im Süden, wo nur Kavallerie kämpfte, zuerſt zurückgeſchlagen. Im Zentrum wurde heiß gerungen, als aber unſere im Süden freiwerdende Truppe die linke Flanke des Gegners angriff, war der Kampf zu unſeren Gunſten entſchieden.

3.—5. November.

Ein englisches Landungskorps, bestehend aus einem europäischen und acht indischen Regimentern, darunter Kavallerie mit acht Maschinengewehren wird bei Tanga in erbitterten Kämpfen mit schweren Verlusten zurückgeschlagen. Erbeutet wurden acht Maschinengewehre, 300 000 Patronen, dreißig Feldtelephonapparate, über tausend wollene Decken, viele Gewehre und Ausrüstungsgegenstände und große Mengen Proviant.

* * *

Ueber die Schlacht bei Tanga, den bisher bedeutendsten Kampf in Deutsch-Ostafrika, der in Wirklichkeit eine glänzende Waffentat der Deutschen war, ließen die Engländer anfänglich nicht viel vernehmen, wenn sie auch den Mißerfolg ihrer mit verhältnismäßig starken Kräften veranstalteten Unternehmung eingestanden. Erst nachdem ausführliche deutsche Nachrichten eingetroffen waren, gaben auch die Engländer näheren Aufschluß. Die „Times" berichtet nach der „Pioneer Mail" folgendes:

„Die britische Abteilung, aus britischen und indischen regulären Truppen und aus Imperial Service-Truppen zusammengesetzt, verließ im Oktober Bombay und kam vor Tanga, dem für die Landung ausgewählten Platz, am 2. November an. Tanga ist eine unbefestigte Hafenstadt im Norden Deutsch-Ostafrikas, einige Meilen südlich von unserer Grenze. Da es eine offene Stadt war und es hieß, daß es vom Feinde nicht verteidigt werde, schien es richtig, den Platz von unseren Absichten zu benachrichtigen und ihn aufzufordern, sich zu ergeben, ehe ein Bombardement eröffnet werde. Diese Maßnahme war, wie sich später zeigte, schuld an dem Mißlingen des Angriffs. Die Aufforderung zur Uebergabe, die das begleitende Kriegsschiff „Fox" an den deutschen Gouverneur richtete, wurde von ihm zurückgewiesen; er hatte offenbar schon von unserer Landungsabsicht Meldung erhalten und die ihm gestellte Frist kräftig benutzt, um den Platz in Verteidigungszustand zu setzen und mit der Bahn aus dem Innern Verstärkungen heranzuholen. Alle Truppen waren am 4. November, 9 Uhr vormittags, gelandet, worauf der Befehl zum sofortigen Angriff gegeben wurde. Für die große Schwierigkeit dieser Operationen zeugt die Tatsache, daß es, obwohl die Entfernung bis Tanga nur 1¾ Meilen beträgt, doch ½3 Uhr wurde, bis unsere Truppen ins Feuer kamen. Da infolge der Dichtigkeit des Buschwerks die Artillerie nicht zu verwenden war, entschloß man sich, anzugreifen, ohne auf die Landung der Geschütze zu warten. Die Geschütze wurden deshalb an Bord gelassen und feuerten vom Deck eines Transportschiffes aus nach dem Außenhafen. Der Angriff begann, und um ½3 Uhr kamen die Truppen in ein heftiges Feuer aus Gewehren und Maschinengewehren. Die Grenadiere vom Regiment Nr. 101, die große Anstrengungen machten, in die Feuerlinie eine Bresche zu legen, gerieten beim Vorrücken durch das dichte Gebüsch in ein äußerst schweres Kreuzfeuer aus Gewehren und Maschinengewehren. Es gelang ihnen nicht, vorwärts zu kommen, aber hartnäckig hielten sie doch aus. Das Royal North Lancashireregiment und die Kashmir Rifles auf dem rechten Flügel hatten inzwischen langsam Boden gewonnen und waren bis nach Tanga gekommen, wo sie an der Vorstadt Halt machten. Sie erhielten heftiges Feuer aus den Häusern, die mit Schießscharten versehen und zur Verteidigung eingerichtet waren. Die ziemlich ausgedehnte Linie der Truppen machte es aber bei dem dichten Buschwerk unmöglich, diesen Regimentern zur rechten Zeit die nötige Unterstützungen zu bringen, mit denen sie die Stadt wohl hätten erobern können. Die eintretende Dunkelheit setzte den Kämpfen ein Ende, worauf sich unsere Truppen in eine verschanzte Stellung zurückzogen. Im Hinblick auf die große Schwierigkeit des Geländes bei Tanga, wurde es nicht für ratsam gehalten, einen zweiten Angriff ohne genügende Verstärkungen zu versuchen. So wurden die Befehle zur Einschiffung gegeben, die ohne Zwischenfälle erfolgte. Die Deutschen sollen zwei- bis dreitausend europäische Truppen in Tanga gehabt haben."

Eine gute Ueberſicht über die Entwicklung der Kämpfe um Tanga geben amtliche Telegramme des Gouverneurs Schnee. Darnach erſchien der engliſche Kreuzer „Fox" mit vierzehn Transportſchiffen und noch einem zweiten Kreuzer am Vormittag des 2. November vor Tanga und verlangte die bedingungsloſe Uebergabe der Stadt. Nach Friſtablauf fuhr der Kreuzer mit den Transportſchiffen jedoch ab, ohne bombardiert zu haben. Am 3. November landeten die Engländer bei Tanga und griffen früh morgens die deutſchen Truppen bei der Pflanzung Möhn an. Der Angriff wurde abgeſchlagen. Der deutſche Gegenangriff war erfolgreich. Viele Inder wurden getötet.

Die Kämpfe um Tanga ſetzten ſich am 4. November fort. Eine engliſche Abteilung wurde am Wege nach Pangani nahe dem Hoſpital zurückgeſchlagen. Gleichzeitig war zwiſchen dem Bahneinſchnitt nahe Pier und Hoſpital ein Gefecht im Gange. Engliſche Schiffsgeſchütze beteiligten ſich am Kampfe. Nachmittags 5½ Uhr wurden indiſche Truppen bis zum Stand zurückgeworfen, erhielten aber Verſtärkung und ſuchten erneut vorzudringen. Abends gegen 7 Uhr wurden die Engländer in der Richtung auf das Hoſpital zurückgeworfen. Während des Kampfes erfolgte ein ſchweres Bombardement Tangas. Auf der engliſchen Seite fochten auch Marinemannſchaften mit.

Die Beſchießung der Stadt Tanga durch engliſche Geſchütze hatte wenig Erfolg; dreizehn Europäerhäuſer wurden ſchwer, fünf leicht beſchädigt. Dagegen ſetzte das Feuer deutſcher Geſchütze einen Transportdampfer in Brand, worauf die drei anderen im Hafen liegenden Transportſchiffe auf die Außenreede fuhren. Auch der Kreuzer „Fox" wurde von den Deutſchen beſchoſſen, ein Schuß ſchlug auf Deck ein und riß ein großes Loch. „Fox" erwiderte aus 15-Zentimeter-Geſchützen ohne große Wirkung. Ein Schuß ſchlug zehn Meter vor einem deutſchen Geſchütz ein, ohne viel zu ſchaden.

Die Verluſte der Engländer waren ſehr ſchwer. Am Gomaplatz wurden auf einem Fleck 125 tote Engländer gezählt. Zahlreiche Engländer und Inder wurden gefangen genommen.

Die Engländer verließen Tanga am 6. November mit Kurs nach Norden; ſie geben ſelbſt zu, daß ſie über 700 Tote hatten. An der Stelle, an der viele Tote gehäuft lagen, hatten die Engländer Schützengräben in Etagen übereinander angelegt, die von deutſchen Maſchinengewehren aus der Flanke mit vernichtender Wirkung beſchoſſen wurden.

Nach ſpäteren Mitteilungen der Bezirksamtsnebenſtelle Mikindani beſtand das Landungskorps der Engländer bei Tanga aus 8000 Mann, davon wurden insgeſamt etwa 3000 Mann getötet, verwundet und gefangen. Der Führer der deutſchen Truppen war Oberleutnant v. Tettow. Fünfzehn Deutſche fielen, darunter v. Prince.

Deutſch-Südweſtafrika

Amtliche Meldungen und private Mitteilungen

15. September.

Bei Steinkopf am Oranjefluß wurde eine deutſche Patrouille von ſüdafrikaniſchen berittenen Schützen überraſcht und nach kurzem Scharmützel zur Uebergabe gezwungen.

Dies ſcheint die erſte kriegeriſche Handlung in Südweſt geweſen zu ſein. Was über frühere Operationen der Deutſchen aus engliſcher Quelle gemeldet wurde (vgl. I, S. 168), ſollte offenbar nur dem Vorgehen der ſüdafrikaniſchen Union gegen Südweſt zum Vorwand dienen; darüber wird bei der Darſtellung der inneren Verhältniſſe in Britiſch-Südafrika noch eingehender zu ſprechen ſein.

19. September.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Am 19. September erſchienen engliſche Schiffe vor Lüderitzbucht, ſchifften Truppen aus und beſetzten den Ort, ohne Widerſtand zu finden. Die Beſatzung hatte ſich am Tage vorher nach Zerſtörung der Bahn und des Funkenturms ins Innere zurückgezogen.

Ein Augenzeuge, Angehöriger eines neutralen Staats, berichtet: „Am 10. September fand in Kapstadt eine Parlamentssitzung statt, in der der Krieg der Union gegen Deutsch-Südwestafrika mit großer Majorität beschlossen wurde, und bereits am 19. September erschienen die Engländer mit zwei Kreuzern, vier Torpedobooten und zwölf Transportschiffen vor Lüderitzbucht. Es landeten 8000 Mann unter dem Befehl des früher als englischer Konsul in Lüderitzbucht tätig gewesenen Oberstleutnant Müller. Am Geschützen wurden nur zweirädrige leichte Gebirgsgeschütze bemerkt. Etwa zur gleichen Zeit oder kurz nachher sollen auch in Port Nolloth 8000 Mann und in Swakopmund angeblich ebensoviel gelandet worden sein. Die Deutschen hatten die Lüderitzbucht-Eisenbahn bis zum letzten Augenblick in Betrieb gehalten und fast die gesamten Lüderitzbuchter Vorräte nach dem Innern gebracht. Kurz vor dem Eintreffen der Engländer hatte sich der Bezirkshauptmann mit den noch anwesenden Regierungsbeamten nach dem Innern zurückgezogen, und daraufhin wurden, nachdem das gesamte rollende Eisenbahnmaterial in Sicherheit gebracht worden war, die Bahngeleise durch Sprengungen zerstört. Die Engländer haben aber zahlreiches Eisenbahnbaumaterial in Lüderitzbucht gelandet und sollen sofort an die Wiederherstellung der Bahn gegangen sein. Durchschnittlich sollen täglich 500 Meter instand gesetzt worden sein. Die gesamte, in Lüderitzbucht und Kolmannskuppe zurückgebliebene Zivilbevölkerung ist als kriegsgefangen behandelt und nach Gefangenenlagern in der Kapkolonie geschafft worden. Die Männer sollen in das Gefangenenlager Robertsheight bei Pretoria, die Frauen und Kinder in das Gefangenenlager Port Napier bei Pietermaritzburg gebracht worden sein. Die meisten Geschäfte in Lüderitzbucht, u. a. die Lüderitzbucht-Gesellschaft und die Afrika-Bank sollen in englische Verwaltung genommen worden sein. Der britische Konsul Müller ist später mit der Zivilverwaltung Lüderitzbuchts betraut worden, während der Befehl über die Truppen auf einen andern Offizier übergegangen ist. Nachdem die Besetzung Lüderitzbuchts vollzogen war, wurden ein Kreuzer und die vier Torpedoboote von Lüderitzbucht zurückgezogen, und nur ein Kreuzer dauernd vor Lüderitzbucht stationiert." Der Berichterstatter betont noch, daß nach seinen Beobachtungen der Konsul Müller bemüht gewesen sei, die Ordnung in Lüderitzbucht aufrechtzuerhalten; trotzdem sei es ihm nicht gelungen, die englischen Soldaten von der Plünderung und Zerstörung von Privateigentum zurückzuhalten. In den folgenden Wochen wurde Lüderitzbucht stark befestigt und mit dem Abbau der dortigen Diamantenfelder begonnen.

19. September.

Die südafrikanische Polizeistation Rietfontein ist von einer 200 Mann starken deutschen Abteilung genommen worden.

21. September.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Im Nordosten von Deutsch-Südwestafrika, im sogenannten Caprivizipfel, soll sich am 21. September der deutsche Grenzposten von Schuckmannsburg der rhodesischen Polizeitruppe ergeben haben.

24. September.

Eine deutsche Abteilung besetzte die englische Niederlassung an der Walfischbai. Nach einer englischen Tendenzmeldung sollte die Walfischbai schon am 8. September von unseren Schutztruppen besetzt worden sein.

25. September.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Das über den Oranje vorgedrungene englische Expeditionskorps scheint nicht weit gekommen zu sein. Eine amtliche Depesche aus Pretoria von Anfang Oktober meldet nämlich, daß in einem im Distrikt Sandfontein—Warmbad stattgefundenen Gefecht die vereinigten Engländer und Südafrikaner 15 Tote, 41 Verwundete, sieben Vermißte und 35 Gefangene verloren hätten.

Die Tatsache der englischen Niederlage wird durch einen dienstlichen Bericht des Gouverneurs von Deutsch-Südwestafrika nicht nur bestätigt, sondern es geht daraus auch noch hervor, daß die Verluste des Feindes die ersten Angaben ganz erheblich übertreffen. Danach sind in dem Gefecht unter Führung des Oberleutnant v. Heydebreck drei

Übersichtskarte von Deutsch-Südwestafrika

englische Schwadronen von unseren Truppen vernichtet worden. 15 Offiziere, darunter ihr Führer Oberst Grant, und 200 Mann wurden gefangen genommen und zwei Geschütze erbeutet. Verluste auf unserer Seite: zwei Offiziere und zwölf Mann gefallen, 25 Mann verwundet.

Aus einem Kapstädter Bericht von Reuters Bureau, den die „Kölnische Zeitung" wiedergibt, geht hervor, daß auf englischer Seite zwei Schwadronen des ersten Regiments südafrikanischer berittener Infanterie und eine Abteilung der Transvaaler reitenden Artillerie am Gefecht teilgenommen haben, deren Ueberlebende sich den Deutschen ergeben mußten. Aus dem Bericht sei folgendes wiedergegeben: „Eine kleine Wasser- und Ausspannstelle, die sich für unsere Vorstoßlinie als wichtig erwies, wurde von einer Schwadron besetzt in der Annahme, daß der Feind sich zurückgezogen habe. Eine Abteilung der Transvaaler reitenden Artillerie und eine weitere Schwadron berittener

Infanterie wurde ausgesandt, um die kleine Besatzung zu verstärken. Die eingenommene Stellung war von vornherein für jede kleine Streitmacht gefährlich, anderseits war das Wasser für unseren Vormarsch unentbehrlich. Die Wasserstelle ist von Klippen umgeben, der Zugang geht durch einen engen Paß. Offenbar stellte uns der Feind, der die Gegend genau kannte, eine Falle; denn kaum hatten zwei unserer Geschütze ausgespannt, da begann auch schon der feindliche Angriff: ein deutsches Geschütz wurde auf einer Erhöhung in Stellung gebracht, von der aus der Kessel, in dessen Mitte sich das Wasserbecken befand, bestrichen werden konnte. Unsere Geschütze erwiderten sofort das Feuer und brachten den Gegner einen Augenblick zum Schweigen, allein die Deutschen dehnten ihren Angriff sehr bald aus. Der Zugang, der die Straßen nach der Station zu beherrschte, wurde genommen und nicht weniger als zehn Geschütze, die Sprenggranaten abfeuerten, wurden von den Angreifern in Tätigkeit gebracht. Aus allen Himmelsrichtungen beschossen, verhielten sich unsere Kanoniere hervorragend tapfer, wofür die Tatsache spricht, daß alle Bedienungsmannschaften getötet oder verwundet wurden. Nur der befehlführende Offizier Leutnant Adler blieb unversehrt. Es ging nun auf die Mittagsstunde. Mittlerweile wurden entschlossene Versuche unternommen, die kleine Besatzung zu befreien. Der Feind jedoch, der etwa 2000 Mann stark war, hatte eine zu günstige Aufstellung, um einen Vormarsch zum Entsatz zuzulassen. Kurz nach 12 Uhr entschlossen sich unsere Kanoniere, deren Schießvorräte zu Ende gingen und deren Lage unhaltbar wurde, dazu, ihre Geschütze unbrauchbar zu machen, was sie unter dem an Heftigkeit und Genauigkeit immer noch zunehmenden Feuer der Deutschen ausführten. Unsere Infanterie, meist vom ersten Regiment, bemühte sich, das feindliche Feuer zu schwächen.

Als alles vernichtet worden war, was dem Feind irgendwie von Nutzen sein könnte, steckte die tapfere kleine Abteilung von Briten und Afrikanern die weiße Flagge auf. Auf die Deutschen hatte der Kampf und die schweren Verluste, die sie selbst erlitten, einen derartigen Eindruck gemacht, daß ihr Befehlshaber persönlich den britischen Obersten zu der Genauigkeit des Artilleriefeuers und dem tapferen Widerstand seiner Leute beglückwünschte. Alle Verwundeten wurden gut behandelt, und einer von ihnen durfte nach unserem Lazarett zurückkehren. Die Deutschen begruben unsere Gefallenen vor den ihrigen, und zwar mit allen Kriegsehren. Gefangene Kameraden der Toten durften der Leichenfeier beiwohnen. Im Hauptlager war der Ernst der Lage schnell erkannt worden; man hatte auch keine Mühe gespart, den Entsatz der Streitkräfte durchzuführen, allein der Feind erwies sich dafür allzu stark. Die Schwadronen der Rittmeister King und Davidson, die versucht hatten, sich einen zweiten Zugang in den Talkessel zu bahnen, erlitten schwere Verluste durch heftiges Maschinengewehrfeuer."

28. September.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Am 28. September soll es nach englischen Berichten in der Nähe von Lüderitzbucht zu einem Gefecht gekommen sein, bei dem auf deutscher Seite fünf Mann gefallen und zwei verwundet worden sein sollen, während die Engländer drei Tote und vier Verwundete hatten.

13. Oktober.

Der Gouverneur von Angola hat die Kolonie Portugiesisch-Kongo (Kalinda) in Belagerungszustand erklärt.

6. November.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Die Lissaboner Presse vom 6. November verbreitet folgende Darstellung über angebliche Vorgänge in Naulila (Angola): Die Deutschen hätten zum Viehkauf die Grenze Angolas überschritten. Hierbei sei es zu einem Zusammenstoß mit der portugiesischen Besatzung des Postens gekommen, in dessen Verlauf drei Deutsche, darunter ein Offizier und ein Arzt, gefallen oder verwundet worden seien.

Swakopmund in Deutsch-Südwestafrika

Magazine in Windhuk; Kolonnen beim Verladen

Windhuk in Deutsch-Südwestafrika

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Patrouille im Swakop-Revier in Deutsch-Südwestafrika

Pferde und Maultiere der zweiten Batterie auf Weide in Johann-Albrechtshöhe in Deutsch-Südwestafrika

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Tränken der Pferde der zweiten Batterie auf dem Marſche in Kaiſis (Komatihochland) in Deutſch-Südweſtafrika

Lager einer auf dem Marſch befindlichen Batterie in Seeis in Deutſch-Südweſtafrika

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Laſtkamele im Dienſte der Schutztruppe in Deutſch-Südweſtafrika

Das Kamelreiterkorps in Deutſch-Südweſtafrika

Phot. Gebr. Haedel, Berlin

Hinzugefügt wird, daß der Vorfall ſtreng unterſucht werde und das Ergebnis demnächſt erwartet würde. Nun ſollen aber die Deutſchen außer Revolvern keine Waffen bei ſich gehabt haben. Danach kann es ſich kaum um eine reguläre deutſche Truppe gehandelt haben. Es iſt auch nicht recht erſichtlich, aus welchem Grunde die Deutſchen aus Südweſt zum Viehkauf gerade nach Angola hätten gehen ſollen, da ſie doch im eigenen Lande wahrlich genügend mit Vieh verſorgt ſind. Vor allem erſcheint es ſonderbar, daß die maßgebenden Stellen in Portugal ſelbſt über dieſen angeblichen deutſchen Einfall in Angola, über den ſie inzwiſchen längſt ſichere Mitteilungen hätten erhalten können, noch immer keine amtliche Darſtellung veröffentlicht haben. Das gleiche gilt von dem angeblich am 31. Oktober erfolgten Einfall einer wohlausgerüſteten deutſchen Expedition bei Fort Cuangar am Cubango (Okawango) 900 Kilometer von Maſſamedes entfernt an der deutſch-portugieſiſchen Grenze gelegen. Hierbei ſollen zwei portugieſiſche Offiziere und die Mehrzahl der europäiſchen Unteroffiziere und Mannſchaften gefallen oder verwundet worden ſein. Auch die Richtigkeit der bisherigen Angaben über dieſen Vorgang muß ſo lange bezweifelt werden, als nicht amtliche Beſtätigungen vorliegen.

12. November.

Der Kommandeur der Schutztruppe von Deutſch-Südweſtafrika, Oberſtleutnant Joachim v. Heydebreck, iſt an den Folgen einer Verwundung geſtorben.

Oberſtleutnant v. Heydebreck verfügte über beſondere Kolonialerfahrungen. Als Oberleutnant trat er 1896 in die ſüdweſtafrikaniſche Schutztruppe ein, 1898 wurde er Hauptmann und während der Herero- und Hottentottenaufſtände 1903 bis 1906 befehligte er die erſte Feldartillerieabteilung. 1907 wurde er zur Reorganiſierung des Polizeidienſtes dem Gouvernement zugeteilt. Als Major ging er zur Schutztruppe zurück, deren Kommandeur er 1911 wurde. Im Jahre 1913 erfolgte ſeine Beförderung zum Oberſtleutnant.

Kamerun und Kongogebiet

Amtliche Meldungen und private Mitteilungen

7. Auguſt.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Gleich nach Kriegsausbruch verſuchten die Franzoſen unter Oberſt Largeau (jetzt zum General ernannt) von Fort Lamy aus die am Logone faſt gegenüberliegende Station Kuſſeri zu nehmen. Kuſſeri war früher der Sitz des Reſidenten der deutſchen Tſadſeeländer. Da die Reſidentur im vergangenen Jahre nach Mora verlegt worden iſt, ſo wurde hier nur eine Militärſtation unterhalten. Nach einem franzöſiſchen Bericht wurde die Operation durch heftige Wolkenbrüche geſtört und mißlang aus Mangel an großen Geſchützen. Die franzöſiſchen Truppen mußten ſich unter ſchweren Verluſten zurückziehen. Am Ubangi überfielen die Franzoſen gleichfalls ſofort nach Kriegsausbruch den deutſchen Poſten in Singa. 300 Senegal-Schützen unter dem Kommando des Hauptmanns de Boem fuhren von Bangui ab, landeten in der Nacht zum 7. Auguſt in Singa und überraſchten den deutſchen Stationsleiter. Die wenigen deutſchen Soldaten gaben einige Schüſſe ab und verwundeten drei franzöſiſche Soldaten. Da wir keine eigene Telegraphenverbindung nach Singa haben, wußte der Poſtenleiter offenbar noch nicht, daß ein Krieg ausgebrochen war, während die Franzoſen längſt telegraphiſch unterrichtet waren. Der Erfolg der Franzoſen war hier alſo recht billig und wurde mit einem Aufgebote bewerkſtelligt, das für die Achtung zeugt, welche die Franzoſen vor deutſchen Schutztruppen haben; 300 Senegal-Schützen gegen einige 20 Soldaten auf deutſcher Seite! In den franzöſiſchen Zeitungen wird die Beute von Singa wie nachſtehend aufgeführt: „Man fand bei dem Poſten 4000 Mark, zehn Tonnen Reis, Mauſergewehre und landwirtſchaftliche Maſchinen. Alles wurde nach Bangui geſchickt.“ In gleicher Weiſe wie Singa wurde auch der deutſche Zollpoſten in

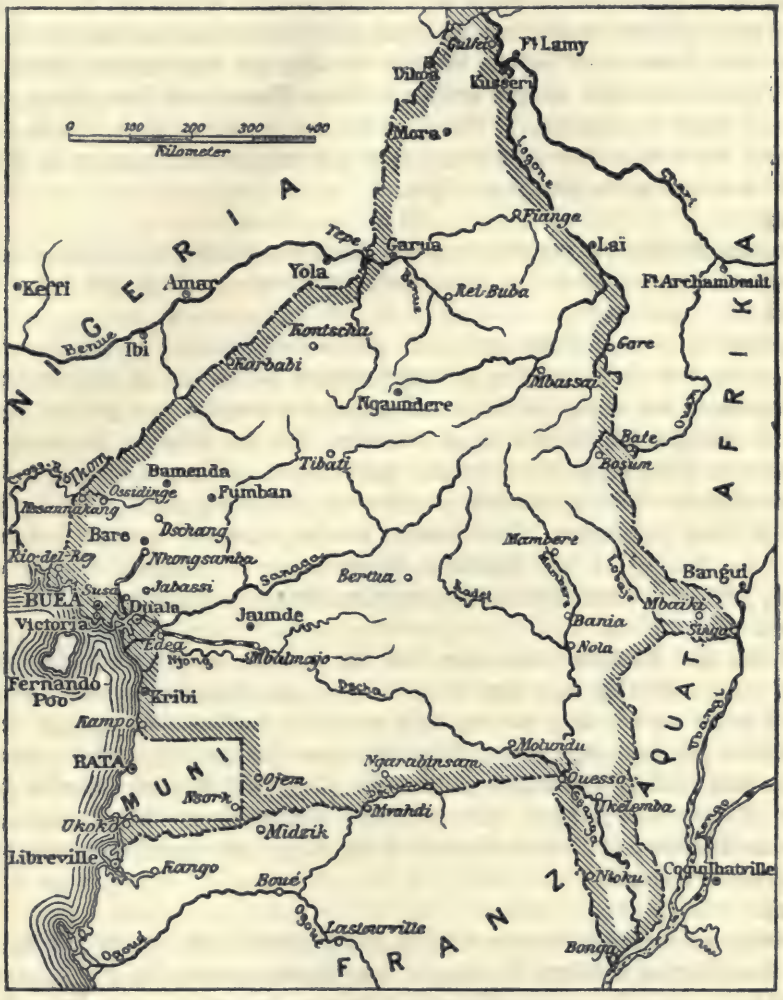
Bonga am 6. August von französischen, den Kongo aufwärts kommenden Truppen überfallen. Ein Teil der Besatzung konnte sich Sanga aufwärts nach Ikelemba zurückziehen. An der Südgrenze wurde im Munibezirk der Posten Mondaberg (an der Grenze südlich von Ukoko gelegen) von den Franzosen, die aus dem nahe gelegenen Libreville vorbrachen, besetzt.

Ueber den Ueberfall auf den deutschen Posten Bonga sind wir durch den Brief eines Augenzeugen genau unterrichtet. Ein französisches Schiff näherte sich langsam auf dem Kongo. Plötzlich eröffnete es ein heftiges Geschütz- und Gewehrfeuer, vor dem sich die Bewohner, darunter auch der Briefschreiber, in den Wald zurückzogen. „Hier machten wir Halt," fährt der Bericht fort. „Ich hörte lebhaftes Gewehrfeuer; wem das galt, war mir unbegreiflich, da doch von unserer Seite niemand mehr in Bonga war. Jetzt kamen geflüchtete Neger bei uns an, die mir erzählten, daß weiße Offiziere bei den fremden Soldaten wären. Darauf ging ich zurück zu meiner Faktorei, die erbrochen und fast vollständig ausgeraubt war. Zwei Blechkasten mit ungefähr 1900 Franken waren ebenfalls weg. Das Dorf war vollständig leer. Nach einiger Zeit bemerkte ich am Ende der Dorfstraße eine Anzahl schwarzer Soldaten mit einem Kolonialoffizier; dieser winkte mich herbei und fragte mich, wer ich wäre; auf meine Antwort, daß ich der Vertreter einer englischen Company sei, wurde ich vor den Kommandanten geführt, der meine Papiere durchsah und mir erklärte, da ich Deutscher sei, müsse er mich zum Kriegsgefangenen machen. Ich wurde nicht mehr zu meiner Faktorei zurückgelassen und Tag und Nacht von drei Soldaten bewacht. Ebenso wie meine Faktorei (das heißt die englische), war auch die Faktorei der französischen Kompagnie total ausgeplündert worden. Am andern Tage kam ein Flußdampfer mit einem deutschen Kapitän und 60 schwarzen Arbeitern den Fluß herauf. Der Dampfer wurde von den französischen Truppen geentert, der Kapitän, Herr Höpfner, von der Handelsgesellschaft Südkamerun, wurde durch Schulterschuß schwer verwundet, und die 60 hilflosen Neger wurden alle abgeschlachtet. Nach zwei Tagen wurde ich auf einem Dampfer unten im Laderaum (der 80 cm hoch ist) nach Brazzaville am Stanleypool gebracht, wo ich über und über mit Schlamm bedeckt, ankam und im Gefängnis mit Schwarzen zusammen zwei Monate kriegsgefangen war. Von meinen Koffern hatte ich noch drei, die andern waren gestohlen. In einem dieser Koffer befanden sich 700 Franken meiner Company und 1500 Franken persönliches Geld. Diese 2200 Franken nahm der Offizier des Dampfers, der mich nach Brazzaville brachte, trotz meines Einspruchs an sich. Nach zwei Monaten ließ mich der Gouverneur gegen Ehrenwort frei. Die 2200 Franken bekam ich, da ich keine Quittung hatte, nicht zurück. Es gelang mir, nach der Küste zu kommen und mit einem portugiesischen Schiff über Lissabon heimzugelangen."

8. August.

Charakteristisch für das Verhältnis zwischen Verwaltung und Eingeborenen ist der Kriegserlaß des kaiserlichen Gouverneurs von Kamerun, Ebermaier. Es heißt in dieser Bekanntmachung u. a. wörtlich: „Der Deutsche Kaiser hat sein Volk zu den Waffen gerufen gegen Frankreich und Rußland, die es bedrohen... England ist neidisch auf uns, weil die Deutschen fleißiger und tüchtiger sind als die Engländer, fürchtet sich aber uns allein anzugreifen. Heimtückisch ist es uns jetzt in den Rücken gefallen. Der Deutsche Kaiser hat genug Soldaten und Schiffe, um auch gegen England siegreich zu kämpfen. Uns hilft ein mächtiger, treuer Verbündeter, der Kaiser von Oesterreich-Ungarn, mit allen seinen Soldaten und Schiffen. Uns hilft ferner der Sultan in Stambul, der in Glaubenssachen der Oberherr aller Mohammedaner ist. In Deutschland ist kein Mann, der ein Gewehr tragen kann, in seiner Stadt geblieben. Alle sind dem Feinde entgegengeeilt, um zu kämpfen. Die Frauen helfen die Verwundeten

zu pflegen. Die Kinder verrichten die Erntearbeiten auf den Feldern. Unser ganzes Volk ist wie eine Familie, Hader und Streit gibt es unter den Deutschen nicht mehr. Ihr Eingeborenen, die Ihr mit den Deutschen seit einem Menschenalter zusammenlebt, wißt, daß die Deutschen zwar streng aber auch gerecht sind: streng gegen die Bösen, gerecht



Übersichtskarte von Kamerun

gegen die Guten. Wer von Euch unsern Feinden hilft oder zu helfen versucht, wird unsere Strenge fühlen. Wer aber treu zu uns hält, der wird belohnt. Deshalb bestimme ich: Für die Soldaten der Polizeitruppe und für die farbigen Angestellten des Gouvernements, weil sie treu erwiesen sind, kommt die Prügelstrafe in Fortfall, ebenso für alle die, die ehrenvoll aus diesem Dienste ausgeschieden sind. Das gleiche bestimmt der Kommandeur für die Soldaten der Schutztruppe. Dies sollt Ihr so verstehen, daß wer dem Deutschen treu dient, auch mehr und mehr wie ein Deutscher behandelt werden und an der Vorzugsstellung der Deutschen teilnehmen soll. Ihr Völker Kameruns! Aus dem Bulu-Lande wird mir gemeldet, daß Tausende von Bulus mit den Deutschen zusammen gegen die Franzosen und Belgier in den Krieg ziehen wollen. Steht alle in der Gefahr treu zu den Deutschen! Ihr werdet erkennen, daß Ihr klug gehandelt habt."

Am gleichen Tage wurde der Aufwiegler Manga Bell hingerichtet. Der Gouverner gab das den „Leuten von Duala" folgendermaßen bekannt:

„Manga Bell ist heute durch den Strang gerichtet worden, weil er sich als Verräter erwies an Kaiser und Reich. Er hat im letzten Augenblick bekannt, daß er getrieben worden sei durch die Furcht vor der Rache seiner Volksgenossen, derjenigen, die ihr alle kennt, die aus Furcht heimlich im Hintergrund sitzen, über Gift brüten und das Volk verführen. Mangas Blut komme über sie, die ihn auf den Weg des Verbrechens getrieben. Wer nicht selbst zum Verbrecher werden will, wie Duala Manga und seine Helfer, der reiße sich los von jenen Verführern.... Manga selbst hat in seiner letzten Stunde sein Volk gebeten, daß mit seinem Tod die Treue zum Kaiser und Gehorsam gegen die Regierung zurückkehren möchte in die Herzen der Duala."

15. August.

Nach einem Berichte des Gouverneurs von Kamerun haben die Franzosen von Singa aus den Vormarsch auf Mbaiki angetreten und dieses am 15. August besetzt.

17. August.

Wie bereits an anderer Stelle (vgl. I, S. 168) betont, bot der § 11 der Kongoakte die Möglichkeit, alle unter diese Akte fallenden Gebiete für neutral zu erklären und damit das Hineintragen des Kriegs in die afrikanischen Kolonien — das größte Unglück für das dortige Ansehen der Weißen — zu verhüten. Wie das belgische Graubuch beweist, hat Belgien um Frankreichs und Englands Zustimmung zur Neutralisierung des Kongobeckens nachgesucht. Diese Zustimmung wurde von Frankreich am 9. August erteilt, am 16. August jedoch widerrufen. Den Schlüssel hierfür bildet die Nachricht des belgischen Gesandten de Lalaing an den belgischen Minister vom 17. August, daß die englische Regierung sich weigere, den Neutralitätsvorschlag Belgiens anzunehmen.

25. August.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Am 24. August gingen die Franzosen von Libreville aus, unterstützt von dem Kanonenboot „La Surprise" gegen die deutsche Station Ukoko an der Bai von Corisco vor. Die dortige Polizeitruppe von etwa dreißig Mann zog sich nach heftiger Gegenwehr ins Innere des Landes zurück. Nach aus Paris stammenden Meldungen zerstörte die „Surprise" hier zwei deutsche Handelsdampfer: „Rhios" und „Italo". „La Surprise" und der französische Kreuzer „Bruix" haben später Kampo und Kribi beschossen. Beide Orte sind offene, unmittelbar an der See gelegene Handelsplätze.

26. August.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Nach französischer Quelle wurde am 21. August das von den Franzosen besetzte Behagle am Logone (gewöhnlich Lai genannt) von den Deutschen angegriffen; nach erbitterten Kämpfen, bei denen auf deutscher Seite ein Leutnant und dreizehn Mann gefallen sein sollen, mußten die Franzosen den Posten aufgeben und zurückweichen. Fünf Tage später griffen die inzwischen verstärkten französischen Truppen wieder an und eroberten den Platz. Eine Bestätigung dieser beiden Unternehmungen durch den Gouverneur von Kamerun liegt nicht vor. Auf deutscher Seite können nur unbedeutende Streitkräfte beteiligt gewesen sein. Wie immer in verlustreichen Gefechten, geben auch hier die Franzosen ihre eigenen Verluste, die schon nach ihren Angaben „schwer" waren, nicht genauer an. Der Sultan von Logone, Karnak, der auf seiten der Deutschen kämpfte, soll von französischen Truppen überrascht und getötet, seine Anhänger sollen zerstreut worden sein.

27. August.

Nach einer Nachricht des Gouverneurs von Kamerun haben Ende August die Engländer mit drei Kompagnien den Ort Mora besetzt. Die deutsche Mora-Kompagnie steht in

Verteidigungsstellung auf dem Moraberg dicht bei der Stadt. Sie hat am 27. August einen englischen Angriff abgewiesen, ein Maschinengewehr und 12 000 Patronen erbeutet.

29. August.

Französische Meldung: Deutsche Truppen sind in Belgisch-Kongo eingerückt.

30. August.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Ende August rückten die Engländer von Yola aus mit einem in Nordnigerien liegenden Bataillon der West African Frontier Forces unter Oberstleutnant Maclear in der Richtung auf Garua nach der deutschen Grenze, die nur wenige Kilometer entfernt ist, vor. Unter Kämpfen, bei denen auf seiten der Engländer zwei Leutnants fielen und zwei Hauptleute verwundet wurden, besetzten die Engländer Tepe auf deutschem Gebiet. Am 26. August rückten sie weiter auf Garua vor und unternahmen in der Nacht zum 29. August einen Sturmangriff auf diesen Platz, wobei sie angeblich ein Fort von Garua einnahmen. Unter „Fort" ist wohl eines der Europäer-Wohnhäuser zu verstehen, die außerhalb der durch eine Mauer befestigten Station gelegen sind. Durch heftige Gegenangriffe der Deutschen erlitten die Engländer schwere Verluste und mußten sich, von den Deutschen verfolgt, über die Grenze zurückziehen. In diesen Kämpfen fiel der Befehlshaber des englischen Bataillons Maclear.

Der Gouverneur von Kamerun bestätigt diese Ereignisse, wie folgt: „Engländer angriffen nachts 29. zum 30. August unsere Stellung bei Garua. Angriff abgeschlagen. Engländer gingen in Eile auf Yola zurück. Eigene Verluste: zwei Oberleutnants und zwei Sergeanten gefallen, Verluste an farbigen Soldaten unbedeutend. Verluste beim Feinde: fünf Offiziere gefallen, zwei Sanitäts-Offiziere gefangen, sehr starke Verluste an Farbigen, die außerdem in großer Zahl desertierten."

Ueber die Gefechte bei Garua berichtet ein englischer Mitkämpfer: „In der Nacht vom 30. auf den 31. August erhielt das zweite Bataillon der West African Frontier Forces den Befehl, sein Lager zu verlassen, gegen das nur sieben Kilometer entfernte Garua zu marschieren und den Platz anzugreifen. Der Leiter dieses Angriffs war der Oberstleutnant P. Maclear von den Dubliner Füsilieren. Die Truppe erreichte die bereits vorher angelegten Schützengräben kurz nach Mitternacht und begann zu schießen; aber der Befehlshaber befahl bald, das Feuern bis zum Morgengrauen einzustellen. Um 4½ Uhr früh am 31. August begann der eigentliche Kampf, und nun ereigneten sich rasch furchtbare Szenen. Die englischen Stellungen waren kaum 400 Meter von den deutschen Befestigungen entfernt. Da die Deutschen die genaue Entfernung kannten, konnten sie ihre Maschinengewehre mit größter Sicherheit gegen die Engländer richten. Der Erfolg dieses mörderischen Feuers war, daß unsere armen Leute wie Gras niedergemäht wurden und unsere eingeborenen Truppen, so schnell sie laufen konnten, zurückrannten, nur noch die Offiziere und die Unteroffiziere in den Schützengräben zurücklassend. Aber auch sie mußten bald darauf weichen; als sie das Lager erreichten, fand man, daß von den 21 Offizieren des Bataillons nur noch zehn da waren. Die andern elf waren getötet, verwundet oder gefangen. Von den eingeborenen Truppen fehlten über 40 v. H. Da in den vier Kompagnien mehr als 600 Soldaten gewesen waren, so ist der Verlust an Mannschaften auf wenigstens 250 Mann zu berechnen. Mehrere Stunden warteten wir im Lager auf Vermißte, aber nur ganz wenige fanden sich ein. Schließlich wurde der Rückzug über die Grenze auf englisches Gebiet angetreten, und nur die geschickte Führung des Hauptmanns Adams vom West Survey-Regiment rettete uns. Würden die Deutschen ihre festen Stellungen verlassen haben und uns gefolgt sein, dann wäre ihnen wohl schwerlich einer von uns entronnen. Der Führer der Truppe, Oberstleutnant Maclear, war unter den Toten, ebenso Major Puckle und Hauptmann Aubin; andere Offiziere starben in deutscher Gefangenschaft. Es gereicht den Deutschen zur

Ehre, daß sie Briefe von Brown, Trumper und Lindsay (gefangene Offiziere, die letztern beide Aerzte, die bei der Pflege der verwundeten deutschen und englischen Soldaten in Garua halfen) und später auch die Ringe von Aubin und Brown, der an schwerer Knieverletzung starb, nach Yola schickten.

5. September.

Der Gouverneur von Kamerun teilt mit, daß englische Kriegsschiffe am 4. September vor Victoria Anker warfen und ein Landungskorps ausschifften. Dieses zog sich aber am 5. September auf die Nachricht von dem Herannahen deutscher Truppen auf die Schiffe zurück, worauf Victoria, ohne wesentlichen Schaden zu leiden, bombardiert wurde. Die Engländer scheinen dann zunächst die Landungsversuche aufgegeben zu haben.

6. September.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Eine britische Abteilung, die von Ikom aus dem Croßfluß entlang in Kamerun einrückte, besetzte am 25. August das nahe der Grenze gelegene Dorf Nssanakang im Ossidingebezirk. Eine zweite Kolonne fuhr von Calabar aus den Akwa-Jafe-River entlang und besetzte auf deutschem Gebiete das Dorf Archibong, von wo ein Weg nach der Station Rio del Rey führt. Teile der Kameruner Schutztruppe einschließlich der Polizeistammkompagnie aus Duala rückten nun von Bamenda, Dschang und Tinto gegen Nssanakang vor und griffen am 6. September nachts gegen 2 Uhr an. Dieser Angriff wurde von den Engländern zurückgeschlagen, aber ein zweiter, der morgens gegen 5 Uhr einsetzte, war erfolgreich. In Anbetracht dessen, daß der amtliche englische Bericht die in Nssanakang befindlichen Truppen als zurückgelassene „Garnison" bezeichnet, können wir annehmen, daß es sich um zwei bis drei Kompagnien gehandelt hat, die von den Unsrigen vollständig aufgerieben wurden.

Ein Telegramm des Gouverneurs von Kamerun bestätigt diesen Erfolg und bemerkt, daß sich der Feind nach dieser Niederlage aus dem Ossidingebezirk zurückgezogen, und daß die Niederlage der Engländer einen großen Eindruck auf die Eingeborenen zu beiden Seiten der Nordwestgrenze gemacht habe.

11. September.

Der Gouverneur von Kamerun teilt mit, daß seit Anfang September der Hafen von Duala blockiert sei, und zwar durch die englischen Kriegsschiffe „Cumberland" und „Dwarf", sowie die Jacht „Joy" (Gouverneursjacht von Nigerien). Die flachgehenden Schiffe „Dwarf" und „Joy" bemühten sich, in alle Krieks einzudringen und die Blockade immer enger zu schließen. Am 11. September versuchte „Dwarf" in den Innerkamerunhafen, dessen Einfahrt durch versenkte Schiffe verlegt war, einzulaufen, zog sich aber vor dem Feuer unserer Batterie anscheinend mit Schaden zurück. Die Engländer warteten offenbar die Ankunft von Verstärkungen des Landungskorps ab.

18. September.

Meldung des Gouverneurs von Kamerun: Wir griffen die befestigte Stellung des Gegners bei Takum (nördlich von Bali in Nigerien) an und verloren einen Offizier. Die Engländer verloren viele Soldaten.

27. September.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Nach französischen Meldungen traf am 26. September der französische Dampfer „Admiral Fourichon", von Dakar kommend, mit 30 Offizieren, 47 Unteroffizieren, 153 Korporalen und 870 Senegal-Schützen im Kamerunfluß ein. Hier lagen vier große sowie mehrere kleine englische und französische Transportschiffe vor Anker, sowie die beiden englischen Kreuzer „Challenger" und „Cumberland", ferner das englische Kanonenboot „Dwarf" und der französische Kreuzer „Bruix". Trotz der Sperrung der Hafeneinfahrt durch von unserer Seite versenkte Schiffe gelang es dem Kreuzer „Challenger", bis auf etwa fünf Kilometer an die Stadt Duala heran-

zukommen und sie — jedoch ohne Erfolg — zu beschießen. Auch die „Dwarf" beteiligte sich später an der Beschießung. Die deutschen Geschütze antworteten, ihre Geschosse (es handelt sich um alte Feldgeschütze) konnten indessen die englischen Schiffe nicht erreichen. Duala ergab sich am 27. September vormittags 11 Uhr bedingungslos. Eine englisch-französische Truppenmacht unter Brigade-General Dobell wurde gelandet. Es wurde festgestellt, daß das Bombardement fast keinen Schaden angerichtet hatte und daß die Telefunkenstation in der Nähe von Duala von den Deutschen vor ihrem Abzuge zerstört worden war. Die waffenfähigen Deutschen hatten sich, nach der gleichen englischen Darstellung, mit der in Duala stationierten Schutztruppenstammkompagnie vor der Uebergabe der Stadt in drei Richtungen ins Innere des Schutzgebietes zurückgezogen. Als das „Innere des Schutzgebietes" ist hier wohl das außerhalb des Wirkungsbereichs der Schiffskanonen liegende Land entlang der Nordbahn und der Mittellandbahn zu verstehen; denn noch in den folgenden Tagen fanden in unmittelbarer Nähe der Stadt Duala eine Reihe von Gefechten statt. Die in dem Hafen von Duala liegenden Handelsschiffe (größtenteils der Woermann-Linie gehörig) wurden beschlagnahmt. Mannschaften und Duala-Europäer, Frauen und Kinder, wurden nach Cotonon und Lagos gebracht.

Ueber die Einnahme von Duala liegen verschiedene Privatnachrichten vor. Aus diesen ergibt sich etwa folgendes Bild: Mit Kriegsausbruch haben sich der Gouverneur und der Kommandeur der Schutztruppe nach Duala begeben, um die erforderlichen Verteidigungsmaßnahmen zu treffen. Schützengräben wurden ausgehoben und die vier vorhandenen Geschütze kugelsicher aufgestellt. Es wurden Minen fabriziert und in der Einfahrt des Flusses an der Innenbarre und an den Einmündungen der verschiedenen Wasserläufe in den Hauptstrom gelegt. Weiter wurde die Einfahrt an der Außenbarre durch Versenken einer Anzahl Dampfer gesperrt. Von den in Duala vereinigten etwa 300 deutschen Männern wurden aus Mangel an Munition und Gewehren etwa nur 80 zum militärischen Dienst bei der Schutztruppe eingezogen. Das Regierungshospital wurde nach dem Ortsteil Deido verlegt, auch die Frauen und Kinder wurden dort in der katholischen Kirche und sonstigen massiven Häusern zum Schutz vor etwaiger Beschießung untergebracht. Am 1. September wurde zum ersten Mal ein englisches Kriegsschiff zwischen Fernando Po und Duala gesichtet. Am 9. September erschienen drei englische Kriegsschiffe an der Kamerunmündung, von denen eines auf den Regierungsdampfer „Herzogin Elisabeth", der in voller Fahrt in den Hafen lief, ohne Erfolg feuerte. Das Kanonenboot „Dwarf" kam, um zu loten, am 10. September an die Barre heran, an der die Dampfer versenkt worden waren. Am 11. September ging es über diese Stelle hinweg und eröffnete das Feuer auf Duala, das etwa 15 Minuten dauerte, aber keinen Schaden anrichtete. Das Schiff mußte sich dann, von unsern am Hoffmannsweg aufgestellten Geschützen getroffen, zurückziehen. Am 13. September erschien die „Dwarf" wieder an der Sperre, nachdem in den beiden vorhergehenden Nächten die in der Manokabucht liegende „Cumberland" durch eine von uns entsprechend ausgerüstete Barkasse vergeblich angegriffen worden war; Mondschein und englische Wachtboote hatten den Erfolg vereitelt. In den folgenden Tagen lagen die „Dwarf" und die „Joy" an der Sperre, ohne sie zu überfahren. In der Nacht vom 17. zum 18. September versuchten wir mit unserer andern Barkasse einen zweiten Angriff auf die „Cumberland". Ehe das Torpedo abgeschossen werden konnte, hatten die Verteidiger uns bemerkt und durch Schießen die Besatzung gezwungen, ins Wasser zu springen und sich gefangen nehmen zu lassen. Zu dieser Zeit ist auch der Regierungsdampfer „Nachtigal" in den Krieks des Kamerunästuars vernichtet worden. Am 23. September haben dann „Dwarf", „Joy" und mehrere kleine Pinassen die Sperre überfahren und nachmittags Duala mit sechs bis zehn Schuß ohne Erfolg beschossen. Am 25. September hat weiter das englische Kriegsschiff „Challen-

ger" auf die gelegten Minen geschossen. Nachmittags forderte ein englischer Parlamentär die bedingungslose Uebergabe der Stadt und der ganzen Kolonie, was aber verweigert wurde. Die noch für diesen Tag angedrohte Beschießung erfolgte nicht. Dagegen wurde Duala am 26. September, morgens 6 Uhr, beschossen, wobei einige Beamtenwohnhäuser und sonstige Regierungsgebäude beschädigt worden sind. Die Beschießung dauerte jedoch nicht lange. Am 27. September mußte endlich über Duala die weiße Flagge gehißt werden.

Ueber die Behandlung der Zivilgefangenen hat einer von ihnen, Dr. Vöhringer, in Stuttgart einen Vortrag gehalten, in dem er nach dem „Schwäbischen Merkur" folgendes ausführte: „Mit der Uebergabe Dualas begann für die weiße Bevölkerung des Küstengebiets von Kamerun eine Zeit körperlicher und seelischer Leiden. Den verräterischen Dualas wurde zur Verhöhnung der Deutschen, zu Mißhandlung und Mord, zu Diebstahl und Plünderung freie Hand gelassen; allerdings nur so lange, als die Engländer glaubten, Deutsche als Zeugen zu haben. Als die Deutschen entfernt waren, ist gegen die Dualas mit barbarischen Strafen vorgegangen worden. Die Hauptmasse der Europäer wurde in hinterlistiger Weise dadurch gefangen genommen, daß man sie aufforderte zur Eintragung auf das Bezirksamt zu kommen, man brauche gar nichts mitzunehmen, man werde sofort wieder entlassen. Zwei Stunden nachher waren die auf diese Weise Gefangenen auf dem Weg nach Dahomey, wo sie den Lokalämtern zur Arbeit überwiesen wurden. Nachdem die Hauptmasse der Deutschen entfernt war, wurde der Rest, etwa 150 Männer und Frauen, durch schwarze Soldaten ohne weiße Aufsicht unter dem Hohngeschrei der Duala in das Regierungshospital zusammengetrieben und dort auf engem Raum zusammengepfercht — eine wahre Marter für sie, da die Klosetteinrichtungen versagten und ein Verlassen dieser Räume unter keinen Umständen gestattet wurde. Von hier wurden die Gefangenen auf den Dampfer „Bathurst" gebracht, wo die Frauen Kabinen erhielten, während die Männer auf dem nackten Deck, dem Regen preisgegeben, kampieren mußten. Es wurden weder Decken noch Eßgeschirr noch Eßbesteck geliefert. In der ersten Nacht zwischen 11 und 12 Uhr wurden alle Gefangenen — auch die Frauen — geweckt, aufs peinlichste durchsucht und ihnen alles Geld über 100 Mark abgenommen. Von Duala ging die Reise zunächst in langsamer Fahrt nach Lagos. Abgesehen davon, daß es fast nichts zu essen gab — im Tag manchmal nur ein Schiffszwieback — und der Regen häufig den Aufenhalt unerträglich machte, war auf dieser Fahrt nicht viel zu klagen. In Lagos gab es 14 Tage Aufenthalt bei ausreichender Verpflegung, aber ziemlicher Wassernot. Dorthin wurden auch die später gefangenen Deutschen — selbstverständlich lauter Zivilisten — gebracht. Diese späteren Transporte wurden wegen der inzwischen, am 14. Oktober, erlittenen Schlappen bei Jabassi und an der Mittellandbahn (vgl. S. 313) besonders schlecht behandelt. Einmal kam es vor, daß den Deutschen Trinkwasser in Klosetteimern vorgesetzt wurde. Als sie sich darüber beschwerten, erklärte ein britischer Offizier: „Das ist doch einerlei, ob die deutschen Schweine Wasser haben oder nicht." Von Lagos kamen die Missionare mit ihren Frauen auf die Goldküste. In Lagos wurden sie sodann auf den Frachtdampfer „Obassi" gebracht und auf diesem nach England befördert, natürlich unter schwarzer Bewachung. Die Frauen erhielten eine, wenn auch enge, so doch anständige Unterkunft. Die Männer, 7—900, wurden im Laderaum zusammengepfercht, wo neben den Kojen tatsächlich nicht mehr genug Raum zum Stehen vorhanden war. Das Essen, in den ersten Tagen auskömmlich, verdarb rasch und wurde fast ungenießbar, so daß fast alle davon krank wurden. Trinkwasser wurde fast keines abgegeben, Medikamente und Verbandstoff scheinen nicht an Bord gewesen zu sein. Milch für die Kinder war genug vorhanden, wurde aber nicht abgegeben. Trotzdem war die Stimmung unter den Gefangenen durchweg eine zuversichtliche. In Eng-

Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Soldat der deutschen Schutztruppe zu Pferde in feldmarschmäßiger Ausrüstung

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

Deutsche Schutztruppen im Gefecht in Deutsch-Ostafrika

Im Kaſernenhof zu Daresſalam in Deutſch-Oſtafrika

Eingeborene auf der Otavi-Bahn in Deutſch-Südweſtafrika

Phot. Gebr. Haeckel, Berlin

land wurden die Frauen nach Hauſe geſchickt und die Männer in das Konzentrationslager von Handforth gebracht."

1. Oktober.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Nach franzöſiſchen Meldungen fand zwiſchen den vereinigten engliſch-franzöſiſchen Truppen und den deutſchen am 1. Oktober in der Nähe von Victoria ein lebhaftes Gefecht ſtatt, das mit der Niederlage der Deutſchen endigte. Die Franzoſen machten hierbei angeblich 300 europäiſche und zahlreiche ſchwarze Gefangene, hatten dagegen nur zwei Tote und vier Verwundete; die Deutſchen ſollen ſich jedoch, wie dieſer franzöſiſche Bericht betont, „geordnet zurückgezogen haben", verfolgt von den verbündeten Streitkräften. Entſpräche dieſer Bericht den Tatſachen, ſo müßten die Engländer und Franzoſen in dem einen Gefecht faſt ſämtliche waffenfähigen, am weſtlichen Hang des Kamerunbergs wohnenden Europäer gefangen genommen haben, ſo daß von einem „geordneten Rückzuge" dann wohl nicht mehr die Rede hätte ſein können.

14. Oktober.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Am 8. Oktober wurde von Duala aus Jabaſſi angegriffen. Die unter dem Oberſten Georges ſtehenden Kräfte des britiſchen Weſtafrika-Regiments wurden von den Deutſchen zurückgeſchlagen. Ein zweiter Angriff der Engländer am 14. Oktober führte zur Beſetzung von Jabaſſi. Da hierbei nach den engliſchen Berichten nur ein engliſcher Beamter am Hitzſchlag ſtarb und ſonſt keine weiteren Verluſte angegeben ſind, iſt der Schluß erlaubt, daß die Deutſchen inzwiſchen abgezogen waren und die Beſatzung ohne Widerſtand erfolgte.

Ein engliſcher Offizier berichtet der „Times" über den erſten Angriff auf Jabaſſi: „Zehn Kompagnien mit vier Feldgeſchützen wurden auf Leichtern und Booten verladen und den Wuri aufwärts geſandt, um Jabaſſi zu erobern. Ein deutſcher Vorpoſten wurde mit einem 15-cm-Marinegeſchütz zuſammengeſchoſſen. Am 6. Oktober wurde etwa 5 km unterhalb von Jabaſſi eine Landung vorgenommen und der Verſuch gemacht, die deutſche Stellung zu nehmen. Die Engländer ſuchten hinter den Hecken am Ufer Deckung, mußten aber ſchließlich vor dem gut gezielten Maſchinengewehrfeuer der Deutſchen zurückweichen. Sie verſuchten dann eine Umgehung und gelangten bis auf etwa 350 m an die deutſche Stellung heran, als ſie auf einmal von einem furchtbaren Feuer empfangen wurden, das ſie zum ſchleunigen Rückzug zwang. Das Maſchinengewehrfeuer der Deutſchen war mörderiſch, und ſchließlich mußten die Engländer ihre Boote beſteigen und ſich zurückziehen. Von den 26 Weißen der Truppe fielen vier, darunter der Maſchinengewehroffizier. Die Engländer bezogen außerhalb Schußweite ein Lager, zogen ſich jedoch dann auf Befehl des Oberkommandierenden nach Duala zurück. Die Deutſchen, davon verſtändigt, daß ſtärkere Streitkräfte der Engländer im Anmarſch waren, ſollen Jabaſſi zerſtört und ſich weiter ins Innere zurückgezogen haben."

19. Oktober.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Am 19. Oktober griffen die Engländer die Deutſchen an der Nordbahn in der Nähe von Suſa (etwa 20 km von Duala entfernt) an. Hierbei wurden auf gegneriſcher Seite ein Leutnant und fünf farbige Soldaten getötet, dreizehn farbige Soldaten wurden verwundet und neun werden vermißt. Hiernach zu urteilen hatte das Gefecht einen für die Engländer unglücklichen Ausgang.

21. Oktober.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Am 21. Oktober haben zwei franzöſiſch-engliſche Abteilungen Edea am Sanaga erreicht. Die Berichte reden von „harten Kämpfen", die hier ſtattgefunden haben, doch ſind vorläufig noch keine genaueren Angaben über die wahrſcheinlich beträchtlichen Verluſte der Verbündeten gemacht worden.

Togo

Zuſammenfaſſender Bericht nach amtlichen Meldungen und privaten Mitteilungen.

Von allen deutſch-afrikaniſchen Schutzgebieten bot Togo im Kriegsfall für die Verteidigung die ungünſtigſten Bedingungen. Das nach allen Seiten offene, eng zwiſchen feindliche Nachbarkolonien eingekeilte Land war einem beiderſeitigen Ueberfall durch engliſche und franzöſiſche Streitkräfte von Anfang an nahezu wehrlos preisgegeben, zumal das Vordringen des Gegners durch ein vorzügliches Straßen- und Wegenetz erleichtert wurde. Unter dieſen Umſtänden konnte bei dem Fehlen einer Schutztruppe mit erfolgreicher Gegenwehr für längere Dauer ernſtlich nicht gerechnet werden. Um ſo höher iſt es anzuſchlagen, daß der ſtellvertretende Gouverneur Geh. Reg.-Rat, Major a. D. v. Doering unter Aufgebot faſt aller verfügbaren wehrfähigen Deutſchen mit dieſen und mit der Polizeitruppe bis zum Aeußerſten Widerſtand geleiſtet hat.

Überſichtskarte von Togo

Vor allem galt es, die im Innern des Landes bei Kamina errichtete Großfunkenſtation, mittels deren die tägliche Verſtändigung nicht nur mit Togo, ſondern auch mit den übrigen Schutzgebieten in Afrika aufrechterhalten wurde, ſolange als irgend möglich zu erhalten. Demgemäß verlegte v. Doering, nachdem alsbald nach Beginn des Kriegszuſtandes die mit dem Gouverneur der Goldküſtenkolonie eingeleiteten Verhandlungen wegen Neutralitätserklärung des Togo-Gebietes britiſcherſeits abgelehnt worden waren, am 8. Auguſt alle nur erreichbaren Streitkräfte der Polizeitruppe — im ganzen 400 Mann, meiſt Reſerviſten und Rekruten — nach Kamina und leitete von dort aus die erforderlichen kriegeriſchen Unternehmungen. Soweit als möglich wurden Proviant ſowie Kriegsmaterial und rollendes Eiſenbahnmaterial mitgenommen. Auf dem Rückzuge nach Kamina ließ v. Doering den kleinen Funkenturm bei Togblekofe und die Eiſenbahnbrücke über den Siofluß ſowie noch andere Brücken der Eiſenbahnen nach Atakpame und Palime zerſtören.

Gleichzeitig beſetzten die Engländer Lome, erklärten für die Stadt das Kriegsrecht und alles Land 120 Kilometer landeinwärts für engliſchen Beſitz (vgl. I, S. 167).

Wenige Tage ſpäter überſchritten die Franzoſen, die bereits am 8. Auguſt Anecho beſetzt hatten, den deutſch-franzöſiſchen Grenzfluß Monu und beſetzten die Landſchaft Sagada. Gleichzeitig rückten die Engländer von Lome aus längs der Palimebahn vor, beſetzten zwiſchen dem 12. und 15. Auguſt Noepe, Aſſahun und Tſewie, erſchienen auch im Diſtrikt Ho und kündigten den Nachſchub zahlreicher Streitkräfte an.

Am 14. August vertrieb eine deutsche Patrouille französische Truppen bei Chachuë, eine andere deutsche Abteilung hatte ein verlustloses Gefecht gegen die Franzosen bei Bafilo unweit des Monu (vgl. I, S. 167). Diese kleinen Vorstöße sollten nur die Einnahme von Kamina möglichst weit hinausschieben. Dem selben Zweck dienten Gefechte bei Agbeluwoë am 15. August und am Chrafluß am 22. August. Nach dem letzten telegraphischen Bericht des Major v. Doering vom 24. August hielt der Hauptmann Mans am Chra die deutsche Stellung gegen große Uebermacht und zahlreiche Geschütze viele Stunden mit großer Tapferkeit. Ueber das Gefecht selbst berichtet General Pineau in der „Times": „Am 22. August wurde, ehe es zum Kampf am Chrafluß kam, der englische Leutnant Thomson mit 22 eingeborenen Soldaten dem Kapitän Castaining, Kommandeur der Marschbrigade von Dahomey, zur Verfügung gestellt. Thomsons Truppe, moralisch durch vorhergehende Aktionen stark erschüttert, war aus den Kräften des Kapitäns Castaining durch einen Sergeanten, zwei Korporale und 14 Senegalschützen verstärkt worden. Seit Beginn des Gefechts, etwa um 11 Uhr vormittags, befand sich die so gebildete gemischte Abteilung unter außerordentlich heftigem Gewehrfeuer aus den deutschen Schützengräben, das durch Maschinengewehre unterstützt wurde. Gegen 3½ Uhr nachmittags, nachdem die Artillerie der Verbündeten in Aktion getreten war, gab Leutnant Thomson das Zeichen zum Sturmangriff. Trotz intensivster Unterstützung der ganzen Kompagnie Castainings mußte dieses mutige Unternehmen unter dem Kugelhagel, 50 Meter vor den deutschen Schützengräben, scheitern. Leutnant Thomson fiel. Im englischen Eingeborenenkontingent machte sich Rückzugsbewegung geltend, und die auf diesen Angriff gesetzte Hoffnung schien verloren; jedoch weigerten sich die Senegalschützen, die Leiche des Führers, den ihnen ihr Kapitän gegeben hatte, zu verlassen, und es gelang ihnen, das Terrain zu nehmen."

Trotz der heldenmütigen Verteidigung konnte sich das kleine Häuflein Deutscher auf die Dauer nicht gegen die Uebermacht behaupten. Schon am 27. August wurde in London amtlich bekanntgegeben, daß die Deutschen Togos sich den vereinigten feindlichen Truppen ergeben hätten (vgl. I, S. 167). Die Engländer würden stets das Privateigentum respektieren, der Handel des Landes und die Privatinteressen der Kaufleute würden möglichst wenig beeinträchtigt werden. Die Deutschen wurden als Kriegsgefangene unter schwarzer Bewachung auf den Bahnhof nach Atakpame abtransportiert. Dort wurde ihr Gepäck von den feindlichen Offizieren revidiert, wobei sich die französischen Senegalsoldaten unter den Augen ihrer Vorgesetzten zahlreiche Sachen der Gefangenen aneigneten. Es blieb den Gefangenen in der Hauptsache nur das übrig, was sie selbst oder einer ihrer schwarzen Diener tragen konnten. So kamen sie nach Lome, wo sie sofort am 30. August auf den englischen Frachtdampfer „Obuasi" gebracht wurden. Hiervon blieben diejenigen Männer ausgenommen, die unter Polizeiaufsicht zur Wahrung der Interessen ihrer Firmen in dem von England besetzten Gebiet zurückbleiben durften. Die übrigen, auch Frauen und Kinder, wurden nach der französischen Kolonie Dahomey gebracht und dort interniert.

Ueber die Vorgänge in Nordtogo sind wir nur durch folgende, kurz gehaltene französische Meldung aus Bamako (Dahomey) im „Temps" vom 28. November unterrichtet: „Gleichzeitig mit der englisch-französischen Expedition im Küstengebiet von Togo wurde Nordtogo von französischen Eingeborenentruppen und 500 Mossireitern unter Befehl des Gouverneurs von Französisch-Westafrika, Arbouſſier, besetzt."

Ein seit langen Jahren in Togo tätiger Pflanzer ließ dem Reichskolonialamt eine Schilderung der Ereignisse in Togo zugehen. Nach ihr wurde „am 5. August der Kriegszustand über Togo erklärt, sämtliche Mannschaften des Beurlaubtenstandes hatten sich zu melden. Aus diesen Leuten — Reserve bis Landsturm — wurde eine Europäer-

kompagnie gegründet, der sich noch verschiedene Kriegsfreiwillige anschlossen. Nachdem Geheimrat v. Doering es den Verheirateten anheimgestellt hatte, in Lome zu bleiben, machten davon etwa 25 Familien Gebrauch. Ferner verblieben zur Uebergabe in Lome der Bezirksamtmann und zwei Sekretäre. Von diesen Personen wurden am 9. und 10. August, als die Engländer Lome besetzten, mehrere in englische Gefangenschaft gebracht, und zwar nach Accra, Sacondi oder Kumassi. Unterdessen waren folgende Vorkehrungen getroffen worden: die Polizeitruppe blieb in Kamina und die Europäerkompagnie kam nach Atakpame. Inzwischen hörten wir, daß der Feind von Lome aus im Anmarsch auf Kamina sei. Damit nun die Funkenstation Togblekofe nicht unversehrt in die Hände des Feindes fiel, fuhr Regierungsbaumeister Laverenz nach Tsewie. Es gelang ihm, bis nach Togblekofe durchzukommen, den Turm umzulegen und die Maschinen unbrauchbar zu machen. Auf der Rückfahrt wurde noch die Sio-Brücke gesprengt. Nun hatten wir einige Tage Ruhe, aber schon hörten wir, daß der Feind Eisenbahnschienen von Lagos bekommen habe und dabei sei, die Brücke über den Sio wieder in Ordnung zu bringen. Ferner benutzte er unsere kleinen Maschinen (Lokomotiven) und dasjenige rollende Material, das leider in Lome hatte bleiben müssen, dazu, seine Truppen zu befördern. Am 15. August wurden fünf Offiziere, mehrere andere Europäer und zwei Kompagnien Eingeborene dem Feind nach der Station Agbeluwoë entgegengeschickt, um ihn zu einem Gefecht zu veranlassen. Dort wurde von den Eingeborenen die Mitteilung gemacht, der Feind sei noch nicht da; daraufhin fuhr man weiter. Leider stellte sich heraus, daß die Eingeborenen, wahrscheinlich für Geld gedungen, uns falsche Angaben gemacht hatten; denn der Feind war tatsächlich schon in Agbeluwoë. Als nun die Truppen zurückkehrten, waren inzwischen auf der Strecke die Schienen gelockert, und der Zug zum Entgleisen gebracht worden. Es wurde sodann der Marsch nach Agbeluwoë angetreten. In Agbeluwoë auf dem Marktplatz angekommen — es war abends gegen 7 Uhr —, wurden unsere Leute heftig beschossen, da sich der Feind in den Faktoreien und in den Stationsgebäuden verbarrikadiert hatte. In diesem Gefecht verloren wir einen Hauptmann (tot) und zwei Leutnants (schwer verwundet); ferner gerieten zwölf Deutsche in Gefangenschaft. Es war ein schwerer Verlust, aber die Leute haben sich tapfer geschlagen. Leider versagten hier die Eingeborenen vollständig; sehr viele haben das Gewehr in den Busch geworfen, die Sachen ausgezogen und sind davongelaufen. In Agbeluwoë vereinigten sich dann die Engländer mit den vom Monu her anrückenden Franzosen und gingen nun gemeinsam gegen uns vor. Wir stellten uns am 22. August abermals am Chra dem Feinde entgegen, das war das heftigste Gefecht, das stattgefunden hat. Wir mußten schließlich der Uebermacht und wegen Mangel an Munition weichen. Es wurde uns endlich noch gemeldet, daß eine Kompagnie Engländer mit einem Maschinengewehr bereits Palime passiert hätte und im Anmarsch auf Atakpame wäre. Ferner, daß vom Osten noch eine Kompagnie Franzosen komme. Es wurde daher mit dem Oberkommandierenden der vereinigten Truppen in Unterhandlung getreten. In der Nacht vom 24. bis 25. August wurden dann in Kamina sämtliche Türme umgelegt, und das Maschinenhaus total vernichtet und in Brand gesteckt. Am 27. August morgens 8 Uhr fand die Uebergabe statt.

Togo ist heute ungefähr wie folgt aufgeteilt: Englisch ist die Küste bis Portoseguro am Togosee entlang bis zur Mündung des Haho, der Lome-Landbezirk, der Misahöhebezirk vom Atakpamebezirk, was westlich der Bahn liegt. Französisch sind der Anechobezirk, der Atakpamebezirk östlich der Bahn, Atakpame selbst und der Sokodebezirk; über den Mangubezirk bin ich nicht unterrichtet. In den Bezirken, die von den Engländern besetzt sind, ist verschiedentlich gestohlen worden; sonst ist aber alles in ziemlicher Ordnung. In das Gebiet, das von den Franzosen besetzt ist, geht niemand."

In der Südsee

Deutsch-Neuguinea

Ueber die Ereigniſſe in Neuguinea nach der Kriegserklärung iſt das Reichskolonialamt durch einen von dort abgereiſten Beamten genauer unterrichtet worden.

Am 5. Auguſt wurde von der Funkenſtation in Bitapaka die amtliche Nachricht vom Ausbruch des Krieges in Europa aufgenommen. Der ſtellvertretende Gouverneur befand ſich zu dieſer Zeit auf einer längeren Dienſtreiſe in Kaiſer-Wilhelms-Land. Da anzunehmen war, daß die Engländer zunächſt verſuchen würden, ſich des Gouvernementsſitzes in Rabaul ſowie der größeren Niederlaſſungen dortſelbſt und in Herbertshöhe zu bemächtigen, und da beide Orte unmittelbar am Meere liegen und daher ohne weiteres mit Schiffsgeſchützen beſchoſſen werden können, beſchloß der die Gouvernementsgeſchäfte führende erſte Referent, den Gouvernementsſitz in das Innere von Neupommern nach dem von der See aus nicht beſchießbaren Toma zu verlegen. Nur die zur Aufrechterhaltung der Ordnung und des Hoſpitalbetriebes notwendigen Beamten blieben in Rabaul zurück. Die Eingeborenen verhielten ſich ruhig und wurden in Neupommern und auf den benachbarten Inſeln durch den Bezirksamtmann über den Krieg aufgeklärt. Hierbei wie überhaupt bei allen ſeinen Maßnahmen fand das Gouvernement die volle Unterſtützung der katholiſchen Miſſion in Herbertshöhe.

Gleichzeitig mit dieſen Maßnahmen ſchritt man zur Organiſation des bewaffneten Widerſtandes. Es wurde aus der vorhandenen farbigen Polizeitruppe mit den beiden vorhandenen aktiven Offizieren die bewaffnete Macht gebildet und dieſe durch Heranziehung von Deutſchen gemäß dem Wehrgeſetze für die Schutzgebiete verſtärkt. Bemerkenswert iſt, daß auch die Italiener und ein dort anſäſſiger und angeſehener Japaner mit etwa hundert ſeiner Landsleute dem Gouvernement ihre Dienſte gegen einen etwaigen Angriff der Engländer anboten, was jedoch mit Rückſicht auf die heimiſchen Nachrichten nicht angenommen wurde. Die Zahl der eingezogenen Deutſchen belief ſich auf etwa fünfzig. Die Bewaffneten wurden vor allem in Herbertshöhe und Bitapaka untergebracht. Schwächere Poſten ſtanden in Toma, Neu-Varzin, Wunaditir, am Weberhafen, Tobera, Raloana und Kabakane.

Am 12. Auguſt erſchien ein aus vier Kreuzern und drei Torpedobooten der auſtraliſchen Flotte beſtehendes Geſchwader vor Herbertshöhe und Rabaul, verlangte mit dem Gouverneur zu verhandeln und forderte die Beamten auf, die Lage der Funkenſtation bekanntzugeben. Dieſes Anſinnen wurde abgelehnt. Daraufhin drohte der Flottenkommandant, wenn er bis zu einer gewiſſen Zeit keine befriedigende Antwort erhielte, Herbertshöhe und Rabaul zu beſchießen. Die Beamten blieben jedoch bei ihrer Weigerung, und das Geſchwader dampfte, nachdem ſowohl in Herbertshöhe als auch in Rabaul die Poſtämter von gelandeten Truppen zerſtört worden waren, wider Erwarten, ohne die Drohung auszuführen, vor Ablauf der geſtellten Friſt wieder ab.

Die weitere Entwicklung der Dinge ſchildern auſtraliſche Zeitungen wie folgt: „Die auſtraliſche Flotte erſchien am 10. September wieder vor Herbertshöhe. Die Landungstruppen wurden am 11. September ausgeſchifft und konnten Herbertshöhe beſetzen, ohne Widerſtand zu finden. Um 7½ Uhr wurde die britiſche Flagge gehißt. Der Hafen von Rabaul wurde durch Torpedoboote nach etwa von den Deutſchen ausgelegten Minen abgeſucht. Auch nach Rabaul konnte ſpäter ohne Widerſtand eine Beſatzungstruppe gelegt werden. Die in Herbertshöhe gelandeten Truppen ſtießen indeſſen bei dem Vordringen in der Richtung der Funkenſtation Bitapaka dicht hinter Herbertshöhe auf heftigen Widerſtand. Sie rückten bei Tagesanbruch vor, worauf ſich auf einem Gefechtsfelde von der Ausdehnung von ungefähr ſieben Kilometern ein erbitterter Buſchkrieg ent-

wickelte. Die Wege waren teilweise mit Minen besetzt und die Station durch Schanzgräben gesichert. Nach heftigem Widerstande — es wird besonders betont, daß auch die eingeborenen Soldaten der Deutschen tapfer kämpften — soll sich der befehlshabende deutsche Offizier dieser Verteidigungslinie einige hundert Meter von der Telefunkenstation entfernt ergeben haben. Bei diesen Kämpfen betrugen die Verluste der Engländer: zwei Offiziere, ein Arzt, vier Matrosen der Marinereserve tot; verwundet wurden ein Offizier und drei Matrosen. Die Verluste der Deutschen sollen an Toten 20 bis 30 Mann, an Gefangenen zwei Offiziere einschließlich des Befehlshabers, 15 Unteroffiziere und 26 eingeborene Soldaten betragen haben." Es geht aus dem Berichte nicht hervor, wieviel Europäer sich unter der angegebenen Zahl der deutschen Verluste befanden.

Die Telefunkenstation selbst wurde weiter verteidigt und erst als die Engländer Geschütze in Stellung brachten, um die Station zu beschießen, vermutlich am 12. September, übergeben und von den Engländern zerstört. Nach dem Falle der Telefunkenstation gingen die Landungstruppen gegen Toma vor, wohin — wie erwähnt — die Deutschen den Sitz der Verwaltung verlegt hatten. Bei den von den Deutschen hier angelegten Verschanzungen fanden dann kleine Gefechte statt, doch war die Uebermacht der Angreifer so groß, daß sich die Verteidiger ergeben mußten.

Inselgebiet

12. August.

Auf der Insel Jap durchschnitten die englischen Kreuzer „Hampshire" und „Minotaur" das dort einmündende Kabel und zerstörten gleichzeitig die Funkenstation.

21. September.

Englische Streitkräfte zerstörten die Funkentelegraphenstation auf Nauru. Damit ist die Verbindung der deutschen Inseln mit der Außenwelt gänzlich unterbrochen.

3. Oktober.

Jaluit, der deutsche Verwaltungssitz der Marschallinseln, wird von den Japanern besetzt. Der Stationsleiter von Jaluit, der von den Japanern gefangen genommen und nach Tokio geschafft, von dort aber wieder freigelassen worden ist, sendet aus San Franzisko einen Bericht über seine Erlebnisse, der von der „Oberfränkischen Zeitung" veröffentlicht wird. Er schildert darin die zuversichtliche Stimmung der kleinen Anzahl weißer Ansiedler auf Jaluit, die auch von den Eingeborenen geteilt wurde.

Mit 15 schwarzen Soldaten und 20 Ansiedlern bei knapper Munition war aber an einen Widerstand nicht zu denken und er wurde denn auch beim Eintreffen der Japaner unterlassen. Hierüber heißt es in dem Bericht: „Am 29. September 1914 erschienen drei japanische Kreuzer und zwei Torpedobootszerstörer vor Jaluit. Gegen 1/2 2 Uhr mittags landeten sie auf Jabwor etwa 350 Offiziere und Mannschaften. Nachdem die ganze Insel besetzt worden war, wurde ich zu dem Befehlshaber des Landungskorps gerufen. Ich war von sämtlichen Beamten begleitet. Während der Verhandlungen, die nun begannen, wurde plötzlich Gewehrfeuer eröffnet. Als ich sofort dagegen protestierte, erwiderte mir der kommandierende Offizier, daß die japanischen Soldaten „very wild" seien. Das Feuer wurde jedoch wieder eingestellt. Zwei Kugeln hatten mein Haus getroffen, in dem sich meine Frau mit unseren zwei Töchterchen und zwei Dienern allein befand. Das geschah, während wir Beamten uns unbewaffnet dem Kommandeur der Landungstruppen gegenüber befanden. Dann wurden sämtliche Häuser durchsucht, Uhren und andere Goldsachen mitgenommen, auch Bier, Butter, Milch usw. bildeten eine willkommene Abwechslung für die japanische Kriegskost an Bord. Das Bild des deutschen Kaisers wurde beim Händler Capelle mit Bajonettstichen durchbohrt. Ein anderes Bild des Kaisers, das in der Wohnung des zweiten Leiters der Jaluitgesellschaft hing, wurde

durch einen Fähnrich beschlagnahmt und voll Siegesbewußtsein seinem Kommandanten überbracht; der Transport verursachte dem Vaterlandsverteidiger allerdings nicht geringe Mühe, da der brave Mann leider das Gardemaß nicht hatte, so waren von ihm beim Transport des Bildes, den er höchst eigenhändig besorgte, nur Schuhe und Augen zu sehen. Unser Lachen über das Bravourstück japanischer Heldenhaftigkeit ließ den Kommandanten das Unwürdige der Handlungsweise seines Untergebenen erkennen; er fand deshalb auch nicht die erwartete Anerkennung. Als Abschluß der Verhandlungen wurde mir schließlich bekanntgegeben, daß die japanische Regierung die Insel Jaluit als Hauptstadt der Marschallinseln ihrer Verwaltung unterstelle, so lange sich die deutsche Flotte im Osten zeige. Sämtliche Akten wurden durchwühlt, verschlossene Schränke aufgebrochen und alles beschlagnahmt, was nach außen offiziell aussah. Besondere Genugtuung bereitete die Auffindung des deutschen Exerzierreglements, Atlanten, Karten und ähnliches waren willkommene Beute. Das Postgebäude wurde durch Kolbenstöße aufgebrochen, die lagernden Briefe und Pakete erbrochen und ihr Inhalt ebenso wie die Markenwerte in alle Winde verstreut. Selbst die Uhr, die der Wand hing, wurde herabgerissen und zerstört. Die Segelboote der Station, offene Kutter, der eine etwa 24, der andere 20 Fuß lang, wurden, nachdem Segel, Taue und Blöcke weggenommen waren, aus dem Hafen geschleppt und ausgebrannt. Ein Kohlenleichter und ein Boot der Jaluitgesellschaft wurden zerstört, während drei andere Boote unversehrt blieben. Am Abend dampfte das Geschwader ab.

Am nächsten Tage blieben wir von unseren Peinigern verschont. Am 2. Oktober 1914 erschien das Geschwader aber wieder und landete eine Abteilung Matrosen. Der kommandierende Offizier überreichte mir einen Brief des Admirals Yamamaya, in dem er unter Festsetzung einer einstündigen Frist um Aufklärung über die schlechte Behandlung eines in Jaluit internierten Japaners bat. Gleichzeitig wurde mir eröffnet, daß eine Antwort ohne den Ausdruck des Bedauerns und der Entschuldigung nicht angenommen würde. Was blieb mir anders übrig, als dem Ansinnen zu entsprechen, wenn ich nicht die kleine wehrlose Kolonie der Willkür der Japaner ausliefern wollte, da den Worten eines feigen, japanischen Kulis — er war Viehtreiber — unbedingter Glaube geschenkt wurde. Während der Verhandlungen war ich von Soldaten umringt, die ihre Gewehre stets auf mich gerichtet hatten.

Abends zog das Geschwader wieder ab, um am nächsten Mittag wieder zu erscheinen. Ein Zerstörer fuhr in den Hafen und von ihm und den Kreuzern wurden abermals etwa 350 Offiziere und Mannschaften gelandet, und die Insel besetzt. Dann wurde mir eröffnet, daß die japanische Flagge gehißt sei, die japanische Regierung habe anders beschlossen, sie nehme nunmehr von Jaluit Besitz. Um diese Besitznahme rechtswirksam zu machen, mußte ich als Kriegsgefangener erklärt, und nach Japan gebracht werden. Es stehe mir frei, meine Familie und einen Diener mitzubringen. Ich erklärte, mich der Gewalt fügen zu müssen. Die Sicherheit des Lebens und des Eigentums der Zurückbleibenden wurde mir garantiert. Unter militärischer Kontrolle hatten wir dann zwei Stunden Zeit unsere Sachen zu packen. Um 6 Uhr wurden wir auf den Torpedobootszerstörer gebracht und verließen als Kriegsgefangene unsere zweite Heimat.

Interessieren wird, was unsere Eingeborenen von ihren neuen Herren dachten: „Die sind ja wie wir." Das war ihr Urteil. Ich schließe mich ihm voll an."

9. Oktober.

Englische Meldung: Die Japaner haben die Insel Jap besetzt.

10. Oktober.

Das japanische Marineministerium meldet die Besetzung der Marschallinseln, Mariannen- und Karolineninseln aus militärischen Gründen.

Samoa

29. August.

Samoa ist von den Engländern ohne Kampf besetzt worden. Die Besetzung von Samoa ist von den Engländern mit großer Vorsicht und Umständlichkeit eingeleitet worden. Das Nähere erzählt ein Bericht der „Times", den wir hier kurz zusammendrängen. Die Streitkräfte in Neuseeland, die den Auftrag hatten, Samoa zu besetzen, liefen am 15. August von Wellington aus und wurden von den Kreuzern „Psyche", „Pyramus" und „Philomel" geleitet. Da man wußte, daß „Scharnhorst" und „Gneisenau" in der Südsee ihr Wesen trieben, nahm man den Umweg über Neukaledonien. Etwa zwei Wochen wurde ein Versteckspiel zwischen den zahllosen Inseln getrieben, nachts bei gelöschten Lichtern. Am 20. wurde Neukaledonien angelaufen, wo gerade der große französische Kreuzer „Montcalm" in den Hafen einfuhr. Tags darauf stieß der Schlachtkreuzer „Australia" und der leichte Kreuzer „Melbourne" zu den Engländern. Begeisterter Empfang bei den Franzosen in Neukaledonien. Eines der Schiffe lief auf eine Sandbank, was Aufenthalt verursachte; am 23. ging's weiter, um an der Südostspitze der Insel den Konteradmiral Sir G. E. Patey an Bord zu nehmen, dem die Flotte der Verbündeten unterstellt war. Es kam dort nämlich außer „Australia" und „Melbourne" noch der genannte französische Kreuzer hinzu. Zu acht bewegte sich nun das Geschwader mit elf Knoten nordöstlich nach Fidschi. Dort fand man im Hafen von Suva das japanische Kohlenschiff „Fukoku Maru", von dem man erfuhr, daß es kurz vor der Kriegserklärung die deutschen Kreuzer bei den Karolinen mit Kohlen versorgt hatte, dann nach Samoa gegangen war, aber bei Apia nicht die Erlaubnis bekam, zu landen. Es war von den Deutschen mit Wechseln auf Deutschland bezahlt worden, die es nun in Suva wertlos fand. Am 30. August kam das Geschwader in Sicht von Samoa und umfuhr die Insel Upolu. Nachdem der Hafen von Apia auf Minen durchsucht worden, setzte sich die „Psyche" unter Parlamentärflagge an die Spitze und übergab die Aufforderung zur Uebergabe der Stadt. Die Deutschen waren überrascht, denn sie hatten ihre eigene Flotte erwartet, und beschlossen, der überlegenen Macht gegenüber keinen Widerstand zu leisten. Kapitän Marshall gab den Schiffen Nachricht; bald war die Landungsmannschaft mit Gewehren und Maximgeschützen ausgebootet und besetzte die Hauptstraße, die Brücken, die Regierungsgebäude, das Zollamt, die drahtlose Station. Dann wurde die deutsche Flagge, die vierzehn Jahre lang über der Insel geweht hatte, niedergeholt und am andern Morgen die britische Flagge aufgezogen. Bei dieser Feierlichkeit waren die Truppen in drei Seiten eines Vierecks vor dem Gerichtsgebäude aufgestellt, in dem die neue Regierung unter Oberst Logan ihren Sitz genommen hatte. Rechts von der neuen Flaggenstange standen der Oberst, der Kapitän Marshall und die übrigen Offiziere, links in malerischer Gruppe die eingeladenen Häuptlinge, darunter Tanu Malietoa und Tamasese. Da die Deutschen auch nach der Kriegserklärung die ansässigen Engländer und Franzosen höflich behandelt hatten, wurde ihnen jetzt dementsprechend vergolten. Der Gouverneur Dr. Schultz wurde nach Fidschi und später nach Neuseeland geschickt, wo er interniert ist; die neuseeländische Regierung tut alles, um ihm seine Lage angenehm zu machen.

14. September.

Eine Anzahl angesehener deutscher Angestellter und Ansiedler ist vorübergehend verhaftet worden. Der Grund dafür war das Erscheinen der deutschen Kreuzer „Scharnhorst" und „Gneisenau", die im Morgengrauen vor dem Hafen in Sicht gekommen waren. Doch nach kurzer Zeit dampften die beiden Kreuzer wieder davon, ankerten kaum eine Stunde bei Mulifanua und verschwanden dann. Sie hatten offenbar das Eigentum der deutschen Ansiedler nicht beschädigen wollen.

565257

HMod
V87 38

Der Völkerkrieg... hrsg. von Baer.

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED